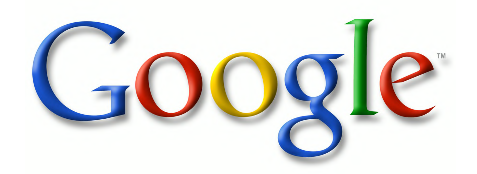
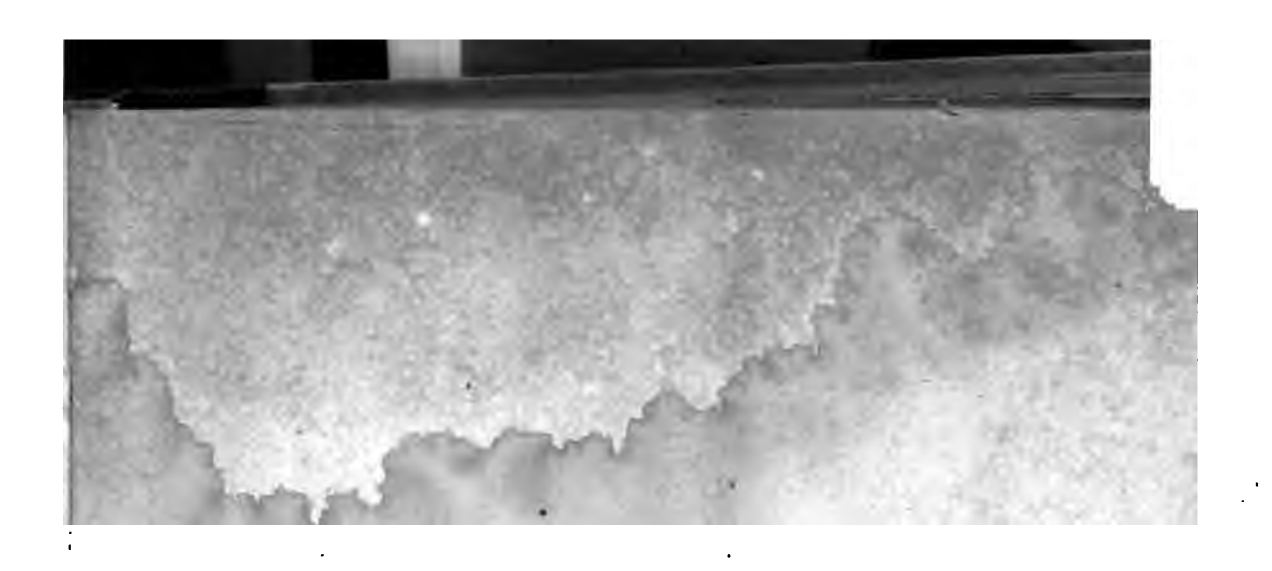


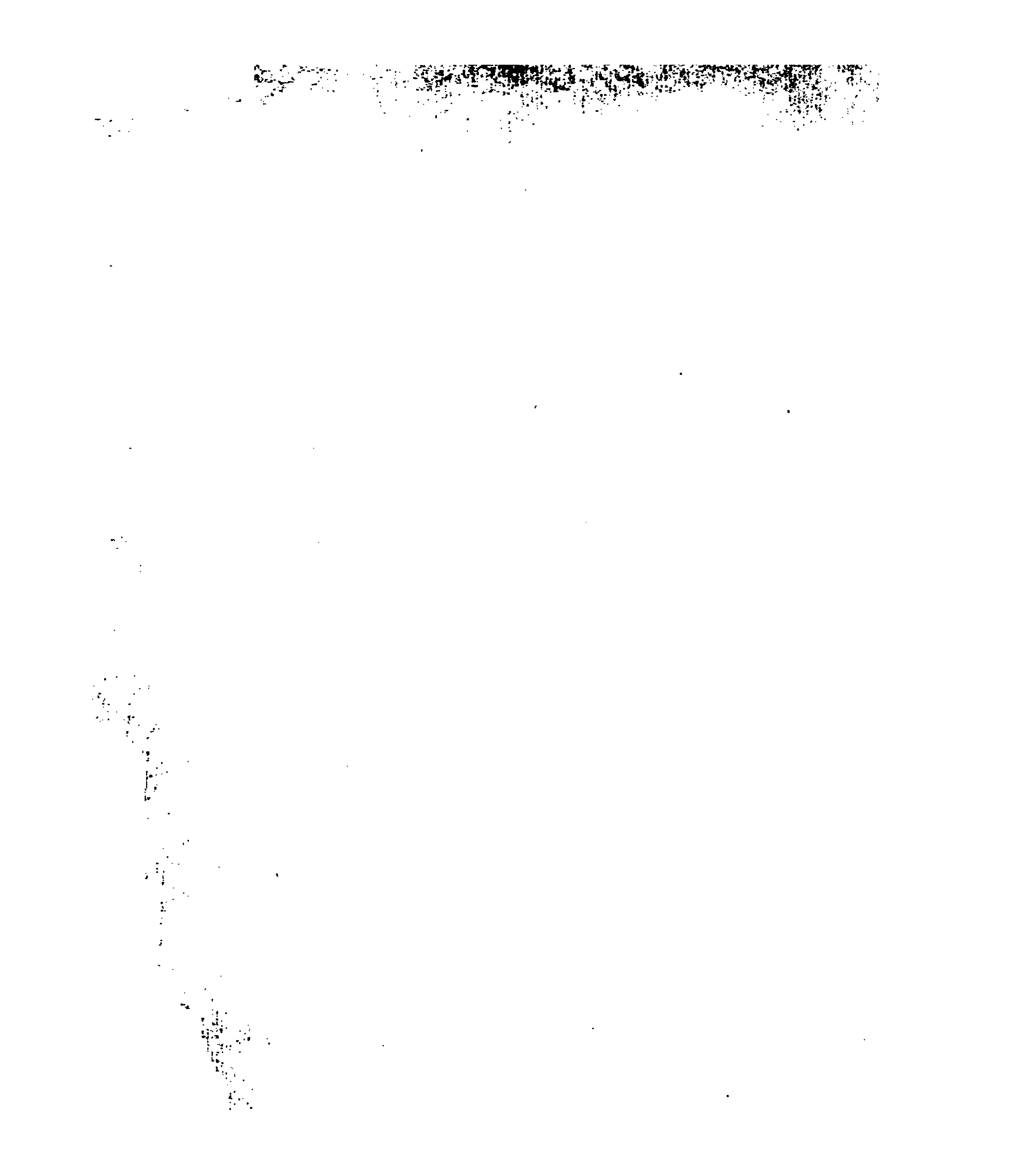



STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969









Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge
von genannten Schriftstellern bearbeitet
und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Dritte Section
O — Z.

Herausgegeben von

M. H. E. Meier.

Siebzehnter Theil.

PERIKLES — PERSE-RASCH.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1842.

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Dritte Section

O — Z.

Siebzehnter Theil.

PERIKLES — PERSE-RASCH.

PERIKLES.

PERIKLES, Sohn des Siegers von Mykale, Xanthippos und einer Urenkelin des sikyonischen Tyrannen Klisthenes, Agariste [1]), gehörte dem Demos Cholargos und der Phyle Akamantis an. Sein Geburtsjahr ist unbekannt [2]). Einige Tage vor seiner Geburt träumte, wie es heißt, seiner Mutter, sie habe einen Löwen geboren, und so hatte man schon Gelegenheit aus dem mütterlichen Traume auf die künftige Größe des Mannes zu schließen. Sein Körper war wohlgestaltet, aber sein langer, unförmlicher Kopf eröffnete den komischen Dichtern ein reiches Feld des Witzes, man nannte ihn *σχινοκέφαλος, ἐνδεκάκλινος* rc. und Kratinos, um mit einem Worte vielsagenden Spott auszusprechen, nannte ihn sogar *κεφαληγερέτης*, ein Ausdruck, welcher dem Homerischen *νεφεληγερέτης* nachgebildet neben dem Hiebe auf seinen körperlichen Fehler auch eine Anspielung auf seine demagogische Stellung enthält. Perikles' Musiklehrer war nach gewöhnlicher Ansicht Damon, nach Aristoteles [3]) und Plato [4]) aber Pythokleides. Er war ferner der erste, der es fand, daß ein gewisser Grad von philosophischer Bildung auch dem Staatsmann nöthig sei, nicht um sich in ein Lehrsystem einzuspannen, sondern um sich im freien Denken zu üben, und so hörte er denn bei dem Eleaten Zeno die Physik. Aber sein vorzüglichster Lehrer, welcher ihn zum großen Manne machte, und seinem Charakter jene Würde und Festigkeit verlieh, die das ganze Alterthum nicht genug bewundern konnte, war Anaxagoras aus Klazomene [5]). Perikles wollte ganz Staatsmann sein und war es, man sah ihn nur auf einem Wege in der Stadt, auf dem Wege zum Markte und zum Rathhause, Einladungen zu Gastmälern und üppigen Festen lehnte er jedesmal ab. Nur bei der Hochzeit seines Neffen Euryptolemos war er zugegen, doch entfernte er sich gleich Anfangs wieder nach der Libation [6]). In seiner Jugend soll er sich vor dem Demos gefürchtet haben, früh schon fanden ältere Leute in Athen Ähnlichkeiten auf, welche zwischen ihm und Pisistratos stattfinden sollten, Körper, Haltung und namentlich die Sprache schienen bei beiden gleich. Auch wegen seines Reichthums, seiner vornehmen Abkunft und seiner mächtigen Freunde glaubte er den Ostrakismos fürchten zu müssen und verhielt sich ruhig, nur in der Schlacht den tüchtigen Soldaten zeigend, der die Gefahr nicht scheut. Als aber Aristides gestorben, Themistokles verbannt und Kimon durch auswärtige Kriege vom Vaterlande entfernt gehalten wurde, glaubte er, sein Zeitpunkt sei gekommen, und wählte nicht die Partei der Reichen und Oligarchen, sondern schloß sich dem Demos an, und nahm sich vor die Interessen der ärmeren Menge zu vertreten, wenn es auch möglich ist, daß seine Grundsätze damals noch geschwankt haben [7]). Aber es ist auffallend, im Alterthume erben politische Grundsätze fort. Gern hätte man Perikles zum Aristokraten gebildet; daß man sich aber an ihm einen Löwen erzog, welcher die Kunst verstand, die Aristokratie, die Drakon zu verewigen versucht hatte, Solon nicht brechen konnte oder wollte, an der Klisthenes und Aristides, seine Vorläufer, nicht wenig gerüttelt hatten, vollends über den Haufen zu werfen, und das ohne eigentliche Gewaltthätigkeit, das mochte man nicht geahnt haben. Fürchtete er vielleicht den Kimon, dessen Ansehen und Liebe in den Herzen der Optimaten er täglich wachsen sah? Nein, Perikles war begeistert für die Sache des Volkes, und seine auf Erfahrung basirte Ansicht vom Staate erlaubte ihm nicht Interessen zu begünstigen, welche dem Glanze der Nation im Wege standen; hätte er nur einen Sohn hinterlassen, der die Grundsätze des Vaters verfolgend auf dem Ehrenwege fortgegangen wäre, wahrlich Athen hätte es nimmer bereuen mögen, daß es einen Perikles in seinem Busen genährt hat. So aber stürzte mit seinem Tode sein Staatsgebäude zusammen.

Der Anfang seiner politischen Wirksamkeit wird in's J. 469 v. Ch., in's vierte Jahr der 77. Ol., fallen. Schnell begriff der Jüngling, daß er seine ganze Lebensweise ändern müsse; nach der im Alterthume gewöhnlichen Weise buhlte er um die Volksgunst, denn der Markt mußte sein Thron werden, und die Liebe der Nation seine Garde. Speisungen der Armen, Freundlichkeit und Leutseligkeit gegen Jedermann waren die Einleitung dazu [8]). Bald gründete er durch Beredsamkeit

1) *Herod.* VI, 125. 2) *Plut.* Vit. Pericl. c. 3. 3) *Plut.* V. P. c. 3. 4) im Alcib. 118, c. 5) *Plat.* Alc. l. c. Phaedr. p. 270, a. *Cic.* Brut. XI; de Orat. III, 34. *Quinctil.* Instit. XII, 2. *Schaubach.* Fr. Anaxag. p. 17 sq. 6) Heeren, Ideen. III, 1. S. 404.

7) *Aristid.* orat. de IV vir. p. 159 *Dind.* 8) *Plut.* Pericl. c. 7. Reipubl. gerend. praecepta. p. 800 B. *Arist.* l. c

gerufen wurde und zwar[35]) nach dem fünften Jahre seines Exils. Anders und mit gutem Grunde urtheilt O. Müller[36]). Die Äschylische Trilogie nämlich fällt in den siebenten oder neunten Monat des ersten Jahrs der 80. Ol., und es läßt sich doch nicht gut denken, daß der Dichter gesagt hätte, daß die Göttin ihren Rath für die Ewigkeit gestiftet habe[37]), daß auch für die Zukunft allezeit der weisen Richter hoher Rath fortbestehen werde[38]), wenn die Macht des Gerichtshofes bereits vernichtet gewesen wäre. Es scheint unmöglich das Datum genau festzustellen, doch geht aus der ganzen Art und Weise der Trilogie hervor, daß Äschylos noch Hoffnung hatte, daß dem Rathe seine Würde und sein Ansehen erhalten werden würde, also das Ende der Sache noch nicht abzusehen war.

Als Perikles' Ansehen durch solche Mittel hinlänglich befestigt schien, machte er den Angriff auf den berühmten Besieger der Perser, der an Reichthum und Adel Niemandem nachstand und der die Staatscasse Athens mit Schätzen und Kriegsbeute angefüllt hatte. Kimon wurde des Lakonismus beschuldigt und durch den Ostrakismos verbannt. Freilich war er Lakonenfreund, unterhielt sogar Gastfreundschaft mit den Spartanern[39]), aber seine Handlungsweise wurde durch seine aristokratische Richtung gerechtfertigt. Aber Perikles' Verfahren findet darin seine Entschuldigung, daß Kimon ihm zu mächtig und gefährlich schien, daß seine Verbannung nothwendig war, wenn das Perikleische Staatsgebäude mit einiger Sicherheit aufgeführt werden sollte. Als man sich aber dabei nicht beruhigte, das Haupt der Aristokraten entfernt zu haben, als man anfing, die Pfeile des Ostrakismos auf die ganze Partei abzuschießen, ja, als der hochherzige Kimon selbst, der als Verbannter es gewagt hatte, in einer gefahrvollen Schlacht sich unter die Reihen der Athenischen gemeinen Krieger zu mischen, von den Freunden des Perikles zurückgewiesen war, zugleich aber die Gefahr von Sparta aus täglich mehr wuchs, da ergriff die Herzen der wankelmüthigen Athener Reue und Sehnsucht nach dem Manne, welcher mit dem Siege einen Bund geschlossen zu haben schien, und Perikles vorsichtig die Gefahr berechnend, welche seiner eigenen Stellung drohete, wenn die Zurückberufung nicht von ihm ausginge, trug dem erstaunten Volke die Nothwendigkeit von Kimon's Gegenwart vor, setzte sein Psephisma einstimmig durch, und stieg durch diese scheinbar hochherzige Handlung auch im Ansehen und in der Liebe selbst derjenigen, welche ihn vorher mit zweideutigen Blicken betrachtet hatten. Kimon kehrte heim und brachte schnell den Frieden zwischen Sparta und Athen zu Stande[40]). Andere Berichte stellen die Sache in noch trüberes Licht. Perikles soll Kimon's Rückkehr erst dann eingeleitet haben, als er durch Elpinike die Schwester des Kimon die geheime Verabredung getroffen hatte, daß ihr Bruder mit 200 Schiffen auslaufen, das Heer in die Ferne führen und in Persien sich ein Land erobern sollte, Perikles aber im Innern die Gewalt und Leitung des Staates behalte. Perikles soll also in geheimen Artikeln den Staat getheilt, sich die Heimath und die unterworfenen Inseln zur Herrschaft auserkoren und Kimon darauf angewiesen haben, sich mit Athenischem Bürgerblute Provinzen zu erobern. Solche Nachrichten scheinen unglaublich. Natürlich sah Perikles seinen Hauptgegner lieber in der Ferne, als in seiner Nähe, aber sein Charakter war zu edel, als daß er den Staat Privatinteressen hätte unterordnen können, und sein Herz ward nicht durch die Politik geleitet, sondern diese ging aus inniger Überzeugung hervor. Schon früher, als Kimon auf den Tod verklagt und Perikles einer der vom Volke bestellten Ankläger war, soll Elpinike als Fürbitterin für das Leben ihres Bruders zu ihm gekommen sein. Mag nun jenes Scherzwort wahr sein: „O Elpinike, du bist zu alt für solche Geschäfte," oder nicht, als Ankläger nahm Perikles nur einmal das Wort und bewirkte durch seine Rede grade das Gegentheil von dem, was ihm zugemuthet war. Schwerlich würde er aber anders verfahren haben, hätte Elpinike nicht sein Haus betreten[41]). Doch wird das Mährchen dem Stesimbrotos willkommen gewesen sein[42]). Ja! noch ärgere Dinge wurden dem großen Manne angedichtet. Idomeneus aus Lampsakos klagt ihn an, daß er seinen Freund und politischen Bundesgenossen Ephialtes aus kleinlichem Neid und niedriger Eifersucht gegen seinen Ruhm meuchlings ermordet habe. Aber schon Plutarch hat die Verleumdung abgeschnitten. Er greift, sagt er, diese Lüge irgendwoher auf, gegen den Mann seine Galle auszuschütten, der zwar nicht ganz tadellos sein mag, aber eine edle Gesinnung und ein ehrliebendes Herz hatte, in welchem ein so rohes tigerhaftes Wesen keinen Raum finden kann. Ephialtes, der furchtbare Oligarchenfeind, fiel durch Aristodikos von Panope, welchen die besorgten Aristokraten gemiethet hatten, wie Aristoteles sagt[43]).

Als nun Kimon auf verständige Weise aus Athens Mauern entfernt war, konnte es den Aristokraten nicht länger verborgen bleiben, was ihnen durch die Abwesenheit dieses großen Mannes verloren gegangen war. Man fürchtete, Perikles möge auch den Namen des Herrschers sich anmaßen, da er es in der That schon war; und man suchte und fand bald einen Gegner für ihn in Thukydides aus Alopeke, einem Manne von besonnenem Charakter, der unverrückt den Zweck seiner Stellung im Auge behielt, Perikles, wann und wo er konnte, das Widerspiel hielt und bald wenigstens ein gewisses Gleichgewicht beider Parteien hervorbrachte. Er ließ die Aristokraten sich nicht, wie das bisher geschehen war, mit dem Demos vermengen, wodurch der Glanz ihrer Würde sich unter dem großen Haufen verlor, er schied ihre Gesammtmacht rein aus und versammelte sie in einem Mittelpunkte, wo sie dann gewichtiger zog mochte auf der po-

35) nach *Corn. Nep.* V. Cim. c. III. 36) Eum. p. 116. 37) E. V. 462, 343. 38) Ebd. 653 fg. 39) *Plut.* V. Cim. c. XV et XVI. 40) *Id.* Pericl. c. X.

41) *Plut.* V. Pericl. c. X. 42) s. noch *Plut.* V. Cim. c. XIV. 43) bei *Plut.* l. c. Vergl. *Diod.* XI, 77. *Antiphon.* De caede Herodis. p. 137.

loponnesischen Kriege, als Aristophanes den Meister der Sophisten, den Sokrates, von der Bühne herab bekämpfte, ihren Höhepunkt erreichte. Was Perikles selbst betrifft, so mußte er, da sein Herz so warm für den Staat schlug, auch mit derselben Liebe an einer Religion hängen, auf deren ungekränkter Fortdauer das glückliche Fortbestehen seines Vaterlandes beruhte. Die Lehren der Philosophen können seinen Verstand geläutert, sein Rednertalent geübt, den Umfang seiner Bildung erweitert haben: sein Herz war ohne Zweifel dem Glauben der Väter ergeben. Konnte es seinem die Zukunft so sicher durchschauenden Blicke verborgen bleiben, daß Athen von dem Augenblicke an dem Verderben zueilen würde, wo der Thron der Attischen Götter gestürzt war? Kann man sich denken, daß er alle die Tempel, Heiligthümer und religiöse Feste angeordnet haben würde, wenn sein Herz weiter nichts als die Verschönerung der Vaterstadt gewünscht hätte, ohne daß er an die Existenz der erhabenen Wesen, welchen er huldigte, geglaubt hätte? Ist endlich bei Perikles der Gedanke möglich, daß er die Erscheinung der Göttin im Traume erfunden habe, um sich das Ansehen eines Gottbegeisterten zu geben, daß er aus Hohn gegen die Göttin jenes eherne Bild der eulenäugigen Göttin auf der Burg neben dem Meere geweiht hat? Er war Freund des Phidias, und dieselbe religiöse Begeisterung, welche diesen Künstler leitete, wohnte auch im Herzen des Perikles. Aber die Feinde des Perikles ruheten nicht, und die Aufführung der Bauten zog ihm selbst, die Oberaufsicht über ihre Anlage und Ausführung, namentlich die Anfertigung der Bildsäulen dem Phidias noch ärgeren Groll zu. Man dichtete, daß Phidias für den Perikles die edlen Weiber, welche seine Werkstatt besuchten, aufgenommen habe, ein willkommenes Mährchen für die Komiker, welche sich in Zoten darüber ergossen, und bald mit Anspielungen auf die Frau des Menippos, seines Freundes und Unterfeldherrn, bald auf den Hühnerhof des Pyrilampos, gleichfalls eines Vertrauten des Perikles, dem man nachsagte, er schicke seinen Favoritinnen Pfauen zum Präsent, zu Felde zogen. Aber schon oben ist gezeigt worden, daß Elpinike, welche Perikles' Haus in der edelsten Absicht besuchte, dadurch in den Mund der Verleumdung kam, und Stesimbrotos von Thasos, jener bekannte Spötter des großen Mannes, schämte sich nicht, sogar von Blutschande zu reden, welche Perikles mit seiner Schwiegertochter getrieben habe. Es wird lasterhaften Menschen schwer, sich große Männer rein zu denken und wann wäre ein großer Mann frei von Verleumdern gewesen [52]).

Thukydides und den Rednern seiner Partei kamen die großen Ausgaben des Staats sehr gelegen, weil sie dazu gemacht schienen, Perikles' Verbannung zu motiviren. Der Angeklagte suchte sich zu vertheidigen, und hatte sogar die Kühnheit, das Volk zu fragen, „ob denn wirklich so sehr viel ausgegeben sei?" Als man aber seine Frage mit einem einstimmigen Ja beantwortete, da rief er laut, er wolle auf die Weihgeschenke seinen Namen setzen lassen und die staunende Menge, welche solche Aufopferung des Eigenthums nicht geahnt hatte, schrie ihm zu: er möge die Staatscasse benutzen, wie er wolle. Thukydides ward vom Markte verjagt und Perikles trug den glänzendsten Sieg davon [53]).

Gleich nach der Entfernung dieses Mannes soll Perikles einen andern Ton und eine andere Stellung gegen das Volk angenommen haben. Gegner fand er nicht mehr, er war Alleinherr und zwar nicht allein von Athen, sondern über alles, was davon abhing, er war Herr des Meeres, der Inseln, Freund vieler Machthaber, Könige und Tyrannen, die mit dem Athenischen Volke in Verhältnissen standen — allerdings eine Stellung, welche der Herrschsucht und Hoffahrt Raum gibt, zu Anmaßung verleiten, die Hände verlocken kann, nach der Krone zu greifen. Aber wie der gemeine Mensch nie ein großes Herz begreift, so hat auch der Attische Demos den Perikles, ungeachtet seine Tugenden und Absichten vor Augen lagen, für einen gewöhnlichen Demagogen gehalten. Der Athenische Bürger glaubte dem Perikles vieles zu Gefallen gethan und beschlossen zu haben, und hoffte jetzt Gleiches mit Gleichem vergolten zu sehen. Darin aber täuschte er sich. Die Stellung und Haltung des Staatsmannes blieb vor wie nach dieselbe, nur wandte er jetzt feinere und bessere Mittel an, um den Demos zu zügeln. Nicht allein durch die Kraft seiner Rede fesselte er die Gemüther und riß sie mit sich fort, nicht allein durch die zur rechten Zeit erregte Furcht und Hoffnung, jene stärksten Triebfedern der Überzeugung bei Menschen, welche nur der Gegenwart leben, auch durch seine überall und in jeder Lage des Lebens bewiesene Rechtlichkeit, seine Unbestechlichkeit, welche Privatinteressen verachtete, wenn vom Heile des Staats die Rede war, auch durch seine Treue in Verwaltung des Staatsvermögens, die er am deutlichsten dadurch bewies, daß er kein größeres Vermögen hinterließ, als er von seinen Vätern ererbt hatte, erreichte es Perikles, daß er am Ende die Nation als sein Kind betrachten, als Vater zu ihr reden, sie ermuntern, loben und geißeln durfte, je nachdem sie es verdient hatte [54]). Nur die gleichzeitigen Komiker, jene ultraliberalen Publicisten des Alterthums, schilderten seine Stellung als gefährlich und machten ihn des Strebens nach der Tyrannis verdächtig, nannten seine Anhänger die Garde des Pisistratos, und foderten einen Schwur von ihm, daß er in Wahrheit nicht daran denke, sich zum Tyrannen zu machen [55]). Doch ging es den Komikern, wie es heute den Kläffern geht, man hörte nicht auf sie und vierzig Jahre lang behauptete sich Perikles an der Spitze des Staates neben einem Ephialtes, Leokrates, Myronides, Kimon und Tolmidas und selbst neben einem Thukydides, und nach des letztern Ostrakisirung behauptete er sich bei jährlich wechselnden Strategen und Archonten gewissermaßen im ungetrübten Besitze einer unumschränkten Gewalt, durch Privatinteressen, wie schon mehrfach angedeutet, unverführbar, obgleich er sich

52) *Plut.* V. Pericl. c. XIII.

53) *Plut.* V. Pericl. c. XIV. 54) *Id.* c. XV. *Thuc.* II, 65. 55) *Telekleides* ap. *Plut.* V. Pericl. c. XVI.

keineswegs der Sorge und der vorsichtigen Pflege seines von den Vätern ererbten Vermögens entschlug. Aber die Früchte von seinen Ländereien verkaufte er, um täglich vom Markte die Bedürfnisse des Hauses zu bestreiten. Freilich beklagten sich seine erwachsenen Söhne bitter über solches Verfahren, und noch bitterer die Hausfrauen, welche, da er stets die Wage und das Rechnungsbuch bei der Hand hatte, ihn nicht selten des Geizes beschuldigten. Ein einziger Diener, der zum Wirthschaften wie keiner geboren, und von Perikles dazu angehalten war, besorgte auf solche Weise das ganze Haus[56]). Darin erkennt man nun freilich nicht den Schüler des Anaxagoras, welcher ganz der Philosophie ergeben, seinen Haushalt zu Grunde gehen und seine Güter verderben ließ. Perikles nahm beides, Staats- und Privatvermögen mit gleichem Scharfblicke in Acht, und am Ende mußte er auch noch die Sorge für den Haushalt seines Lehrers übernehmen, wenn auch die Anekdote theilweise oder ganz erdichtet ist, daß, als Perikles von Staatsgeschäften überhäuft seines Lehrers vergessen hatte, dieser in ein Tuch eingewickelt als echter Philosoph ruhig den Hungertod abwartete. Perikles hörte davon, eilte herzu, beklagte sich und bat ihn seinen Entschluß aufzugeben, mochte sich aber wol schwerlich des Lächelns enthalten können, als er die trockene Antwort erhielt, wer ein Licht nöthig hat, gieße Öl hinzu.

Einer der großartigsten Plane des Perikles, welcher nicht nur das Vaterland betraf, sondern ganz Hellas umfaßte, scheiterte an der Zerrissenheit des Landes und Volkes. Hellas sollte eine einzige Eidgenossenschaft werden, und unter dem Paniere der Freiheit ein einziger Bundesstaat sein. Abgeordnete aus allen großen und kleinen Hellenischen Staaten sollten an einem einzigen Amphiktyonentage nach Athen kommen, weil diese die größte und blühendste Stadt von Hellas sei, und dort über die griechischen von den Barbaren verbrannten Tempel, über die Opfergelübde, welche man den Göttern für die Errettung aus der Persergefahr noch schulde, endlich aber über das Meer, allgemeine Sicherheit der Schiffahrt und über die Aufrichtung eines ewigen Friedens zwischen den einzelnen Hellenischen Staaten berathschlagen. Hellenenthum sollte die Basis des Bundes sein, nur der Barbar solle als Feind und Gegner betrachtet werden dürfen. Welch eine schöne Idee, wie so ganz des großen Mannes würdig! Welcher Hellene vor ihm und nach ihm hat ähnliche Plane gehabt? Freilich hat Alexander der Große sich noch über den Begriff des Hellenenthums emporgehoben, und wollte Barbaren und Hellenen in eine einzige große Nation umschaffen, aber wie siegreich auch der Kampf des Hellenenthums gegen alle Barbarei des Alterthums gewesen ist, so scheint doch Alexander nicht beachtet zu haben, daß der Begriff der Nation auf Nationalität beruht, und welche Nationalitäten mußten erst vernichtet werden, und welcher Geist mußte erst den Barbaren eingehaucht und den Hellenen ausgetrieben werden, ehe solcher Plan ausführbar war? Zwei Nationen können unter keiner anderen Bedingung sich vereinigen, als daß die eine untergeht. So steht also Perikles höher als Philipp's Sohn! Um den Plan zu verwirklichen, wurden schnell zwanzig funfzigjährige Männer auserkoren, fünf zu den Joniern und Doriern nach Asien und den Inseln bis nach Lesbos und Rhodos, fünf nach dem Hellespont und Thrakien, bis nach Byzanz, fünf nach Böotien, Phokis, dem Peloponnes, Lokris, Epiros, Akarnanien und Ambrakia, fünf nach Euböa, dem Ötagebirge, dem malischen Busen, nach den Phthioten, Achäern und Thessaliern abgesandt, sie zu entbieten an den Berathungen zum Freiheits- und Bundesvereine von Hellas Theil zu nehmen. Aber Lakedämon schon längst eifersüchtig auf die jugendliche Nebenbuhlerin war dagegen, die Peloponnesier lehnten das Anerbieten ab, und die Staaten traten nicht zusammen. Doch bleibt die Idee groß, wenn sie auch wie ein schöner Traum verschwand, und werth der Geschichte aufbewahrt zu werden[57]).

Auch als Feldherr war Perikles groß, wenn man denjenigen mit diesem Namen bezeichnen muß, der nicht durch kühne Evolutionen und gefahrvolle Züge, die das Glück und verzweifelter Kampf mit Sieg krönte, sondern durch vorsichtige Haltung, Vermeidung von Schlachten, deren Ausgang ungewiß war, und durch Schonung des Menschenblutes sich auszeichnete. Nicht solche Feldherren nahm er sich zum Muster, deren Wagstücke durch den Zufall begünstigt waren und deren Namen deshalb von der unwissenden Menge angestaunt wurden, weil sie die Resultate der Berechnung nicht von zufälligem Erfolge zu unterscheiden vermag. Perikles schonte Menschenblut.

Als Tolmidas im Vertrauen auf sein gutes Glück und seinen ausgezeichneten Waffenruhm zur Unzeit einen Angriff auf die Böotier vorbereitete, und tausend edle Athenische Jünglinge, abgesehen von dem übrigen Heere, durch Siegeslust und Kriegsmuth verlockt Theil nehmen wollten, da rief ihm Perikles von der Rednerbühne die unvergeßlichen Worte zu: „Wenn du Perikles nicht glaubst, so warte wenigstens die Zeit, den weisesten Rathgeber, ab.“ Zwar fand er damals bei dem übermüthigen Volke keinen Beifall, aber bald kam die Nachricht, daß Tolmidas bei Koronea mit vielen Bürgern eingeschlossen, besiegt und gefallen sei, und nun erkannte man erst, freilich zu spät, Perikles' Weisheit, und lautes Lob tönte ihm aus dem Munde des bereuenden Volkes entgegen[58]). Am meisten glänzt unter seinen Feldherrnthaten sein Zug nach dem Chersones hervor. Nicht zufrieden damit, durch 1000 Athener die Bevölkerung der Stadt gehoben zu haben, zog er nach Miltiades' Vorgang Schutzmauern und Bollwerke von Meer zu Meer[59]) quer über die Landenge, um den Einfällen der umherstreifenden Barbaren, namentlich der durch ihre Räubereien berüchtigten Thrakier, zu begegnen, und schnitt so auf einmal alle Neckereien und Kämpfe ab, durch welche das Aufblühen der Colonie bis dahin verhindert worden war[60]).

Dagegen hat seine ins dritte Jahr der 81. Olym

56) *Plut.* V. Pericl. c. XVI.

57) *Plut.* V. Pericl. c. XVII. 58) *Id.* c. XVIII. 59) *Herod.* VII, 36. 60) *Plut.* V. Pericl. c. XIX.

piade fallende Fahrt in den Peloponnes[61]), als er von Pegä in Megaris mit 100 Segeln auslief, sehr verschiedene Beurtheiler gefunden. Er begnügte sich nicht damit, wie Tolmidas, die Seestädte verwüstet zu haben, drang mit seinen Streitern tief in das Land ein und verbreitete durch seine plötzliche Erscheinung überall Furcht und Angst, trieb die zagenden Einwohner hinter die Mauern, schlug die bei Nemea vorschnell angreifenden Sikyonier und errichtete eine Trophäe. Dann durch Truppen aus dem befreundeten Achaia seine Streitmacht verstärkend, näherte er seine Flotte wieder dem Festlande, segelte am Acheloos vorbei, kam nach Akarnanien, schloß die Oneaden in ihre Mauern ein, schuf die fruchtbare Umgegend in eine Wüste um, und kehrte endlich, ein Schrecken dem gelähmten Feinde, eine Hoffnung den vertrauenden Athenern, in die Heimath zurück[62]).

Noch größeren Ruhm erwarb ihm sein glänzender Zug nach dem Pontos Euxinos. Er erfüllte nicht nur die Wünsche der dort wohnenden Hellenen, sondern behandelte überhaupt die Einwohner mit großer Güte, aber den fremden Völkern, Königen und Fürsten umher zeigte er seine Macht, und verschaffte dadurch den Hellenen eine ruhige und ungetrübte Schiffahrt, machte sich selbst aber das ganze Meer unterthänig. In Sinope ließ er eine angemessene Mannschaft unter Lamachos gegen den Tyrannen Timosilaos zurück, und als dieser mit seiner Partei die Flucht ergriffen hatte, segelte Perikles mit 600 Freiwilligen nach Sinope zurück, um die Häuser und Güter, welche die geschlagene Partei inne gehabt hatte, zu theilen und zu benutzen[63]).

Dagegen nahm er nicht Theil an dem Ägyptischen Project. Die Größe seines Glückes und seiner Macht konnte ihn nicht bewegen, an diesem Aufstande Theil zu nehmen, und ebenso wenig mischte er sich in die Aufwiegelung der Jonischen, der Krone Persien unterthänigen, Küstenländer, da sein staatskluger Geist den unglücklichen Ausgang dieser Unternehmungen vorhersehen mußte, und außerdem war ja in der Nähe noch viel zu viel zu thun, warum hätte er sich in so weit aussehende Plane verwickeln sollen? Es mußte ihn daher auch tief betrüben, wenn schon damals mancher nach Sicilien seufzte, und mit Hoffnungen sich umhertrug, die bald genug durch die Vorspiegelungen von Alkibiades und seiner Partei zum Unglück des Athenischen Staates beherzigt wurden. Der Schwindel, welchen Perikles' Waffenglück und glänzende Verwaltung dem Volke eingeflößt hatte, ließ den Einen und Anderen schon von Attischen Colonien in Etrurien und Carthago träumen, doch, wie gesagt, Perikles' stete Sorge war es, solchen Wahn zu bekämpfen, und sein unmündiges Volk auf nähere und vernünftigere Gedanken zu bringen[64]). Vielleicht erkannte Perikles, daß Athen eine Rolle übernommen habe, welcher es nicht gewachsen war, es schien ihm schwer zu sein, den gegenwärtigen Umfang der Attischen Herrschaft zu behaupten, und davon mußte das Volk überzeugt werden. Schon trat auch Sparta immer drohender auf, und ein Krieg schien nicht mehr fern zu sein, indem die Frage entschieden werden sollte, ob Sparta oder Athen künftig über Hellas herrschen solle. Bald aber kam der Zeitpunkt, der den Demos aus seinem Traume erwecken, und Perikles' politische Grundsätze in ihrem vollen Glanze zeigen sollte. Die Spannung zwischen den Dorischen Delphiern und dem phokischen Bunde hatte schon vielfache Gelegenheit zu allerlei Neckereien gegeben; und am Ende hatten die Städte es gewagt, den heiligen Ort mit Heeresmacht anzugreifen, ihn zu überrumpeln und des Tempels und Orakels sich zu bemächtigen. Was konnte Sparta willkommener sein, als gegen Phokis unter die Waffen gerufen zu werden? wie konnte auf eine bequemere und rechtmäßigere Weise der spartanische Principat im Herzen der Griechenwelt begründet werden? Ein spartanisches Heer drang Ol. 83, 1 in Phokis ein, drängte die übermüthigen Eindringlinge aus Delphi's Mauern heraus und setzte die Delphier wieder in den Besitz der Stadt und des Heiligthums[65]). Mit Dank und Lob überhäuft zogen die Spartaner nach Hause und wähnten, die Sache sei abgemacht. Aber schnell rückte auf Perikles' Betrieb ein Attisches Heer in Phokis ein, setzte den Bund wieder in den Besitz der Stadt und des Tempels, und um mit derbem Athenischen Witz die spartanische Unbedachtsamkeit zu geißeln, so ließ Perikles, da die Spartaner das Recht der Promanteia von den Delphiern erhalten und dieses in die Stirn des im Tempel befindlichen ehernen Wolfes hatten eingraben lassen, den Athenern dasselbe Recht ertheilen, und die Nachricht davon auf denselben Wolf zur rechten Seite prägen[66]).

Noch einleuchtender ward die Weisheit der Perikleischen Politik, als kurz darauf Euböa abfiel[67]) Ol. 83, 4 und Perikles mit Heeresmacht hinüber setzen mußte. Als aber fast zu gleicher Zeit die Nachricht einlief, daß Megara sich hätte zum Kriege aufwiegeln lassen, und Plistoanax, der Sparterkönig, mit einem bedeutenden Heere an der Attischen Grenze stehe, da eilte Perikles möglichst schnell von Euböa zurück, um sich an die Spitze des Attischen Krieges zu-stellen, erkannte bald die Schwäche des Feindes in des Königs jugendlicher Unerfahrenheit, knüpfte mit Kleandridas, der von den Ephoren dem Könige als Rathgeber beigegeben war, geheime Unterhandlungen an, und kam auf dem Wege der Bestechung bald soweit, daß dieser mit seinen Peloponnesiern aus Attika abzog. Freilich mußte nun Plistoanax in's Exil gehen, und Kleandridas, der sich früh genug aus dem Staube gemacht hatte, ward zum Tode verurtheilt, aber Athen war schnell aus der doppelten Gefahr gerettet, und zwar ohne daß ein Tropfen Bluts vergossen worden wäre[68]). Die Bestechung selbst wird zehn Talente gekostet haben, wenigstens soll Perikles, als er von seiner Strategie

61) *Thuc*. I, 108. 111. *Diod*. XI, 85, 88. 62) *Plut*. V. Pericl. c. XIX. 63) *Thuc*. I, 104. 109. *Diod*. XI, 71. 72. 64) *Plut*. V. Pericl. c. XXI. V. Alcib. c. XVII. *Thuc*. l. c.

65) *Thuc*. I, 112. *Suid*. s. v. *Clinton* F. H. p. 272. 66) *Paus*. X, 14, 4. *Plut*. V. Pericl. c. XXI. 67) *Thuc*. I, 114. 68) *Diod*. XIII, 75. *Thuc*. II, 21. v. 16. Schol. ad *Aristoph*. Nub. v. 838. *Plut*. V. Nic. XXVIII, u. *Diod*. XIII, 106, welcher sich aber über den Namen des Kleandridas täuscht

Rechenschaft ablegte, zehn Talente unter dem ominösen Titel „nothwendige Ausgaben" aufgeführt haben, das Volk aber — solche Zärtlichkeit beobachtete man gegenseitig — um seinen Perikles nicht in Verlegenheit zu setzen, forschte nicht weiter nach und hatte seine Bürgschaft in seiner unbestochenen Rechtschaffenheit [69]). Einige und unter diesen selbst der Philosoph Theophrast [70]) behaupteten sogar, es seien jährlich zehn Talente nach Sparta geflossen, um alle Magistratspersonen nach und nach zu bestechen, und den bevorstehenden Krieg wo möglich ganz zu ersticken. Aber es ist gewiß, daß Perikles nicht den Frieden, sondern nur Zeit erkaufen wollte, um auf den furchtbaren Krieg sich gehörig vorbereiten zu können, da, wenn man nur immer dieselbe Politik beobachtet hätte, der Ausgang des Kampfes so gut wie gewiß war [71]).

Schnell wandte sich Perikles nun gegen die Abtrünnigen, setzte mit 50 Schiffen und 8000 Mann schweren Fußvolks nach Euböa hinüber und unterwarf die einzelnen Städte der Reihe nach. In Chalkis beruhigte er sich dabei, die reichen und mächtigen Ritter, die Hippobaten, vertrieben zu haben, nur über die Hestiäer erging ein scharfes Strafgericht, welche die Mannschaft eines Athenischen Schiffes gefangen genommen und niedergemetzelt hatten. Jetzt mußten alle Einwohner der Stadt landesflüchtig werden, um einer Anzahl Athenischer Kleruchen Platz zu machen. Die Expedition fällt in Ol. 83, 4. [72]).

Als zwischen Sparta und Athen der 30jährige Waffenstillstand zu Stande gekommen war [73]), trug Perikles noch Ol. 83, 4 auf eine Expedition gegen die Insel Samos an, weil die Einwohner, ungeachtet des Athenischen Verbotes ihre Feindseligkeiten gegen Milet nicht eingestellt hatten. Manche behaupten nun freilich, er habe es der Aspasia zu Gefallen gethan, und sein Umgang mit dieser schönen Hetäre, ungeachtet seine Frau, die Witwe des Hipponikos, ihm zwei Söhne, den Xanthippos und Paralos, geboren hatte, war schwerlich Sokratischer Art [74]). Er besuchte sie, um mit ihr zu buhlen. Die Leidenschaft ward selbst so heftig, daß er sich von seiner Frau schied und Aspasia in sein Haus nahm. Doch ist darum nicht zu glauben, daß er seine männliche Würde und seine Stellung im Staate in soweit vergessen hätte, um die Eingebungen eines buhlerischen Weibes zu Staatsmaximen zu machen. Dennoch scheint Plutarch dieses zu glauben [75]).

Die Samier hatten mit den Milesiern Streit über Priene, und als sie einige Vortheile errungen hatten, wurden sie durch eine Athenische Gesandtschaft aufgefodert, ihre Waffen niederzulegen und die Sache durch Attische Gerichtshöfe entscheiden zu lassen. Nun hatte aber die Auffoderung kein Gehör gefunden, und Perikles eilte, um dem Worte seines Staates Nachdruck zu verleihen, mit einer Flotille nach Samos, siegte über die Oligarchie, und ließ sich 50 der angesehensten Männer und ebenso viel Knaben als Geiseln stellen. Ungeachtet ihm jeder für seine Freiheit ein Talent bot, und noch viel mehr die Feinde der neugeschaffenen Demokratie, so ließ sich Perikles doch nicht bewegen, und sandte sie alle nach Lemnos. Aus besonderer Vorliebe für Samos hatte der persische [76]) Satrap von Sardes Pissuthnes 1000 Goldstücke geboten, aber hier galt es die Ehre Athens, und ihr Vertreter blieb unbeweglich, und kehrte erst, nachdem die samische Demokratie geordnet war, nach Athen zurück. Da wußte aber Pissuthnes die Geiseln zu entführen und ein neuer Aufstand auf der Insel erfolgte. Schnell rüstete man sich zum Kriege, und ungeachtet aller von Athen geschleuderten Drohungen waren die Samier entschlossen, ihre Unabhängigkeit zu behaupten [77]). Aber der Tag von Tragia, wo Perikles mit 44 Schiffen die 70 samischen schlug, entschied das Schicksal des Aufstandes. Bald war der Hafen der Stadt erobert und die Stadt belagert. Zwar geschahen noch einige Ausfälle, zwar suchte man die Mauern, soviel es möglich war, zu schützen, aber schon war eine neue Athenische Flotte angelangt und die ganze Insel bloquirt. Nach den meisten Nachrichten fuhr jetzt Perikles mit 60 Galeeren auf die hohe See, um die der Insel zu Hilfe eilenden phönicischen Schiffe in gehöriger Entfernung zu halten. Nur Stesimbrotos weicht ab und meint die Expedition habe der Insel Kypros gegolten. Jedenfalls war der Plan ein großer Fehler, denn sobald sich Perikles entfernt hatte, mußte Molossos, des Ithagoras Sohn, dem das Commando der samischen Streitmacht anvertraut war, die wenigen feindlichen Schiffe und die Unerfahrenheit der sie befehligenden Feldherren verachten lernen, und ermuthigte seine Mitbürger zum schleunigen Angriff auf das Attische Heer. Es kam zur Schlacht, die Samier siegten, machten eine Menge Gefangener, bohrten viele Schiffe in den Grund, und da die See jetzt wieder frei war, so versahen sie sich schnell mit allem Kriegsbedarf, den sie nicht schon vorher eingesammelt hatten. Ja nach Aristoteles [78]) soll Molossos den Perikles noch einmal geschlagen haben, damit aber die Beschimpfung der Athener recht vollständig wäre, so brannte man den Kriegsgefangenen Eulen auf die Stirn, zugleich als Vergeltung für das den unglücklichen Samiern auf die Stirn gebrannte Samierschiff [79]).

Als die Nachricht von diesem großen Unfall zu Perikles' Ohren kam, eilte er seiner Flotte zu Hilfe, schlug den sich ihm entgegenstellenden Molossos, schloß die Stadt ein, und um nicht noch mehr Menschenblut zu opfern, beschloß er die Stadt durch Zeit und Hunger aufzureiben. Doch ward es ihm schwer, die mit dem

69) *Aristoph.* Nub. v. 832. 70) *Sintenis* ad *Them.* p. 129. 71) *Plut.* V. Pericl. c. XIX. 111. 72) *Thuc.* I, 114. *Diod.* XII, 7. *Aristoph.* Nub. 213. *Xen.* Hellen. II, 2, 3. *Isocrat.* Paneg. XXXI. *Plut.* V. Pericl. c. XXIII. 73) *Thuc.* I. 115. *Diod.* XII, 27. *Plut.* V. Pericl. c. XXV. 74) *Diod.* XII, 38. *Suid.* s. v. *Valer. Max.* III, 1, 1 extr. *Gellius* Noct. Attic. V, 17. *Plut.* Alcib. p. 164 B. *Xen.* Memorab. I, 3, 4. 75) V. Pericl. c. XXV.

76) *Thuc.* II, 97. *Diod.* XII, 27. XVIII, 70. 77) *Thuc.* I, 116. *Aristid.* de IV vir. p. 183 *Dind.* 78) de Sam. republ. *Suid.* s. v. Σαμίων ὁ δῆμος. 79) *Plut.* V. Pericl. c. XXIV. *Suid.* s. v. Σαμίων ὁ δῆμος. *Aelian* V. H. II, 9.

Verzuge unzufriedenen kampflustigen Athener zurückzuhalten, er theilte daher sein Heer in acht Abtheilungen und während sieben derselben sich schlugen, ließ er die achte, welche die weiße Bohne gezogen hatte, der Ruhe und Erholung genießen. Ephoros spricht noch von Maschinen, welche Perikles zur Erstürmung der Stadt angewandt haben soll. Sie wären von einem gewissen Artemon erfunden, der sich wegen Lähmung der Glieder in einer Sänfte umhertragen ließ und daher den Spottnamen Tragbahre bekam. Doch widerspricht dieser Nachricht Herakleides von Pontos und Anakreon, welcher den Artemon als einen gemeinen Wollüstling, der vier Menschenalter früher gelebt habe, schildert [80]).

Im neunten Monate mußte sich Samos ergeben. Perikles schleifte die Mauern, nahm die Schiffe weg und legte den Einwohnern eine schwere Contribution auf, die zum Theil sogleich entrichtet werden mußte; für den in Terminen zahlbaren Rest ließ er sich Geiseln stellen [81]). Der Samier Duris entwirft ein schaudervolles Gemälde von der unmenschlichen Grausamkeit, welche von Perikles und seinen Athenern bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegt worden sei. Aber sein Bericht wird schon dadurch unwahrscheinlich, daß Thukydides, Ephoros und Aristoteles nichts der Art erwähnen, und ebenso wenig möchte es begründet sein, daß Perikles die samischen Feldherren und Seesoldaten auf dem milesischen Markt geführt, sie zehn Tage an Schandpfähle gebunden, und den Halbverschmachteten die Schädel habe zerschlagen lassen, endlich die Bestattung der verstümmelten Leichname verboten habe. Nach Plutarch war Duris ein lügenhafter Schriftsteller, welcher das Unglück seiner Vaterstadt übertrieb, um desto mehr Schatten auf Athen zu werfen. Doch ist denkbar, daß der rachsüchtige Demos in Athen allerlei Plage und Grausamkeit gegen die Samier in Vorschlag gebracht hat, deren Ausführung aber durch das besonnenere Verfahren des Perikles verhindert worden ist.

Als er mit seinem Heere die Heimath wieder erreicht hatte, so ließ er, dem frommen Brauch der Väter getreu, den im Kriege Gefallenen Begräbnisse veranstalten und hielt ihnen eine lobende Gedächtnißrede, welche namentlich die Frauen, die einen Angehörigen unter den Gefallenen hatten, mit Begeisterung erfüllte. Nicht zufrieden damit, ihm dankbar die Hände gedrückt zu haben, feierten und schmückten sie ihn wie einen Sieger im Kampfspiele und bekränzten ihn mit Blumen und Bändern. Nur Elpinike hatte es dem Perikles nicht vergessen, daß er sie einst zu alt für Liebesgenuß gefunden hatte, und konnte selbst auf offenem Markte ihren Groll nicht verbergen. Wohl bist du der Kränze werth, o Perikles, spöttelte sie, der du viele Bürger zu Grabe gebracht hast, nicht wie mein Bruder Kimon im ehrenvollen Kriege gegen Phönikien und Medien, sondern um einem verbündeten und stammverwandten Staat den Untergang zu bringen. Aber Perikles sanft lächelnd antwortete ihr mit einem Verse des Archilochos:

Du reibest nicht die alte Hand mit Salben ein.

Aber wie ehrenwerthe Thaten, welche nachahmungswürdig sind, selten dem trübenden Spott der Neider und kleinlichen Menschen entgehen, so verglich man auch spottweise den samischen Zug des Perikles mit dem trojanischen Kriege; Agamemnon hätte zehn Jahre gebraucht, um eine Barbarenstadt zu erobern, und Perikles habe einen der mächtigsten Staaten in Hellas in neun Monaten überwunden. Der gleichzeitige Thukydides sieht aber die Sache mit anderen Augen an. Nach seiner Ansicht fehlte nicht viel, daß die Insel bisher eine glückliche Nebenbuhlerin Athens, die Herrschaft des Meeres errungen hätte, und wollte Perikles seiner Vaterstadt dieses so theuer erworbene Kleinod erhalten, so mußte er einen Vernichtungskampf veranlassen, um mit einem Schlage die stolzen Hoffnungen der Samier zu zertrümmern [82]).

Als das Ungewitter des Peloponnesischen Krieges schon drohte, bewog Perikles [83]) die Nation den von Korinth angegriffenen Kerkyräern beizustehen, um sich dadurch der bedeutenden Seemacht der Insel zu befreunden, und im Fall eines Kriegs ihren Beistand in Anspruch nehmen zu können, und als das Volk seinen Antrag genehmigt hatte, so schickte er den Lakedämonios, Kimon's Sohn, wie zum Spotte mit 10 Schiffen ab; denn das Haus war, wie schon oben bemerkt ist, den Spartanern sehr befreundet. Damit aber Lakedämonios nichts Großes und Ausgezeichnetes auf seinem Feldzuge übernehmen könnte und sein mit Sparta befreundetes Haus noch mehr in Miscredrit gerathe, gab er ihm die wenigen Schiffe und schickte ihn wider Willen fort. So stellt Plutarch [84]) die Sache dar [85]). Allein es ist wol mit Grund zu bezweifeln, daß Perikles' Absicht eine solche gewesen sei. Viel eher ließe sich das glauben, wenn nicht zehn Kriegsschiffe und eine Menge Menschenleben dabei auf's Spiel gesetzt worden wären. Solche Dinge hat die Verleumdung erfunden. Aber liegt denn Perikles' Absicht so fern, daß sie in dem Grade verkannt werden konnte, und boten nicht die jüngsten Erfahrungen bei Samos, nicht weniger als die ganze damalige Sachlage den besten Commentar zu seiner Handlungsweise dar? Die Sache ist ganz einfach. Es ließ sich nicht berechnen, wie bald der Krieg zwischen Sparta und Athen ausbrechen werde, und Perikles konnte eine größere Anzahl Schiffe nicht entbehren. Daß Perikles das Kimonische Haus nicht aufkommen lassen durfte, hatte seinen Grund in seiner Politik, und möglich ist auch, daß er über den Grund der Unterdrückung jener edlen Familie besorgt die scherzhafte Antwort gab: Kimon's Söhne sind Ausländer, der eine ein Lakone, der zweite ein Thessaler, der dritte ein Eleer.

Als jedoch der Spott und laute Tadel über die

80) *Diod.* XII, 28. *Aristoph.* Acharn. v. 850. *Athen.* p. 533 sq. *Plin.* N. H. VII, 56. *Serv.* ad Aeneid. IX, 505. 81) *Thuc.* I, 117.

82) *Thuc.* III, 9. VIII, 76. 83) nach *Thuc.* I, 23. 84) V. Pericl. c. XXIX. 85) Vergl. *Diod.* XII, 38 und *Plut.* V. Cim. c. XVI.

erzählt, erhielt Perikles nun freilich Aspasia's Freisprechung, aber dem Handel des Anaxagoras traute er nicht und zog es vor, ihn unter Geleite aus der Stadt zu entfernen. Das geschah Ol. 87, 2[94]).

Da nun des Phidias Proceß noch nicht entschieden war, und Perikles, ungeachtet seine Unschuld durch die deutlichsten Beweise an das Tageslicht gebracht war, dennoch den Neid und die Leidenschaften des wankelmüthigen Demos zu beschwichtigen nicht hoffen durfte, so soll er nach Plutarch's Aussage, den Ausbruch des Krieges, den er nun einmal für nothwendig hielt, beschleunigt haben, um im entscheidenden Augenblicke der Gefahr, wo sich ihm Athen anvertrauen mußte, mit leichter Mühe das Ungewitter, das sich über dem Haupte seiner Freunde zusammengezogen hatte, zu zerstreuen. Aber die Lakedämonier wußten es nur zu gut, daß ein Krieg mit Athen ein furchtbarer Kampf werden würde, und versuchten daher noch einmal, freilich durch Mittel, welche die Beleuchtung der Geschichte scheuen müssen, die Athener zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Wenn Perikles verbannt wäre, dann hofften sie nur leichtes Spiel zu haben. So brachten sie denn alte Geschichten wieder zur Sprache, daß von mütterlicher Seite eine Blutschuld auf Perikles' Hause laste, und daß diese abgethan werden müßte. Also die Religion mußte wieder Deckmantel der Politik sein![95]) Aber der Demos hatte nicht allen Verstand verloren. Er sah es ein, wie sehr der Feind seinen Lenker und so oft angebeteten Freund fürchte, und anstatt ihn jetzt, wie es die Peloponnesier gewünscht hatten, zum Gegenstande der Verachtung und des Abscheues zu erniedrigen, erhob die feindliche Politik das sinkende Ansehen des Perikles wieder, und das Volk sein Unrecht bereuend, gab sich ihm jetzt mit einer Liebe hin, wie nie zuvor. Aber Perikles, welcher glaubte, daß die spartanische Maschinerie noch nicht zu Ende sei, daß der eindringende und Attika verheerende Feind seine Güter schonen würde, um den Verdacht der Bestechung auf sein Haupt zu häufen, erklärte sein Hab und Gut für Staatseigenthum. Das war denn freilich ein Gegenbeweis, welchen die Spartaner nicht hatten ahnen können, und so begann der Krieg.

Wenn wir oben erzählten, daß Perikles diesen Krieg für nothwendig hielt, so scheint es nicht weniger nothwendig zu sein, diese aufgestellte Meinung zu motiviren, und wir betrachten daher die Ansicht, welche Perikles von Athen zur Zeit des Peloponnesischen Krieges hatte. Es läßt sich nicht leugnen, daß jene Zeit die gefährlichste von seiner ganzen Wirkungszeit war; Perikles erkannte seine Lage und wußte seine Operationen darnach einzurichten. Seit den Perserkriegen hatte sich Athen zu einem herrschenden Staate erhoben, und die Väter hatten den Grund zu seiner damaligen Größe gelegt[96]). Aber es waren die Zeitgenossen, welche das Vaterland auf dem Höhepunkt erhalten hatten, denn die Macht des Staates erstreckte sich jetzt nicht blos auf Attika, über die unterworfenen Hellenen und Bundesgenossen, sondern über das ganze Meer, soweit Athenische Schiffe vordrangen, und, wenn sie nur wollten, noch weiter[97]). Solcher Umfang der Herrschaft brachte Ehre und Auszeichnung; selbst dann, wenn einmal die Sonne des Athenischen Glückes unterging, mußte die späte Nachwelt noch das Andenken an die Größe und den Ruhm der Väter bewundern, und zwar, weil nicht sowol Barbaren als Hellenen Athens Unterthanen waren[98]). Aber der Staat verdiente auch seine Macht, denn die Verfassung des Landes war keiner fremden nachgebildet, sondern aus dem Geiste der Nation hervorgegangen, und konnte allen übrigen Staaten des freien Hellas zum Muster dienen. Die Regierung war Gemeingut und vor dem Gesetze stand jeder dem Anderen gleich. Aber nicht war die Person des einzelnen Bürgers in dem Begriffe des Staates untergegangen, sondern bei Besetzung der Staatsämter war persönlicher Werth und persönliche Auszeichnung der Maßstab, und nie war da von Vorrechten einer privilegirten Kaste die Rede. Der einzelne Bürger aber war an und für sich frei und seine Bewegungen waren nicht, wie das zu Sparta geschah, vom Nachbar mit neidischen Augen betrachtet. Dabei war aber das Leben der Athener gesetzlich und gehorsam der Obrigkeit, namentlich wurden aber diejenigen Gesetze beobachtet, die zum Schutze der Gekränkten gegeben waren, und selbst das ungeschriebene Gesetz, dessen Beachtung zwar nirgends erzwungen werden kann, aber dessen Verletzung mit ewiger Schande gebrandmarkt wird, galt in Athen für heilig und unverletzlich[99]). Zugleich war das Leben der Athener auch angenehm, weil der Staat durch öffentliche Bauten, durch Feste und Kampfspiele nicht nur für die Erholung und Erheiterung des abgespannten Geistes gesorgt hatte, sondern auch die glücklichen Verhältnisse des Landes eine leichte und bequeme Befriedigung aller Bedürfnisse durch die Erzeugnisse des Auslandes gleichwie der Heimath zu Wege gefördert hatten[1]). Was nun den Krieg betrifft, so öffnete Athen dem Fremden gern das Thor, und es setzte seine Hoffnungen nicht auf künstliche Vorbereitungen, nicht auf Berückung und Fehler des Feindes, sondern auf die eigene Thatkraft. Ohne daß der Jüngling ängstlich und mühsam in dem geübt war, was erst für Männer sich ziemet, bestand er dennoch ohne große Sorgen, wenn der Feind sich näherte, nicht minder große Gefahr[2]). Auch der Sinn für Schönheit und Künste fand in Athen reichliche Nahrung, und zwar ohne großen Kostenaufwand, und ohne daß das kräftige Geschäftsleben dadurch seines Ernstes entwöhnt und entnervt wurde, und nicht minder der Sinn für Wissenschaft. Der Reichthum diente in Athen nicht zum Schmucke der Rede und zur Großpralerei, er war nur Fundament der That. Dort brachte nicht das Bekenntniß der Armuth Schande, wol aber der Mangel an Anstrengung, sie zu entfernen. In Athen war Niemand, der

94) *Athen.* XIII. p. 589. *Diog. Laert.* II, 3, 12. *Diod.* XII, 39. 95) *Thuc.* I, 127. *Plut.* V. Pericl. c. XXXIII. 96) *Thuc.* II, 36.

97) *Thuc.* II, 62. 98) *Id.* II, 64. 99) *Id.* II, 37. 1) *Thuc.* II, 38. 2) *Id.* ib.

nicht neben Sorge für seine Privatangelegenheiten zugleich den thätigsten Eifer und die regste Theilnahme für den Staat an den Tag gelegt hätte, und dort allein galt derjenige, welcher sich um den Staat nicht bekümmerte, für unbrauchbar. Angewandte Thatkraft war Beurtheilung dessen, was geschehen sollte, genaue Kenntniß der Verhältnisse und deshalb nicht weniger muthvoller Thatendrang unterstützten sich gegenseitig, wie sonst nirgends, Hilfe und Dienstleistung spendete man dem Freunde nicht nach dem Maßstabe empfangener Wohlthaten, man berechnete nicht den Nutzen, wartete nicht auf Erwiederung, vertrauensvoll auf eigene Kraft schritt der Athener muthig fort auf dem Wege des Edelmuths [3]). Athen, als Ganzes, bot das Bild einer Erziehungsschule für Hellas, und die einzelnen Individuen Muster anmuthsvoller Handlung ihrer Persönlichkeiten in den mannichfaltigsten Gestalten [4]). Diese Vorzüge des Athenischen Staates bildeten das Fundament seiner Macht, sie war verdient, ihr Glanz strahlte über ganz Hellas hin, und sie bedurfte keinen Homer, da sie überall sich Trophäen, sowol des Wohlwollens als des Zornes aufgerichtet hatte [5]). Wollte aber Athen seine Größe behaupten, so durfte es sich seiner Herrschaft nicht entäußern [6]). Mit ihr mußten alle ihre Vorzüge, alles Glück der Nation untergehen, und so galt denn jede sie bedrohende Gefahr den Privatinteressen jedes einzelnen Athenischen Bürgers: Existenz von Athen, wie es nun einmal war, beruhte darauf, und daher mußte jede Gefahr um so bedeutender erscheinen, da es hier nicht blos um Herrschaft und Selbständigkeit sich handelte [7]). Wer also Athens Herrschaft angriff, mußte mit entschiedener Gegenwehr abgewiesen werden, die Lacedämonier hatten sie zu wiederholten Malen angetastet, und wenn sie jetzt auch nur ein Kleines, die Beendigung des Druckes gegen Megara, foderten, so wagten sie es, dadurch Befehle gegen Athen auszusprechen und die Athenische Macht gegen die spartanische herabzuwürdigen. Freilich war es in den früheren Verträgen der Athener mit der Peloponnesischen Bundesgenossenschaft festgesetzt, daß vorkommende Streitigkeiten auf dem Wege Rechtens sollten beigelegt werden [8]). Jetzt aber verlangte man Demüthigung und Erniedrigung der Athenischen Herrschaft, gab man den Foderungen Sparta's nach, so verrieth man die eigene Schwäche, und mußte die Nachfolge größerer Foderungen voraussehen [9]). Man wußte, daß der Feind von seinen Foderungen nicht ablassen würde, aber jede einzelne erschien als Befehl und Verletzung der Größe der Nation. Diese aber konnte und wollte Athen nicht aufgeben, wenn seine Bürger nicht Allem, was ihnen lieb und werth geworden war, untreu werden, wenn sie sich nicht selbst aufgeben wollten. So mußte Athen seiner Ahnen, seiner Vorzüge, seiner selbst würdig bleiben, durch kraftvolle That seinen Muth entfalten, und um jeden Preis die Größe des Staats aufrecht erhalten, mit einem Worte, der bevorstehende Krieg war ein bedeutsamer Vertheidigungskampf gegen Sparta und den Peloponnesischen Bund und nun und nimmermehr aus bloßer Siegeslust und Streitsucht hervorgegangen [10]). Solche Ansichten hatte Perikles über die Vorzüge seines Staates, und seine Stellung zu den übrigen Hellenen von seinem Werthe und Berufe, für die einmal errungene Höhe zu streiten, von der Nothwendigkeit endlich der Behauptung des einmal genommenen Standpunktes.

Wenn er nun die Kräfte seines Staates mit denen des Peloponnesischen Bundes verglich, so mußte er vielfache Mängel in den spartanischen Einrichtungen entdecken, deren Vorwurf seine Vaterstadt nicht traf, und manches Lobenswerthe dagegen in Athen, das Sparta nicht aufzuweisen hatte [11]). Athens Stärke beruhete auf seiner Seemacht, den Bundesgenossen und dem Reichthume an Mitteln. Seine Flotte die beste, größte und in ihrer Güte weder bald erreichbar noch besiegbar, die Bemannung bestand nicht aus Söldnern, sondern Athenische Bürger lenkten und bedienten sie, und dieser so bestellten Stärke konnte keine Macht der Erde, weder der persische König, noch sonst ein Volk entgegentreten [12]). Namentlich in finanzieller Hinsicht waren die Bundesgenossen zu beachten [13]), und reiche Vorräthe in einem langen Kriege im Augenblicke der Entscheidung ein bedeutendes Moment für den Sieg [14]). Die jährlichen Einkünfte Athens beliefen sich auf 1000 Talente, damals eine bedeutende Summe [15]). Die Lakedämonier dagegen waren ohne Privat- und Staatsvermögen, verstanden sich auch nicht auf lange und überseeische Kriege. Von einer Seemacht war bei ihnen gar keine Rede, und Landheere konnten sie auch nicht oft absenden, weil ein öffentlicher Schatz ihnen abging. Dazu kam, daß die Peloponnesier nie schnell zu Werke gehen konnten, da es ihnen an einem Bundesrathe fehlte. Und selbst wenn die Deputirten des Bundes einmal zusammenkamen, so war das gemeinschaftliche Beste doch stets ihre geringste Sorge, da ihr charakteristisches Merkmal egoistische Gleichgültigkeit war [16]). Am meisten jedoch mußte ihnen der Mangel an Geldvorräthen hinderlich sein, da ihre Mittel, solche zu erhalten, sehr langsam waren, und hatten sie endlich Geld zusammengebracht, so war meistentheils schon der günstige Zeitpunkt vorüber [17]). Eine Belagerung brauchte Athen nicht zu fürchten, und kam einmal eine solche zu Stande, welches bei den Athenischen Gegenanstalten sehr schwierig war, so konnte man allerdings die Verheerung des Landes und Ausreißerei der Sklaven voraussehen, aber dann blieb die Seeseite noch immer frei, eine Athenische Flotte konnte nach dem Peloponnes segeln, die Bemannung sich im Herzen des feindlichen Landes verschanzen und die Spartaner zwingen, auf Wahrung der Grenzen bedacht zu sein [18]). Dazu kam, daß Athen Kenntnisse vom Seekriege, Sparta nur vom Landkriege hatte; jenes konnte

3) *Thuc.* II, 40. 4) *Id.* II, 41. 5) *Id.* ib. 6) *Id.* II, 63. 7) *Id.* II, 63. 8) *Id.* I, 115. 9) *Id.* I, 146.

10) *Thuc.* I, 141. 11) *Id.* ib. 12) *Id.* 142. 143. 13) *Id.* I, 144. 14) *Id.* II, 13. 15) *Xen.* Anab. VII, 1, 27. Böckh Staatsh. I, 465. 16) *Thuc.* I, 141. 17) *Id.* I, 142. 18) *Id.* ib.

seine Erfahrungen für den Krieg auf dem festen Lande benutzen, dieses konnte aber schwerlich so schnell die Künste des Marinewesens erlernen [19]). Dagegen konnte Sparta Tempelraub an Olympia und Delphi begehen, und durch Verheißung größeren Lohnes die fremden Seesoldaten an sich ziehen, aber auch dann war Athen überlegen, so lange es nur mit seinen Bürgern und Metöken seine Schiffe bemannen konnte. Und außerdem stand zu vermuthen, daß die Fremden den Lockungen nicht so leicht folgen würden, da ein größerer Sold auf mehre Tage doch keine sichere Aussicht auf künftiges Wohlergehen bot [20]). Aber auch das spartanische Landheer hatte Athen nicht zu fürchten, dieses konnte nur den Attischen Continent verheeren, und das war der unbedeutendste Theil des Gebietes [21]). In Sparta dagegen machte den wichtigsten Theil der Landbesitz aus, und den Athenern bot die Flotte den Weg dazu dar. Ebendiese Flotte hatte auch den Attischen Länderbesitz verdoppelt, auf den Inseln, auf dem Continent wehte die Attische Fahne, denn die Herrschaft des Meeres war schrankenlos [22]). Bei dem Kriege war also Athen im wesentlichen Vortheil, denn durch seine Seemacht konnte es das Wichtigste von Sparta, das Land verheeren, Sparta dagegen vermöge seiner Landmacht nur den unwesentlichsten Theil von Athen, die Attischen Fluren. Und zur Vertheidigung der Stadt selbst hatte Athen eine bedeutende Landarmee, und für die Befestigung war hinlänglich gesorgt worden [23]).

Der Sinn und der Ideenkreis beider Nationen war ferner so sehr verschieden, daß Perikles unmöglich es verkennen konnte. In Athen fand er nichts von jener blinden Hoffnung, welche grade bei Mittel- und Rathlosigkeit sich geltend macht, und so oft glücklichen Erfolg träumt; der Athener blickte vertrauensvoll mit siegreich stolzem Auge auf den Gegner, und handelte sicher in der Stunde der Gefahr. Sein gutes Urtheil über die innere Kraft faßte die Natur der Handlung stets richtig auf und vermöchte den Erfolg im Voraus zu bestimmen [24]). Was nun den Krieg selbst betrifft, so war es allerdings unumgänglich nothwendig, daß die Athener sich ganz und gar als Inselvolk betrachteten. Das mußte also der Maßstab für die Schützung ihrer Güter, für ihr Benehmen, ihre Politik und Handlungsweise im Kriege sein. Wären sie es ganz gewesen, so hätte Sparta sie gar nicht erreichen können. Jetzt mußte sich der Athener der Sorge und Wehklage um sein Besitzthum in Attika entschlagen, mußte die See und die Bundesgenossen mit aufmerksamen Augen betrachten, durfte sich in keine Feldschlacht einlassen, welche die schwache Seite der Nation verrathen konnte, und endlich mußte das Leben und das Blut der Attischen Bürger soviel als möglich geschont werden [25]). Und hielt der Demos nur seine Leidenschaften im Zaume, setzte er nie und zu keiner Zeit das vorgesteckte Ziel, Behauptung der bestehenden Macht aus den Augen, dachte er namentlich bei etwanigem Kriegsglück nicht an neue Eroberungen, so konnte Athen der Sieg nicht fehlen [26]).

19) *Thuc.* I. 142. 20) *Id.* I, 143. 21) *Id.* II, 62. 22) *Id.* I, 113. 23) *Id.* II, 13. 24) *Id.* II, 62. 25) *Id.* I, 143. 26) *Id.* I, 144.

So dachte vermuthlich Perikles über Athens politische Kraft, Stärke und Vertheidigungsweise, denn wenn es auch Thukydides ist, der uns diese Hauptgedanken mittheilt, so ist es doch gewiß, daß er uns darin schlicht und redlich das politische Glaubensbekenntniß des Perikles aufbewahrt hat. Der gewissenhafte Schriftsteller sagt ausdrücklich: Solches sprech' er und Anderes dergleichen, dessen er sich immer bediente, um die Athener von ihrem Übergewichte und ihrem Siege über die Peloponnesier zu überzeugen [27]). Der Vertheidigungsweise gedenkt aber Thukydides [28]) also: Sie sollen ruhig sein, das Seewesen in Acht nehmen, nicht neue Herrschaft wollen, nicht mit der Stadt Gefahr spielen, das werde, sagte Perikles öfters, Sieg bringen.

Seit langer Zeit war keine spartanische Gesandtschaft mehr zur Ausgleichung der Mishelligkeiten in Athen erschienen, schon war aller wechselseitige Verkehr abgebrochen, und durch die Überrumpelung Platäa's von Seiten der vorschnellen Thebaner dem Mistrauen das Zeichen offener Feindschaft gegeben worden. Im Frühlinge von Ol. 87, 2, oder des Jahres 431 v. Chr., fanden auf beiden Seiten die thätigsten Rüstungen zum Kriege statt; überall traf man Maßregeln, welche auf große Dinge schließen ließen, und ganz Hellas harrte dessen, das da werden sollte. Die Epheben aller Staaten, welche den Krieg nur aus dem Munde der Väter kannten, waren voll Hoffnung und Siegesmuth [29]). Die Peloponnesier versammelten sich auf dem Isthmus zur Eröffnung des Krieges, doch ehe sie einen Angriff wagten, schickten sie auf den Rath des Archidamos eine letzte Gesandtschaft nach Athen, ob es jetzt, wo die Foderungen mit den Waffen in der Hand wiederholt wurden, sich nachgiebiger finden lassen werde [30]). Da redete aber Perikles und zeigte, daß sich jetzt Sparta das Ansehen einer Gebieterin, einer Zwingherrin von Athen gebe, daß sie erst in die Heimath zurückkehren müßten, wenn noch Unterhandlungen gepflogen werden sollten [31]). So wurden die Gesandten nicht angehört und mußten noch selbigen Tages über die Grenze zurück [32]). Daß Perikles seine Güter dem Staate geschenkt hatte, weil er bei seiner Gastfreundschaft mit Archidamos vermuthen mußte, daß die Feinde sein Eigenthum verschonen würden, ist oben erwähnt. Jetzt bewog er die Athener mit Weib und Kind und allem tragbaren Eigenthum, in die Stadt zu wandern, das Zug- und Lastvieh dagegen nach der nahen Euböa und den andern benachbarten Inseln zu schaffen [33]). Schnell wurden jetzt die Bundesgenossen zusammengezogen und eine Flotte von 100 Segeln zum Einfalle in den Peloponnes ausgerüstet [34]). Als aber nun die Verwüstung der Fluren das Herz der Landleute betrübte, blieb er, ungeachtet ihrer stürmischen Ungeduld, unbeugsam und kalt gegen den Spott, den sie gegen seine Person ausstießen. So lange freilich die Feinde, welche im Sommer 431, als das Ge-

27) *Thuc.* II, 13. 28) II, 65. 29) *Id.* II, 1—6. I, 146. *Diod.* XII, 41. 42. 30) *Thuc.* II, 7. 8. 31) *Id.* II, 12. 32) *Id.* II, 10, 12. 33) *Id.* II, 13, 14. 34) *Id.* II, 17.

treibe in voller Blüthe stand, langsam und zögernd eingefallen waren, und nur die Gegend von Eleusis und die thriasische Ebene verwüstet hatten, verhielten sich die Athener ziemlich ruhig und gaben sich der thörichten Hoffnung hin, daß die Feinde nicht weiter dringen würden [35]). War doch der König Plistoanax vor einigen Jahren auch nicht weiter gekommen [36]). Als sie aber sahen, daß die Feinde sich näherten und sich nicht bei der Verheerung der Grenzen beruhigten, daß sie bis Acharnä vorgerückt waren, einen nur 60 Stadien von Athen entfernten Demos, war ihre Geduld zu Ende [37]). Es kam ihnen entsetzlich vor, daß sie ruhig die Verwüstung ihrer Felder ansehen sollten, zumal da die Jüngern solchen Anblick noch nie, nur die Greise Ähnliches im persischen Kriege erlebt hatten. Zwar setzten sich jetzt die Bessern und Vernünftigern der Nation den tollkühnen Wünschen der Epheben entgegen, aber wer vermag den tosenden Sturm zu beschwören? Bald entstanden Parteien, und Propheten und Gaukler nährten die Wünsche der jungen Männer. Namentlich aber waren die Acharner, welche sich für den wichtigsten Theil der Nation hielten, über die ungestrafte Verheerung ihrer Länderei ungehalten, schoben alle Schuld und alles Unglück auf Perikles, vergaßen ganz und gar, was er ihnen vorhergesagt hatte, und scheueten sich nicht, in seiner Gegenwart Schmähungen gegen ihn auszustoßen. Er sei ein schöner Feldherr, der sich fürchte ein Heer gegen den Feind zu führen [38]). Freilich sah Perikles die Aufregung der wahnsinnigen Menge, aber seinem Geiste entging es auch nicht, wie gefährlich der Kampf mit 60,000 schwerbewaffneten Feinden, wie sehr er für das Schicksal der Stadt entscheidend werden könnte, darum berief er keine Volksversammlung, noch sonst eine Zusammenkunft, sorgte dagegen für die Sicherheit der Stadt, verdoppelte die Wachen, und dachte an schnelle Ausführung des Planes, den er als den einzig richtigen erkannt hatte, und zwar unbekümmert um das Geschrei und das Murren der Menge, hart gegen die Bitten seiner ihn bestürmenden Freunde, trotzig endlich gegen die Schmähungen des Gärbers Kleon, der damals das Volk gegen Perikles aufzuwiegeln suchte, um sich selbst auf unwürdige Weise in die Volksgunst hineinzustehlen [39]). Doch schickte Perikles täglich eine Anzahl Reiter aus, damit die in der Nähe der Stadt liegenden Landgüter nicht beschädigt würden, und segelte noch während der Zeit, als die Peloponnesier in Attika verheerend umherzogen, mit einer Flotte von 100 Segeln in die Heimath des Feindes. Doch blieb er selbst zu Hause und ließ die Stadt nicht aus den Augen, bis das feindliche Heer sich entfernt hatte [40]). Ohne Zweifel war es Perikles, welcher die Athener veranlaßte, eine zuverlässige Wache zu Lande und zu Wasser während der ganzen Kriegszeit anzuordnen, zweitens aber den sehr vernünftigen Beschluß zu fassen, daß von den auf der Akropolis befindlichen Geldern 1000 Talente ausgeschieden und für den einzigen Nothfall aufbewahrt werden sollten, daß die Feinde der Hauptstadt selbst mit einer Flotte Gefahr brächten, und daß derjenige des Todes schuldig sei, wer dagegen spreche oder eine Abstimmung dagegen zulasse. Ferner wurde noch beschlossen, daß jährlich die besten hundert Schiffe mit ihren Hauptleuten abgesondert, nur für diese Gefahr aufgespart werden sollten [41]). Die von Perikles abgesandte Flotte erhielt noch von Kerkyra und sonst Verstärkungen [42]), und beunruhigte und verheerte eine große Strecke Landes im Peloponnes [43]). Außerdem ließ Perikles noch in demselben Sommer die Ägineten von ihrer Insel vertreiben und Athenische Colonisten dahin verpflanzen, nicht nur, weil dieser *alte* Feind der Attischen Nation die Hauptschuld des *gegenwärtigen Krieges* trug, sondern namentlich, weil Athen sehr daran gelegen sein mußte, eine so nahe am Peloponnes gelegene Insel mit Athenern besetzen zu können [44]).

Im Herbste des Jahres fiel Perikles selbst mit nicht unbedeutender Macht in das benachbarte Megaris ein, vereinigte sich schnell mit den Truppen der aus dem Peloponnes heimkehrenden Flotte und kehrte erst nach Attika zurück, nachdem er einen großen Theil des Landes wüste gelegt hatte [45]).

Im folgenden Jahre fielen die Feinde wieder in Attika ein, und weil man sie bisher nicht sehr gestört hatte, so suchten sie die Fluren noch ärger heim, aber nichts vermochte Perikles' Grundsätze wankend zu machen, er verfolgte ruhig und unbeugsam die bewährt gefundene Politik [46]). Er war davon überzeugt, daß die Athener ebenso wie im vorigen Jahre sich nicht gegen die Feinde hinaus wagen dürften [47]). Dagegen führte er die Flotte wieder nach dem Peloponnes, um Repressalien zu nehmen [48]). Aber bald sollten Dinge in Athen geschehen, die Perikles nicht hatte voraussehen können; trostlose Tage begannen durch die bisher noch nie empfundene Wuth der schrecklichen Pest, welche von Thukydides [49]) ebenso würdig als einfach beschrieben worden ist. Bald erschien jede menschliche Geschicklichkeit gegen die Macht der Krankheit als ungenügend, die innigsten und heißesten Gebete in den Tempeln blieben unerhört, jede Zuflucht zu den Orakeln, Wahrsagern und Opfern und andere Mittel der Art waren vergeblich gewesen, die Pest spottete aller Heilungsarten und Verpflegungsmethoden ohne Unterschied. Der Nationalcharakter, so leicht er sich sonst zu edlen Ideen aufschwingen konnte, wurde dadurch gelähmt, das Volk erlag unter dem Unglück. Schnell wurden die abscheulichsten Dinge vollbracht, alles Heilige und jede Pflicht aus den Augen gesetzt, nur der eine Gedanke, des entsetzlichen Druckes los zu werden, bestimmte die Menschen zum Handeln, nirgends mehr ein Gefühl frommer Scheu gegen die Gottheit, nirgends eine Berücksichtigung menschlicher und geschriebener Gesetze [50]). Der Gedanke an die Ehre des Staates verlor sich aus den Seelen und alle

35) *Thuc.* II, 19. 36) *Id.* II, 21. I, 114. 37) *Id.* II, 21. 38) *Id.* II, 21. 39) *Id.* II, 22. *Plut.* V. Pericl. c. XXXIII. 40) *Thuc.* l. c. *Plut.* l. c.

41) *Thuc.* II, 22. 42) *Id.* II, 23. 43) *Id.* II, 23, 24. *Plut.* V. Pericl. c. XXXIV. 44) *Thuc.* II, 23. 45) *Id.* II, 31. *Plut.* V. Pericl. c. XXXIV. 46) *Thuc.* II, 35, 37. 47) *Id.* II, 35. 48) *Id.* II, 37. 49) II, 47 sq. 50) *Id.* II, 52.

Begeisterung, mit der man den Krieg begonnen hatte, war dahin [51]). Beweis dafür ist die Gesandtschaft, welche um Frieden bitten sollte [52]). Kann man sich wundern, wenn das Volk in solcher namenloser Noth auch seine Gesinnungen gegen Perikles änderte? Laut klagte man ihn an als den Urheber des Kriegs, zumal er alle Schuld trug an der Art und Weise, wie er geführt wurde. Er hatte alles Volk vom Lande in die Mauern getrieben, und doch brauchte er die Menschen nicht. Er hätte sie in einen Käfig eingesperrt und lasse sie ersticken an der Seuche, ohne ihnen die geringste Veränderung, die spärlichste Erholung zu gönnen [53]). Perikles dagegen, dem solche Stimmung des erzürnten und aufgeregten Volkes nicht auffallend war, hatte zwar nicht verhindern können, daß sie Lakedämon zagend und doch vergeblich um Frieden ansprachen, jetzt aber in der gräßlichsten Noth bestieg er die Rednerbühne und hielt eine energische Strafrede an das entartete Volk [54]), und zog es jetzt vor, aller seiner Würden beraubt, zu einer bedeutenden Geldstrafe verurtheilt zu werden, um nur nicht einen Finger breit von seinen alten und bewährten Grundsätzen abweichen zu müssen [55]). Bald jedoch ergriff die Athener die bitterste Reue, und wiewol noch zagend wegen der gräßlichen Gegenwart, kehrten sie dennoch wieder zu ihm zurück, gaben seinen Vorstellungen über die Leitung der öffentlichen Dinge Gehör, und erkannten, daß er das Beste gerathen habe [56]). Ungestört in seinen politischen Operationen ging er jetzt den einmal betretenen Weg fort, bis er im Herbste 429 selbst zum Unglücke der Nation ein beklagenswerthes Opfer der Pest fiel [57]).

Es scheint noch nothwendig, die Handlungsweise des Perikles einer näheren Betrachtung zu würdigen. Der Mittelpunkt der Perikleischen Politik war der Grundsatz, daß Athen ein mächtiger über Hellenen herrschender Staat, daß diese verdiente Macht die Bedingung aller seiner Vorzüge sei, und daß dieser Preis seiner Anstrengungen auf dem errungenen Höhepunkte behauptet werden müsse. Für diese Idee lebte und starb er, sie begeisterte ihn und erhielt ihn auch dann noch aufrecht, als man schon der Verzweiflung erlegen war. Diese Idee war der Maßstab seines Lobes und Tadels, wie viel nämlich jeder für die Größe und den Glanz der Nation gethan oder unterlassen hatte, darum pries er die Väter, daß sie mit ihrem Schweiß und Blut die Herrschaft erkämpft hätten, darum feiert er die noch lebende rüstige Kraft seiner Zeitgenossen, weil sie das ererbte Gut befestigt und erweitert hatten, darum erhebt er durch seine Gedächtnißrede die für's Vaterland Gefallenen, weil sie irdischen Gewinn und frischen Lebensgenuß dem Heldentod für's Vaterland nachsetzten [58]). Den höchsten Glanzpunkt und die größte Ehre seiner Nation setzt er darein, daß sie ein Hellenenvolk nicht sowol über Barbaren, als über stammverwandte Hellenen herrsche, das heißt über ein Volk, welches durch Gesittung und Bildung alle Nationen der Erde übertraf, indem ein solches Volk in Fesseln zu schmieden und in Knechtschaft zu behaupten ebenso schwer und gefahrvoll als ruhmvoll und ehrbringend sei [59]). Schwerlich wird nun freilich Perikles eben viele kummervolle Nächte darum durchwacht haben, ob er, wo es Erweiterung der Athenischen Herrschaft galt, Gerechtigkeit und Billigkeit gegen die Nachbarstaaten dem offenbaren Gewinn vorzuziehen habe. Er erkennt es selbst an, daß die Art und Weise, wie der Athenische Principat gegründet sei, ein offenbares Unrecht wäre, denn Thukydides läßt ihn [60]) sagen: Ihr Athener habt Eure Herrschaft bereits wie eine Tyrannis, welche erworben zu haben vielleicht unrecht ist. Sonst aber läßt er kein Wort verlauten über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit der Stellung Athens, und ebenso wenig ein Wort über die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit der Klagen der unterdrückten Völker. Perikles war ganz Athener. Er preist die Athener glücklich wegen der Erweiterung ihrer Macht, kann sie aber auch daher nicht genug auffodern, die erkämpfte Herrschaft aufrecht zu erhalten [61]). Aber ihm, dem selbstsüchtigsten aller Athener, konnte es nicht in den Sinn kommen, bei der Beurtheilung des Zustandes der Bundesgenossen denselben Maßstab anzulegen, und er scheint fast zu glauben, daß die Bundesgenossen da sind, um sich an dem Glanze Athens zu weiden und bei ihrem Anblick den Gegenstand ihrer Klagen, das Unglück des eigenen Vaterlandes verschmerzen und vergessen müßten [62]). So erschienen die Angriffskriege, welche die Athenische Herrschaft zu erweitern und zu befestigen, unter seinen Auspicien geführt wurden, als Vertheidigungskämpfe, als Nothwehr, mochten sie nun von Hellenen oder von Barbaren veranlaßt sein [63]). Wer Athens Macht widerspricht, wer ihr hindernd im Wege steht, mußte demnach, Perikles' Ansicht zufolge, die härteste Strafe verdienen, sobald diese nur von Zeit und Umständen erlaubt war, es sollte sich Alles vor dem Athenischen Scepter beugen, und vor solchem Richterstuhle fand der Hellene natürlicherweise nicht mildere Beurtheilung als der Barbar. Sparta's Klagen vor dem Peloponnesischen Kriege waren größtentheils gerecht, dem Athenischen Staatsmann dagegen mußten sie als rohe Ausbrüche des Neides und niedriger Eifersucht auf das Glück seiner Nation erscheinen, und die Motive ihrer Klagen erschienen seinem Herzen nur als Vorwand, nur als Beschönigung eigenen Unrechts [64]). Zwar entgegnet er den lakonischen Gesandten, Athen sei bereit, einem Theile der unterjochten Hellenen Freiheit und Selbständigkeit zurückzugeben, aber er thut dies unter einer Bedingung, von der er vorher weiß, daß die Spartaner sie nicht eingehen, daß sie nämlich zuvor ihren Städten eine zwar beliebige, aber von lakonischer Verwaltung und Verfassung unabhängige Constitution geben sollten [65]). Gesetzt aber auch die Spartaner hätten ihre Städte freigegeben, die autonomen Athenischen Bundesgenossen wür-

51) *Thuc.* II, 57. 52) *Id.* ib. 53) *Id.* II, 59. *Plut.* V. Pericl. XXXIV. 54) *Thuc.* II, 59—64. 55) *Id.* II, 63. *Plut.* V. Pericl. c. XXXV. 56) *Thuc.* II, 63. *Plut.* V. Pericl. c. XXX, 17. 57) *Thuc.* II, 63. 58) *Id.* II, 41.

59) *Thuc.* II, 64. 60) II, 63. 61) *Id.* II, 41. 62) *Id.* ib. 63) *Id.* II, 35. 64) *Id.* II, 64. I, 140. 65) *Id.* I, 144.

den nicht geringere Steuern bezahlt haben als zuvor, da sie abhängig waren. Daß die Bundesgenossen ungern dienten, schien ihm ganz natürlich zu sein, ihm kam es nur darauf an, ihren Abfall auf jede Weise unmöglich zu machen. Daher seine ernsthaften Warnungen an die Athener, sich doch ja keine Blößen zu geben, damit jede schwache Seite der Hauptstadt den Bundesgenossen in dichten Nebel verhüllt bleibe, daher seine schnelle und blutige Rache jedesmal, wenn eine Stadt vom Bunde sich zu trennen versuchte. Aber nicht der blutgierige Rachegeist eines Kleon belebte Perikles, sondern nur die feste Überzeugung, daß so zu handeln nothwendig sei. Und nimmt man wenige nothwendig strenge Maßregeln aus, so hielt er sich stets in den Schranken, die durch ererbte Sitte vorgeschrieben waren. Wo er aber entschiedenes Auftreten nothwendig erachtete, da vermied er auch nicht den bösen Schein, es war ihm gleichgültig, wie und mit welchen Augen er beurtheilt wurde. Überhaupt möchte es schwerlich einem Athener des Perikleischen Zeitalters eingefallen sein, die Maßregeln, welche die Behauptung der Herrschaft erheischte, zu entschuldigen, und die Athenischen Gesandten hatten nur dafür zu sorgen, daß auch die Fremden die Verhältnisse mit Athenischen Augen betrachteten, redeten von den Verdiensten der Athenischen Nation um die ganze griechische Welt, wie ihre Herrschaft auf Nichts als auf ihren und der Väter Verdiensten beruhe. Die Perserkriege, ihre dort erworbene Ehre, ihre einsichtsvollen und für Hellas so heilsamen Plane seien die Basis ihrer Stärke, nicht hätten aber Gewalt oder Zwang sie begründet oder befestigt. Anfangs sei die Hellenische Hegemonie in den Händen Sparta's gewesen, bald hätte man aber allgemein eingesehen, daß jene Stadt der übernommenen Rolle nicht gewachsen sei, der Zufall habe sie damals an Athen übertragen, und die drohende Gefahr die einzelnen Hellenischen Staaten bewogen, sich der Athenischen Führung anzuschließen. Anfangs wäre es die Sicherheit der Nation gewesen, dann ihre Ehre, endlich ihr Vortheil, der sie gezwungen habe, die Herrschaft zu behaupten[66].

Die größte Vertheidigung aber der Perikleischen Politik scheint mir darin zu liegen, daß Thukydides nirgends auch nicht den leisesten Tadel gegen sie, noch über sein Verfahren gegen die Bundesgenossen äußert, und doch wird Thukydides zu den edelsten Charakteren seiner Zeit gehören. Aber auch die Nichtathener sprechen sich auf ähnliche Weise aus. Sagt doch der Syrakusaner Hermokrates[67] „unter den Verhältnissen, welche für die Athener eingetreten wären, dürfe man ihnen ihre Eroberungssucht nicht verdenken, noch dürfe man ihre Neigung zu herrschen hart tadeln, weil es in der menschlichen Natur liege, daß man über diejenigen herrschen wolle, welche sich fügten. Ebenso natürlich sei es aber auch, daß man sich schütze gegen die angreifende Gewalt, und diejenigen verdienten vorzugsweise getadelt zu werden, welche eine zu große Bereitwilligkeit an den Tag legten, sich zu unterwerfen." Freilich fühlten die Athenischen Bundesgenossen schwer das Joch ihrer Gebieterin, aber die Erfahrung hatte gelehrt, daß sie weder frei zu sein, noch zu gehorchen verstanden, dessenungeachtet blickten sie aber in trübes Nachdenken versunken mit Sehnsucht und mit jenem dem Hellenischen Charakter so eigenthümlichen Selbstgefühle in die Zeit zurück, wo sie mit Athen einen Bund eingegangen waren, nicht zur Unterjochung von Hellas, sondern zur Behauptung Hellenischer Selbständigkeit und Freiheit[68].

Dieselben Ideen liegen auch seinem Hasse gegen Sparta und den Peloponnesischen Bund und seinem Entschlusse nur vertheidigungsweise zu Werke zu gehen, zum Grunde, als man mit dem Schwerte in der Hand Athens Nachgiebigkeit erzwingen wollte. Leicht zu erklären ist aber auch die Kriegswuth der meisten Spartaner gegen Athen. Sie sahen fast ganz Hellas jener einen Stadt gehorchen, da mußte jeder einzelne Schritt, der die Herrschaft erweitern konnte, mit neidischen Augen betrachtet werden. Außerdem hatten ja die Spartaner den Auffoderungen der Bundesgenossen Gehör gegeben, es lüsterte ihnen nach dem ehrenvollen Namen Befreier von Hellas, und an vielen Orten mußten sie schon den lauten Vorwurf vernehmen, daß sie durch Zaudern und Nichterfüllung heiliger Versprechen viele Hellenen schon um ihre Selbständigkeit gebracht hatten[69]. So sehnlich übrigens die Spartaner den Krieg wünschen mußten, so suchten sie doch durch allerlei Ränke und Intriguen die Athener zum Losschlagen zu bewegen. Jede neue Gesandtschaft steigerte die Foderungen, und am Ende verlangten sie gar die Freilassung aller Hellenen[70]. Die letzte Foderung lag außerhalb des letzten mit Athen auf 30 Jahre geschlossenen Waffenstillstandes, aber welche starke Idee vermochte ein Volk vom Unrechte zurück zu halten, dem es nur zu gut bekannt war, daß durch eine solche Foderung ganz Hellas gegen Athen unter die Waffen gerufen wurde[71]? Bald genug bewiesen freilich die Spartaner, wie wenig es ihnen um Erhaltung der Hellenischen Ehre und Selbständigkeit zu thun, und daß ihre schönen Worte nur der Deckmantel für die Befriedigung ihres unnatürlichen Hasses gegen die jugendliche Nebenbuhlerin sei[72]. Perikles aber berief sich auf die Bestimmungen des J. 445, wo man feierlich festgesetzt und beschworen hatte, daß vorkommende Streitigkeiten zwischen den Theilnehmern des Friedens nicht durch die Gewalt der Waffen, sondern auf dem friedlichen Wege des richterlichen Spruches beigelegt werden sollten. Und wahrlich in Sparta's Mauern selbst erhob sich eine redliche Stimme des würdigen Königs Archidamos, der zuvor eine richterliche Entscheidung verlangte, wenn der Peloponnesische Bund nicht die offenbare Schuld unverzeihlichen Unrechts auf sich laden wollte. Er ging vorsichtig und gemäßigt zu Werke und machte Sparta namentlich darauf aufmerksam, daß wenn sie nicht seinen Rath befolgten, sie leicht als die Urheber eines gräßlichen und langwierigen Kampfes konnten angesehen wer-

66) *Thuc.* I, 72—78. 67) ap. *Thuc.* IV, 61.

68) *Thuc.* III, 10. 69) *Id.* I, 62. 70) *Id.* I, 126, 139. 71) *Id.* I, 140. II, 8. 72) *Id.* II, 67.

den [73]), zumal da die Athener Bereitwilligkeit zur Ausgleichung der Misverhältnisse an den Tag legten, sei es unumgänglich nothwendig, daß wegen der Bedrückungen, welche die Bundesgenossen erlitten haben wollten, zuvor Gesandte nach Athen abgesandt würden [74]). Aber was vermochte eine weise Stimme gegen die Meinungen der vielköpfigen Menge des Peloponnesischen Bundes? Da war allgemeiner Haß, allgemeine Klage gegen Athen offenkundig. Namentlich aber waren es die Korinthier, die nur mit Ingrimm auf ihre gute Vorzeit, die durch die Athenische Schiffahrt und Seemacht vernichtet ward, zurückblicken konnten, und ihr mit so schönen Worten ausgemaltes Mitgefühl für das Unglück der Spartanischen Bundesgenossen war gewiß nur Nebensache, wenn sie es nicht ganz erheuchelten [75]).

Bemerkt man nun die ganze damalige Sachlage von Hellas, so wird man begreifen, daß es sich nicht darum handelte, was die spartanischen Gesandten in Athen vorgaben, daß dem Ausbruche des Krieges nicht vorgebeugt werden konnte, wenn nicht die Handelssperre gegen Megara und die Belagerung von Potidäa aufgehoben und die Befreiung Ägina's durchgesetzt würde. Der damals bevorstehende Krieg war tief in der Natur der Hellenischen Menschen begründet, es war ein Kampf der Principien, der nur zu bald in einen Vernichtungskrieg ausartete. Perikles, dem bei seiner Kenntniß der griechischen Verhältnisse die Nothwendigkeit des Krieges täglich einleuchtender werden mußte, bestand aber, wie Thukydides an vielen Stellen bemerkt hat, auf einem Vertheidigungskriege, und dieses, ungeachtet sich überall sein entschiedenster Widerwille gegen Sparta zeigt, während er sich freute, daß sein Wunsch, den Spartanern eine schimpfliche Demüthigung beizubringen, so guten Anklang fand. Aber sein Haß gegen den Lakonismus war nicht allein das Resultat politischer Erfahrungen, sondern größtentheils durch die Nothwendigkeit erzeugt. Konnte es ihm verborgen bleiben, wie sehr er in Sparta gefürchtet und verhaßt war? daß man dort auf jede Weise an seiner Erniedrigung arbeitete [76]). Diesen seinen Widerwillen gegen Sparta spricht er aber überall in seinen Reden offen aus, und im stolzen Bewußtsein seiner eigenen und überhaupt der Athenischen geistigen Überlegenheit, mischt er seinen Haß mit Verachtung und setzt sich über des Feindes Urtheil hinweg. Weil er nun aber einmal darauf angewiesen war, Sparta zu hassen, so suchte er die Stärke des Feindes zu erkennen, ganz unähnlich den Athenischen Demagogen der nächsten Jahre. Perikles hatte die Tüchtigkeit der spartanischen Kerntruppen auf offenem Felde erkannt, er wußte, daß die Söhne der Kämpfer bei den Thermopylen den Vätern an Kraft, Muth und Ausdauer nicht nachstanden, er wußte, daß er sich auf die Bundesgenossen wenig oder gar nicht verlassen konnte, daß sie jede Gelegenheit zum Abfall benutzen würden, und so rieth er denn seinen Mitbürgern, sich nicht in eine offene Feldschlacht mit dem Feinde einzulassen, damit die eigene Schwäche dem Gegner ewig verborgen bleibe [77]). So rieth er überall die größte Ruhe zu beobachten, wo sie eigene Schwächen bemerkten, diese auf alle Weise den Augen des Feindes zu entrücken. Warum aber und mit welchem Rechte er solches Verhalten rieth, das haben die Erfahrungen der letzten Jahre des Krieges sattsam dargethan. Selbst der Vortheil eines Sieges auf dem festen Lande schien ihm die Gefahr eines solchen Versuches lange nicht aufzuwiegen, leicht könnten die Peloponnesier ihre gelichteten Reihen wieder füllen, aber das vergossene Blut und die verschwendeten Menschenleben der Athenischen Bürger seien nicht zu ersetzen [78]). Ferner mußte Perikles einsehen, daß die Sorge für den Landkrieg leicht die Augen der Athener vom Seekriege abwenden konnte, was um so gefährlicher war, da auf dem Marinewesen Athens die ganze Existenz beruhte. Hat man nun von solchem Standpunkte die Principien der abgemessenen Perikleischen Kriegspolitik betrachtet, so wird man schwerlich Heeren und seinen Nachbetern beipflichten, welche behaupten, daß seine Handlungsweise eine durch Alter und die gefahrvollen Umstände zu Wege gebrachte Zaghaftigkeit verrathe. Er wußte, daß er endlich den Sieg erringen würde, wenn er nur bei seiner Politik beharrte, aber auch, daß er nur auf seine Weise siegen könnte. Das ist nicht Altersschwäche noch Zaghaftigkeit, sondern nur eine durch die Umstände gebotene weise Vorsicht.

So wenig aber Perikles des Feindes Stärke verkannte, so sehr wußte er auch die Athens zu schätzen, welche nach seiner Ansicht auf einer dreifachen Basis beruhte, und zwar auf der starken Heeresmacht, auf den reichen Vorräthen, drittens auf der großen Flotte. Daß Perikles hier nicht übertrieben hat, bezeugt Thukydides [79]). Die Truppenzahl, welche im Herbste des ersten Kriegsjahrs in Megaris einrückte, war sehr bedeutend. Perikles' Heer bestand aus 10,000 Schwerbewaffneten, die aus der Mitte der angesehensten Bürger auserlesen, und zu diesen gesellte er noch 3000 Metöken [80]). Außerdem lagen 3000 Schwerbewaffnete vor Potidäa. Die Contingente der Bundesgenossen, welche übrigens an dem Zuge keinen Antheil hatten, waren nicht unbedeutend, um die große Anzahl der Peltasten gar nicht mitzurechnen. Einen Staatsschatz hat Perikles in Athen zuerst gesammelt. Freilich mußten die Bundesgenossen das Beste dazu thun, und wenn Perikles viel einnahm, so gab er auch viel aus, dessenungeachtet aber war die auf der Akropolis aufbewahrte Summe, wenn man auf die damaligen niedrigen Preise Rücksicht nimmt, sehr bedeutend. Zwar trug das Geld, wenn es still lag, keine Zinsen, aber wo wenig Geld im Umlauf ist, werden die Preise auch nothwendig niedriger, und so war Perikles auch auf diese Weise der Wohlthäter der ärmeren Volksclasse. Was aber die Seemacht anbelangt, so stellten schon die drei größeren Inseln Chius, Lesbos und Kerkyra,

73) *Thuc.* I, 79. 81. 74) *Id.* I, 85. *Plut.* V. Pericl. c. XXIX fin. 75) *Thuc.* I, 42. 43. 33. 37. 68. 67. 76) *Id.* II, 13. 126. 137. *Plut.* V. Pericl. c. XXXIII.

77) *Thuc.* IV, 34. 40. 78) *Plut.* V. Pericl. c. XVIII. 79) II, 13. 80) *Thuc.* II, 31.

Auffallen muß es allerdings, wenn Perikles manche spartanische Einrichtung ganz unrichtig beurtheilt, z. B. die Xenelasie und das Gesetz, welches Untersuchung der Anstalten für den Krieg verbot [94]), auffallen, daß er gar keine Peloponnesische Flotte zu kennen scheint, während die Korinthische Seemacht doch gewiß nicht unbedeutend war. Aber Perikles wußte, daß eine einzige Niederlage der feindlichen Flotte gegen die vereinigte Athenische Seemacht unheilbar sei, und so konnte er wol sagen, daß die Athener alles Heil auf der See zu suchen hätten.

Die Geldverhältnisse des spartanischen Bundes hatte Perikles richtig beurtheilt, denn schon im zweiten Jahre des Krieges waren die Vorräthe erschöpft, und die Söhne der Genossen des Leonidas schämten sich nicht, den persischen Großkönig um Geld anzusprechen [95]). Aber selbst gegen diesen Umstand war die Athenische Gewandtheit im Unterhandeln ein sicheres Mittel, wie die Geschichte des Alkibiades beweist, und hätte man nur des Perikles Kriegsplan verfolgt, so wären solche Kunstgriffe einer feineren Politik gar nicht einmal nöthig gewesen, denn ehe die lakonischen Gesandten das erbettelte Geld zurückbrachten, sodaß der Peloponnesische Bund es gebrauchen konnte, war ja der rechte Zeitpunkt, der im Kriege ja Alles gilt, schon längst vorüber.

Den Kriegsplan der Feinde hatte Perikles richtig aufgefaßt. Sie fielen jedes Jahr, wie er vorher gesagt hatte, in Attika ein, um das Land zu verwüsten, und schienen lange Zeit gar nicht einsehen zu können, daß es sich hier nicht um das Festland handele, sondern darum, wodurch Athen stark sei, um die Colonien und die Bundesgenossen.

Perikles' Macht war in der letzten Zeit seines Wirkens allerdings groß, aber jene Zeit war auch die gefährlichste seines Lebens. Nicht genug, daß er alle weiteren eigenen Plane jenem einen Ziele, Erhaltung des Bestehenden, unterordnen mußte, das Schlimmste war, daß er dasselbe auch von seinen Mitbürgern verlangen mußte. Attika erschien ihm nur als Hinderniß völlig sorgloser Ruhe, jetzt mußte er an seine Athener, welche seit den Perserkriegen ihre Landsitze nicht verlassen hatten, die dringende Foderung stellen, mit ihm übereinstimmend ihr geliebtes Kleinod aufzuopfern, und zwar zum Besten des einen Zieles, das viel zu fern lag, als daß sie es hätten begreifen können. Aber wie schwer ward es ihnen, die ersehnten Landgüter der Wuth des Feindes Preis zu geben? Archidamos blieb es nicht verborgen, daß dieses grade die empfindlichste Seite des besseren Theiles der Nation sei, und er hatte grade darauf seinen Kriegsplan berechnet.

Noch schlimmere Gefahr drohete dem Perikles von dem Wankelmuthe seiner Landsleute her, welcher sie schon so oft ihre kühnen Plane und edlen Hoffnungen aufzugeben veranlaßt hatte. Oft genug mußte er diesen Nationalfehler tadeln [96]). Wenn er aber durch solches Verfahren, indem der Einzelne sich den allgemein gehaltenen Tadel anzog, sich manchen Feind zugezogen hat, so wird man leicht begreifen, daß die in der alten Komödie auf ihn Bezug habenden Schmähungen ihn in unseren Augen nicht herabsetzen können. Auch sein Verhältniß zur Aspasia, durch Stadtklatschereien gar arg entstellt, und vom Witze der Satiriker seiner Zeit aufgegriffen und mit scheinbar ernster Miene an wichtige Staatsangelegenheiten geknüpft, wird mit denselben mistrauischen Augen zu betrachten sein. Von allen diesen Geschichten schweigt Thukydides, und namentlich weiß er nichts davon, daß Perikles der eigenen Gefahr zu entgehen den Krieg beschleunigt habe. Hätte aber die Nation an solche Stadtgespräche geglaubt, so würde der große Geschichtsschreiber sich dem Vorwurf böswilliger Entstellung der Wahrheit ausgesetzt haben. Perikles stand auch in Privatinteressen über seiner Zeit, und es war ihm gelungen, was den Menschen so selten gelingt, seine Handlungsweise mit seiner Überzeugung in Einklang zu bringen.

Bedenken wir die vielfachen Gefahren, welchen Perikles mit dem größten Gleichmuth widerstand, wie er, vom eigenen Unglück, vom Feind und dem Wankelmuth seiner Mitbürger bedroht, dennoch fest stand, und alle Angelegenheiten des Staates so verwaltete, daß die Wirksamkeit seiner Mitstrategen ganz verschwindet, so können wir ihm unsere Bewunderung nicht versagen. Nicht genug, daß er auf dem Markte gegen ein leidenschaftliches Volk sich behauptete, das die höchste Gewalt in den Händen hatte, Perikles verhinderte jede Volksversammlung, wenn er Thorheiten von ihr zu befürchten Ursache hatte. So muß seine Macht groß gewesen sein, auch sagt Thukydides, daß zwar dem Namen nach eine Volksherrschaft, in der That aber nur eine ihm als dem ersten Manne untergeordnete Regierung stattgefunden habe [97]). In den letzten Jahren seines Lebens, wenn man die kurze Zeit abrechnet, wo man ihn seiner Würden entsetzt hatte, war ganz Athen und Alles, was davon abhing, Einkünfte, Heer, Flotte und Bundesgenossen, der Continent und die Inseln und das Meer seiner unumschränkten Gewalt übertragen [98]). Seine Macht beruhte aber auf seiner Persönlichkeit, seiner Beredsamkeit, und auf der Art und Weise, wie er davon Gebrauch machte. Nicht immer betrat er, wo er sein Ansehen geltend machen wollte, selbst die Rednerbühne, er sparte sich für das Wichtigste auf, die übrigen Geschäfte ließ er von seinen Freunden und den Rednern seines Anhanges besorgen [99]). Aber die Alleinherrschaft, welche er übte, erschien nicht als solche, sondern als das, was sie war, als ein festes Bollwerk zum Schutze der Staatsverfassung. (*Karl Eckermann.*)

Periklin, s. Feldspath.

PERIKLYMENE, *Περικλυμένη, ης*, f. Die Erlauchte, eine Tochter des Minyas und der Klytodora; auch die Mutter des Jason und des Iphiklos führt diesen Namen, für welchen sich jedoch auch Klymene und Eteoklymene findet. In die Genealogie der zahlreichen

94) *Thuc.* II, 39. 95) *Id.* II, 67. 96) *Id.* I, 140.

97) *Thuc.* II, 65. *Plut.* V. Pericl. c. IX. 98) *Id.* c. XVII. 99) *Id.* c. VII.

gen sind; ferner daß einzelne Perikopen einen frühen Ursprung unverkennbar verrathen, wie z. B. die Epistel am 1. Ostertage, 1 Kor. 5, 6—8, welche zu einer Zeit gemacht sein muß, wo das Fasten am Ostertage noch üblich war, welches bekanntlich schon die Kirchenversammlung zu Nicäa im J. 325 verbot, und andere, die offenbar eine Widerlegung des Arianismus bezwecken, wie z. B. Dom. 2. post. Epiph. Joh. 2, 1—12. D. 3. p. Ep. Matth. 8, 1—13. D. 4. p. Ep. Matth. 8, 23—27. D. Quinquages. Luc. 19, 31—43. D. Reminisc. Matth. 15, 21—28. D. Oculi Luc. 11, 14—28. D. Laet. Joh. 6, 1—15. D. 7. p. Trin. Marc. 8, 1—9. D. 12. p. Trin. Marc. 7, 31—37. D. 14. p. Trin. Luc. 17, 11—19. D. 16. p. Tr. Luc. 7, 11—17. D. 19. p. Tr. Matth. 9, 1—8. D. 21. p. Tr. Joh. 4, 47—54. D. 24. p. Tr. Matth. 19, 18—26. Auch galt die Observanz von jeher viel in der christlichen Kirche, und um nicht gegen dieselbe zu verstoßen, nahmen selbst die berühmtesten und angesehensten Kirchenlehrer mit ungemeiner Gewissenhaftigkeit und Ängstlichkeit liturgische Veränderungen vor, erfuhren dann aber dennoch deswegen einen strengen Tadel bei den Gemeinden. Wie hätte es daher einer von ihnen wagen können, eine so durchgreifende Neuerung, als die auf einmal erfolgte Feststellung sämmtlicher Perikopen gewesen sein würde, durchzusetzen, ohne daß er vielseitigen und hartnäckigen Widerspruch gefunden hätte, und die kirchenhistorischen Schriftsteller den Verlauf der darüber unfehlbar entstandenen Streitigkeiten aufgezeichnet hätten?

Einen positiven Beweis dafür aber, daß der größte Theil der Perikopen längst vor den Zeiten Karl's des Großen in Gebrauch war, geben zuvörderst die alten Lectionarien der orientalischen wie der occidentalischen Kirche. Augusti vergleicht zu dem Ende 1) Das Menologium Constantinopolitanum ed. *Morcelli.* 2) Das Lectionarium Gallicanum ed. *Mabillon.* 3) Den sogenannten, angeblich von Hieronymus herrührenden, Comes ed. *Baluzii* (in Capitul. Reg. Franc. T. II.). 4) Das Calendarium Romanum, nongentis annis antiquius, ex M. S. Monasterii S. Genovefae Paris. ed. *Jo. Fronto.* (Paris 1652.) repet. in *Jo. Frontonis* Epist. et Dissert. Eccles. ed. a *J. A. Fabricio* (Hamb. 1720). p. 123—266. Wir bezeichnen der Kürze halber die vier angeführten Schriften mit den ihnen vorangestellten Zahlen und setzen die bei uns eingeführten Perikopen als bekannt voraus.

I. Neujahr, als Weihnachtsoctave und Festum Circumcisionis. 1) Luc. 2, 21—40. 2) Ebenso und Epistel: 1 Kor. 10, 14—31. 3) Luc. 2, 21—32. 4) Ebenso.

II. Epiphanien-Fest (am 6. Januar). 1) Matth. 3, 13—17 (Taufe Christi). 2) Ebenso und Epistel: Tit. 1, 11 — 2, 7. 3) Matth. 2, 1—12. 4) Ebenso.

III. Dom. I. post Epiphanias. 1) Matth. 4, 12—17. 2) Luc. 4, 16—22. Epistel: 1 Kor. 1, 6—31. 3) Luc. 2, 42—52. Epistel: Röm. 12, 1—5. 4) Luc. 2, 42—52.

IV. Dom. II. p. Epiph. 1) Fehlt. 2) Matth. 22, 35 — 23, 12 (bei uns D. XVIII. p. Tr.). Ep. 1 Kor. 10, 1—13. 3) Joh. 2, 1—11. Ep. Röm. 12, 6—16. 4) Ebenso.

V. Dom. III. p. Epiph. 1) und 2) fehlen. 3) Matth. 8, 1—13. Ep. Röm. 12, 17—21. 4) Ebenso.

VI. Dom. IV. p. Epiph. 1) und 2) fehlen. 3) Matth. 8, 23—27. Ep. Röm. 13, 8—10. 4) Ebenso.

VII. Dom. V. p. Epiph. 1) und 2) fehlen. 3) Matth. 11, 25—30. Ep. Koloss. 3, 12—17. 4) Matth. 13, 24—30.

VIII. Dom. VI. p. Epiph. 1) 2) und 3) fehlen. 4) Marc. 6, 47—56.

IX. Fest. Purificationis Mariae (am 2. Febr.). 1) Luc. 2, 22—40 und Luc. 2, 25—32. 2) Fehlt. 3) Luc. 2, 28—40 und Luc. 2, 22—32. 4) Luc. 2, 22—32.

X. Dom. Septuagesima. 3) Matth. 20, 1—16. Ep. 1 Kor. 9, 24 — 10, 4. 4) Matth. 20, 1—16.

XI. Dom. Sexagesima. 3) Luc. 8, 4—15. Ep. 2 Kor. 11, 19 — 12, 9. 4) Evang. Ebenso.

XII. Dom. Estomihi. 3) Luc. 18, 31—43. Ep. 1 Kor. 13, 1—13. 4) Ev. ebenso.

XIII. Dom. Invocavit. 3) Matth. 4, 1—11. Ep. 2 Kor. 6, 1—10. 4) Ev. ebenso.

XIV. Dom. Reminiscere. 3) Matth. 15, 21—28. Ep. 1 Theß. 4, 1—7. 4) Ev. ebenso.

XV. Dom. Oculi. 3) Luc. 11, 14—28. Ep. Ephes. 5, 1—9. 4) Ev. ebenso.

XVI. Dom. Laetare. 3) Joh. 6, 1—14. Ep. Gal. 4, 22—31. 4) Ev. ebenso.

XVII. Dom. Judica. 3) Joh. 8, 46—59. Ep. Hebr. 9, 11—15. 4) Ev. ebenso.

XVIII. Festum Annunciationis Mariae (am 25. März). 1) Luc. 1, 39—56 (bei uns für Mariä Heimsuchung). 2) 3) und 4) haben nichts von diesem im Occident erst spät eingeführten Feste.

XIX. Dom. Palmarum. 2) Joh. 12, 1—24. Ep. Hebr. 11, 3—34. 3) Statt des Evangeliums: Passio Domini nostri Jesu Christi, Matth. 26 und 27 ganz. Ep. Phil. 2, 5—11. 4) Statt des Evang. ebenso.

XX. Gründonnerstag. 2) Matth. 26, 1—5. Lectio Exod. 19, 1 — 20, 20. 3) Joh. 13, 1—32. Ep. 1 Kor. 11, 20—32. 4) Evang. ebenso.

XXI. Charfreitag. 1) 2) die Passionsgeschichte, combinirt aus den Evangelien. 3) Lectio: Hos. 4. Exod. 12, 1 fg. Passionsgesch. nach Joh. 18 u. 19. 4) Das letztere ebenso.

XXII. Ostersonntag. 1) Die evangelische Geschichte von der Auferstehung Christi. 2) Luc. 24, 1—3. Ep. 1 Kor. 15, 1—19. 3) Marc. 16, 1—7. Ep. 1 Kor. 5, 6—8. 4) Evang. ebenso.

XXIII. Ostermontag. 2) Lectio: Apokal. 1—2, 7. Apostelgesch. 11, 14—29. Ev. Marc. 15, 47 — 16, 11. 3) Luc. 24, 13—35. Ep. Apostelg. 10, 34 fg. 4) Evang. ebenso.

XXIV. Osterdinstag. 2) Lectio: Apokal. 2, 8—17. Apostelg. 1, 15 bis Ende. Ev. Marc. 16, 12 bis Ende. 3) Luc. 24, 36—47. Ep. Apostelg. 13, 16—33. 4) Ev. ebenso.

XXV. Dom. Quasimodogeniti. 2) Ev. Joh. 21, 1—14. Ep. 1 Kor. 15, 12—28. 3) Joh. 20, 24—31. Ep. 1 Joh. 5, 4—10. 4) Ev. ebenso.

Aus dieser Perikopensynopse ergibt sich, daß unsere Evangelien und Episteln, mit wenigen Ausnahmen, schon in der alten Kirche in Gebrauch waren. Namentlich herrscht in Ansehung der Feste, besonders der unbeweglichen, eine fast durchgängige Übereinstimmung, und auch bei den gewöhnlichen Sonntagen ist die Verschiedenheit nur unbedeutend.

Doch läßt sich das hohe Alter von einem guten Theil unserer Perikopen, besonders derer für die Festtage bestimmten, noch weit zuverlässiger, als aus den Lectionarien und Evangeliarien, aus den Homilien der griechischen, syrischen und lateinischen Kirchenväter beweisen: denn theils haben sie ein viel höheres Alter als jene und reichen bis in das 4. und 5. Jahrhundert zurück, theils fällt bei ihnen der Verdacht, welcher bei den Kirchenbüchern obwaltet, so gut als ganz weg, daß sie später nach römischen oder constantinopolitanischen Observanzen und Grundsätzen umgearbeitet und conform gemacht worden seien.

Bekanntlich predigte Origenes über ganze Bücher, aus welchen er die für die öffentliche Lection bestimmten Abschnitte commentirte. Obgleich er also keine Homilien für bestimmte Tage, de tempore genannt, hielt, so möchte man doch aus der Art und Weise, wie er häufig seine Summarien über eine vorhergegangene Lection beginnt, auf eine bestimmte Lectionsobservanz schließen. Vgl. Hom. IX. in Exod. p. 221. Opp. T. V. ed. *Oberth.* Hom. XII. in Exod. p. 464. Hom. I. in libr. Reg. Opp. T. VII. p. 72—74 und besonders Hom. II. in 1 Reg. c. 28. ibid. p. 96, wo sogar der Ausdruck Perikopen vorkommt. Eines besondern Feiertages und einer dazu festgesetzten Perikope erwähnt aber Origenes nirgends. Dagegen haben wir eine Homilie des Athanasius, deren Echtheit man jedoch bezweifelt, über die Weihnachtsperikope, Luc. 2, 1 fg. (Opp. T. II. p. 96 sq.) Für das Epiphaniasfest hat Basilius d. Gr. die Perikope Matth. 2, 1—12 (Opp. T. II. p. 595 sq.). Epiphanius hat zwei Homilien über die Perikope am Palmsonntage, vom Einzuge Christi in Jerusalem (Opp. T. II. p. 251 sq.) und seiner Homilie auf Christi Himmelfahrt liegt die Epistolar-Perikope Apostelgesch. 1, 1—11 unverkennbar zum Grunde (Opp. T. II. p. 285 sq.). Gregorius von Nazianz hat eine Rede auf das Pfingstfest hinterlassen, worin die Erzählung Apostelgesch. 2, 1—13 so genau erklärt wird, daß man an der Bestimmung dieses Abschnitts zur Festperikope gar nicht zweifeln kann (Opp. T. I. p. 705 sq.). Nach Chrysostomus war die Feier des Geburtsfestes Christi erst seit kurzer Zeit in der Kirche zu Antiochien oder Constantinopel eingeführt. Dennoch redet er an demselben über den evangelischen Text Luc. 2, 1 fg., welchen er ganz mittheilt und sorgfältig erklärt. Da er nun zugleich versichert, daß dieser Tag schon längst „von Thracien an bis nach Hispanien hin" gefeiert worden sei, so wird aller Wahrscheinlichkeit nach auch diese Perikope, die wir in der gallischen und römischen Kirche gleichfalls allgemein finden, daher entlehnt worden sein (Hom. I. in Nat. Chr. Opp. T. II. p. 354 sq.). Endlich gehört hierher die Nachricht beim Nicephorus Callisti (Histor. eccl. lib. XVII. c. 28), nach welcher Kaiser Justinian im 6. Jahrhunderte für die von ihm anbefohlene Feier des Festes Mariä Reinigung die Erklärung der Stelle Luc. 2, 22—32 vorgeschrieben haben soll, welche seitdem als Festperikope gefunden wird.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit den ältesten Homileten der lateinischen Kirche. Die fünf sermones de Natali Domini, welche wir noch von Ambrosius besitzen, beziehen sich sämmtlich auf die Perikope Luc. 2, 1—20, erläutern also das Evangelium von Fer. I. und II. (Opp. ed. Paris. 1569. T. III. p. 702 sq. Serm. XII — XVI.) Von demselben sind vier Reden de Sancta Epiphania (Serm. XIX — XXI. p. 709 sq.), worin die evangelische Erzählung von der Taufe Christi, Matth. 3, 13—17, und von dem Wunder zu Kana in Galiläa, Joh. 2, 1—11 abgehandelt wird, welche beide Gegenstände gewöhnlich an diesem Feste verbunden wurden. Für die drei Reden de Natali S. Johannis Baptistae (Serm. LXIII—LXV. p. 758 sq.) sind die beiden Perikopen, Luc. 1, 26—80, welche jetzt für Mariä Verkündigung und das Johannisfest bestimmt sind, mit einander verbunden. Auch Petrus Chrysologus verbindet zuweilen zwei evangelische Abschnitte mit einander, um dadurch seinem Vortrage desto mehr Gehalt zu verschaffen. So Serm. LXVI, wo er sagt: Duas hodie e duobus Evangelistis editas ita recitari fecimus lectiones, ut sermoni nostro vester intellectus occurreret, paterent abdita etc. Auch bei Leo dem Großen und Augustinus findet man ganze Reihen von Reden, welche die gewöhnlichen Perikopen zur Grundlage haben und sich ausdrücklich auf dieselben berufen (*Augustin.* Serm. de tempore. 139. 140. 191. 194. 148. 143. 71 u. a.). Entscheidend aber ist folgende Äußerung Augustin's: „Meminit sanctitas vestra, evangelium secundum Joannem ex ordine lectionum nos solere tractare. Sed quia nunc interposita est solemnitas sanctorum dierum, *quibus certas ex evangelio lectiones oportet in ecclesia recitari, quae ita sunt annuae, ut aliae esse non possint:* ordo ille, quem susceperamus, necessitate paululum intermissus est, non omissus." (Exposit. in Ev. Ioan. praef. T. IX. p. 235.)

Die angeführten Beispiele aus den alten Lectionarien und Homileten beweisen vollkommen genügend, daß viele unsrer jetzigen Perikopen schon lange vor Gregor dem Großen im liturgischen und homiletischen Gebrauche waren, und ebenso leicht ließe sich zeigen, daß die hierbei vorkommenden Verschiedenheiten der einzelnen Kirchen vornehmlich in den besondern Systemen derselben und in gewissen Zeitverhältnissen ihren Grund hatten. Zugleich ist aber auch daraus ersichtlich, daß die alte und neue Kirche am meisten in Ansehung der Festperikopen übereinstimmen. Namentlich ist dies bei den Festen der Fall, die zuerst eingeführt und von der orientalischen und occidentalischen Kirche gemeinsam gefeiert wurden. Dahin gehören vor allen die drei großen Festcyklen des Weihnachts-, Oster-

cken, zweilippig, mit gleichen Lippen; die Corolle mit etwas gebogener Röhre und rachenförmigem Saume: die Oberlippe flach, ausgerandet, gespalten, die Unterlippe dreilappig; die Zwillingsantheren zweifächerig, jedoch schlägt ein Fach oft fehl; der Griffel an der Spitze gespalten; die Karyopsen geflügelt (daher der Gattungsname: λῶμα Rand, Saum, περί ringsum). Die beiden Arten haben Humboldt und Bonpland im tropischen Amerika entdeckt: 1) P. Scutellariae* (P. scutellarioides *Humb.*, *Bonpl.* et *Kunth* nov. gen. II. p. 327. t. 169) in Peru, und 2) P. ocimoides *Kunth* (l. c. p. 328) in Quito. Beide mit scharlachrothen Blumen, die letztgenannte gewürzhaft riechend. (*A. Sprengel.*)

PERIM, kleine Insel in der Meerenge von Babel-Mandeb, liegt 4 Miles von der ostafrikanischen Küste entfernt, unter 12° 36′ n. Br. und 43° 50′ östl. L. und hat einen guten Hafen, aber gänzlichen Mangel an frischem Wasser. (*G. M. S. Fischer.*)

PERIMANUHR, Stadt in der vorderindischen Provinz Cochin und der Präsidentschaft Bombai. (*G. M. S. Fischer.*)

PERIMEDE (*Περιμήδη, ης, f.*). 1) Tochter des Augeias, eine berühmte Zauberin. Theokrit (Id. II, 16) erwähnt sie neben Kirke und Medea. (*Propert.* II, 4, 8: Non [valent] Perimedea gramina cocta manu). Homer (Il. XI, 739) nennt sie Agamede, die Blonde, die Gemahlin des Mulios.

2) Die Tochter des Öneus, mit welcher Phönix die Astypaläa und Europa zeugte (*Asios* ap. *Paus.* VII, 4, 2).

3) Tochter des Äolos und der Enarete, vom Achelous Mutter des Hippodamas und des Orestes (*Apollodor.* I, 7, 3. 4 und 5).

4) Die Schwester des Amphitryon, Gemahlin des Likymnios (*Apollodor.* II, 4, 6, 6) bekannt aus der Sage von dem berühmten Kampf des Amphitryon gegen die Teleboer, welchen zuerst Automedes von Mykenä episch besungen haben soll (s. *Demetr. Phaler.* ap. Schol. Od. III, 267).

5) Perimeda, Herrscherin zu Tegea, von den meisten χοίρα genannt, habe die gefangenen Lacedämonier genöthigt, den Fluß Lochas durch die Ebene abzuleiten. (*Deinias* Argolica ap. *Herodian.* περὶ μον. λεξ. 8, 14. O. Müller, Dorier. II. S. 418. Note.) (*Krahner.*)

PERIMEDES (*Περιμήδης, ου, m.*). 1) Sohn des Eurystheus, von der Antimache, der Tochter des Amphidamas (*Apollodor.* III, 9, 2, 1). Als die Herakliden vor Eurystheus flohen, nahmen die Athener sich derselben an, führten Krieg gegen Eurystheus und tödteten von seinen Söhnen den Iphimedon, Eurybios, Mentor und Perimedes (*Apollodor.* II, 8, 1, 3). Eine andere Sage, welche Antikleides im zweiten Buch der Nosten mittheilte, erzählte, daß Herakles nach Beendigung seiner Kämpfe von Eurystheus zum Opfer geladen worden sei; da haben die Söhne des Eurystheus dem Herakles sehr kleine Portionen zugetheilt und dieser, ergrimmt über solche Vernachlässigung, habe den Perimedes, den Eurybios und Eurypylos erschlagen (*Athen.* IV. p. 157 sq.). Von Neueren wird Perimedes oft irrig als Tochter Perimede aufgeführt.

2) Perimedes und Dryalos, Söhne des Peukes, zwei Centauren (*Hesiod.* Sc. H. 187).

3) Perimedes, ein Gefährte des Odysseus, welcher nebst Eurylochos bei dem Opfer thätig ist, mit welchem Odysseus in der Nekyi die Seelen der Abgeschiedenen citirt (*Hom.* Od. XI, 23). Abgebildet in der Delphischen Lesche (*Paus.* X, 29, 1).

4) Perimedes, ein Argivischer Sänger, der Lehrer des Demodokos, Automedes von Mykene, Likymnios, des Buprasiers, ferner des Sippas, Pharis und Probolos. Nach Demetrius Phaler. περὶ ποιητῶν bei Schol. und *Eustath.* *Hom.* Od. III, 267 (vergl. *Lobeck.* Aglaopham. p. 328).

5) Ein Trojaner, welchen Neoptolemos tödtete: οἳ ναῖε παρὰ Σμινθήϊον ἄλσος (*Quintus* VIII, 291). (*Krahner.*)

PERIMELE (*Περιμήλη, ης, f.*). 1) Tochter des Hippodamas. Der Flußgott Achelous verführte sie; darüber erzürnt, warf sie der Vater ins Meer, aber Neptun verwandelte sie auf Bitten des Achelous in die Insel Perimele (*Ovid.* Met. VIII, 590).

2) Tochter des Admet, Gemahlin des Argos und Mutter des Magnes, von dem Magnesia den Namen hat (*Anton.* *Lib.* 23. Schol. *Eurip.* Alcest. 265).

3) Die Tochter des Amythaon gebar dem Antion, einem Sohne des Periphas, den Irion (*Diodor.* IV, 69).

Den Namen Περιμήλη (μῆλα) bezieht Völcker (Mytholog. der Japetiden. S. 273 Note) auf die Fruchtbarkeit. (*Krahner.*)

PERIMETER oder Umring, Umfang einer Figur nennt man die Summe aller der Linien, von denen die Figur eingeschlossen wird, mögen diese Linien gerade oder krumme sein. Vgl. d. Art. Peripherie. (*Gartz.*)

PERIMNESTOS (*Περίμνηστος, ου, m.*). Der Vater des Eurykoon, welchen Letzteren Diomedes tödtet (*Quintus* XIII, 210). (*Krahner.*)

PERIMOS (*Πέριμος, ου*). Ein Troer, Sohn des Megas (daher *Μεγάδης* Etym. M. v. *Μέγας*), welchen Patroklus tödtete (*Hom.* XVI, 695). (*Krahner.*)

PERIMOW, ein der fürstlich Trautmannsdorffschen Herrschaft Kumburg unterthäniges Dorf im mittleren Theile des bidczower Kreises des Königreichs Böhmen, nach Bemerschitz (Bisthum Königgrätz) eingepfarrt, mit 112 Häusern, 666 czechischen Einwohnern, die mit Ausnahme von drei protestantischen Familien sämmtlich Katholiken sind. (*G. F. Schreiner.*)

PERIMULA (*Περίμουλα*), eine Stadt in Indien außerhalb des Ganges, in der Gegend von Banan, nördlich von der Stadt Koli, mit dem Sinus Perimulus (*Περίμουλος κόλπος*, Straße von Malacca). (*Ptolem.* VII, 2. Vergl. *Cellar.* Orb. ant. Vol. II. p. 873. Mannert 5. Th. S. 117. 246.) Plinius (H. N. VI, 23) nennt ein indisches Vorgebirge Perimula (ad Perimulae promontorium, ubi est celeberrimum Indiae emporium etc.) (*Krause.*)

PERIMYSIUM, Muskelscheide, Muskelhaut nennt man in der Anatomie die zellstoffige Hülle, welche sowol den ganzen Muskel (Perimysium externum) als die einzelnen ihn zusammensetzenden Fasern und Bündel (Perimysium internum) überzieht; in ihr verlaufen die Gefäße und Nerven der Muskeln. Die einzelnen Muskelscheiden sämmtlicher Muskeln hängen genau mit einander zusammen, indem sie gradezu in einander übergehen oder an Knochenrändern, mit deren Periosteum sie verwachsen, zusammenstoßen. Vgl. Muskeln. (*J. Rosenbaum.*)

PERINAEOCELE, der Dammbruch, Mittelfleischbruch, Hernia perinaei, Mesoscelocele*), nennt man die durch das Hinabtreten eines Eingeweides gebildete Geschwulst am Perinaeum, welche nur selten beobachtet und in der neueren Zeit erst durch Scarpa genauer erforscht ist. Das hinabtretende Eingeweide ist gewöhnlich der Dünndarm, seltener die Harnblase, noch seltener das Netz, da dieses gewöhnlich nicht soweit hinabreicht und bei starker Anstrengung meistens zwischen der Masse der Gedärme und der Bauchwand zusammengepreßt wurde. Wenn sich der Dammbruch bildet, so wird die Falte des Bauchfelles, welche bei Männern zwischen Rectum und Harnblase, bei Weibern zwischen Rectum, Uterus und Vagina vorhanden ist, abwärts gedrängt, die Beckenaponeurose und der M. levator ani durchbrochen; der Bruchinhalt senkt sich Anfangs in eine Vertiefung zwischen dem eigentlichen Boden der Peritonealhöhle, der fascia pelvis und der äußeren Haut, sodaß man ihn von der Scheide oder von dem Mastdarm aus fühlen kann; später verschwindet dieser Kanal, indem sich der Bruchinhalt noch weiter hinabsenkt und die äußere Haut mit einzelnen Fasern des M. levator ani hervortreibt und zwar am vorderen Rande zur Seite des Afters, öfter auf der linken als rechten Seite, sodaß die Raphe etwas seitlich getrieben wird. Anfangs ist die Geschwulst rundlich, später wird sie birnförmig, trägt alle Zeichen des Bruchs an sich, kann aber leicht mit Congestionsabscessen am Damm verwechselt werden. Behufs einer genauen Untersuchung muß man den Kranken mit gespreizten Beinen, den Leib nach Vorn gerichtet und den dem Sitze des Bruchs entsprechenden Fuß auf einen Fußschemel gestützt, aufrecht stehen lassen und die Untersuchung selbst von Hinten her vornehmen. Der Dammbruch kommt fast nur bei Männern vor, da der Damm bei Weibern zu kurz ist, und wenn sich bei ihnen auf die angegebene Weise ein Bruch bildet, so tritt sein Inhalt gewöhnlich, wenigstens theilweise, in die Scheide (Scheidendammbruch) oder in den hinteren Theil einer großen Schamlefze (Hernia labialis posterior, Hernia pudendalis, wofür Scarpa wol nicht ganz mit Recht alle bei Frauen beobachtete Dammbrüche erklärt). Die Disposition zu den Dammbrüchen wird besonders durch eine übermäßige Weite der unteren Beckenapertur gegeben, die Gelegenheitsursachen sind dieselben, welche Darmbrüche überhaupt veranlassen, besonders aber Heben von Lasten bei gespreizten Füßen. Was die Behandlung betrifft, so ist der Dammbruch leicht reponirbar und die Reposition selbst geschieht auf dieselbe Weise wie bei andern Darmbrüchen; doch kann man bei Weibern nach Sabatier zu diesem Behufe einige Finger in die Vagina bringen. Ist der Bruch reponirt, so hält man ihn zurück durch die von Scarpa angegebene Bandage (s. Abbild. bei Froriep chirurg. Kupfertafeln Taf. 47), welcher sich derselben auch bei Mastdarmvorfällen bedient. Sie besteht aus einer T-förmigen Feder, von welcher der horizontale Theil sich um das Becken, der verticale gegen den Damm zu krümmt und hier mit einer durch eine Spiralfeder elastisch gemachten Pelotte versehen ist, die gegen die Bruchmündung noch durch einen elastischen Beinriemen angedrückt wird. In Ermangelung dieser Bandage kann man sich auch einer elastischen T-Binde bedienen. Bei Frauen bewirkt man die Retention durch ein cylindrisches, vorn und hinten abgeplattetes Pessarium von der Scheide aus. Einklemmung des Darmbruches dürfte selten vorkommen, und in diesem Falle müßte man wie beim Leistenbruch verfahren. Cloquet will den Schnitt parallel mit dem Aste des Sitzbeins machen, um die Arteria vaginalis an der inneren und die Arteria pudenda an der äußeren Seite zu vermeiden.

(*J. Rosenbaum.*)

PERINAEUM (Interfemineum, Mesoscelos, Mesomerion, Orrhos, Tramis, Tauros, Pechedeon, Cochone, Plechas, Plichos), der Damm, das Mittelfleisch, nennt man in der Anatomie die untere Gegend des Stammes des menschlichen Körpers, deren Ausdehnung seitlich und quer durch die vereinigten Äste des Scham- und Sitzbeins und von Vorn nach Hinten oder der Länge nach durch den After und die Geschlechtstheile begrenzt wird. Sie bietet eine von Vorn nach Hinten geneigte Ebene dar, in Form eines Dreiecks, dessen Seiten und vorderer Winkel durch den Schambeinbogen, dessen hintere Seite oder Basis durch eine Linie gebildet wird, welche sich von dem Sitzbeinhöcker der einen Seite zu dem der andern Seite erstreckt. Die Breite des Dammes hängt demnach von der Entfernung der Sitzbeinhöcker ab, diese ist beim Kinde und Manne geringer als beim Erwachsenen und Weibe, daher auch der Damm bei jenen schmäler ist, als bei diesen. Nach den Beobachtungen, welche Dupuytren bei 23 Subjecten anstellte, betrug die Entfernung der Sitzbeinhöcker zwischen 2 und 3½ Zoll, während Velpeau bei 40 Individuen einen Unterschied von 1¾—4 Zoll fand. Die Länge ist beim Manne beiweitem beträchtlicher als beim Weibe, wo sie nach Velpeau nur 18 Linien beträgt. Die Dicke, welche sich von der äußeren Haut bis zum Blasenhalse erstreckt, beträgt nach Dupuytren's und Velpeau's Messungen zwischen 1—4 Zoll, für gewöhnlich aber 2½ Zoll. Die sich von Außen nach Innen findenden Theile, welche also den Damm bilden, sind folgende beim Manne: Die äußere Haut des Dammes

*) A. Scarpa, über den Mittelfleischbruch. A. d. Ital. (Weimar 1822. 4.) *Mery* et *Pipelet* in Mémoires de l'Acad. royale de chir. Vol. II. p. 25. Vol. IV. p. 182. *Curade* in Mémoires de l'Acad. des sciences. 1718.

ist eine Fortsetzung von derjenigen, welche Oberschenkel und Hodensack überzieht; sie bildet schiefe Runzeln, die sich zu der in der Mittellinie des Dammes liegenden Naht (Raphe) begeben, und um so deutlicher sind, je näher sich die Oberschenkel an einander befinden. Mit ihnen steht die große Dehnbarkeit des Dammes in geradem Verhältniß und sie machen es möglich, daß die Aftermündung sich weiter hineinzieht, und nach dem Grunde des Beckens zu mit der Haut eine Vertiefung bildet, wodurch nach Scarpa's Erinnerung die Operation der Mastdarmfisteln erschwert wird. In der Nähe der Raphe ist die Haut dick und dicht, an den übrigen Stellen dünn, besonders in der Nähe des Afters, wo sie zugleich eine große Menge Glandulae sebaceae besitzt, deren Absonderung die sogenannten Perinäalschweiße liefert, woran fette Personen, besonders Gichtische und Hämorrhoidarier, leiden. Gegen die Zeit der Pubertät bedeckt sich der Damm mit Haaren. Die Farbe der Haut ist wie die des Hodensacks, dunkler als die übrige Haut, und meistens bräunlich. Zunächst über der Haut liegt eine lockere Zellschicht, mit einer nicht unbedeutenden Menge Fettzellen, wodurch die äußere Haut verschiebbarer wird; über diesen Schichten befindet sich das vordere Ende des Sphincter externus und das oberflächliche Blatt der Dammaponeurose, welches nach Bouvier's genauen Untersuchungen seine Richtung nach Oben und Vorn auf den M. transversus nimmt und sich nach Außen auf den M. ischiocavernosus mit dessen Insertionen am Sitzbeinaste verschmelzend, nach Innen und Vorn auf den M. bulbocavernosus und auf die faserige Hülle der Corpora cavernosa fortsetzt, und sonach die Zweige der Arteria bulbourethralis, wie die genannten Muskeln, welche ein Dreieck bilden, in welchen beim Steinschnitt die Incision gemacht werden muß, bedeckt. Hierauf folgen die Wurzeln der Corpora cavernosa und des Ligamentum perinaei oder Ligamentum triangulare urethrae Collesii, welches nach Carcassone's Untersuchungen eine dichte elastische Scheidewand bildet, die den größten Theil des Schambogens einnimmt, und in ihrer mittleren Partie den Harnröhrenkanal durchgehen läßt. Nach Unten etwas concav adhärirt es an den M. transversus, setzt sich selbst an den Mastdarm, seitlich an die innere Lefze der Sitz- und Schambeinäste, nach Oben an die Symphysis ossium pubis und verschmilzt partiell mit dem Ligamentum infrapubianum. Das Band ist dreieckig, von Vorn nach Hinten abgeplattet, und wird nach Vorn von dem Bulbus urethrae und den Cooper'schen Drüsen, den Wurzeln der Corpora cavernosa und dem äußeren Rande des M. bulbocavernosus bedeckt, nach Hinten hat es den Levator ani, die Vorsteherdrüse, den häutigen Theil der Harnröhre, auf die es eine Verlängerung abgibt, die Arteria pudenda, die von Cloquet beschriebene Aponeurosis rectovesicalis, welche schief zwischen dem Grunde der Blase und dem Levator ani liegt und nach Unten vollkommen die Bauchhöhle schließt. Bei dem Weibe, wo die Hautbedeckungen des Dammes gespannter sind, und wenig oder gar keine Haare zeigen, folgt auf dieselben gleichfalls eine Lage Zell- und Fettgewebe, dann die Dammaponeurose, deren Mitte eine breite Öffnung darbietet, welche die äußere Scham umschreibt, die M. ischiocavernosi, levatores ani, der Sphincter ani, dessen Fasern sich vorn bei vielen Subjecten kreuzen und unmittelbar in die der M. transversi fortsetzen, der M. bulbocavernosus, welcher eine Art Sphincter bildet, der die äußere Scham als Constrictor vaginae umschließt, die Arterien, welche gewöhnlich nicht so dick, als beim Manne sind. Wegen der Kürze des Dammes beim Weibe entstehen leicht während des Actes der Geburt Dammrisse (Ruptura perinaei.)

(*J. Rosenbaum.*)

PERINALDO, eine Gemeinde, welche zu dem der Militair-Division von Nizza einverleibten, nach Dolceacqua benannten Mandamento IV. der Provinz S. Remo der festländischen Staaten des Königs von Sardinien gehört, mit einigen anderen Gemeinden den District des zu Dolceacqua stationirten Brigadiere à piedi ausmacht, einen Syndicus mit einem Secretair, an der Spitze seiner Gemeindeverwaltung hat, und acht in den verschiedenen Dörfern zerstreute Kirchen zählt. Der Hauptort derselben soll nach einer Volkssage den Namen erhalten haben nach einem mächtigen ital. Fürsten Rinaldo, der einst mit seinem Heere sich hier gelagert, und dem zu Ehren das Volk das alte Schloß, von dem kaum einige Spuren mehr zu erblicken sind, Perinaldo genannt habe. Das Dorf liegt 7 Miglien nordwestl. von St. Remo entfernt auf einem Berge, an dessen nordwestlichem Fuße ein in die Nervia sich ergießender Bergstrom dahin fließt, zählt gegen 530 Einwohner, welche den Ölbaum mit Erfolg cultiviren, und deren Häuser drei Plätze umstehen, hat eine katholische Pfarre, eine dem heiligen Nicolaus geweihte Kirche, ein Kloster der reformirten Franziskaner (Riformati), mit einer zweiten Kirche, ein Seminarium und eine Schule der 5. und 6. Classe. Perinaldo ist der Geburtsort des berühmten Astronomen Giandomenico Cassini und seines gelehrten Neffen Giacomo Maraldi.

(*G. F. Schreiner.*)

PERINCARI (Περίνκαρι), eine indische Stadt im inneren Lande der Candioni (in Ostmalabar und Westcarnatik), nach Ptolemäus (VII, 1), welcher sie westlich von der Stadt Madura setzt. Gegenwärtig findet sich eine Stadt Peringary östlich von genannter Stadt am Flusse Vay (s. Mannert 5. Th. S. 212). (*Krause.*)

PERINET (J.), ein vielschreibender Theaterdichter, welcher vorzüglich am Theater in Wiens Leopoldstadt 30 Jahre lang viele Possen und Operntexte, namentlich zur Erschütterung des Zwerchfelles, lieferte und sich dadurch um die Casse der Direction und um die Lachlustigen sehr verdient machte. Es gab zwar in Wien manche, die ihm vorwarfen, er schreibe ins Zeug hinein; namentlich wurde ihm mancherlei in seinem Theateralmanach übel genommen, z. B. 1803, wo er unter Anderem auch vorbrachte: „Zerstreuung und Abwechselung sei des Wieners Hauptsache, — der darum doch eine Turteltaube von einem Raubvogel zu unterscheiden wisse rc." Das letzte Werklein des bis an sein Ende heitern Mannes

war: „Dragon, der Hund des Aubri oder der Wiener Wald, historisch-romantisches komisches Drama in Knittelversen." Kurz nach Aufführung dieser Posse ging er im März 1816 zu seinem Frieden, den er hienieden wenig fand, aber auch zu seinem Heil nicht sonderlich nöthig hatte. Die Kunstgenossen, die ihn meist liebten, begleiteten ihn zu seinem Grabe. — Es gibt noch einen Perinet (oder Perine), der im 17. Jahrh. in Paris eine Lautenschule herausgab, und auch Noten in Kupfer zu stechen verstand. (*G. W. Fink.*)

PERINEURA, nennt D. Th. Hartig in seiner Naturgeschichte der Aderflügler Teutschlands (1. Bd. Berlin 1837. S. 303. Sectio IV. Nr. 16) eine von ihm gebildete Unterabtheilung der Blattwespengattung Tenthredo. Er gibt von ihr folgende Kennzeichen an: „Lanzettförmige Zelle in der Mitte zusammengezogen; Unterflügel ohne Mittelzellen; sämmtliche Außenzellen vor dem Flügelrande durch bogige Queradern geschlossen. Oberlippe tief eingebuchtet mit hervortretenden Seitenlappen. Anhang groß." Typus dieser Gattung ist:

Tenthredo rubi *Panzer*. Fühler länger als der Körper. Schwanz, Kopf und Thorax gelb gefleckt; Hinterleib und Beine bräunlich-gelb; Flügel klar. — Beschreibung: die ganze Körperlänge beträgt 3¼ Linien; die ausgebreiteten Flügel messen 7¼ Linie; die Länge der Fühlhörner beträgt 3⅓ Linie. Der Leib ist cylindrisch, etwas niedergedrückt, gleich breit. Kopf und Brustkasten glänzend schwarz. Augenrand, Wangen, Oberlippe, Anhang und Mundtheile gelb; Oberkiefer mit braunen Spitzen, die beiden ersten Fühlerglieder mit gelben Spitzen. Am Thorax sind die Seiten der Brust, der Halskragen, die Naht zwischen Mittel- und Seitenlappen, das Schildchen, ein dreieckiger Fleck unter demselben, die Rückenkörnchen und ein kleiner Punkt im Dreieck mit ihnen schön hellgelb. Hinterleib röthlich gelb, oben an der Basis und um den After hellgelb, das erste und zweite Rückensegment an der Basis in der Mitte schwärzlich; Beine röthlichgelb mit hellgelben Hüften; Flügel wasserklar; Adern und Randmal hellbraun, Wurzel und Schüppchen gelb. Kommt bei Nürnberg vor. Eine annähernde Bildung des Unterflügel-Geäders findet sich unter allen Blattwespen nur bei einigen Männchen der nächstverwandten Abtheilung der Gattung, nämlich der Section Tenthredo s. str. wieder, als bei T. instabilis, T. histrio etc. S. das oben angeführte Werk (S. 393, Taf. V. Fig. 42 rc.); Klug, die Blattwespen nach ihren Gattungen und Arten zusammengestellt, Berlin 1818—19 (Tenthredo, Fam. II. A. no. 11), und die Artikel Poecilostoma, Tenthredo und Phyllophaga. (*Streubel.*)

PERINGIANO, eine bedeutende Ortschaft der Insel Sardinien, in der Division von Capocagliar, auf der Höhe eines Berges gelegen, welcher in der Richtung von Nordost gegen Südwest eine Verzweigung niedrigerer Berge bildet, die sich bis an das Mittelmeer verlängern und dort unter dem 7° 19' der Länge und 39° 2' der Breite das Vorgebirge Tavolaro aufthürmen. Die Ortschaft zählt gegen 800 Einwohner, deren Viele sich mit Viehzucht beschäftigen. Wie in Sardinien überhaupt nicht selten, ist die Gebirgsumgebung dieses Dorfes wild romantisch. (*G. F. Schreiner.*)

PERINGSKJÖLD (sprich Peringschöld) (Johann), geboren zu Strängnäs im mittleren Schweden 1654, gestorben 1720, begraben im Dom seiner Geburtsstadt. Bis er 1693 in den Adelstand erhoben wurde, war sein bürgerlicher Name Peringer. Sein Vater Lorenz Friedrich Peringer, Lector der Poesie und der Geschichte am Gymnasium zu Strängnäs, war gebürtig aus Franken, und mit mehren Gelehrten unter der Regierung der Königin Christine nach Schweden berufen worden. Der Sohn genoß der ersten Unterweisung bei seinem Vater; auch im Zeichnen; seit 1677 studirte er zu Upsala, wo damals sehr tüchtige Männer, ein Stjernhjelm, Verelius, Rudbeck der Jüngere, Loccenius und Scheffer wirkten. Im J. 1680 ward er außerordentlicher, und schon nach zwei Jahren ordentlicher Beamter bei dem damals blühenden Antiquitäts-Archiv, in welcher Eigenschaft er nebst Johann Hadorph mehre inländische Reisen zu Auffindung alter Denkmäler und Runensteine unternahm. Zu ausländischen Reisen in gleicher Beziehung wurde ihm eine dreijährige öffentliche Unterstützung bewilligt, doch unterblieben diese Reisen, in Folge seiner Beförderung zum Assessor im Antiquitätscollegium 1689, und das Geld ward zur Annahme eines Amanuensis verwandt, der den fleißigen Forscher bei der Sammlung von 18 dicken Folianten alter Urkunden unterstützte, die aber leider 1697 der Schloßbrand vertilgte. Im J. 1693 ward er Secretair und Antiquar und nach dem 1698 erfolgten Tode des gelehrten Isländers Gudmund Olsson zugleich Translator. Als 1703 die große Kirchenbibel Karl's XII. erschien, fing er an, ein biblisches Geschlechtsregister, welches der Bibel beigefügt werden sollte, zu bearbeiten, welches aber, Geldmangels halber, erst 1713 vollendet wurde. Im J. 1712 übertrug er mit königlicher Genehmigung sein Translatoramt seinem Sohne, Johann Friedrich Peringskjöld, nahm nach 40jähriger Dienstzeit 1719 als Kanzleirath, und mit Beibehaltung seines Amtseinkommens, Abschied, während sein Sohn sein Nachfolger wurde. (Dieser fleißige Alterthumsforscher starb schon 1725, und es erlosch mit ihm das adelige Geschlecht Peringskjöld.)

Von Johann Peringskjöld's seltener Arbeitsamkeit zeugen seine zahlreichen Schriften, welche in den Actis Literar. Sueciae (Vol. 1. p. 82—85) und in von der Hardt Holmia literata p. 34 sq. verzeichnet sind. Am bekanntesten wurden seine Übersetzungen: von Snorre Sturleson's Geschichte der nordischen Könige 1698; des ostgothischen Königs Theoderich's II. Geschichte 1699; *Johann Messenii* Scondia illustrata 1700 sq. König Hjalmar's Geschichte; König Rolf Krake's Geschichte; Wilkina-Sage 1715; ferner sein biblisches Geschlechtsregister 1713; Monumenta Thiundicae 1710; Monumenta Ullerakensia 1719 rc.

(Aus den Sammlungen des Secret. *Sigfried Gähn Persson*, in *Georg Gezelii* biographiske Lexicon. D. 2. 1779.) (*v. Schubert.*)

ungemein zart. (Dieses Bild war früher in der Sammlung von König Karl I. von England und, wie man vermuthet, von dem bekannten Kunstkenner Jabach erworben worden. Auguste Boucher-Desnoyers fertigte davon einen trefflich gelungenen Kupferstich, welcher das lieblich erfaßte Bild mit aller Anmuth wiedergibt. Man sehe weiter unten. Noch ist eines nicht aufgestellten Bildes der alten königlichen Sammlung in Paris zu gedenken, welches Mars, Venus und Amor mit einem Donnerkeil darstellt, ein Bild von sehr feiner, aber etwas lasciver Composition. Die ehemalige später nach England verkaufte Galerie des Herzogs von Orleans besaß ein Bild von Perino, welches Venus, Juno und Minerva darstellt, wie sie sich vorbereiten, dem Paris zu erscheinen. Dieses Gemälde wurde in London von Herrn Nesbitt für 80 Pfund erkauft. Ein Kupferstich davon, ist von Simoneau gestochen, in dem Werke von Crozat. (Recueil des plus beaux tableaux etc. qui sont en France etc.).

Nach Perino's Werken ist, wie schon oben gesagt, Mancherlei in älterer und späterer Zeit gestochen worden; dahin gehören folgende Blätter: 1) Zwei Bl. Scenen aus der Geschichte der ersten Ältern, von Phil. de Sage gestochen, gr. Fol. 2) Moses schlägt Wasser aus dem Felsen, von Mich. Lucchese, qu. Fol. 3) Heil. Familie, von Wencesl. Haller 1642, gr. Octav. Vorzügliches Blatt. 4) Maria mit dem Kinde, aus der Sammlung Borghese, von Cecchi zu Rom gestochen, zu Lastri's Werk: Pittrice d'Hetruria. 5) Heilung des Blinden am Tempel, von einem alten Meister in Bonasone's Manier gr. qu. Fol. 6) Petrus und Paulus heilen einen Lahmen am Tempel, von Jul. Bonasone gestochen, Fol. 7) Der Evangelist Marcus sitzend. Jul. Bonasone, Fol. 8) Jupiter, welcher vom Olymp auf die stürmenden Riesen Blitze schleudert, von einem alten italienischen anonymen Meister in der Manier des Caraglio oder G. Ghisi, s. gr. qu. Fol. *Bartsch* Peintre-Graveur Nr. 16. (p. 45. Vol. XV.) Hauptblatt. 9) Die Geburt des Adonis, großartige Composition in Phil. de Sage's Manier gestochen, 1544 gr. qu. Fol. 10) Der Tod des Meleager, ebenfalls großartige Composition, von N. Beatrice gest. 1543, gr. qu. Fol. 11) Apollo, welcher den Marsyas schinden will, in der Manier von Phil. de Sage gestochen, gr. Fol. 12) Apollo und Hyacinth, von H. v. d. Borcht radirt, quart. Selten. 13) Die Liebschaften der Götter, sehr feine Darstellungen des Meisters, welche sich den Ideen des Pietro Aretino nahen, vom Künstler aber mit außerordentlicher Lebendigkeit und Bewegung gezeichnet und von Giacomo Caraglio gestochen sind [2]), gr. Oct. Sehr selten. 14) Der Streit der Musen und Pieriden von Giacomo Caraglio gestochen; später wurde die Platte von Enea Vico retouchirt und mit dessen Namen versehen. In neuerer Zeit wurde, wie schon oben angegeben, derselbe Gegenstand von Desnoyers sehr glänzend in Kupfer gestochen. 15) Die drei Göttinnen vor Paris, von Phil. Simoneau, gr. Fol. zu Crozat's Werk. 16) Venus hält Vulkan den Pfeil, welchen er schmiedet, v. G. Ghisi; kl. Fol. 17) Venus neben Vulkan auf dem Bett und drei Amoretten, von G. Ghisi; kl. Fol. 18) Neptun mit dem Dreizack neben zwei Tritonen auf einer Muschel, von G. Ghisi, kl. Fol. Vorzügliches Blatt. 19) Diana im Bade von Aktäon überrascht, zweimal von alten italienischen unbekannten Meistern gestochen, wovon einer sich mit dem Christusnamen bezeichnete. 20) Allegorische und mythologische Scene: Merkur, Jupiter und Amor verlassen die Hütten der Menschen, wo Neid und Misgunst regierten, von einem alten Meister in Caraglio's Manier; qu. Fol. 21) Urtheil des Paris, von Balthas. (wol Cornel.) Bos. 1553. gr. qu. Fol. 22) Bacchus auf einer Tonne, Holzschnitt in Clair obscur, gr. Oct. 23) Bestrafung des Virgil durch seine Buhlerin, von Enea Vico 1542, Quart. 24) Leda mit dem Schwan in Wolken; von Enea Vico 1542 gestochen; ov. qu. Oct. 25) Ein Priester, welcher das Opferfeuer begießt, Enea Vico fec. 1542, Quart. 26) Theil eines großen Frescobildes, der Triumph des Scipio aus dem Palast Doria zu Genua, von Giov. Folo sehr glänzend gestochen. Überdies gibt es noch mehre Zeichnungen des Perino del Vaga, viele fac similes, z. B. in Crozat's Werk, sowie ähnliche in dem des Mulinari u. A. (*Frenzel.*)

Perinrapax s. Laccadiven (Lake Diven).

PERINTHOS (*Πέρινθος*), einst eine bedeutende, blühende und feste Stadt am Gestade der Propontis, welche eine Colonie der Samier war (wie Marcian. Herakl. [Perieg. 29] berichtet), früher Mygdonia, später Herakleia (daher auch bisweilen Herakleia Perinthos) genannt wurde (über diese alten Namen s. *Tzsch.* ad *Pomp. Melam* III, 2. p. 102 sq.) und gegenwärtig den Namen Eski Eregli führt (vergl. *Clarke*, Trav. Vol. VIII. p. 123. ed. IV.). Wir finden sie in verschiedener Beziehung bei den alten Geographen und Historikern häufig erwähnt (vergl. *Tacit.* Ann. II, 54). Am meisten aber ist sie durch den tapfern und nachdrücklichen Widerstand bekannt geworden, welchen sie der hartnäckigen Belagerung des Philippos von Makedonien entgegensetzte und dessen ungeheure Anstrengungen erfolglos machte. Philippos (Alexander's Vater) war bereits mächtig geworden, als Perinthos sich seinen Planen widersetzte und die Athenäer begünstigte. Der König wollte ihr nun rasch von seinem Übergewicht einen Beweis geben, rückte mit einem Heere von 30,000 Mann heran und begann (Ol. 109, 4), mit zahlreichen Belagerungsmaschinen gerüstet, die Bestürmung der Mauern. Waren die Krieger ermattet, so traten andere an ihre Stelle und setzten die Operationen mit frischer Kraft fort. Thürme von 80 Fuß Höhe wurden aufgeführt, welche über die der perinthischen Mauern weit emporragten, und von welchen aus die Belagerten, insbesondere die Vertheidiger der Mauern, mit Heftigkeit angegriffen wurden. Zugleich wurden die Mauern durch mächtige Widder erschüttert und unterminirt, sodaß ein großer Theil zusammenstürzte.

2) Bartsch hat diese Blätter nicht alle beschrieben; fünf dergleichen nicht angezeigte sind in Sternberg's Katalog Vol. I. S. 365. Nr. 2547.

Allein die kühnen Perinthier vertheidigten sich mit ausgezeichneter Tapferkeit, führten neues Mauerwerk auf, wo eine Lücke entstanden, und wurden von dem befreundeten Byzanz aus mit Mannschaft, Waffen und Wurfmaschinen reichlich unterstützt. Nichtsdestoweniger würde sich endlich die bedrängte Stadt dem unerbittlichen Gewalthaber unterwerfen und sich dem schrecklichsten Schicksal haben fügen müssen, wäre nicht von Seiten der Perser Unterstützung gekommen. Der persische König nämlich, längst aufgescheucht durch die täglich wachsende Macht des Makedoniers, und für die Zukunft besorgt, beauftragte seine Satrapen in Vorderasien, der bedrängten Stadt Perinthos schleunigst mit aller Macht beizustehen. Diese sandten hierauf Hilfstruppen, Geld, Getreide und alles, was den Belagerten nöthig war. Zugleich schickten die Byzantier ihre besten Heerführer und Krieger hierher, sodaß die Waffenmacht auf beiden Seiten ziemlich gleich war. Aber Philippos ließ sich durch nichts von seinem Vorhaben abbringen und feuerte seine Krieger, welche ohnehin schon mit Begierde der bevorstehenden Plünderung der reichen Stadt entgegensahen, durch verheißene Belohnungen zur Tapferkeit an, während die Perinthier Gefahr und Tod muthig verachtend mit unwiderstehlicher Kühnheit Trotz boten und jeden Angriff zu nichte machten. Hierbei wurden sie durch die günstige Lage ihrer Stadt unterstützt, welche auf der Anhöhe einer schmalen Halbinsel liegend dicht an einander gebauete und durch ihre Höhe ausgezeichnete Häuser hatte. Die aufsteigende Anhöhe bewirkte, daß ein Haus über das andere emporragte und das Ganze die Form eines Theaters darbot. War nun irgendwo ein Theil der Mauer zusammengestürzt und konnte die Herstellung nicht schnell genug bewirkt werden, so vermauerten die Perinthier schleunigst die Durchgänge und engen Gassen der Häuser und bedienten sich nun dieser als Schutzwehr. Dazu kam, daß Philippos, auf die Byzantiner grollend, die Hälfte seines Heeres von Perinthos hinweg gegen Byzanz führte, um diese Stadt schleunigst zu erobern. Kaum hatten dieses die Athenäer vernommen, so erklärten sie dem Könige, daß er den mit ihnen geschlossenen Frieden verletzt habe, rüsteten eine Flotte und sandten sie den Byzantinern, deren kräftigste Mannschaft zu Perinthos war, zur Hilfe. Dasselbe thaten die Chier, Koer, Rhodier und mehre andere Hellenische Staaten. Dadurch wurde endlich der makedonische König bewogen, die Belagerung beider Städte aufzugeben, und mit den Athenern sowol als mit den übrigen den Frieden herzustellen. So Dioboros (XVI. c. 74—77. T. II. p. 139—141 *Wessel.*). Die Attischen Redner, namentlich Demosthenes, Philipp's Feind, haben dieses Ereigniß mehrmals zur Sprache gebracht. Perinthos war um jene Zeit wichtiger und wohlhabender als Byzanz (*Procop.* de aedif. IV, 9). Besonders war diese Stadt durch ihren blühenden Handel berühmt geworden. Späterhin hatte Philippos II. von Makedonien sowol diese Stadt als viele andere in dieser Region in seine Gewalt gebracht, mußte sie aber nach Abschluß des Friedensvertrags mit den Römern wieder frei geben (*Liv.* XXXIII, 30). In Betreff der noch spätern Zeit vergl. *Ptolem.* III, 11. *Pomp. Mela* II, 2. p. 134 *Gron.* *Ammian. Marcell.* XII, 2. *Zosimus* I, 62). Die Zahl der uns aufbewahrten Münzen, welche zu Perinthos unter den römischen Kaisern geprägt worden sind, ist überaus groß. Man findet dieselben bei Mionnet (T. I. p. 399—415 und Supplem. T. II. p. 396—429) am vollständigsten angegeben. Aus dem gewöhnlichen Prädicat *ΝΕΩΚΟΡΟΙ*, welches die Perinthier auf diesen Münzen führen, leuchtet ein, daß Perinthos noch in der Kaiserzeit eine wichtige und wohlhabende Stadt war; denn unbedeutenden wurde das Neokorat von Seiten des römischen Senates verweigert, weil es mit großem Aufwande verbunden war. Auch wurden hier glänzende Festspiele begangen, welche ebenfalls auf Münzen angegeben und als *ΑΚΤΙΑ. ΠΥΘΙΑ. ΦΙΛΑΔΕΛΦΕΙΑ* bezeichnet werden (vergl. *Mionnet* T. I. p. 404—409). Auch finden wir auf perinthischen Münzen die Prädicate *CЄΥΗΡΙΑ. ΠΡΩΤΑ. ΠЄΡΙΝΘΙΩΝ* (vergl. *Morelli* Spec. rei num. Tab. XIII, 143, auch *Eckhel*, Doct. Num. I, 4, 445). Über alles dieses habe ich in meiner Schrift: „die Pythien, Nemeen und Isthmien" (Leipz. 1841. S. 71—73) ausführlicher gehandelt, wohin ich verweise. Über das gegenwärtige Eski Eregli, einige Ruinen und Inschriften, handelt Clarke (Travels Tom. VIII. p. 122 sq. ed. IV). Der nahe Meerbusen erhielt von dieser Stadt den Namen des perinthischen. S. die Karte de la Mer de Marmara bei Clarke (l. c. T. VIII. ad p. 1).

(*J. H. Krause.*)

Perinyctis, s. Epinyctis.

PERIOCHE (*Περιοχή*), Inbegriff, Inhalt, Abschnitte und Stellen eines Buches, auch Inhaltsverzeichniß; so schrieb Ausonius „Periochas in *Homeri* Iliadem et Odysseam." (*H.*)

PERIODE. 1) Mathematische. In rein arithmetischer Bedeutung ist jede endliche Reihe von Zahlen, die immer wiederholt wird. Ein Bruch, z. B. ein Decimalbruch, der eine solche Periode enthält, wird ein periodischer Bruch genannt. Jeder periodische nach irgend einem bestimmten Zahlensysteme ausgedrückte unendlich fortlaufende künstliche Bruch läßt sich genau in einen endlich ausgedrückten natürlichen Bruch verwandeln (s. Zahlensystem). So ist z. B. der Decimalbruch 0,7142857..., dessen Periode 714285 ins Unendliche wiederholt wird, gleich dem Bruche $\frac{5}{7}$. Jeder periodische Kettenbruch

$$\text{z. B. } x = \alpha + \cfrac{a}{\beta + \cfrac{b}{\gamma + \cfrac{a}{\beta + \cfrac{b}{\gamma \cdots}}}}$$

drückt die Wurzeln einer quadratischen Gleichung aus, und hat daher zwei Werthe (s. Kettenbruch). (*Gartz.*)

2) Cyklische oder chronologische, als z. B. Metonische oder Monds-, Kallippische, Hipparchische, Julianische Periode, s. Cyklus.

3) Historische. Man versteht unter „historischer Periode" eine in der Mitte zwischen zweien Begebenhei-

ten, als Anfangs- und Endpunkten, liegende Jahresreihe; diese Punkte heißen Epochen (s. d. Art.). Die Eintheilung der Geschichte in solche Reihen ist aus dem Bedürfniß leichterer Auffassung hervorgegangen. Soll aber der Zweck erreicht und das Verständniß der Geschichte durch Eintheilung in Perioden wahrhaft gefördert werden, so müssen die beiden Begebenheiten, welche man zu Epochen oder zu Anfangs- und Endpunkten wählt, die Wichtigkeit und Bedeutung haben, daß sie der darauf folgenden Jahresreihe einen eigenthümlichen, sie von vorangehenden und spätern Reihen unterscheidenden Charakter ausdrücken; die Jahre dieser Reihe müssen also bei aller sonstigen Mannichfaltigkeit der Begebenheiten in einer bedeutenden Beziehung sich gleichen. Sind jene Begebenheiten so großartige Manifestationen der Gottheit, daß sie gleichsam eine neue Weltbildung, eine neue Richtung des menschlichen Geistes, eine Umgestaltung der bürgerlichen Gesellschaft zur Folge haben, dann wird man kein Bedenken tragen dürfen, sie zu Epochen zu machen und von ihnen eine neue Periode zu beginnen. So ist die Eintheilung der Weltgeschichte in die vorchristliche und christliche Zeit, oder in die alte und neue Geschichte, und die der letztern in die der Reformation Luther's vorangehende und die ihr folgende, oder in die Geschichte des Mittelalters und der neuern Zeit, eine solche, die sich für jeden unparteiischen Beobachter von selbst ergibt und daher auch am meisten Beifall gefunden hat. Es ist aber einleuchtend, daß, was für die Begebenheiten einer gewissen Art Epoche macht, es darum nicht auch für die einer andern Natur thut, daß also nach der Verschiedenheit der Begebenheiten, die eine Geschichte darstellt, auch verschiedene Epochen und Perioden angenommen werden müssen. Die Entwicklungsgeschichte der religiösen Ideen bedarf anderer Epochen und Perioden als die Entwicklungsgeschichte der politischen, diese wieder andere als die der wissenschaftlichen Vorstellungen, und noch andere die der künstlerischen Darstellung, die der Civilisation und der Cultur; ja nicht nur müssen für allgemeine Staats-, Religions-, Literatur-, Kunst- und Culturgeschichte, für jede besondere, sondern wieder für die Specialstaatengeschichte des einen Volkes eine andere Art Perioden aufgestellt werden, als für die eines andern Volks, für die Specialgeschichte dieser Religion, dieser Wissenschaft, dieser Literatur, dieses Zweiges der Cultur eine andere als für die Specialgeschichte einer andern Religion ꝛc.; darin zeigt sich aber der Meister, darin seine Herrschaft über das Material, daß er für jeden Zweig der Geschichte die ihm angemessenen Epochen und Perioden zu bilden, dadurch die Zeiten zu charakterisiren, die Begebenheiten angemessen zu gruppiren weiß. Diese Andeutung mag hier genügen; unter dem Artikel Geschichte wird Manches weiter ausgeführt werden. *(H.)*

4) Rhythmische. Unter der Periode (*ἡ περίοδος*) verstanden die griechischen Musiker eine eigenthümliche Art von Zusammensetzung rhythmischer Füße, vermöge deren man aus den Füßen einer niedern Ordnung die der höchsten Gattung von Rhythmen ableitete. Die gesammte Rhythmenbildung beruhte nämlich bei den Griechen wesentlich auf den vier harmonischen Grundverhältnissen, von denen man behauptete, daß in ihnen allein Rhythmus zu finden sei. Wie man in der Musik die consonirenden Intervalle der Octav aus dem Verhältniß von 1 : 2, der Quinte aus dem von 2 : 3 und der Quarte aus dem von 3 : 4 ableitete, so unterschied man in der Rhythmik zwischen vier Hauptgeschlechtern, dem gleichen oder daktylischen, dem ungleichen oder jambischen, dem anderthalbigen oder päonischen und dem epitritischen, welche sämmtlich auf den Grundverhältnissen von 2 : 2, 2 : 1, 2 : 3 und 3 : 4 beruhten. Aus diesen leitete man nun jene genannten drei Arten von Füßen ab, und so entstanden auf podische Weise (*κατὰ πόδα*) im daktylischen Geschlecht der Pyrrhichius und Proceleusmaticus, der Daktylus und Anapäst, der einfache und doppelte Spondeus, im jambischen der Jambus und Trochäus, der Orthius und Trochäus Semantus, im päonischen und epitritischen die diesen Gattungen meistentheils gleichnamigen bekannten metrischen Füße. Alle diese erhielten den Namen einfacher Füße (*ἀσύνθετοι*) und unterschieden sich hinsichtlich ihrer Entstehung von den zusammengesetzten (*σύνθετοι*), welche jene zu ihrer Voraussetzung hatten.

Die Composition war wieder eine doppelte. Sie geschah entweder auf syzygische oder periodische Weise. Die erste bestand, wie Aristides Quinctilianus sagt, in einer Verbindung von zwei einfachen, aber ungleichen Füßen, die zweite in der von mehren [1]). So unbestimmt dies klingt, so erhält es doch durch die von ihm in der Folge angeführten Beispiele eine sehr beschränkte Beziehung. Die Griechen hatten nämlich unseres Wissens nur vier oder eigentlich zwei syzygische Füße und leiteten dieselben nur aus dem daktylischen und jambischen Geschlechte ab. Die Syzygie aus dem ersteren bestand in der Verbindung des Pyrrhichius mit dem Spondeus, welche den Jonicus in seiner doppelten Gestalt (a majori und a minori) hervorbrachte [2]), die aus dem letzteren in der Zusammensetzung des Jambus mit dem Trochäus, welche den Bacchius (ab Jambo und a Trochaeo) [3]) oder, wie die Metriker sagen, den Antispasten und Choriamben erzeugte. Man sieht daraus, daß die Ungleichheit, welche

1) *Aristid. Quinct.* p. 36 ed. *Meib.* *Τῶν συνθέτων οἱ μέν εἰσι κατὰ συζυγίαν· οἱ δὲ κατὰ περίοδον. Κατὰ συζυγίαν μὲν οὖν ἐστι δύο ποδῶν ἁπλῶν καὶ ἀνομοίων σύνθεσις. περίοδος δὲ, πλειόνων.* Hiermit ist Hephästion zu vergleichen (p. 120 ed. *Meib.*) *Ἐξ ὁμοίων δέ ἐστι (σύστημα) ἅπερ ὑπὸ ποδός, ἢ συζυγίας, ἢ περιόδου καταμετρεῖται ἄνευ ἀριθμοῦ τινος ὡρισμένου,* und p. 127: *ἀπεριόριστα, ὁπόσα ὑπὸ τοῦ αὐτοῦ ποδὸς ἢ τῆς αὐτῆς συζυγίας καταμετρούμενα, ἢ περιόδου, περιγραφὴν οὐδεμίαν ἔχει μεταξύ, ἀλλὰ μέχρι τῆς τελευταίας ὅμοιά ἐστι.* Dazu der Schol. zu p. 120, 10: *τῶν γὰρ μέτρων τὰ μὲν ὑπὸ ποδὶ, τὰ δὲ ὑπὸ συζυγίας, ὡς τὰ ἰαμβικὰ καὶ τὰ ὅμοια· τὰ δὲ ὑπὸ περιόδου καταμετρεῖται· περίοδος δέ ἐστιν ἡ ἐκ διαφόρων ποδῶν ἐν τῷ στίχῳ σύνθεσις· ἀκολούθων μέντοι ὄντων καὶ τῶν ἑξῆς οἷον καὶ τὸ προσοδιακόν ἐστιν.* 2) *Arist. Quinct.* p. 36: *κατὰ δὲ συζυγίαν γίνονται ῥυθμοὶ δύο, ὧν ὁ μὲν ἰωνικὸς ἀπὸ μείζονος ὁ δ' ἀπ' ἐλάσσονος καλεῖται. καὶ ὁ μὲν ἀπὸ μείζονος συνίσταται ἐξ ἁπλοῦ σπονδείου, καὶ προκελευσματικοῦ δισήμου· ὁ δὲ ἐναντίως.* 3) *Arist.* l. c. p. 37: *σύνθετοι δὲ οἱ κατὰ συζυγίαν βακχεῖοι δύο· ὧν ὁ μὲν πρότερον ἔχει τὸν ἴαμβον, δεύτερον δὲ τὸν τροχαῖον· ὁ δὲ ἐναντίως.*

Aristides Quinctilianus von jenen Füßen prädicirt, auf der einen Seite, im daktylischen Geschlecht, in der größern und geringern Anzahl der Moren, auf der andern im Jambischen, in der antithetischen Beschaffenheit der Füße begründet war, wogegen beide Syzygien darin übereinstimmten, daß sie nur von Füßen gebildet wurden, welche aus einem und demselben Geschlechte entsprungen waren. Die griechischen Rhythmiker fügen hinzu, daß bei den Syzygien der eine Fuß in der Arsis, der andere in der Thesis stände, — bei dem Jonicus der Pyrrhichius in der ersteren, der Spondeus in der letzteren, bei dem Bacchius der Jambus in der Arsis und der Trochäus in der Thesis [4]); denn sie gebrauchen diese Worte in der umgekehrten Weise, wie es heute geschieht [5]) — und dies ist zugleich für die Unterscheidung dieser Gattung von Füßen von der der vorhergehenden Classe von großer Wichtigkeit. Wir werden nämlich dadurch aufmerksam gemacht, daß man in der Syzygie die einzelnen Füße betonte, während man in dem Fuße die Moren durch die Betonung unterschied, und die höhere Classe stellt sich somit auch von ihrer qualitativen Seite specifisch heraus. Man kann sie in sofern unserm 6/8-Takt vergleichen, der sich vom 3/8-Takt dadurch unterscheidet, daß man dort den Rhythmus nach zwei gleichen Hälften betont, während man hier die einzelnen Achtel zählt. Nur die Inversion der beiden Grundgrößen, die man mit einander zusammensetzte, ist der griechischen Syzygie des Bacchius eigenthümlich. Der Jonicus kann dagegen am passendsten unserm 3/4-Takt gegenübergestellt werden, und beide Taktarten bieten einen interessanten Gegensatz, sofern man die Dreizahl, welche dem jambischen Geschlecht eigenthümlich ist, in dem Jonicus wiederfindet, der gleichwol daktylischen Ursprung hat, während die Zwei des daktylischen Geschlechts sich in der Syzygie des Bacchius geltend macht, der eben durch diese Verbindung seiner Füße zu einer Art von *δάκτυλος κατ' ἴαμβον* wird, wie die Musiker die jambische Bigodie nannten [6]).

Die periodischen Füße entstehen, wie wir schon sagten, aus der Verbindung mehrer ungleichartiger Füße. Aristides Quinctilianus führt dafür 12 Beispiele an, die sämmtlich aus dem jambischen Geschlechte abgeleitet sind [7]). Vier derselben entstehen, wie er sagt, aus einem Jamben und drei Trochäen. Dies sind

1) Der **Trochaeus ab Jambo** ◡––◡–◡–◡ [8])
2) Der **Trochaeus a Bacchio** –◡◡––◡–◡
3) Der **Bacchius a Trochaeo** –◡–◡◡––◡
4) Der **Jambus epitritus** –◡–◡–◡◡– [9])

Vier andere sind aus einem Trochäus und sonst Jamben zusammengesetzt:

1) Der **Jambus a Trochaeo** –◡◡–◡–◡–
2) Der **Jambus a Bacchio** ◡––◡◡–◡–
3) Der **Bacchius ab Jambo** ◡–◡––◡◡–
4) Der **Trochaeus epitritus** ◡–◡–◡––◡

Die letzten vier endlich bestehen aus zwei Jamben und ebenso viel Trochäen:

1) Der **simplex Bacchius ab Jambo** ◡–◡––◡–
2) Der **simplex Bacchius a Trochaeo** –◡–◡◡–◡–
3) Der **Medius Jambus** –◡◡–◡––◡ [11])
4) Der **Medius Trochaeus** ◡––◡–◡◡–

Wenn man diese Beispiele mit Aufmerksamkeit betrachtet und sie mit der vorhergehenden Classe, den syzygischen Füßen, vergleicht, so wird man, glaube ich, nicht umhin können, ihre Entstehung anders zu motiviren, als es von Aristides Quinctilianus geschehen ist. Es ist zuvörderst klar, daß die periodischen Füße eine höhere Gattung sein müssen als die syzygischen, denn sonst würde man nicht jene aus zwölf, diese aus sechs Zeiten, jene aus vier, diese aus zwei Füßen abgeleitet haben. Wenn daher die Syzygie sich dadurch vom einzelnen Fuße unterscheidet, daß sich dort die ganzen Füße so zu einander verhalten, wie hier die Zeiten, so scheint daraus für die Periode geschlossen werden zu müssen, daß sich in ihr etwa die Syzygien in der Weise einander gegenüberstehen, wie in der Syzygie die Füße, und wir würden daher die periodischen Füße aus dem jambischen Geschlecht nicht aus der Zusammensetzung eines Jamben und drei Trochäen, oder eines Trochäen und drei Jamben, noch den Medius Jambus und Medius Trochäus aus der Umstellung von zwei Jamben und ebenso viel Trochäen ableiten, sondern wir würden überall nur die Composition des Bacchius mit der jambischen und trochäischen Dipodie und die der beiden Dipodien und Syzygien mit einander zu erkennen haben. Der erstgenannte Fall, die Verbindung des Bacchius in beiden Gestalten mit der trochäischen Syzygie findet sich denn auch in den vier möglichen Combinationen in der ersten Classe, die aus einem Jamben und drei Trochäen bestehen soll, der zweite die Composition des Bacchius mit der jambischen Syzygie, in den Fällen, wo ein Trochäus mit drei Jamben verbunden sein soll, die Verbindung der jambischen Syzygie mit der trochäischen im einfachen Bacchius ab Jambo und a Trochaeo, die von beiden Bacchien in dem Medius Jambus und Medius Trochaeus. Diese Auffassung der periodischen Füße wird noch dadurch bestätigt, daß der Scholiast des Hephästion (p. 120 ed. *Gaisf.*) auch die prosodiaci mit unter die periodischen Füße zählt. Die prosodiaci aber entstanden aus der Verbindung des Ionicus mit dem Bacchius, und eine Reihe von Füßen dieser Art würde grade die noch feh-

4) *Arist. Quinctil.* p. 40: *δάκτυλος κατὰ βακχεῖον τὸν ἀπὸ τροχαίου, ὃς γίνεται ἐκ τροχαίου θέσεως καὶ ἰάμβου ἄρσεως. δάκτυλος κατὰ βακχεῖον τὸν ἀπὸ ἰάμβου, ὃς ἐναντίως ἐσχημάτισται τῷ προειρημένῳ.* 5) Vergl. *Hermann.* elem. doctr. metr. p. 11. 6) cf. *Arist.* l. c. p. 39 und *Meib.* a. h. l. 7) cf. *Arist.* l. c. p. 37 sq. und Schol. ad *Pind.* Ol. IX, 10, wo der *ἴαμβος ἐπίτριτος* ein *τροχαῖος ἐπίτριτος* genannt wird und der Scholiast hinzufügt: *οἱ γὰρ τέσσαρες τροχαῖοι ἐπίτριτον καλοῦνται, ὡς οἱ τρεῖς ἡμιόλιον. περιόδικον δὲ διὰ τὸ μίσγεσθαι ἰάμβοις.* 8) cf. Schol. ad *Pind.* Ol. IV. ep. 9. Isthm. VII, 7. Nem. VI, 4. 9) cf. Schol. ad Ol. VIII, 1. IX, 10. Nem. IV, 10. X, 6. Isthm. I. ep. 6. III, 3. IV, 7. V, 9, wo dieser Fuß aber stets den Namen *τροχαῖος ἐπίτριτος* führt.

10) cf. Schol. ad *Pind.* Ol. II, 1. IV, ep. 8. (IX. ep. 8.) Pyth. V, 2. ep. 6. Ol. XIII, 5. II. ep. 6. 11) cf. Schol. ad *Pind.* Nem. VII, 4.

lenden Verbindungen der Syzygien ergänzen. Wir würden demgemäß noch folgende periodische Füße erhalten:

1) Den Ion. a min. mit dem Bacch. a Troch. ◡◡−−−◡◡−
2) Den Ion. a min. mit dem Bacch. ab Jamb. ◡◡−−◡−−◡
3) Den Bacch. a Troch. mit dem Ion. a min. −◡◡−◡◡−−
4) Den Bacch. ab Jamb. mit dem Ion. a min. ◡−−◡◡◡−−
5) Den Ion. a maj. mit dem Bacch. a Troch. −−◡◡−◡◡−
6) Den Ion. a maj. mit dem Bacch. ab Jamb. −−◡◡◡−−◡
7) Den Bacch. a Troch. mit dem Ion. a maj. −◡◡−−−◡◡
8) Den Bacch. ab Jamb. mit dem Ion. a maj. ◡−−◡−−◡◡

Man kann nicht mit Bestimmtheit behaupten, daß diese Füße sämmtlich in Gebrauch gewesen sind, aber von den meisten derselben wissen wir es gewiß [12]), von andern läßt es sich wenigstens vermuthen, da sie durchaus aus demselben Princip entstanden sind.

Die Classe der zwölfzeitigen periodischen Füße wäre somit erschöpft; ob es außerdem keine andern gab, läßt sich bezweifeln. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man auch aus der Verbindung von drei Füßen eine Periode gebildet hat und ein Scholion zum Hephästion (S. 120) scheint dies zu bestätigen [13]). In diesem Falle würde aus den verschiedenen Combinationen einer jambischen und trochäischen Dipodie mit einem einzelnen Jambus oder Trochäus noch eine Reihe von Füßen hervorgehen, die man sich leicht von selbst ableiten kann, doch ist unsers Wissens weder von den Metrikern noch von den Rhythmikern irgend ein unzweifelhaftes Beispiel dieser Gattung angeführt [14]).

Was nun die Betonung angeht, so folgt aus dem Gesagten, daß man in der Periode die eine Syzygie in die Thesis, die andere in die Arsis stellte, ganz wie man in der Syzygie die einzelnen Füße, in dem Fuße die Moren betonte. In sofern entspricht also die zwölfzeitige Periode durchaus unserm 12/8-Takt, der sich dadurch vom 6/8-Takt unterscheidet, daß man die letzten sechs Achtel desselben sinken läßt und die ersten sechs betont, während man dort drei Achtel in der Senkung und ebenso viel in der Hebung hatte. Die prosodiaci dagegen enthalten eine Composition des 3/4-Taktes mit dem invertirten 6/8-Takt, von denen ebenfalls der eine in der Thesis, der andere in der Arsis befindlich ist. Die neunzeitigen periodischen Füße endlich würden, wenn es deren gab, unserm 9/8-Takt zu vergleichen sein, oder, nach griechischer Auffassungsweise, sechs Moren in der Hebung, drei in der Senkung haben.

Sämmtliche, so eben von uns genannte, Füße enthalten in Verbindung mit den Päonen und Epitriten das vollständige System der rhythmischen Füße oder Taktarten. Man ersieht daraus, daß die Griechen weder unter den Pyrrhichius herab getheilt haben, — und auch dieser wurde ebenso wenig fortgesetzt, wie in unserer Musik der 2/8-Takt — noch über die zwölfzeitigen periodischen Füße hinausgegangen sind, die ebenfalls unserer breitesten Taktart, dem 12/8-Takt, entsprechen. Aus dem päonischen und epitritischen Geschlecht scheinen sie keine syzygischen oder periodischen Füße abgeleitet zu haben.

Von allem diesen ist nun in unsere heutige Metrik wenig übergegangen, doch unterscheidet sich das Böckh'sche System dadurch zu seinem Vortheil von dem Hermannschen, daß es sich mehr der Überlieferung anschließt und nichts Wesentliches aufgenommen hat, was jener fremd ist. Hermann leitet bekanntlich die Grundmetra, welche der Ursprung aller andern sind, aus der Zusammenstellung von Längen und Kürzen ab, ohne die Verhältnisse, die man dadurch gewinnen kann, zu berücksichtigen, ja er geht sogar soweit, zu behaupten, daß auch eine Sylbe für sich oder zwei, die keinen Zusammenhang mit einander haben, gleichwol Rhythmus enthalten könnten [15]). Auf diese Weise geräth er in einen doppelten Widerspruch, einmal mit seiner eigenen Definition vom Rhythmus, welche voraussetzt, daß dieser nur in einer Folge von Zeiten bestehen könnte [16]), das andere Mal mit der Theorie der griechischen Rhythmiker, weil er in Folge dessen zu der Annahme von Füßen kommt, deren Existenz durchaus in Zweifel gezogen werden muß. Außer der Anakrusis und Basis nämlich, welche nicht selbständig sind und nur in Verbindung mit andern Rhythmen gefunden werden, unterscheidet Hermann drei verschiedene Gattungen von Füßen, erstens diejenigen, die aus ungleichen Zeittheilen zusammengesetzt sind, — und hieher rechnet er die Trochäen, Jamben, Cretici, Antispasten und Bacchien, da nämlich in dieser Reihe stets eine Kürze mit

12) Vergl. für 1) Ion. a min. mit dem Choriamb. in der Form des dimet. acat. die Schol. ad *Pind.* Ol. X, 3. XII, 3. XIII, 9, als dim. hyperc. anaklomenos Ol. IV, 1, trimet. catal. Ol. III, 5 ep. 3. X, 2. XII, 1. ep. 7. als trim. acat. Ol. X, 1. XII, 6. Nem. VIII, ep. 9. Isthm. IV, 1, 3, 5. ep. 1, 6; für 2) Ion. a min. und Antispast. den trimet. catal. Ol. I. ep. 12; für 3) den Choriamb. und Ion. a min. als dim. acat. Ol. III. ep. 5. trim. brachycat. anakl. Ol. VI. ep. 14. trim. cat. VIII, 6. Pyth. IV. ep. 6. trim. acat. Ol. VI, 3. Isthm. II. ep. 3; für 5) Ion. a maj. und Chor. dim. acat. Ol. III, 2. VI, 2. ep. 2, 9, 11. VII, 2, 7. ep. 7. XI, 5. Pyth. VII, 4. XII, 1. 2, 4, 5, 8, 9. Nem. VI, 11. ep. 4. VIII, ep. 1. Isthm. I, 5. ep. 10. III. ep. 1, 9. cf. *Hephaest.* p. 84. dim. hypercat. Ol. III, 4. IV. ep. 4. VI, 9. VIII, 5. XII, 8. ep. 5. trim. brachycat. Ol. XI. ep. 7. trim. acat. Ol. III, 3. VII. ep. 2. VIII. ep. 1, 9. XI. ep. 2; für 7) Choriamb. und Ion. a maj. trim. brach. Pyth. II, 8. Nem. II, 8. cf. *Arist. Quinctil.* p. 39; für 8) *Arist.* l. c. Es fehlen somit nur die Belege für 4) den Antispasten mit dem Ion. a min. und 6) den Ion. a maj. und Antispasten. Beiweitem am häufigsten sind die Verbindungen der Ionici mit Choriamben, für welche man bei Pindar noch vergleichen kann Ol. XIV. β. 7. Pyth. I. ep. 3, 14. Nem. V. ep. 10. VIII, 5. ep. 3, 7. X, 3, 5. Isthm. I, 2, 4. Nem. IX, 8. X, 8. Isthm. I, 3, 6. ep. 7; desgleichen Ol. XIII, 10. ep. 1. Pyth. I, 11. III, 4. ep. 11. IV. ep. 8. Nem. V. ep. 5. Isthm. II, 1. Pyth. I, 6. ep. 7. IX. ep. 1. Isthm. II. ep. 2. Nem. III, 12. Pyth. X, 4. 13) Der Scholiast sagt: *περίοδος ἐστι ποδικὴ ἐν τρισὶ ποσὶ καταρίθμησις· ὥσπερ γὰρ τὸ μὲν δακτυλικὸν ὑπὸ ποδὸς μετρεῖται, τὰ δὲ ὑπὸ συζυγίας τουτέστι δύο ποδῶν ἁπλῶν, οὕτω καὶ ὑπὸ περιόδου, τουτέστι, τριῶν ποδῶν.* 14) Allerdings nennt Aristides Quinctilianus (p. 39) einen achtzeitigen prosodiacus, der aus dem Pyrrhichius, Jambus und Trochäus bestehen soll, doch ist seine Erklärung dieses Fußes ebenso zweifelhaft, wie die des eilfzeitigen prosodiacus, der außer den genannten Rhythmen noch einen Jambus zum Schluß haben soll.

15) Vergl. Elem. doctr. metr. L. I. cap. 3. segm. 2. Lib. II. cap. de arsi nuda et basi. 16) Ib. Lib. I. cap. 1. Numerum, quem Graeci *ῥυθμὸν* vocant, ordinata successione temporum contineri, apertum est et ab omnibus concessum.

ren gleichartigen Füßen, wie sie in der zweiten Classe aufgestellt ist, würde allerdings von dieser Seite nichts gegen sich haben, aber im Sinne der Alten keine periodische genannt werden können.

Böckh hat sich um die Metrik das Verdienst errungen, daß er diese Wissenschaft ihrem Ursprunge näher führte und namentlich die metaphysische Seite der Hermann'schen Metrik mit siegreichen Waffen bekämpfte. Da er von dem Princip ausgeht, auf welches auch die alte Rhythmik fußte, daß nämlich der Rhythmus wesentlich auf dem Verhältniß der Zeittheile gegen einander beruht, so war somit den Reihen, die nur aus einer Sylbe bestehen, und den Ursachen ohne Wirkung, wie manchen anderen Undingen, ein Ende gemacht. Auch der strophus, dasius und symplectus konnten in einem System keine Stelle finden, welches es sich zum Gesetze machte, nichts anzunehmen, was mit der Überlieferung in offenbarem Widerspruche stände. Böckh nimmt daher, nach dem Vorgange der griechischen Rhythmiker, drei Geschlechter, das jambische, daktylische und päonische, an, aus denen er die einzelnen Füße ableitet; von dem, was die Alten in dieser Wissenschaft gelehrt haben, ist auch dann, wenn er ihre Meinungen nicht theilt, in seiner Schrift de metris Pindari Nachricht gegeben, wo sich auch p. 26 eine Aufzählung der periodischen Füße befindet. Trotz dem aber ist auch er nicht über die Annahme von podischen Füßen hinausgegangen. Die Syzygie wird ihrem Wesen nach dadurch aufgehoben, daß er jede ursprüngliche Länge für eine Arsis, jede Kürze für eine Thesis (im neueren Sinne des Wortes) erklärt, denn dies ist gegen die Auffassungsweise der Alten, welche die Syzygie nicht nach Zeittheilen, sondern nach Füßen maßen, wie auch wir noch heute den $^6/_8$-Takt als einen zweitheiligen Takt betrachten und nach guten und schlechten Takttheilen, nicht nach einzelnen Achteln messen. Hierdurch indessen bewogen, erklärt Böckh das Zusammentreffen zweier Längen, wie das von zwei Kürzen für arrhythmisch. In dem letzteren Falle läßt er eine Entschuldigung gelten, weil die Arrhythmie einen kraftvollen Klang hätte, wogegen der zweite von ihm verworfen wird. Auf diese Weise ist der Jonicus gerettet, der Antispast wird wenigstens in Ausnahmsfällen gestattet, wenn schon auch Böckh die Fortsetzbarkeit dieses Rhythmus leugnet; der Choriamb endlich wird für daktylisch erklärt, um nicht die beiden Kürzen auf verschieden ihnen entgegenstehende Längen beziehen zu müssen, sodaß in der That eine kraftlose Arrhythmie entstände. Unter solchen Umständen ist natürlich die Entstehung von periodischen Füßen unmöglich. Wo keine Syzygie existirt, sondern jede ursprüngliche Länge als Arsis, jede Kürze als Thesis betrachtet wird, ist ein steigendes Tonverhältniß, welches die Hebung und Senkung sogar auf ganze Syzygien ausdehnt, nicht zu begründen.

Ganz denselben Fortschritt bemerkt man im Böckh'schen System bei der Erklärung einer rhythmischen Reihe. Nach Hermann's Definition fällt die einfache rhythmische Reihe großentheils mit dem Begriffe des Fußes zusammen. Die Verbindung von Arsis und Thesis, sie mag nun aus Längen oder Kürzen bestehen, gibt nur den Fuß, von dem Hermann freilich den Rhythmus trennt, indem er dies Wort nur im Sinne der Metriker gebraucht [26]). Bei Böckh gibt es keine sogenannten periodischen Reihen, sondern die Reihe selbst ist das, was Hermann in den meisten Fällen eine Periode nennen würde, eine stetige Verbindung von einzelnen Füßen [27]). Allerdings ist der Inhalt derselben völlig unbestimmt, sie kann aus steigenden, sinkenden und gleichartigen Füßen bestehen, aber eine strengere Definition läßt sich auch von einem so allgemeinen, viel umfassenden Begriffe nicht erwarten.

Wir haben bis dahin nur von der eigenthümlichen Bedeutung der Periode gehandelt, welche dieselbe im System der griechischen Rhythmik hatte. Das Wort wird von den Metrikern noch in einem allgemeineren Sinne gebraucht. So nennt Hephästion die *συστήματα κατὰ σχέσιν κατὰ περικοπὴν ἀνομοιομερῆ* solche Gedichte, in denen die größeren Abschnitte einander gleich wären, wogegen die Unterabtheilungen, welche er mit dem Namen von Perioden bezeichnet, sich nicht mehr entsprächen. Hier wird offenbar unter der Periode ein Complexus von einzelnen Kolis verstanden, die zusammen ein Ganzes ausmachen, und nach der Anzahl derselben nannte man ein Gedicht ein dyadisches, triadisches, tetradisches ꝛc. [28]). Zu dieser Auslegung des Wortes paßt denn auch die Definition der Periode, welche ein Scholiast bei Hephästion zu S. 120, 10 gibt, indem er sagt: die Periode ist eine Zusammenfassung von mehren Kolis (*περίοδος ἡ ἐκ διαφόρων κώλων περικοπή*). Als Beispiel dazu führt er, freilich etwas ungeschickt, ein Epigramm des Simonides an, welches aus einem daktylischen Hexameter, dem Pentameter und einem jambischen Trimeter zusammengesetzt ist. Soviel sich aus den Worten des Hephästion a. a. O. schließen läßt, würde man unter einer Periode nur eine Abtheilung in einem Gedichte zu verstehen haben.

Endlich findet sich der Name noch in einer dritten Bedeutung und ist dann auf den Charakter eines Metrums zu beziehen. Der Vers, mit welchem Pindar's zweite olympische Ode beginnt, ein simplex Bacchius ab Jambo, (⏑–⏑––⏑–⏑) soll deshalb, wie ein Scholiast

---

ist die Verbindung des Jonicus mit der trochäischen und jambischen Syzygie und dem Choriamben, wo stets der $^3/_4$-Takt dem $^6/_8$-Takt gegenübertritt.

26) Elem. doctr. metr. Lib. I. cap. 4. segm. 2: Pes a musicis et rhythmicis, plerumque etiam a metricis (?) ita dicitur, ut non solam temporum comparationem, sed etiam, qui in iis temporibus numerus inest, spectent. Nos, de numeris ordinum appellationem usurpantes, pedem vocamus solam temporum comparationem absque numero. Richtiger hätte Hermann wol sagen müssen: solam syllabarum comparationem, da er die Füße der Metriker auch als die seinigen anführt. 27) cf. de metris Pind. cap. X. 28) *Heph.* p. 114: *Τὰ δὲ κατὰ περικοπὴν ἀνομοιομερῆ τὰς περικοπὰς ὁμοίας ἀλλήλαις ἔχει· τὰς δὲ ἐν ταῖς περικοπαῖς περιόδους ἀνομοίους· καλεῖται δὲ, τὰ μὲν δυαδικά, ὅσα δύο τὰς ἐν τῇ περικοπῇ περιόδους ἔχει· τὰ δὲ τριαδικά, ὅσα τρεῖς· τὰ δὲ τετραδικά, ὅσα τέσσαρες· καὶ ἐπὶ τῶν ἑξῆς κατὰ τὸν αὐτὸν λόγον.*

ner „muß mit dem Gedanken zugleich beschlossen und nicht unterbrochen werden [34])." „Die Periode," sagt Hermogenes „enthält den Abschluß und die Rundung des Gedankens [35])." „Die Periode," heißt es an einer andern Stelle, „ist die nothwendige Vollendung und gewissermaßen der Schluß des Gedankens [36])." Aus diesen Definitionen und Umschreibungen ist soviel ersichtlich, daß die Alten als das Eigenthümliche der Periode ihre Abgeschlossenheit und Selbständigkeit betrachteten, und wenn man nach der äußerlichen Bezeichnung eines solchen Abschnittes durch die Schrift fragt, so würde sich am besten das Punktum, die *τελεία στιγμή*, als das Zeichen für die Vollendung der Periode angeben lassen. Alles, was man nach griechischer Schreibart zwischen zwei Punkte gesetzt findet, bildet, es mag größern oder geringern Umfang haben, eine Periode [37]). Dies wird noch evidenter, wenn man die Unterabtheilungen derselben näher betrachtet. Aristoteles und die ältern Rhetoren kennen nur ihrer zwei, das *κόμμα* und das *κῶλον*, und andere Abschnitte bezeichnete man auch zu ihrer Zeit nicht durch die Schrift. Sie unterschieden daher die getheilte Periode von der ungetheilten und nannten die letztere eine *περίοδος μονόκωλος* [38]). Demetrius *περὶ ἑρμηνείας*, der nur die erstere berücksichtigt und der Meinung ist, daß eine Periode wenigstens zwei Glieder haben müßte, gibt daher die Definition: „Die Periode ist eine Zusammenstellung passender Kola oder Kommata, die den zu Grunde liegenden Gedanken abschließt [39])." Der Unterschied der Kola und Kommata von der Periode liegt demnach nicht in der äußern Beschaffenheit, noch in der Ausdehnung, sondern in der Unselbständigkeit. Ein Gedanke, der nicht eine absolute, selbständige Form hat, ist nicht im Stande eine Periode zu bilden, und von dieser Seite betrachtet, lassen sich die Kola und Kommata mit den Nebensätzen unserer Grammatik gleichstellen, die Perioden mit den Hauptsätzen, nur darf man nicht vergessen, daß auch aus mehren unselbständigen Sätzen, die mit einander in Korrelation stehen, ein selbständiges Ganze gebildet wird, welches ebenfalls als solches den Namen einer Periode hat, wie denn überhaupt die Kola und Kommata nicht neben, sondern in der Periode und durch dieselbe existiren.

Die teutsche Grammatik erhielt den Namen der Periode von der griechischen und hat ihn demgemäß in ihr System aufgenommen, aber er behauptet bis zu diesem Augenblick noch keine feste Stelle darin. Am meisten war der Begriff des Satzes, den die alte Grammatik nicht kannte, im Wege, um den der Periode zur Anwendung zu bringen. Beide stimmen in vielen Fällen überein, sind aber im Grunde doch sehr von einander verschieden. Den Satz könnte man, im Gegensatz zu dem vereinzelten Worte, welches nur eine Vorstellung zu enthalten pflegt, den Ausdruck eines Gedankens nennen, aber dabei ist gar nicht darauf Rücksicht zu nehmen, ob der zu Grunde liegende Gedanke die Form der Selbständigkeit hat oder nicht; es gibt abhängige und unabhängige Sätze. Man würde daher vielleicht am besten gethan haben, die Periode einen unabhängigen Satz zu nennen, wenigstens kommt dies der ursprünglichen Bedeutung des Wortes am nächsten. Man zog es indessen vor, nach dem Beispiel des Demetrius, das Wesen der Periode mehr in der Zusammensetzung zu suchen und sie dem einfachen Satze gegenüberzustellen. Sehr mechanisch erklärte noch Adelung die Periode für „einen bis zu einer gewissen Länge erweiterten Satz." Bestimmter und besser sprach sich Herling darüber aus, indem er in seinem ersten Cursus eines wissenschaftlichen Unterrichts in der teutschen Sprache §. 8. sagt: „Eine Verbindung mehrer Sätze zu einem Satzganzen heißt eine Periode in der weiteren Bedeutung." Dasselbe meint Schmitthenner, der sie in seiner Grammatik (2. Th. S. 142) „ein einheitliches Ganze mehrer Sätze" nennt. In einem viel speciellern Sinne gebraucht dagegen K. F. Becker das Wort, indem er in seiner ausführlichen Grammatik (3. Th. S. 85. §. 302) sagt: „Die Periode ist die Verbindung von zwei einander logisch untergeordneten Urtheilen zu Einem Gedanken." „Demnächst," fügt er hinzu, „können nur Sätze, die mit einander in einem causalen oder causal-adversativen Verhältniß stehen, als Vordersatz und Nachsatz angesehen werden." An einer andern Stelle heißt es: „drei und vielgliedrige Perioden müssen als unorganische Gebilde, Afterformen angesehen werden. Eine Periode kann nur dann gebildet werden, indem das eine Glied als ein Adverbialsatz mit dem andern als dem Hauptsatze verbunden wird." Der Mangel an Übereinstimmung und das Schwankende in diesen Erklärungen hat denn endlich den neuesten Schriftsteller über diesen Gegenstand, J. A. W. L. Lehmann dahin vermocht, in seinem allgemeinen Mechanismus des Periodenbaues (§. 10) die Erklärung zu geben: „die Periode ist ein Satz oder eine Verbindung von Sätzen, welcher, oder welche ein für sich allein bestehendes Ganze ausmacht." Hierin erkennt man deutlich die Rückkehr zu dem ursprünglichen Gebrauche des Wortes und dieser würde ohne Zweifel wieder in seine volle Kraft treten, wenn unsre Grammatiker sich über die Definition des Satzes verständigt hätten und allgemein zu der Erkenntniß gekommen wären, daß derselbe, seinem Wesen nach, ebenso gut abhängig, wie unabhängig, einfach wie zusammengesetzt sein kann.

Was das Verhältniß der Glieder zu einander und den Bau der Periode angeht, so hat Aristoteles darüber nur einige Andeutungen gegeben. Er macht die Bemerkung, daß die Rede in den Kolis zum Theil nur gesondert, zum Theil adversativ wäre [40]). Wenn schon damit

34) *Δεῖ τὴν περίοδον καὶ τῇ διανοίᾳ τετελειῶσθαι καὶ μὴ διακόπτεσθαι.* 35) *Περίοδός ἐστιν ἡ ἀπαρτίζουσα τὸ ἐπιχείρημα καὶ συνάγουσα.* 36) *Περίοδός ἐστιν ἡ τοῦ ὅλου ἐπιχειρήματος ἀναγκαστικὴ σύνοδος καὶ κλεῖς τρόπον τινά.* 37) Ganz wörtlich stimmt daher auch Dionysius Thrax in seiner Grammatik, wenn er §. 4 sagt: *Ἡ τελεία στιγμή ἐστι διανοίας ἀπηρτισμένης σημεῖον.* 38) *Aristot.* l. c. *Περίοδος ἡ μὲν ἐν κώλοις, ἡ δ' ἀφελής. ἔστι δὲ ἐν κώλοις λέξις, ἡ τετελειωμένη τε καὶ διῃρημένη καὶ εὐανάπνευστος. κῶλον δ' ἐστὶν ἕτερον μόριον ταύτης. ἀφελῆ δὲ λέγω τὴν μονόκωλον.* 39) c. 10: *Ἔστι γὰρ περίοδος σύστημα ἐκ κώλων ἢ κομμάτων εὐκαταστρόφων, πρὸς τὴν διάνοιαν τὴν ὑποκειμένην ἀπηρτισμένον.*

40) Rhet. III, 9: *Τῆς δὲ ἐν κώλοις λέξεως ἡ μὲν διῃρημένη ἐστίν, ἡ δὲ ἀντικειμένη.*

allemal von dem Monde abgekehrt) regelmäßig in 24 Stunden rings um die Erde kreisen müßte. In diesem Falle würde man, wie sogleich deutlich sein wird, natürlich überall auf der Erde allemal 12 Stunden zur Fluthhöhe steigendes und von der Fluthhöhe fallendes Wasser, und allemal 12 Stunden zur Ebbe fallendes und von dieser wieder steigendes Wasser haben. Auch würde natürlich Fluth und Ebbe in den Äquatorialgegenden wegen des dort stärkern Schwunges der sich drehenden Erde stärker, in den Polargegenden aber schwächer sein; und ebenso würde zur Zeit des Neumondes die Fluth überall höher, zur Zeit des Vollmondes überall geringer sein. *Eine solche Regelmäßigkeit und Einförmigkeit ist aber der gewaltigen und in ungebundenster Mannichfaltigkeit ewig am liebsten sich ergehenden Natur durchaus zuwider*, und so will ich nur noch in wenigen, flüchtigen Zügen hinwerfen, wie in den Gewässern der Erde eine solche einförmige langweilige Schwankung sogleich durch immer neu eintretende Momente zerstört und geändert wird. Als erstes dieser Momente erscheint nun gleich das Factum: Die Erde ist *nicht* eine gleichmäßig mit Wasser bedeckte Kugel, sondern in zwei ungeheuere Continente und einen inselartigen Continent vertheilt, ragen die Höhenzüge der fünf Welttheile als Festland über die Gewässer hervor. Schon hierin liegt es, daß die Urwelle der eigentlichen Fluth nicht gleichmäßig über alles Meer fortschreitet, sondern daß der Stoß derselben einen Gegenstoß herbeiführt, und die Welle in zwei große Wellen sich bricht, sodaß nun an den meisten Küsten nicht *einmal* blos in 24 Stunden, sondern zweimal die Fluth erscheint, und also gewöhnlich aller 6 Stunden den Wasserstand ändert. Ein anderes Moment sind nun die Höhen und Tiefen des Meeresbodens, und noch ein anderes die Strömung. Denkt man sich nun diese Momente alle zusammenwirkend, so wird sogleich deutlich sein, daß die Regelmäßigkeit der Fluthwellen dergestalt zerstört wird, daß eine durchgreifende Bestimmung für Alle nicht mehr gedenkbar ist." Wir können in der That kein offeneres Bild der in so verschiedenen Zeiträumen im Organismus ablaufenden Perioden denken, als uns diese eigenthümliche Darstellung der Bewegungen des Wassers gibt, und es wäre das Folgende unverständlich geblieben ohne vorgängiges Verständniß dieses Elementarlebens: denn es ist wol wahr, was *Paracelsus* sagt: „Man muß den Mikrokosmus (den individuellen Organismus) aus der großen Welt erkennen."

Das Analoge steht nicht nahe beisammen, deshalb können wir auch in dem Leben der einzelnen Pflanze die erörterte Complication der Bewegung nicht deutlich hervortreten sehen; nur die gesammte irdische Vegetation zeigt ein annäherndes Verhältniß. Nur das höhere Thier läßt ein solches vielfach gebrochenes periodisches Bewegen sehen, und führt den großen Schwung des Lebens nicht in *einer* Welle (wiewol wir in abstracter Betrachtung eine Evolution von der Involution gefolgt werden lassen), sondern bricht seinen Lebenslauf in mehre, und vollendet seine Bewegungen hie und da, wo es an die Ufer der Elemente spült, nicht in gleichen Zeittheilen und Verhältnissen, und trägt überdies unzählige Wellen auf seinem großen Wege dahin. Es ist wol daran zu erinnern, wie die Welle eigentlich die Gestalt einer aufsteigenden und zugleich im Profil sich elliptisch ausdehnenden und wieder verengernden Spira hat. Wir sehen das in einem mit Flüssigkeit gefüllten elastischen Rohre. Wird dasselbe (z. B. ein langer Darmkanal) an seinem einen Ende plötzlich zusammengedrückt durch einen Schlag, und so, indem das Contentum sich nicht mit zusammendrücken läßt, gezwungen, sich an der nächsten Stelle auszudehnen, so sehen wir eine Wellenbewegung sehr regelmäßig fortschreiten bis zum andern Ende; die Schnelligkeit derselben richtet sich nach der Schnelligkeit und Heftigkeit des Schlages. Auf dieselbe Weise wird im lebendigen Leibe das Phänomen des Pulses motivirt.

Nicht unähnlich ist die bei weichen kriechenden Thieren wahrnehmbare wellenartige Bewegung der Leibesglieder (Würmer, Larven der Schmetterlinge und Käfer). Freilich wird diese Bewegung, welche sich indessen nach der Erscheinung nicht unterscheidet, nicht durch einen einmaligen Druck hervorgebracht, sondern durch eine, den cylindrischen Leib successiv entlang gehende Muskelzusammenziehung. Die Analogie derselben mit der periodischen, peristaltischen Bewegung des Darmkanals ist schon längst erkannt, und in dem Terminus „wurmförmige Bewegung" ausgesprochen worden.

In dem Thierreiche ist die *Wimperbewegung* die allgemeinste und in vielen niederen Organisationen die ausschließliche. Diese kleinen, pendelartig hin und her schwingenden (in höheren Thieren auch noch die nächste Zeit nach dem Tode beweglichen) Organe vermitteln oft eine periodische Axendrehung, und bei dem Schneckenembryo, vielleicht unter Mitwirkung anderer Potenzen, einen Kreislauf innerhalb der durchsichtigen Eiwände, welcher formell dem der Planeten ganz gleich ist; hier wird durch die regelmäßigen Umdrehungen die spiral gewundene Schale erzeugt. Die übrigen periodischen Bewegungen im Thierleibe: Ortsbewegung, Athmen, Blutumlauf und Puls, Schlaf und Wachen fallen in ihren Gesetzen ganz mit der *Pendelbewegung* (s. d. Art.) zusammen.

Wenn wir den Organismus als ein Ganzes betrachten, so sehen wir wol, daß in den periodischen Vorgängen nicht Ruhe mit Bewegung wechselt; die Bewegung wandelt nur von einem Departement zum andern, sodaß man nicht einmal sagen kann, der Organismus sei zu einer Zeit allgemeiner bewegt, als zur anderen. Es ist nur *ein* Zustand, welcher die ganze Organisation ungewöhnlich anregt, deshalb auch seltener auftritt, als die anderen, es ist der Geschlechtsorgasmus, die Begattung; die Entbehrung derselben wird leichter ertragen, als die der übrigen durch periodische Bewegungen geforderten Dinge. Häufiger wird die Verdauung ausgeübt, sie nimmt den Organismus weniger in Anspruch. Die Entbehrung aber des zu Verdauenden wird viel weniger ertragen. In noch kürzeren Perioden erfolgen die Athem-

z. B. beim Fieber gewöhnlich das ein-, drei- viertägige unterscheiden kann, muß man doch von einem typus anteponens und postponens reden, um anzudeuten, daß der Kreislauf noch innerhalb der 24 Stunden vollbracht wird, oder außerhalb derselben, ohne den zweiten Tag zu erfüllen, sich endigt, wodurch es geschieht, daß die entsprechenden Bewegungen nicht immer zu denselben Tagesstunden vorgehen, sondern heute in die Abend-, morgen in die Mittagsstunden fallen.

Wo die periodischen Bewegungen der Krankheiten besonders lebhaft und deutlich sind, spricht man von Paroxysmen, die Periodicität ist aber allen Krankheiten eigen, und nur bisweilen weniger wahrnehmbar. Wir sehen auch hier ganz deutlich, wie die wechselseitigen Einwirkungen des Organismus auf den ihm feindlichen Krankheitsorganismus, und dieses auf den ihm zum Boden dienenden Körper die periodischen Bewegungen bedingen, weshalb man auch von denselben zufälligen Nutzen für Kranken zu erwarten pflegt.

...n hat in den Fieberbewegungen die Bedingun... Periodicität besonders deutlich gesehen, indem ...m Froststadium die dem Organismus zugefügte ... vorherrschend erkannte (die Zurückziehung, das das Zurückweichen des angestoßenen Pendels), folgenden, mit der intendirten Absonderung schlie... Hitzestadium die lebendige Gegenwirkung (die Aus... ...g, Vertheidigung, das Gegenfallen des gestoßenen ...) erblickte.

Die größte periodische Bewegung, die bis jetzt er...t worden ist, ist die des Menschengeschlechts. In ei... großen Spirallinie schreitet die Lebensentwickelung des...ben fort, sodaß dieselben Linien in den Kreisen der Wahrnehmung und des Gedankens immer wieder durchschnitten werden, aber, wie es die fortschreitende Spira bedingt, immer auf höheren Stufen. Hier ist die Wiederkehr innerer und äußerer Zustände begründet, welche aber erst in so langen Zwischenräumen erfolgt, daß der auf das Nächste Zurückblickende nur eine Veränderung der Menschen sieht, und sich nicht überzeugen kann, daß ein gegenwärtiger oder vergangener Zustand in fernerer Vergangenheit oder in der Zukunft seines Gleichen finden werde. Diese großen Kreise sind gewiß durch sehr viele kleinere unterbrochen: denn wir sehen gewisse Gedanken nur höchst selten, andere sehr häufig wiederkehren. Diese Perioden des Menschenlebens haben alle Eigenschaften der bisher betrachteten. Wir können nicht sagen, daß durchaus ein Streben von einem Zurücksinken gefolgt werde, sondern heute blüht der Glaube, morgen die Erkenntniß; heute die Grübelei, morgen die That; heute die Sinnenlust, morgen die Ascetik. In sofern auch solchen analoge Perioden in kürzeren Zwischenräumen wiederkehren, können wir die Klage der alten Leute über Neuerungen, und ihre Sehnsucht nach der alten guten Zeit für nichts weniger als ungegründet halten. Es liegt in der Natur des Menschen, daß er während seiner Evolution alles Äußere freudig aufnimmt, und auch auf fremdartige Eindrücke begierig ist, sobald aber das Leben sich neigt, vorherrschend zurückzieht, die Involutionsperiode da ist, so wird das Äußere nur ungern empfunden; die lange Lebensgewohnheit hat gegen die alten Potenzen in einem für den Organismus bequemen Maße abgestumpft, aber gegen neue, fremdartige Einwirkungen findet weder Zuneigung noch Abwehr statt, und das müde Leben, welches bei den gewohnten Tönen ungestört fortschlummerte und träumte, wird durch die moderne Tagesmelodie, die alle Wachenden, Jungen entzückt, unsanft erweckt, und zu lange in der nöthigen Ruhe gestört.

Die Elemente, aus welchen diese große Periodicität resultirt, sind ganz dunkel, und alle sehr schätzbaren Arbeiten in diesem Fache beweisen blos, daß die Periodicität existirt, daß die großen Bewegungen dem Andenken der Menschen nicht erloschen sind; das Äußere aber, das Bestimmende ist dunkel geblieben. Wir wissen freilich, daß das Menschengeschlecht als Ganzes seine Lebensperioden ähnlich durchlaufen muß, wie der einzelne Mensch, aber die Begrenzung dieser Perioden dürfte wol kaum möglich sein. Man hat in der ältesten orientalischen Völkerbewegung ein Kindesalter, in dem Leben der Griechen &c. die erste Jugend, das männliche Alter in der Blüthe des römischen Staates, und in den späteren und heutigen Zuständen das Greisenalter sehen wollen. Das sind Träumereien, von welchen sich der Naturforscher fern hält. Wollten wir untersuchen, in welcher Periode das heutige Menschengeschlecht stände, so könnten wir höchstens aussprechen, daß es wol in den Jünglingsjahren stehen möge, in welchen ein Schwanken zwischen Tyrannei und Liebe, zwischen Glauben und Zweifel, Wissen und Thun sehr auffällig ist, ein Gleiches aber in den letzten 2000 Jahren von Tag zu Tag und Stunde zu Stunde sich drängend den Geschichtsbüchern ein wunderbares Gewirre menschlicher Lebensäußerungen geboten hat. Eine Betrachtung der Krankheiten scheint zu dem nämlichen Resultate zu führen. Der Charakter aller Epidemien fällt mit dem der Krankheiten des jugendlichen Alters zusammen, und es ist eine bekannte Erfahrung, daß die Jüngeren vorzüglich epidemischen Einflüssen ausgesetzt sind, während Ältere und besonders Greise sich fast einer völligen Immunität erfreuen. Dieser Umstand kann in sofern beweisend sein, als Potenzen, welche auf das Ganze, vermöge seines zeitweiligen Zustandes, einwirken, vorzüglich sich auf solche Individuen wenden müssen, deren besonderer Lebenszustand zufällig dem allgemeinen des ideellen Ganzen am meisten analog ist.

Um das mögliche Verständniß der periodischen Bewegungen zu gewinnen, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß der Organismus in beständigem Stoffwechsel begriffen, nur vermöge seiner Ganzheit diese Bewegungen, soweit überhaupt an ihm liegt, vollbringen kann, weil die einzelnen Integraltheile während der Operationen entfremdet werden, und fremde sich in die neuen Gesetze zu fügen beginnen. Ebenso muß die periodische Lebensentfaltung der Menschheit in dem Wesen dieses ideellen Organismus begründet sein, und die einzelnen Menschen werden beim Durchgange durch dieses breite, tiefe Leben nur von der allgemeinen Richtung vorübergehend ergriffen, ohne ihre Eigenthümlichkeit aufgeben zu

müssen; so wenig Fleisch, Eier, Mehl, Kräuter in solchem Grade assimilirt werden können, daß die aus den einzelnen derselben gebildeten organischen Theile nichts mehr von der ursprünglichen Verschiedenheit an sich trügen (s. d. Art. Ernährung). Dennoch ist dieser Aus- und Eingang des Einzelnen für das Ganze eine Periode, was wir auch in den größesten Verhältnissen wahrnehmen können. So, wenn wir sehen, daß in einer gegebenen Zeit das Verhältniß der Geborenen und Gestorbenen sich immer entspricht.

Indem wir gezwungen sind, Alles einem Gesetze unterzuordnen, sehen wir, daß man die Perioden des menschlichen oder thierischen Lebens nicht sehr vervielfachen darf, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten. Es sind nur zwei Lebensperioden: die der Evolution, und die der Involution. Zu untergeordneten Zwecken kann es dienlich sein, mehrfache Bezeichnungen zu gebrauchen, und von einem Kindes-, Knaben-, Jünglingsalter ꝛc. zu reden; man hat sogar physiologische Gründe, diese Durchgangspunkte nicht außer Acht zu lassen, doch wenn wir nach Lebensperioden fragen, so können wir nur über die zwei angedeuteten Auskunft erhalten. Wir finden ganz dieselben im Erdleben mehrfach angedeutet. Das Mineral aus dem Flüssigen erstarrt, hat sich zu der höchsten Erdform, dem symmetrischen Krystall, herangebildet, der alsbald an seiner Gestalt Verluste leidet, indem er vielfach zerklüftet, an den Kanten verwittert und endlich ganz unregelmäßig erscheint, bis er zu einer mehr und mehr homogenen Masse wird. Auf gleiche Weise sehen wir die räumlichen Verhältnisse zwischen Land und Wasser in beständigem, und wie es scheint, regelmäßigem Wechsel begriffen, indem bald das Erdreich sich weiter in die Meeresräume erstreckt, bald im Meere zu versinken beginnt; im Allgemeinen aber das feste Land noch in der Evolution begriffen zu sein scheint. Am deutlichsten endlich sehen wir jährlich diese zwei Perioden in der Vegetation, wo die „Blüthe" die Akme und Grenze der Evolution bezeichnet, und von dort an durch Absterben der Stammblätter ꝛc. und einseitige Richtung des Lebens zur Fruchtbildung die Involution, das Verzichten verkündet und ausgesprochen wird.

Wie überall die verschiedenen Perioden in einander greifen, so geschieht dasselbe im individuellen Organismus. Wir haben schon die kürzeren, schwingungsartigen Perioden der verschiedenen organischen Systeme betrachtet, hier müssen die Lebensperioden der einzelnen Organenreihen zur Sprache kommen. Im ungeborenen Fötus ist der Darm das zuerst sichtbare und thätige, erst später treten die Centralorgane des Nervensystems und des Blutkreislaufs, Hirn und Herz, hervor. Die Eiorgane, soweit sie relativ äußere sind, die Häute mit ihrem wässerigen Inhalte und dem die Nahrung ergreifenden Mutterkuchen sind das Erste, und sterben zuerst bei der Geburt. Die Geschlechtsorgane treten bekanntlich erst spät in die Reihe der fungirenden Organe, und verlassen dieselbe früh wieder. Merkwürdig ist das periodische Leben einzelner Partien des Hautorgans. Das ungeborene Kind ist auf den die Mittelpunkte des Nervensystems bedeckenden Hautstellen mit einem ziemlich sta Haarwuchse versehen: auf dem Kopfe und der Mit nie des Rückens. Die Behaarung am letzteren verschwindet gewöhnlich sehr bald nach der Geburt. mehren Fällen breitet sich innerhalb der ersten Leb jahre der Kopfhaarwuchs über den Jochbogen herab dem Kieferwinkel. Später erscheint feines Haar an Gliedern; mit beginnender Pubertät an der Achsel- Schamgegend. Der Bart erscheint, zugleich bei W Haar auf Brust, Bauch und in der Mitte des Rück Endlich behaaren sich die Mündungen der Ohren der Nase sehr merklich. Das Haar der Scheitelge wird vom Manne meist normaler Weise verloren, so das an anderen Hautstellen gewachsene; dasselbe veg bis an den Tod des Individuums, und wird nur kr haft und in Fällen außerordentlicher Decrepidität ve ren. Das Haar soll zum Theil auch nach dem T fortwachsen. Von den übrigen Organen des Leibes es sich nicht prädiciren, daß sie gleichsam halbabgelöst der allgemeinen organischen Vegetation, ihre eigen schlossenen Lebensperioden vollbrächten. Nur die Zä welche ebenso an der Oberfläche frei werden, zeigen was Ähnliches.

Etwas ganz Analoges hat uns die Geschichte Erdoberfläche gezeigt. Die urweltlichen Thiergattu sind so vertilgt, daß sie zum Theil unter den gegenw tigen Generationen gar nichts Entsprechendes finden. wiefern diese Lebensdauer der Gattung mit der der dividuen im Zusammenhange steht, läßt sich noch aussagen; ebenso ist noch kein bestimmtes Verhäl zwischen der Functionsdauer einzelner Organe, und Schnelligkeit ihres Stoffwechsels gefunden worden.

Noch sehen wir einzelne Thiergeschlechter, ja M schenstämme sich so in der Zahl angehöriger Indivi beschränken, daß ihr Untergang vermuthlich wird. Steinbock, Auerochs, amerikanische Ureinwohner.

Andersartig scheinen die Umstände, welche eine riodische Ab- und Zunahme der Individuenzahl gew Gattungen bedingen. Hierher gehören die Nachri von der Häufigkeit mancher Thiere aus dem Mäu schlechte, einiger Vögel- und Insectengattungen. Hier züglich auffallend beim Maikäfer, der Stammmotte, Fichtenspinner ꝛc., sowie die sehr fruchtbaren und unfr baren Jahre. Selten fallen die Jahre so, daß alle bräuchliche Vegetation ungemein gedeihet, vielmeh Korn, Wein, verschiedenes Obst, Knollenpflanzen ꝛc. Eine vor dem Anderen begünstigt, und es läßt sich warten, daß, wenn man von den localen Beschrän gen abstrahirt, gewisse Perioden hervortreten werden, als periodische Bewegungen des Gattungslebens betr tet werden können.

Wir können endlich uns überzeugt halten, daß ganze Thierwelt, den Menschen inbegriffen, ihre Leb perioden aufgezeichnet hat, indem zuerst die Ein dann höhere und immer differentere Gattungen, en aber der vernünftige Mensch hervorgegangen ist. Entwickelung ist jedoch für die idealste von allen zu ten, und scheint ihre letzte Periode angetreten zu ha

riodicität würde uns nicht offenbart sein, wenn räumlich festgehalten wäre, und sich mit ihren ıngen deutlich in den einzelnen Gattungen und ten abgedrückt hätte. Dieser Abdruck liegt in inandergeschobensein der weiteren Ordnungen, dessen die niedrigsten Säugthiere tiefer stehen, als en Vögel, die niedrigsten Vögel tiefer als die Amphibien ꝛc. (s. d. Art. natürliches System). e Mensch steht freilich nicht tiefer, als der Affe, als Schlußpunkt der irdischen Schöpfung sich dem Unteren abschließt, um das erste Glied ei- en Kette zu werden. Dieser Abschluß manife- in der wohlausgesprochenen Willkür und Frei- Menschen, wie wir dieselbe in Beziehung auf dicität des Lebens schon betrachtet haben.

haben die bekannten periodischen Bewegun- genommen, und so bei den wenigst gebildeten ur Elasticität, Pendelschwingung, Wellenbewe- zählen können. Es ist hier zu erinnern, daß die Bewegungen nicht die wesentlichen sein kön- dern zu diesen Körpern nur in ähnlichem Ver- stehen, als die pathologischen Bewegungen zum ıus. Die dem Marmor, dem Wasser, dem als solchen inhärirenden Eigenschaften müssen den stetig umgebenden Elementen in Conflict nd so die den bezeichneten Körpern eigenthümli- wesentlichen periodischen Bewegungen bedingen: on diesen Verhältnissen aber noch nicht soviel daß wir unter dieser Rubrik Gelegenheit zu ngen finden könnten.

ist somit im Vorigen eine Art Definition der n Bewegungen gegeben worden, indem ihr Er- überall angedeutet, eine Vergleichung der einzel- einungen versucht ist.

Urtypen aller Periodicität scheinen Pendel- ng (s. d. Art.) und elektrische Anziehung und betrachtet werden zu müssen. Der letzte- einung kann man sehr wohl den periodischen der Ansichten vergleichen, wie er sich in der ıft von je kund gemacht hat. Der mensch- st ergreift mit Eifer das Fremdartige, und ent- gleichgültig, wenn er es mit sich identificirt n der That sind die successiven Systeme und nur aus der Auffassung einzelner Merkmale angen; hieraus und aus der bald praktischen, retischen Richtung des Zeitalters; der bald en- jen, bald kritischen.

so ist es wahr, wenn Bouquois sagt: „Nie- ıne einen Staat organisiren.“

sehen zuletzt die Bedeutung der Periodicität im Raume. Die Freude am Rhythmus ist nicht schen, sondern auch Thieren eigen. Die Orts- eren Muskelbewegungen werden unwillkürlich in einer gehörten Musik gerichtet; die Handwerker re Operationen so ein, daß sie in einer gewis- näßigen Zeitfolge vor sich gehen. Drescher, Holz- Böttcher, Tischler verrichten ihre Bewegungen so . Die rhythmische Bewegung scheint weniger zu ermüden, als die unregelmäßige. Es wird mit Recht dafür gehalten, daß regelmäßig periodische Bewegungen die Blutcirculation günstig beschleunigen.

Die periodische Bewegung (soweit sie willkürlich ist) ist beruhigend. Wäre die Musik nicht so allgemein auf Periodicität gegründet, so würde es leichter fallen, auch hier die beruhigende Wirkung aufzufinden; es schei- nen aber solche Melodien, deren Rhythmus sehr einfach ist und offen liegt, vorzüglich die fragliche Wirkung zu besitzen, während andere mehr aufregen. Für das Auge hat die regelmäßige Bewegung die gleiche Wirkung. Im Allgemeinen hat eine große Gleichmäßigkeit der fühl-, hör- oder sichtbaren Bewegungen solchen Einfluß, daß sie schläfrig macht. Es ist das höchst merkwürdig, weil der Schlaf die Herrschaft der unbedingt periodischen Le- bensregungen gestattet, und die willkürlich abweichenden Hirnfunctionen lähmt. Wie die eine periodische Bewe- gung augenblicklich übersehen wird, und somit der mensch- lichen Wahrnehmung nie entzogen gewesen ist, so reicht die andere über Geschlechter hinaus, und ist noch heute nicht von Allen erkannt worden, und noch eine andere trägt das Menschenleben selbst; von ihr müssen wir mit Goethe sagen: „uns hebt die Welle, verschlingt die Welle,“ und finden sie unserer Erkenntniß ebenso entrückt, wie die größeste. Die Gestalt der größesten Perioden wird erst in der Form erkannt, wie man die Spitze des Thur- mes nicht sieht, an dessen Fuße man steht.

Wenn schon aus dem Vorigen hervorgegangen ist, daß die periodischen Bewegungen die eigentlichen Lebens- äußerungen sind, so läßt es sich wol denken, daß in ih- nen das Leben beeinträchtigt und gehemmt werden muß. Von vielen der genannten Bewegungen ist es bekannt, daß sie so wenig gebrochen werden können, ohne das Le- ben in seiner gegenwärtigen Form mit zu brechen, als die Centralorgane selbst. Es ist gewiß von der höch- sten Wichtigkeit, zu bedenken, daß eine Hemmung der kleinen Perioden eine große abkürzen, und vor der Zeit den Übergang in eine neue Bewegungsordnung herbeifüh- ren kann. Wir können den Menschen in jedem Lebens- alter tödten, indem wir die periodische Luft- oder Spei- seerneuerung unterbrechen, und führen das Ende der irdischen Lebensperiode mit Gewalt herbei; unmitttelbar muß die nothwendig folgende neue große Periode begin- nen, ob unbeeinträchtigt, wissen wir freilich nicht.

Bei niederen Organismen dürfen wir die scheinbar ganz integrirenden periodischen Bewegungen unterbrechen, und wenn die Hinderung wegfällt, beginnt das Leben seinen alten Gang, wie ein noch in schiefer Richtung be- griffener Pendel während des Schwunges festgehalten, nach entfernter Hinderung unverändert fortschwingt. Wir wollen hier nicht einmal die etwas zweifelhafte Tödtung (durch Entfernung des Wassers) und Wiederbelebung durch Wasser der Kiefenfüße urgiren, sondern nur die bekannte Thatsache erfassen, daß z. B. Käfer sich halbe Tage lang in Weingeist legen lassen, völlig erstarren und an der Sonne oder trockenen Luft bewahrt, wiederum aufleben. Daß nach solchen Unterbrechungen nicht bei allen Thieren, und nicht immer das Leben und die ge-

störte Bewegung zurückkehrt, ist auch bekannt. Der gehemmte Pendel schwingt nicht wieder von selbst fort, wenn er grade, indem er die Verticallinie passiren wollte, fixirt wurde; die Fixation geschieht hier am leichtesten. Der Scheintod erfolgt am häufigsten nach einem gewaltigen Anstreben des Organismus; selten bei schwacher Reaction.

Die längsten Perioden, soweit sie noch innerhalb der Lebensdauer des Individuums liegen, können am unmittelbarsten gestört und gehemmt werden. Die kürzeren sind unmittelbaren äußeren Einwirkungen nicht mehr zugänglich und nur weil sie ihr Dasein an die größeren knüpfen, können sie mit und durch diese fistirt werden.

Die Pathologie weist nur ein evidentes Beispiel auf, wo eine periodische Bewegung ohne schnelle Störung des Lebens gehemmt werden kann (die Menstruation) und hat Beobachtungen über die mannichfaltigsten daher kommenden Beschwerden gesammelt.

Höchst beachtenswerth ist es, daß durchschnittlich die kürzeren Perioden, obgleich ihre völlige Hemmung das Leben, an dem sie sich bewegen, schnellstens unterliegen macht, verhältnißmäßig soviel zeitliche Veränderungen ertragen, als die längeren Perioden. So kann der Puls, dessen mittlere Häufigkeit 70—75 in der Minute beträgt, nach dem Essen, bei körperlichen Anstrengungen, Affecten eine große Beschleunigung ertragen, ohne daß nothwendig Störungen des Organismus erfolgten. Ja, wenn seine Häufigkeit auf der Meeresfläche 70 betrug, steigt dieselbe bei 4000 Metres über derselben auf 110. Die Athembewegung ist der Blutbewegung zu eng verbunden, als daß wir sie hier erwähnen dürften. Die Speiseaufnahme ist vom Menschen allerdings ohne Nachtheil höchst willkürlich bestimmt worden, und auch viele Thiere ertragen außerordentlich lange den Nahrungsmangel, andere (wie z. B. der Maulwurf) gar nicht. Die Periodicität des Schlafes und Wachens fällt kaum etwas weiter aus einander, als die mögliche Pulsveränderung von 7½—11. Die mögliche Verschiebung der Jahreszeiten fällt in engere Grenzen, wenn wir, wie billig, nicht die Dauer derselben in verschiedenen Erdstrichen, welche nothwendig physiologisch begründet ist, sondern die unbestimmbaren Abweichungen, welche in einem gewissen Erdstriche vorkommen, vergleichen wollen. Die planetaren Bewegungen der beweglichen Elemente, des Wassers, der Luft, des Feuers, lassen sich in sofern nicht bestimmen, als ihre Richtung, in welcher sie über den Erdball gehen, noch sehr dunkel ist, und wir deshalb nicht wissen können, ob die scheinbaren Unregelmäßigkeiten in einer zufälligen Richtung der nach unwandelbarem Gesetze durchlaufenen Bahnen, oder in wirklichen durch Äußeres bedingten Veränderungen ihrer Perioden zu suchen sind. Die Bewegung des Planeten selbst liegt bekanntlich in so sicheren Fugen, daß sie, soviel wir wissen, nicht der mindesten Beschleunigung oder Verzögerung zugänglich ist. Wie sich in dieser Beziehung die großen Tags- und Evolutionsperioden des Menschengeschlechtes verhalten, wissen wir nicht, nur ist schon dargelegt worden, wie das Absterben und Zuwachsen der Individuen sehr gleichmäßig vor sich geht, jedoch so, daß einzelne Ereignisse die Sterblichkeit in einem größeren Zeit- oder Raumabschnitte vergrößern können, sogleich aber die Anzahl der Geborenen zunimmt, wie nach geheilten Consumtionskrankheiten die Ernährung ungewöhnlich schnell von Statten geht. Es fragt sich, ob in der großen Welt dieses Absterben und Anwerben nicht in sehr regelmäßigen Zwischenräumen vor sich geht, wie auch beim einzelnen Menschen eine periodische Gewichtsab- und Zunahme beobachtet ist.

So sehen wir denn, soweit unsere Sinne reichen, die Periodicität als Lebensäußerung, und Goethe läßt mit großer Weisheit den Erdgeist die Worte reden:

> So schweb' ich auf und ab,
> Und hin und her,
> Geburt und Grab,
> Ein ewig Meer —
> So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit,
> Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Es ist an der Zeit, klar auszusprechen, daß wir auch in den einfachsten Bewegungen jenes sich Aufraffen und Hinfallen, und den Streit der in der Physik seit lange oberflächlich Centrifugal- und Centripetalkraft genannten Potenzen erblicken. Selbst der hin und her schwingende Pendel gehorcht der Gravitation, indem er die Perpendikularlinie erreicht, er entzieht sich aber flüchtig der bestimmenden Gewalt. Die Bewegung ist aber die Geburt des Stoffes, und die Ruhe ist sein Grab; und die Geburt des Organismus ist Bewegung, das Grab ist seine Ruhe. Es sei erlaubt, die Periodicität in ihrer dem Menschen größesten Bedeutung, wie sie die menschliche Erscheinung entführt, mit einigen Worten des Dichters darzulegen. Jean Paul sagt: „Du blickst sanft geblendet in die Sonne der Gottheit und siehest ruhig die Wolke des Todes auf sie zu schwimmen, du erblindest unter der Wolke; sie verrinnt, und du stehst wieder vor Gott." Denn auch so ist es wahr: Licht ist Bewegung und Leben, Dunkelheit ist Ruhe und Tod; und alle periodische Bewegung in höheren Kreisen richtet sich in das Licht (die große Welt) und zieht sich zurück in den Schatten (die kleine Welt — „Der Körper ist die Nacht," sagt Paracelsus). Darum schließt auch uns sichtbar das Leben mit einer Ausathmung, und der erstarrte, entseelte Körper legt sich an die große dunkle Fläche des verwandten Erdbodens. Es ist möglich, das ganze Leben, vom ersten Athemschöpfen des Neugebornen bis zum letzten Ausathmen des Sterbenden als einen einzigen bebenden Athemzug zu betrachten, da auch die sogleich nach der Geburt zuerst mit Luft erfüllte Lunge während des ganzen Lebens diese Luft nie völlig entlassen kann, sondern immer den größten Raumtheil in ihren Zellen zurückhält. Erinnern wir uns, wie die erste Speiseaufnahme geraume Zeit nach der Geburt erfolgt, in welcher Zeit der Organismus an der Communicationsstelle, der Mundhöhle, neue Organe, die Zähne producirt, wie diese bei normaler Lebensführung geraume Zeit vor dem Tode wieder vergehen; gedenken wir weiter des embryonischen Wachsthums, welcher der Geschlechtsfort-

pflanzung (Sprossenbildung) niederer Thiere formell nicht unähnlich ist, und nach vollendetem Wachsthume von den eigentlich sexuellen Functionen fortgesetzt wird, so sehen wir wol die unzähligen Wellen, mit welchen in und über einander geschlungen und gezogen der Strom des Lebens dahingeht, und rastlos forteilend, vor dem fallenden Steine, noch eigenthümliche concentrische Wellenringe vorübergehend gestaltet, wie der Organismus Krankheitsreactionen vor zufälligen schädlichen Potenzen — der Pulsschlag aus der frühesten Zeit des Lebens herübertönend, sinkt von der im Embryo normalen sehr schnellen Folge mit jedem Lebensjahre mehr herab, bis er im Greise verklingt.

Es wäre nun die Aufgabe der Wissenschaft, diese mannichfaltigen Perioden in ihrer Synergie darzustellen, und den Augen ein so deutliches Bild zu geben, wie sie an dem Schiffe haben, das mit seinem gespitzten Vordertheile das widerstrebende Element durchschneidet, den periodischen Wellenschlägen mit Ruderbewegungen antwortet, seine Segel gegen den Wind, seinen Compaß gegen den Pol, sein Steuer gegen den Strom richtet; das ist aber zur Zeit unmöglich, wenn wir uns nicht von dem sicheren Boden der Thatsachen, und dem, im Sonnenschein liegenden Sichtlichen und Greiflichen, in abendliche Ahnungen und nächtliche Träume verirren wollen.

Höchstens ist uns der Schluß gestattet, daß, wo wir eine alte Periode abbrechen sehen, eine neue beginnt, wenn nicht sichtbar, so unsichtbar, wenn nicht in das Erdenleben gerichtet, so aus demselben.

Schließlich ist noch von dem populären Verständniß der Periodicität zu sprechen. Der sehr gesunde, richtig fühlende, ahnungsvolle Sinn des Volkes macht sich leicht mit den Erscheinungen der Periodicität vertraut, soweit er im Stande ist, den Cyklus in seiner Wiederkehr zu erkennen und zu übersehen. Es gibt aber kaum ein Ereigniß, welches den volksthümlichen Geist mehr anzuregen scheint, als dieses der periodischen Succession. Bald finden wir die Bedeutung der beiderseitigen Bewegungen wunderbar ergriffen, wie in dem: „Im Athemholen sind zweierlei Gnaden, den Athem einziehen und sich seiner entladen," bald finden wir die Idee des Kampfes so klar ausgesprochen, wie in dem arabischen: „Die Nacht, die schüchterne Gazelle, flieht vor dem Dräun des Morgenlöwen," und desgleichen bei Wolfram von Eschenbach: „(des Tages) Sine Klawen durch die Wolken sind geslagen, er stiget uf mit großer Kraft" und was dergleichen bestimmte Wahrnehmungen mehr sind; die gleiche Idee im nordischen Frühlingsfestkampfe, und im Todaustragen. Man hat ja den größten Theil der Mythologie auf die jährliche Periodicität des Pflanzenlebens deuten wollen.

Wo aber jede Periode etwas Neues bringt und der Cyklus in demselben Individuum deutlich nicht wiederkehrt, da erschrickt das kindliche Gemüth wie vor einem Unheimlichen, Geisterhaften, und weist alles weitere Verständniß, als eines Übernatürlichen zurück. In diesem Sinne ist es namentlich der Schmetterling gewesen, der in seinen wunderbaren Lebensperioden, aus der starken efräßigen Raupe ur gestaltlosen, unveränderlichen und oft die Jahreshälfte ohne Nahrung zubringenden, Puppe, zu dem wunderbaren geflügelten Wesen dem Sinne der Völker als besonders geister- und zauberhaft, elfenartig erschienen ist (*Ἠπιάλης* Alp, *ἠπίολος* Schmetterling). Übrigens spricht sich in allen Mythologien die Ahnung großer Weltperioden aus, was zu erörtern hier freilich nicht am Orte ist, aber die Andeutung kann endlich dazu dienen, das Verhältniß der Periodicität zum Menschen in ein neues Licht zu setzen. Es ist allem Leben eigenthümlich, verwandte Bewegungen mitzufühlen, und im Geiste wenigstens das zu wiederholen, was zwei neben einander hängende Pendel thun, indem sie isochronisch schwingen. (*Dr. G. O. Piper.*)

Periodische Fuge, s. Fuge.

Periodische Krankheiten, s. Krankheiten und Periodicität.

Periodische Reihen, s. Periode (rhythmische).

Periodologie, s. Periode (rhetorische).

Periodonikes, s. Periodos.

PERIODOS. Außer dem oben unter „rhythmischer und rhetorischer Periode" Hervorgehobenen müssen wir hier noch auf zwei Bedeutungen aufmerksam machen. Einmal nämlich nannten die alten Geographen so die Erdumschreibungen und gaben selbst ihren Schriften öfters den Titel *Περίοδος* bald allein, bald *Περίοδος γῆς*; so, um nicht von der fabelhaften *περίοδος γῆς* des Hesiodus, welche einmal von Strabo angeführt wird, zu sprechen, wird das Werk des Hekatäus öfters unter diesem Titel citirt; es ist hier das Wort mit Periegesis (s. d. Art.) ziemlich gleichbedeutend. Zum andern heißt so der Complex der olympischen, pythischen, isthmischen und nemeischen Spiele, und daher Periodonikes der, welcher in allen diesen vier großen Spielen gesiegt hat. (*H.*)

PERIODUS. Ein Fischgenus, das von dem Sauroidengenus Pycnodus durch einen Eindruck im Rande der Zähne abweicht. Agassiz (Poiss. Foss. Feuilleton. p. 122. II. t. 72ᵃ. f. 61. 62) gedenkt vorläufig einer Species, Periodus *Koenigii*, aus dem Londonthon der Insel Sheppy. (*Herm. v. Meyer.*)

PERIÖKEN (*Περίοικοι*). Dieses Wort, was seinem etymologischen Ursprung nach die um einen gewissen Punkt herum Wohnenden bedeutet, wurde bei den Griechen in engerer Beziehung von den Bewohnern der Landstädte gesagt, die zu einer Hauptstadt in einem bald mehr, bald minder abhängigen Verhältnisse standen. Die Staatsverfassungen von Sparta und Kreta, also die von den Normalstaaten des Dorismus, und sonst noch die von Elis kennen eigenthümliche Classen von Einwohnern unter diesem Namen; die Stellung derselben zu den übrigen Classen wird sich in den Artikeln, welche die Staatsverfassungen von Kreta und Sparta darstellen werden, am anschaulichsten machen lassen; auf diese Artikel verweise ich daher. Hier genüge Folgendes: Im spartanischen Staate waren die Periöken eine von den drei Classen der freien Bewohner, und zwar eine solche, die zwischen den Bürgern oder Spartiaten und den Fremden in der Mitte standen. Sie hießen hier auch „die Lacedämonier" oder auch „die Bewohner der Landschaft" (*οἱ χωρῖται, οἱ ἀπὸ*

τῆς χώρας), wiewol der erste Name zuweilen allgemeiner gebraucht wurde, sodaß die Spartiaten mit eingeschlossen wurden. Ihrem Ursprunge nach waren diese Periöken größtentheils Achäer, ja, obgleich später einige Nichtachäer, welche auf Einladung Sparta's die menschenleeren Landstädte besetzten, in ein Periöken-Verhältniß traten, z. B. die Minyer, die Kynurier, so wurden die Periöken doch fortwährend für Achäer angesehen und so genannt. Nur allmälig gelangten bekanntlich die Dorer zur Herrschaft in Lakonica und billige Bedingungen gewährten sie gern den daselbst gelegenen Ortschaften, wenn die letztern nur der Stadt Sparta die Souverainetät zugestehen und sich als seine Landstädte betrachten lassen wollten. Wenn 100 Städte zu Lakonica gerechnet wurden, so scheint es, daß dies die Periökenstädte waren, die durch gesetzgeberische Willkür auf diese Zahl fixirt sein mögen, was aber erst nach der Unterwerfung von ganz Messenien und vom kynurischen Gebiete hat eintreten können. Das Periöken-Land wurde vor jener Unterwerfung vielleicht in fünf, nach derselben vielleicht in zehn Districte getheilt. Unter dem Könige Polydor wurde die Zahl der Periöken-Loose auf 30,000 bestimmt; das scheint damals die Zahl der Periökenfamilien gewesen zu sein. Was ihre Rechtsverhältnisse betrifft, so haben wir theils den corporativen Zustand ihrer Gemeinden, theils die persönliche Lage der Einzelnen in Erwägung zu ziehen. Die Periöken bildeten also 1) städtische Gemeinden (πόλεις) mit eignen Communalbeamten; jedoch wurde in manche dieser Ortschaften der oberste Beamte von Sparta aus geschickt, z. B. nach Kythera, der hier „Kytherodikes" der Richter von Kythera, hieß; möglich wäre aber auch, daß überhaupt, wie Schömann vermuthet, Sparta für jeden Periökendistrict zwei Oberaufseher unter dem Titel „Harmosten" jährlich ernannt hat und daß dies die „zwanzig Harmosten" sind, welche der Scholiast Pindar's erwähnt. 2) Zahlten die Periöken einen Tribut an Sparta, aber wir kennen weder seine Größe, noch wissen wir, ob er von den einzelnen Periöken oder von ihren Städten als Communen erhoben wurde. 3) Die Periöken besaßen nicht das Staatsbürgerrecht Sparta's, hatten nicht gleiche Rechte und Ehren (keine ἰσοτιμία und ἰσονομία) mit den Spartiaten, sie waren also nicht nur unfähig, eigentliche spartanische Staatsämter zu bekleiden, sondern auch ausgeschlossen von der Theilnahme an den großen wie den kleinen Volksversammlungen Sparta's, von den Anstalten für spartanische Erziehung. 4) Sonst waren sie nicht ausgeschlossen von der Ehre des Kriegsdienstes, selbst als Schwerbewaffnete (Hopliten) haben sie gedient und oft durch ihre Tapferkeit den Sieg entschieden, jedoch vielleicht genossen nur diejenigen von ihnen, welche Landbau trieben, das Vorrecht dieses Dienstes, während ihre Gewerbtreibenden wol nur als Leichtbewaffnete gebraucht wurden; in der Flotte haben sie selbst Befehlshaberstellen bekleidet. 5) Sie durften an den Colonien Antheil nehmen, welche Sparta ausschickte. In ihren Händen war Landbau und Gewerbe, wenn auch nicht ausschließlich, indem die Heloten oder Leibeigenen beides ebenfalls betrieben, aber die bedeutenden Fabriken und aller Seehandel wurden wol von ihnen ausschließlich getrieben. Sie waren im eigentlichen Besitz des Geldes und des Geldverkehrs. Sie übten selbst die edleren Künste der Poesie, der Bildnerei; manche Periöken haben olympische Siege erlangt, alles Beweis, daß ihre Lage, trotz ihrer politischen Abhängigkeit, nicht sehr drückend gewesen sein kann. Vor dem Verfall der spartanischen Verfassung hört man daher auch nur äußerst selten von einem Abfall der Periöken. Titus Quintius löste die Landstädte, welche früher πόλεις, jetzt κῶμαι hießen, von allem Verbande mit Sparta und stellte sie unter den Schutz des Achäischen Bundes. August gab 24 lakonischen Ortschaften Unabhängigkeit von Sparta, welche nun freie Lakonen (Ἐλευθερολάκωνες) hießen und für sich einen eigenen Bund gebildet zu haben scheinen (vergl. K. O. Müller, Dorier. II, 21 fg. *Schoemann*, Antiquit. J. P. Graec. p. 112 sq.).

In Kreta hießen die Periöken „Hörige" (ὑπήκοοι); dies ist ihr kretischer Name, während die Schriftsteller sie bald mit dem generellen Namen „Periöken," theils misbräuchlich und ungenau „Knechte" (δοῦλοι) nennen; denn sie waren hier ebenso wie in Sparta von den Leibeigenen und Sklaven, den Mnoiten, Aphamioten oder Klaroten und Chrysoneten nicht weniger als von den Bürgern unterschieden. Sie bildeten auch in Kreta eigene, aber abhängige Gemeinden, mußten theils für ihre Grundstücke eine Abgabe, die nicht in Geld, sondern in Naturalien bestand, als Grundsteuer, theils als Kopfsteuer einen äginetischen Stater (vermuthlich etwas über einen Rthlr.) an den Staat entrichten. Als Einzelne betrachtet, waren sie ausgeschlossen von allen Souverainetätsrechten der Bürger, namentlich von der Theilnahme an Ämtern, an den Volksversammlungen, an den Gemeinmahlen (Syssitien), die Benutzung der Gymnasien, der Gebrauch der Waffen war ihnen untersagt. Dies abgerechnet, waren sie persönlich frei, trieben Landbau, Gewerbe, Handel und waren so im Stande, zu Wohlstand zu gelangen, während die eigentlichen Bürger gar kein Geschäft trieben, als was mit dem Kriegsdienst und der Theilnahme an der Volksversammlung in Verbindung stand. Die insularische Lage Kreta's, welche das Annähern auswärtiger Hilfe erschwerte, einerseits und andererseits der Umstand, daß die kretischen Staaten selbst alle Periöken besaßen, keiner es also wagte, die Periöken des andern Staats zu unterstützen, da er besorgen mußte, dadurch auch seinen eignen ein gefährliches Beispiel zu zeigen, Beides bewirkte, daß es hier nicht leicht zu Periökenaufständen kam. Bei diesen Periöken hatten sich noch zu Aristoteles' Zeit die alten Minoischen Gebräuche am reinsten erhalten. Vergl. *Aristot.* Pol. II, 2, 12. 6, 3. 7, 1. 3. 4. 8.

Vergleicht man das Gesagte, so wird man gestehen, daß die Lage dieser Dorischen Periöken und ihre Behandlung eine viel mildere war, als die der Attischen Schutzgenossen oder Metöken. (*H.*)

PERIOLA. Diese von Fries so benannte Gewächsgattung gehört zu der letzten Ordnung der 24. Linné'schen Classe und zu der Untergruppe der Sclerotiei der Gruppe der Bauchpilze der natürlichen Familie der Pilze. Char. Kleine, auf Stämmen, Wurzeln und Schwämmen

haufenweise wachsende, gelbliche oder weiße Pilze von mannichfaltiger, meist rundlicher Form, ohne Wurzeln; die Rinde geht in ausdauernde Zotten über; das Innere solid, mehlartig, fleischig oder gallertartig; die Keimkörner unscheinbar, überall auf der äußern Oberfläche umhergestreut. Es sind fünf Arten bekannt: 1) P. hirsuta *Fries* (Syst. myc. II. p. 266. Sclerotium hirsutum *Schumacher* saell. II. p. 187. Fl. dan. t. 1320), auf Rhizomorpha subcorticalis an alten Rothbuchenstämmen. 2) P. pubescens *Fr.* (l. c. p. 267. Sclerotium album *Schum.* l. c. p. 186), auf faulenden Agaricusarten. 3) P. tomentosa *Fr.* (Sclerotium tomentosum *Fr.* obs. I. p. 205), auf Kartoffelknollen, in Kellern. 4) P. setosa *Fr.* (Syst. myc. III. Ind. p. 126. Aegerita setosa *Greville* crypt. scot. t. 268. f. 2), auf faulem Holze in Schottland; und als zweifelhaft 5) P. fursuracea *Fr.* (Elench. II. p. 46). (*A. Sprengel.*)

PERION (Joachim, latein. Perionius) [1]), war in der Stadt Cormery in der Landschaft Touraine geboren. Die Zeit seiner Geburt wird nirgends angezeigt, aber wahrscheinlich, wie aus seinem Eintritt in den geistlichen Orden geschlossen werden kann, ereignete sich dieselbe gegen das Ende des 15. Jahrhunderts. In dieser unbestimmten Angabe hat ohne Zweifel auch die bestimmter scheinende „gegen 1499 geboren" [2]) ihren Grund. Ebenso wenig wie die Geburtzeit des Mannes kennen wir dessen Familienverhältnisse, und wir müssen uns begnügen zu wissen, daß er sehr jung die sehr reiche Benedictinerabtei des h. Paullus in seinem Geburtort besuchte, um dort seine ersten Studien zu machen. Ob er darauf aus freiem Entschluß in den Benedictinerorden trat, oder durch die Seinigen, oder vielleicht durch seine Lehrer dazu veranlaßt wurde, ist ebenfalls unbekannt; indessen mögen seine Fähigkeiten früh die Aufmerksamkeit auf ihn gezogen haben, und vielleicht bewog man ihn deshalb zu dem Eintritt in den Orden, der damals durch die ihm Geweihten die höhern geistigen Interessen der menschlichen Gesellschaft vertrat. Perion leistete am 22. Aug. 1517 das Ordensgelübde, und blieb nun zehn Jahre in dem Kloster seines Geburtortes, bis er 1527 von seinen Obern nach Paris gesendet wurde. Auch die Ursache dieser Entsendung ist unbekannt, und so mancherlei Vermuthungen darüber möglich, wenn man den Mann und seine Zeit in's Auge faßt; vielleicht suchte er durch den ihm angeborenen Drang nach Bildung getrieben den Aufenthalt in Paris, wo er in Benutzung reichlicherer Mittel sich freier bewegen konnte; vielleicht auch entsendete man ihn, weil man in ihm einen geeigneten Verfechter der damals geltenden Interessen der Wissenschaft und des Glaubens erkannte, welche durch die erwachende Neuerung in der Philosophie und in dem religiösen Glauben hart bedroht wurden. Leider sind das nur Vermuthungen, um eine sehr bedeutende Lücke in den Nachrichten von seinem Leben auszufüllen; denn über sein damaliges Klosterleben, sowie über die ersten Jahre seines Aufenthalts in Paris schweigt die Kunde. Er scheint schon die Einsamkeit seiner Celle ganz mit Studien ausgefüllt, dabei sich aber nicht blos auf die Theologie beschränkt zu haben; es wäre ihm sonst kaum möglich gewesen, sich so vielseitig und nicht ohne Anerkennung und Einfluß auf seine Zeit literarisch zu beschäftigen. Freilich sehen wir ihn in Paris erst im J. 1532 mit seinem ersten Werk: *Joach. Perionii* Cormoer. in omnes T. Livii Conciones, ut breviusculae, ita cum primis eruditae Annotationes; Una cum ipsis T. Livii Concionibus per genera causarum distinctis, ut vix quicquam rhetorices ac Latinitatis studiosis proponi accommodatius possit (Paris. 1532. 1547. Basil. 1545) hervortreten, aus dem wir keinen weitern Aufschluß über seine Studien gewinnen, als daß er sich damals mit Livius und mit der Römerwelt emsig und wol ausschließlich beschäftigte. Dies beweist das Werk selbst, eine Sammlung der Reden des Livius in chronologischer Folge geordnet, mit den beigefügten Anmerkungen, die außer den sachlichen Nachweisen über Geschichte, Sitten und Gebräuche des römischen Volks, rhetorische Zergliederungen der Reden enthalten; außerdem sind am Ende: Lectionum aliquot antibarbararum elenchus, nebst einem Index rerum et verborum angefügt, ein Beweis, daß Perion sich ernstlich mit seinem Gegenstande beschäftigt hatte. Die Dedication an den Bischof Denis Briconet ist unterzeichnet: Parisiis e gymnasio montis acuti, pridie Cal. Februar. a. 1532. Er scheint in diesem Gymnasium Lehrer gewesen zu sein. Dieses Werk fand allgemeinen Beifall; denn es wurde in Basel und Paris wieder gedruckt. Außer einer Rede zum Andenken an den erwähnten Gönner: Oratio de laudibus Dionysii Briconeti, Episcopi Macloviensis (Paris., Colinea. 1536), durch den er wahrscheinlich nach Paris kam, weil er Abt seines Klosters war, erschien seitdem nichts von ihm bis 1540, wo er mehres bekannt machte, nämlich: Aristotelis de moribus, quae Ethica nominantur, ad Nicomachum filium libri X, a *Joach. Perionio* Latinitate donati, cum ejusd. commentariis. Item de optimo genere Interpretandi et de convertendis con-

1) Baillet (Jugemens des savans, nouv. éd. T. II. P. III. p. 167) schreibt den Namen: Dom Joachim de Périon ou Perionius, und (p. 350) Joachim de Perione, aber sonst kurz Périon. 2) Niceron (Mémoires T. XXXVI. p. 33) sagt: Joachim Perion naquit à Cormery en Touraine vers l'an 1499. In der Biographie universelle heißt es von ihm: né vers la fin du XV. siècle. In Scävolä Sammarthani (Elogia Gallorum saec. XVI. doctrina illustrium ed. *Heumanni* p. 50) wird sein Tod mit Rücksicht auf die Lebenszeit so angezeigt: His vigiliis notissimus senex paulo ante Henrici II. necem in illo suo coenobio de vita migravit. Er war also ein Greis, als er starb. Schwerlich findet sich eine genauere Angabe in den Annales de l'ordre de St. Benoit. T. V. p. 408; denn auch die Bibliothèque générale des écrivains de St. Benoit (à Bouillon 1777, 4.) T. II. p. 378 sq., worin außer jenem Werk auch die dafür nichts bietenden Bibl. des écrivains eccl. de *Dupin*, Jugemens des Savans par *Adr. Baillet*. T. II. P. III. p. 166. 350 sq., sowie *Le Long* Bibl. sacra T. II. p. 899 und dessen Bibl. hist. p. 36. 203, die ich alle hatte, benutzt sind, bietet nichts Genaues; ebenso wenig F. Gtl. Freytag in seinem Adpar. literar. (T. III. p. 627 sq.), obgleich er unter andern das allein mir nicht zugängliche Werk: *Aub. Miraei.* De Scriptoribus saec. XVI. c. LXXV. p. 169 ed. *Fabricii* benutzen konnte. Auch de Thou (Historiarum sui temporis T. I. tab. XXIII. p. 791), sowie Teissier (Les Eloges des hommes sçavans, éd. sec. P. I. p. 162 sq.) enthalten nichts über die Geburtzeit Perion's.

Lambin „factiosi homines“ nennt, weil er selbst einflußreich sehr zahlreiche Anhänger hatte und sogar die besondere Gunst Heinrich's II. genoß. Deshalb hätte ein Mann, wie Perion, nach Lambin's Urtheil, wenn P. Aretin in der That ein so schlechter Mensch ist, wie er in Perion's Schrift erscheint, sich nicht mit demselben einlassen sollen, weil er dadurch die Ehre seines Rufs verletzte. Der Tadel ist in Ironie gekleidet; kaum läßt sich das auch anders gedeutete Urtheil anders fassen[6]), indem man dabei erwägen muß, daß Perion mit Lambin im J. 1551 im Verkehr stand, wie ein Brief Perion's an denselben beweist[7]).

Seine literarische Thätigkeit widmete Perion während seines Aufenthalts in Paris fast ausschließlich Übersetzungen verschiedener Werke des Aristoteles. Nach der Ethik erschien: *Aristot.* de rep. qui Politicorum dicuntur, libri octo, access. in eosd. libros obss. et argum. (Paris. 1543. Basil. 1549.) Zwar mit Anerkennung der Verdienste Perion's, aber schonungslos im Nachweis der Fehler, trat in Rücksicht auf dieses neue Werk J. L. Strebée gegen ihn auf, indem er die Übersetzung als fehlerhaft und verfehlt tadelte. Um diesen Tadel zu entkräften, schrieb Perion die Schrift: Quid non conveniat inter L. Strebaeum et Joach. Perionium in interpretatione Politicorum Aristot. (Paris. 1543. 4.) Strebée suchte den Vorzug seiner Übersetzung nicht sowol durch Verbesserung der einzelnen Fehler Perion's, als besonders in einer der Urschrift entsprechenden Richtigkeit, sowie in strenger Reinheit und Eleganz der Sprache der Übersetzung. Diesem ihm in tieferer Kenntniß der Sprachen beiweitem überlegenen Gegner mußte Perion weichen; denn derselbe gab seine bessere Übersetzung wiederholt heraus, während die von Perion vergessen ward[8]). Dennoch trat Perionius bald mit der Übersetzung einer andern Schrift des Aristoteles, des Organons (Paris. 1543, 1548. Basil. 1554, die Topica besonders Basil. 1544) wieder hervor. Auch diese Arbeit unterwarf Strebée seiner Kritik, und gab eine Auswahl der zum Organon gehörigen Schriften: *Porphyrii* instit. Aristot. categoriae, lib. de interpret., analyt. pr. et poster. (Lutet. 1551), sein letztes Werk, da er um 1550 starb, in verbesserter Übersetzung heraus.

Ein anderer Gegner erhob sich gegen Perion in Nicolas Grouchy, der sich schon vorher in dem gelehrten Streit mit Sigonius den Ruf gediegener Gelehrsamkeit erworben hatte. Sehr heftig und wohlgerüstet, rücksichtslos streng, fast mit pädagogischer Genauigkeit in das Einzelne eingehend, tadelte er[9]) Perion's erwähnte Übersetzung von der Ethik, als er im J. 1552 (Paris. 4, u. ö.) eine verbesserte Ausgabe derselben bekannt machte. Ob Perion gegen diesen heftigen Angriff die Oratio, qua Nicolai Groscii calumnias atque injurias ostendit et refellit (Paris. 1554) richtete, wie Niceron sagt, oder ob er erst durch Grouchy's verbesserte Übersetzung des Werks: *Aristot.* de nat. (Paris. 1554 und 1556 wiederholt, von Perion übersetzt 1550, und 1552 wiederholt) oder durch die ebenfalls im J. 1554 (Paris. 4.) von demselben besonders herausgegebene verbesserte Übersetzung von *Aristot.* topicorum libri VIII., zu der erwähnten Abwehr bewogen wurde, das vermag nur die Einsicht der Oratio zu entscheiden, die ich bis jetzt noch nicht gewinnen konnte. Allerdings ließe sich die Angabe Niceron's dadurch rechtfertigen und der chronologische Anstoß, den die Jahre 1552 und 1554 bieten, so beseitigen, daß Perion, wie er in dem erwähnten Briefe an Lambin, unterzeichnet: a. d. VI. Idus Sextil. Cormaeriaci anno CIϽ·IϽ·LI., schreibt, damals in seinem Geburtsort seit 1547 zurückgezogen lebte, wo ihm die Verbindung mit Paris und überallhin sehr schwer war, wie er selbst ausdrücklich in dem Briefe sagt: Si tibi non hanc cito, quam debebam, rescripserim, quod Cormaeriaci nunc agam, id est eo in loco, unde nec Lutetiam, nec istuc, quoties volo, possim scribere. Vielleicht mögen ihm die wiederholten Bemühungen um Gunstbezeigungen des Papstes diese Angelegenheit mit Grouchy so in den Hintergrund gedrängt haben, daß er wieder durch dessen neue Angriffe daran erinnert wurde. Andere nutzlose Vermuthungen verschweige ich.

Perion's Selbstvertheidigungen, die man wegen ihres Gehalts nur Schmähschriften nennen kann, welche eigentlich zu nichts als zur Beschwichtigung seiner verletzten Eitelkeit dienten, waren erfolglos. Etwas mußte er jedoch gegen solche Angriffe thun; dies glaubte er sich und seinem Ansehen schuldig zu sein. Anders konnte er es nicht thun, weil er keine guten Gründe zur Entgegnung hatte. Er hatte sich damit genügt, aber obwol er seinen Gegnern mit der größten Heftigkeit in diesen Schriften entgegentrat, so schreckte er dieselben doch nicht ab. Wiederholt, und schon vor dem Kampf mit Grouchy, hatte er eine: Oratio in Jac. Lud. Strebaeum, qua ejus calumniis respondetur; Item Orationes duae pro Aristotele in Ramum. (Paris. 1551. 4.) Strebée entgegengeschleudert; dennoch griff ihn auch Grouchy furchtlos immer von Neuem an. Diese zweite Schrift gegen Strebée war durch dessen vorher erwähnte verbesserte Übersetzung von *Porphyrii* institut. etc. veranlaßt worden. Als Beweis, wie allgemein die Theilnahme an diesem Kampf war, kann man es betrachten, daß der bekannte baseler Buchdrucker Oporinus einen Auszug der ebenerwähnten Rede seinem Nachdruck der Übersetzung von: *Aristot.* de nat. 1552 beifügte.

6) Ant. Teissier (l. c. p. 163) sagt: Il a publié une Oraison contre Pierre Aretin, de laquelle Lambin se moque dans une de ses Lettres. Die Beurtheilung dieses Ereignisses in Perion's Leben erheischt die sorgfältigste Berücksichtigung der damaligen Zeitverhältnisse und Zustände im kirchlichen wie im politischen und öffentlichen Leben und in der Bildung. 7) Auch dieser Brief befindet sich in der ebengenannten sehr interessanten Sammlung. 8) Huetius (l. c. p. 212) beurtheilt Perion sehr mild, ohne seine Fehler zu verschweigen; er sagt ausdrücklich, daß er mit Strebäus unglücklich gekämpft habe: Cum L. Strebaeo ... ob eandem causam se exercuit, et me quidem judice, infeliciter, nam in ea assequenda Ciceronis elegantia Strebaeo, si forte, scriptore et ipse non impure superior, casti et fidi interpretis laude, et Graecae linguae peritia longe inferior habitus est: neque vero hoc illum fugisse puto, sed verborum magnificentia et sermonis volubilitate est delectatus.

9) Vergl. *Scaevolae Sammarthani* elogium Gruchii l. c. p. 96.

Autorität anerkannte. Frei bestritt er also Aristoteles in seinen Vorlesungen wie in seinen Schriften, und ebenso auch Cicero, durch welche Perionius sich sein Ansehen zu verschaffen gewußt hatte; vorzüglich aber reizte Ramus sämmtliche Professoren und Magister durch seine freie Behandlung des Aristoteles, weil er damit gegen die Schule verstieß, welche seine Freisinnigkeit als Gottlosigkeit fürchtete. So entstand der heftigste Kampf, der in einer solchen zügellosen Erbitterung geführt wurde, die man von wissenschaftlich gebildeten Männern nicht erwartet, und selbst von den verständigeren Zeitgenossen getadelt wurde. Zu den heftigsten Kämpfern gegen Ramus gehörten Gallandius [14]) und Perionius, jedoch scheint die Sorbonne selbst Perion wegen seiner Bekanntschaft mit Aristoteles, wegen seiner Beredsamkeit und wegen seiner vielseitigen Bildung als den tüchtigsten oder geeignetesten betrachtet zu haben; denn es wird berichtet, daß er im ausdrücklichen Auftrage der Sorbonne gegen P. Ramus schrieb [15]). Allerdings war er in sofern für diesen Zweck der geeignetste, als er mit seiner ganzen Gelehrsamkeit und Bildung ein Theolog seiner Zeit und der Sorbonne war, außerdem in Ruf und Ansehen stand, sodaß man von ihm den besten Erfolg erwarten konnte für die Absicht, die Gunst, welche Ramus sich erworben, zu vernichten. Philosoph nur als Theolog, wandte er auch die schöne Gabe seiner Sprachfertigkeit wie seine vielseitigen Kenntnisse nur im Geiste der Theologie an, die damals ausschließlich in den Satzungen zum Besten der Kirchenlehre bestand. Dieser Streit mit Ramus wird in allen Nachrichten davon als der heftigste von allen, welche Perion hatte, bezeichnet. Er schrieb: **Pro Aristotele in Petrum Ramum orationes II. De Dialectica liber. (Paris. 1543.)** Diese beiden Reden gegen Ramus fügte er wiederholt der zweiten Vertheidigungschrift gegen Strebée bei. Außerdem bestritt er Ramus wegen des Cicero in: **Pro Ciceronis oratore contra P. Ramum oratio (Paris. 1547).**

Sowie Perion überhaupt auf die Bildung seiner Zeit großen Einfluß übte, wie das sehr günstige und umfassende Urtheil des Gilb. Genebrardus [16]) beweist, wenn auch seine Kenntnisse nichts weniger als gründlich, sondern durch und durch oberflächlich, aber in ein anziehendes Gewand gehüllt, das die Menge täuschte und reizte, so lebte sein Ansehen als Aristoteliker unter den Professoren der Akademie auch nach seinem Tode fort und nachdem er schon längst nach vieljährigem Wirken in die Einsamkeit seines Klosters sich zurückgezogen hatte. Seine Übersetzungen brauchte man fortwährend, obgleich es nicht an solchen fehlte, welche die Aristotelischen Professoren der Akademie mahnten, von deren Gebrauch wegen ihrer Untreue abzustehen. Dieses Verfahren rügt der Neffe Perion's, Franz Perion, in der Zuschrift an Scävola Sammarthanus vor dem Werke seines Oheims: **De Romanorum et Graecorum magistratibus libri tres**, das er nach dessen Tode **Paris. 1560. 4.** [17]) herausgab, mit sehr harten Worten, um das Andenken desselben rein zu erhalten.

Erscheint Perion in seiner Beschäftigung mit Aristoteles, die ihm während seiner Lehrerthätigkeit an der Universität die Hauptaufgabe war, gleich als Philosoph, so darf man den Begriff dieser Benennung nicht im freien Forschen nach Wahrheit suchen wollen, sondern man muß die Philosophie als einen durch die Schule geformten Autoritätsglauben, der geltenden Kirchentheologie entsprechend und untergeordnet, auffassen. Perion's Einfluß war also keineswegs der großer Geister, welche die Wissenschaft oder die gesellschaftlichen Verhältnisse unter begünstigenden äußern Umständen in neue Bahnen lenken oder neue Gesichtspunkte dafür enthüllen, sondern solcher, die ihre schönen Naturgaben nebst zwar vielseitigen, aber oberflächlichen Kenntnissen nur so anwenden, daß sie sich damit in die Zeit schicken. Kämpfte er also gegen Strebée, Grouchy und Guerente, die seine Blößen, welche er als Sprachkenner in seinen Aristotelischen Übersetzungen sich gegeben hatte, furchtlos aufdeckten, zunächst nur für seinen Ruf, so zeigte er sich in dem Streit mit Ramus als Philosoph, d. h. seiner Zeit; indem er aber gegen P. Aretin: **Ad Henricum II. Galliae Regem caeterosque Principes in Petrum Aretinum oratio, et alia de B. Joannis Baptistae laudibus (Paris. 1551. Colon. 1561)** schrieb, zeigte er sich als Theolog und Mönch, der um die drohende Gefahr, welche der Calvinismus erregte, abzuwenden, sich an die weltliche Macht um Hilfe wendete.

Nach seiner Rückkehr in's Kloster blieb er zwar seinen Aristotelischen Studien treu, wendete sich aber in seiner Eigenschaft als Theolog jetzt auch den Kirchenvätern zu, und übersetzte einige derselben mit derselben stylistischen

---

14) In einem Briefe an Lambin in der angeführten Sammlung (p. 366) schreibt Jo. Maludanus: Gallandius et Ramus magis [illegible] hostes, quam unquam antea. ardent inter eos *λογομαχ*[illegible] *παιδαριώδεις*. nam plane plumbeis scriptorum quasi [illegible]onibus sese mutuo petunt. prodierunt utriusque adversariae orationes: quae ita mihi placuerunt, ut lectis primis paginis sequenteis non desiderarim. Lambin erwiederte ihm darauf (p. 373): Gallandius orationem suam in Ramum misit ad me. nondum eam legi: quin ne hoc quidem a me impetrare potui, ut eam legendi gratia in manus sumerem: dicerem quam ob causam, nisi te, qui stomachi mei fastidium pulchre nosti, tua sponte divinaturum sperarem. 15) *Scaevola Sammarthanus* l. c. p. 50: Susceptaque ex Academiae decreto adversus P. Ramum Aristotelis et Ciceronis defensione, praeclarissime stylum exercuit. Vergl. *Launoius* lib. de fortuna Aristotelis in Acad. Paris. c. 13. 14. 16) Chronograph. Lugd. 1599. fol. p. 727: Joach. Perionius Benedictinus Theologus Paris. philosophiae Aristotelicae curriculum ita Latine et Ciceroniane primus vertit, ut deinceps philosophi latine loqui coeperint, qui antea erant infantes, et paulatim dediscere barbariem, qua eorum disciplinae et libri erant foedati. Repudiatis veterum versionibus et formulis, hoc divinum beneficium manavit longius. Nam et Theologi, Medici, Iurisconsulti certatim sese ad eius imitationem componentes antiquam Cypriani, Arnobii, Lactantii, Hieronymi, Ambrosii, Augustini, Cornelii Celsi, Ulpiani et similium elegantiam revocarunt velut postliminio, impuritatem loquendi e suis scholis et libris depulerunt, suumque saeculum adeo facundum reddiderunt, ut cum quovis de ea laude facile possit contendere.

17) Wiederholt an *Jo. Sarii Zamosci* de Senatu romano lib. II. (Argentor. 1608) und in *Gronovii* Thesaur. Antiqq. T. VI.

[illegible] wie die Aristotelischen Schriften. Zuerst erschien: [illegible] Damasc. haeresium quae ad illius tempora [illegible]runt, catalogus, in der Textausgabe mehrer Schrif[illegible] dieses Joannes (Basil. 1548. Fol.); dann *Basilii* [illegible] hexaemeron, lat. (Paris. 1552); dann *S. Justini* [illegible] opera, lat. c. obss. (Paris. 1554. Fol.); [illegible] *Nectarii*, archiep. Constant., oratio una de jejunio [illegible] eleemosyna; et *B. Joannis Chrysost.* orationes [illegible]ex. Hae pr. typis excusae diligentia *J. Perionii* Graece (Paris. 1554), und auch von ihm lateinisch über[illegible]etzt (ib. 1554). Ferner erschienen: *S. Clementis*, Rom. episc., de rebus gestis, peregrinationibus et concionibus S. Petri epitome, *J. Perionio* interpr. c. ipsius Clementis vita. (Paris 1555. 4. Colon. 1569. 12.); *Adamantii Origenis* de recta in Deum fide dialogus [illegible]. sermo habitus c. Haereticis, Eutropio judice, et in totum librum Job. Commentarius, ac *Joannis Chrysost.* in librum Job. conciones IV. Quae omnia lat. a *J. Perionio* conv. sunt. (Paris. 1556. Fol.); *Dionysii Areop.* op. omnia, quae extant. *Ejusd.* vita incerto autore. Scholia incerti autoris, in librum de ecclesiast. Hierarchia. Quae omnia lat. nunc pr. a *J. Perionio*, Henrici Gallorum Regis Interprete, conv. sunt. (Paris. 1556. [1566.] Fol. Colon. 1557.)

Die Theologie, der er mit seinem ganzen Wissen angehörte, lehrte er neben seinen Aristotelischen Studien in vieljährigen Vorlesungen über Schriften der heil. Schrift [18]). Außerdem schrieb er verschiedene theologische Werke. Das beste derselben im katholischen Sinn ist das Erste: Topicorum Theologicorum libri duo, in quorum secundo agitur de iis omnibus, quae hodie ab Haereticis defenduntur (Paris. 1549. Colon. 1559). Er vertheidigt darin die katholische Lehre durch Stellen aus der heil. Schrift und den Kirchenvätern in geschickter Anwendung gegen die Abtrünnigen, und in sofern ist dies Werk auch für die Geschichte der Zustände jener Zeit wichtig. Dann gab er heraus: De Vitis et Rebus gestis Apostolorum (Paris. 1551. 16. Basil. 1552. Fol.), vereinigt mit: Incerti liber de Passione Domini u. a. (Colon. 1576. 16.) mit: Abdias Babylonicus u. a.; französisch: Livre de la vie et faits des douze Apostres, trad. du Latin de Perion, par *Jean de la Fosse*. (Paris 1552. 16.) Wie man aus dem schon erwähnten Briefe des Perionius an Lambin sieht, hatte dieses Werk der Papst Julius III., dem es Perionius zugesendet, zwar mit großem Beifall aufgenommen, aber ihm dafür keinen Beweis seines Wohlwollens gegeben, was Perionius zuversichtlich erwartet hatte. Diese Täuschung seiner Erwartungen schmerzte ihn tief; dies beweist eine Stelle ebendesselben Briefes. Einen wiederholten Versuch auf die Gunst des Papstes beabsichtigte er durch Zusendung und Widmung des neuen Werks: De vita rebusque gestis J. C. ex IV. Evangelistis quasi Monotessaron. Item de Mariae Virginis et Joannis Baptistae vita liber. (Paris. 1553. 16. Colon. 1571. 12.) Er versprach sich zwar das von den beabsichtigten Erfolg, auf den ihm zuvor Lambin große Hoffnung gemacht, nicht, weil er sich schon einmal getäuscht fühlte. Diese Täuschung muß für ihn, der sich im Rückblick auf seine Verhältnisse in Paris so allgemein angesehen und geachtet glaubte, eine schmerzhafte Demüthigung gewesen sein; denn er klagt in der größten Niedergeschlagenheit, der Papst überhäufe unzählige andere mit vielen und sogar glänzenden Gunstbeweisen, ihm allein werde nichts zu Theil, obwol er weder um etwas bitte, noch zudringlich fodere. Wie viel ihm an der Gunst des Papstes gelegen war, das sieht man ebenfalls aus diesem Briefe. Um alles darum zu versuchen, schreibt er an Lambin, widme er dem Papst das eben gedruckte Werk über Christus, Maria und Johannes, und bliebe dies erfolglos, so wolle er zu demselben Zweck, um sich der päpstlichen Gunst zu versichern, dem geistlichen Oberhirten sogleich eine Übersetzung des Hexaemeron des Basilius senden. Dies Werk war jedoch damals noch nicht gedruckt und eben erst in der Übersetzung von ihm vollendet worden. Er bittet Lambin inständig, ja allen seinen Einfluß aufzubieten, damit ihm zu Theil würde, was er so sehnlich wünsche, und worauf sogar Lambin ihm erst die Hoffnung gerichtet habe. Dies letztere Werk erschien zu Paris 1552. Dieser Brief an Lambin ist zwar kurz, aber er gewährt uns einen tiefen Blick in des Mannes Wesen, dessen Element Schwäche war. Bewegt durch Eitelkeit schämte er sich nicht, Gunst durch jedes Mittel der Kriecherei zu erlangen, während er diejenigen, welche er unter sich wähnte und ihm widerwärtig begegneten, schonungslos behandelte. Dies ist sein Charakter als Mensch, aber — nichts weniger als lobenswerth. Er war ein Mann der Welt, ein Hofmann, befangen in Gelüsten der weltlichen Eitelkeit, die er als Mönch nicht hätte kennen sollen. Aber damals war die Klosterzucht verfallen; der Papst selbst schwelgte ja unbekümmert um seine schweren Pflichten auf seiner Villa. Es ist eigen, daß Perion grade so angelegentlich die Gunst des Papstes Julius III. suchte, und zwar in ebenderselben Zeit, wo sein Gönner, der König Heinrich II. von Frankreich als Verbündeter des Feindes des Papstes, Ottavio, den Papst bekriegte [19]).

Mag er immerhin großen Einfluß auf die Bildung geübt haben, so lange er in Paris lebte und [illegible], so drang doch dieser Einfluß nicht tief, weil er [illegible] nur von der Oberfläche abgeleitet war.

Jene Demüthigung fällt mit der Bekanntmachung der Rede gegen P. Aretin, von der Lambin nichts für Perionius Ersprießliches voraussagte, in eine Zeit, und grade in jenem für Perionius so widerwärtigen Ereigniß der Verletzung seines Selbstvertrauens darf man auch die Ursache suchen, warum er gegen Grouchy so spät auftrat. Seine beiden letzten theologischen Werke sind: *Joach. Perionii* Benedict. Cormaeriac. de Sanctorum virorum, qui Pa-

18) Bibl. générale des écriv. de l'ordre de St. Benoît l. c. p. 378 b.

19) Vergl. Leop. Ranke's treffliches Werk: Die römischen Päpste. 1. Bd. S. 285 fg., über Julius III. S. 269 fg.

...ders den fischfressenden Raubvögeln können sie sich ...gegen dadurch entziehen, daß sie sich, ohne Schaden ... ihre von Augenlidern beschützten Augen äußerst ...nell in den Uferschlamm vergraben. Cuvier und Va...ciennes (Hist. nat. des poissons T. XII. 180 et ...g.) theilen diese Gattung nach der verschiedenen Zahn...dung in folgende zwei Untergattungen:

I. Periophthalmus st. s. d. *Cuv. Val.* Die Zähne ...ben ziemlich einerlei Gestalt und stehen mehr oder we...ger senkrecht in einer einzigen Reihe, das Profil fällt ...terhalb der Augen schnell abschüssig herab, sodaß mit ... ein vom Nacken gefällter Perpendikel einen ziem...ch spitzen Winkel bildet, an dessen Scheitel die zusam...engerückten Augen sitzen, welche mit einem sehr deut...chen unteren Augenlide versehen sind, das sich auf eine ...uffallende Weise aufrichten kann. Man unterscheidet ...wei Unterabtheilungen:

A) Bei einigen Arten ist die meist halbeiförmige Scheibe, welche die mit einander verwachsenen, unter den Brustflossen sitzenden, Bauchflossen bilden, beinahe bis an die Basis gespalten. Die bekannteste Art ist:

1) P. Koelreuteri *Bl. Schn.* = Gobius Koelreu...eri *Pall. Gm.* Graubraun mit aschblauem Anfluge, am ...opfe brauner, weißlich punktirt; die Kehle, der Bauch, ...er untere Rand des Schwanzes, die Schwanzflosse und ...ie untere Fläche der Bauchflossen sind weißlich, die ...bere Seite der Bauchflossen ist grau, mit weißen Punk...en besetzt; die Brustflossen und die etwas spitzige Schwanz...flosse haben auf ihren Strahlen paarweise gestellte braune Punkte; der obere und der untere Rand der Schwanzflosse sind weißlich; die erste Rückenflosse ist tief braun mit weißen Punkten an ihrem Grunde und nach dem hinteren Ende zu, besonders auf den Strahlen; die zweite Rückenflosse ist braun, mit vielen weißlichen Punkten wie besäet und an der oberen Hälfte mit einer schwarzen Längsbinde zwischen zwei weißen Streifen, deren äußerer der breitere ist. Nach einer von Lesson und Garnot verfertigten Zeichnung soll das lebende Thier auf dem Rücken dunkelgrau, an den Seiten gelb gefärbt sein, eine gelbliche Schwanzflosse, röthliche Rückenflossen und einen rothen Rand an der zweiten Rückenflosse über der schwarzen Längsbinde haben. Die Anzahl der Kiemenhaut- und Flossenstrahlen ist, wie folget: Kmh. 5; erste Rfl. 12—15, zweite 1/11; Afl. 1/10; Schwfl. 13 vollkommen ausgebildete; Brfl. 12; Bchfl. 1/5. Der ganze Leib ist mit kleinen Schuppen bedeckt, von denen sich an hundert in einer Reihe von der Kiemenspalte bis zur Schwanzflosse befinden; alle sind rund, dünn, sehr fein punktirt und am Rande ringsum fein gestreift; die auf den Wangen und Kiemendeckeln befindlichen sind noch kleiner als die übrigen und auf dem Vordertheil des Kopfes wie auf den Flossen sind gar keine, ausgenommen an den Brustflossen. Eine Seitenlinie ist nicht sichtbar. Die ganze Körperlänge beträgt gemeiniglich sechs Zoll, worin die Kopflänge ungefähr 4½ Mal und die Länge der Schwanzflosse 5½ bis 6 Mal geht; der Kopf ist ebenso hoch als breit, seine Höhe beträgt nur ⅓ der Länge eines von der Rückenkante auf die Basis der Bauchflossen gefällten Perpendikels; hier, wie an den Brustflossen ist die Leibeshöhe ⅐ der Körperlänge und die Breite um ein ⅕ geringer als die Höhe; nach Hinten zu nimmt der Leib allmälig ab, besonders in der Dicke. Der Mund befindet sich am untern Theile des Kopfes, hat eine wagerechte Lage, und ist bis unter den Vorderrand des Auges gespalten; jede Kinnlade trägt 20—24 fast kegelförmige, dünne, leicht gekrümmte und wenig spitze Zähne; die Gaumenknochen und die Zunge sind unbewaffnet; letztere ist rund, dick, hart und festgeheftet; etwas vor dem Vorderrande jedes Auges ist nur ein sehr kleines Nasenloch deutlich sichtbar. Die Leber ist unverhältnißmäßig groß, besteht nur aus einem Lappen, der sich durch die ganze Bauchhöhle erstreckt und auf dessen rinnenförmiger Oberfläche der Darm liegt, welcher einfach und kurz ist und nur zwei Windungen macht, ehe er zum After gelangt. Das Skelet hat 11 Bauch- und 15 Schwanzwirbel und der Schädel, welcher in der Mitte seiner oberen Fläche eine nur sehr undeutliche Leiste hat, ist flach, wie bei der Gattung Gobius (s. d. Art.). Die geographische Verbreitung dieser Species erstreckt sich über die ganze Ausdehnung des indischen Oceans. Düssumier hat Exemplare von den Sechelleninseln und aus salzigen Sümpfen bei Calcutta gebracht, Rour von Bombai, Lesson und Garnot von Neuirland, aus süßen Gewässern der Insel Waidjiou, Uahan, Buro, Quoy und Gaimard von Neuguinea und Vanicolo, Rüppel aus dem rothen Meere. Düssumier berichtet, daß dieser Fisch auf den Sechellen gemein sei, in Bächen und zuweilen an deren Mündung in's salzige Wasser lebe, häufig aber und auf lange Zeit das Wasser verlasse und dann ziemlich schnell mit Hilfe seiner Brustflossen und seines Schwanzes am Ufer umherlaufe, oder sich in Felsenritzen oder Krabbenlöcher begebe; auch soll er sich zuweilen an steilen Felsenabhängen mittels seiner Bauchflossen festhalten. Die Ähnlichkeit seines Kopfes mit dem gewisser Lurche, besonders wenn er außerhalb des Wassers ist, und die Art und Weise, wie er auf dem Schlamm kriecht, hat die menschlichen Bewohner seiner Heimath so gegen ihn eingenommen, daß selbst Sklaven sein Fleisch nicht essen mögen. Eine Abbildung von ihm findet sich in *Pallas*, Spicil. Zool. VIII. tab. 11. fig. 13. Eine Varietät dieses Fisches, oder doch eine ihm sehr nahe verwandte Art scheint der Tan-nao der Chinesen in Canton zu sein, welchen der schwedische Naturforscher Osbeck in der Beschreibung seiner Reise nach China S. 171 Apocryptes cantonensis genannt und folgendermaßen beschrieben hat: Die Schwanzflosse zugespitzt, die erste Rückenflosse viereckig, die zweite niedriger und länger; der Mund klein, beinahe rund; der Kopf dick, mit vielen, kleinen, weißen Punkten besäet; der Körper weißlich und schwärzlichgrau; die zweite Rückenflosse durchsichtig mit schwarzen Linien. Kiemenhautstrahlen hat Osbeck vier gezählt, Strahlen in der ersten Rückenflosse 11, in der zweiten 10, in der Afterflosse 13, in der Schwanzflosse 18, in der Brustflosse 10 und in beiden verwachsenen Bauchflossen zusammen 6/6. Er hat bei Canton diesen Fisch zu-

ist, entspricht ihr hinsichtlich der Stellung und der Zahl der Strahlen. Die Schwanzflosse steht von jeder dieser beiden Flossen um soviel, als sie selbst lang ist, entfernt und ist etwas zugespitzt. Strahlen sind also in der Kiemenhaut 5; Rfl. 5 + 1/24; Afl. 1/25; die letzten doppelt; Schwfl. 16, deren äußere oder seitliche Strahlen sehr kurz sind; Brfl. 19; Bchfl. 1/5. Die Schuppen, vorn sehr klein, werden nach Hinten zu etwas größer; in einer Reihe von der Kiemenspalte bis zur Afterflosse finden sich wenigstens achtzig; sie sind beinahe rund, haben einen Fächer von 25 Strahlen und sind merkwürdig gewellt. Die Schuppen des Kopfes sind noch kleiner und kaum bemerkbar, weil dieser Theil, sowie der Nacken und die Schultern mit einer Menge kleiner, dicht an einander gereiheter, weicher Warzenhöcker versehen sind. Das äußere Geschlechtsorgan ist klein und stumpf. Im Weingeist aufbewahrte Exemplare sind dunkelgrau, jederseits mit 7—8 schwärzlichen, schief nach Vorn herunter laufenden Querbinden und unregelmäßig zerstreuten, kleinen weißlichen Flecken; die erste Rückenflosse ist violettbraun mit vielen kleinen weißen Punkten besäet; auf der zweiten Rückenflosse finden sich längs der Basis sieben milchweiße Flecke, darüber vier Reihen ebenso gefärbter Längsstriche, und der Rand ist olivenfarben; die andern Flossen sind grau oder bräunlich, aber die Brustflossen haben eine blässere Linie längs der Basis ihrer Strahlen und am Rande eine schwärzliche Einfassung; das Innere des Mundes ist schwärzlich. Lebendige Individuen sollen braun oder olivengrau sein, mit sehr glänzenden metallgrünen Flecken, auf den Rückenflossen mit himmelblauen Punkten und Strichen und auf den Brust- und Bauchflossen mit rosenfarbigen Flecken. Der Darm ist 7—8 mal um sich selbst gewunden, der Dickdarm ist sehr weit, der Dünndarm fadenförmig, die Leber sehr klein. Das Skelet ist fast wie bei Gobius, doch ist die Hirnschale weniger flach; die Mittelleiste ist nicht hoch, läuft aber über die ganze Hirnschale; die Augenhöhlen sind höher gelegen als sonst und zwischen ihnen ist die Stirn zu einer dünnen verticalen Platte reducirt; außer der Spitze des hinteren Stirnbeins ist höher noch eine, wahrscheinlich dem Hauptstirnbeine angehörig. Radius und Cubitus sind mehr vom Oberarm gesondert und zeigen breite Ausrandungen; die Handwurzelknochen sind sehr verlängert, an beiden Enden verbreitert. Die Beckenknochen sind nur an ihrem hinteren Theile vereinigt. Bauchwirbel 12, Schwanzwirbel 16. Ganze Körperlänge 4—6 Zoll. Diese Art scheint sehr weit verbreitet: Reinwardt hat sie von den Molukken gebracht, Lechenault und Raynaud von Pondichery, Belanger aus Bengalen, Düssümier von Bombai und Major Farkhar aus Malacca. Pallas hat ihr den Namen Boddaerti gegeben, weil er sie in der Sammlung des Arztes Boddaert in Utrecht kennen lernte. (Eine gute Abbildung findet sich in *Block* et *Schneider*, Systema ichthyologiae. tab. 16.)

10) P. Plinianus *Cuv. Val.* = Gobius Plinianus *Hamilt. Buchan.* Buchanan hat diesen ostindischen Fisch (l. c. p. 45. tab. 35. fig. 13) nach dem altrömischen Naturhistoriker genannt, weil er glaubte, daß dieser desselben in der Naturgeschichte (lib. I. cap. 19: „Exit in terram — et in Indiae fluminibus certum genus piscium ac deinde resilit") erwähnte; jedoch hat Plinius nach Valenciennes einen Ophiocephalus gemeint. Diese Art unterscheidet sich wenig von der vorigen: Die Zähne sind ganz ebenso, in der oberen Kinnlade sechs; der Kopf ist mit kleinen Höckern bedeckt; die erste Rückenflosse ist abgerundet, zwei Mal höher als die zweite und ihre Strahlen sind im letzten Drittel ihrer Länge frei, d. h. nicht in der Verbindungshaut steckend; die Schwanzflosse ist oval, die doppelte Bauchflosse schief trichterförmig. Flossenstrahlen: Rfl. 5 + 1/25, Afl. 1/25, Schwfl. 17, von denen mehre sehr kurz, Brfl. 17, Bchfl. 2 . 1/5. Der Leib ist über sechs Mal so lang als hoch, oben bräunlich, unten weißlich, an den Seiten mit mehren unvollständigen und ziemlich unregelmäßigen, meist verticalen, schwarzen Binden; die erste Rückenflosse ist gelb, mit blauen Punkten wie besäet, die zweite dunkel, mit unvollständigen weißen und blauen, schwarz eingefaßten Streifen; Schwanz- und Brustflossen schwarz eingefaßt; Maul inwendig schwärzlich. Nach Buchanan kommt in Bengalen diese Art am häufigsten vor.

11) P. Dussumieri *C. V.* ist ebenfalls dem P. Boddaerti sehr ähnlich, doch ist sein Leib länger, sieben Mal so lang als hoch und 5½ mal so lang als der Kopf; die beiden inneren Zähne des Unterkiefers sind stark hakenförmig rückwärts gekrümmt; der Kopf hat ebenfalls viele, aber äußerst kleine und überaus dicht gestellte Höcker; die erste Rückenflosse ist nicht ganz so hoch als der Leib, die Schwanzflosse ist sehr zugespitzt. Flossenstrahlen: Rfl. 5 + 1/27; Afl. 1/25, die letzten doppelt rc. Im Weingeist aufbewahrte Exemplare sind violett-grau, nach Unten zu blässer; auf dem unteren Theile der Wange, auf den Brustflossen und den damit in Verbindung stehenden Theilen sehr eng gestellte, kleine braune Punkte; an der Kehle sind ebenfalls welche, aber mehr zerstreut; die erste Rückenflosse ist violett-grau, mit schwarzen Punkten besäet, die zweite hat am Grunde weiße Flecke, mehr nach Oben zu weiße Striche, auf schwärzlichem Grunde; die Schwanzflosse ist schwärzlich, weiß gerandet; Bauch- und Afterflosse weißlich mit einigen zerstreuten braunen Punkten; das Innere des Mauls nicht schwarz. Körperlänge sechs Zoll. Düssümier hat diese Art aus den Gewässern von Bombai mitgebracht.

12) B. dentatus *C. V.*, der vorigen Art sehr nahe verwandt, aber durch die äußerst kleinen Schuppen und die großen Zähne der oberen Kinnlade von ihr specifisch verschieden. Die Höhe des Leibes geht über acht Mal in seine Länge und der Kopf fünf Mal; dieser ist ziemlich so breit als hoch und ebenso hoch wie der Rumpf. Die spitzige Schwanzflosse ist ¼ so lang als der Leib. Jedes Auge nimmt das dritte Siebentel der Kopflänge ein und der Mund ist bis hinter das Auge gespalten. Zähne wie bei B. Boddaerti, nur die sechs Vorderzähne der oberen Kinnlade sind größer, stehen zum Munde heraus und ragen über die Unterkiefer hervor. Die erste Rückenflosse ist so hoch als der Leib und etwas länger als hoch; die zweite, welche dicht hinter der ersten liegt,

die Beinhaut beschränkt, desto ausgebreiteter und reißender ist der Schmerz, desto mehr hindert er die Bewegung des leidenden Theiles, desto mehr nimmt er unter jedem äußern Drucke zu, und desto eher nimmt man auch an der Hautoberfläche des kranken Theiles selbst einige Spannung und Auftreibung wahr, oder findet diese Oberfläche auch mit Blutunterlaufungen bedeckt. Je tiefer dagegen die Entzündung in die Knochenmasse selbst eingedrungen, desto mehr ist der Schmerz auf eine einzelne Stelle des Knochens beschränkt, aber drückend, klopfend, selbst heftig bohrend, und der Knochen selbst angeschwollen. Unter den Knorpeln entzünden sich bei Erwachsenen die des Kehlkopfes wol am häufigsten. Wo die Entzündung der Knochen, der Knorpel und der Beinhaut sympathisch ist, verdanken diese Krankheiten Dyskrasien, am häufigsten Skrofeln, Rhachitis, Gicht, Lustseuche und Metastasen von Hautausschlägen ihre Entstehung, und ihr Verlauf ist meist noch langsamer als im vorigen Falle, was insbesondere von der Knorpelentzündung gilt. In Knochen von dichtem Gewebe bewirkt die Entzündung zuerst eine Zellenbildung, diese Knochen werden röthlich, erweichen sich und zwischen ihnen und ihrer gleichzeitig entzündeten Beinhaut ergießt sich eine gerinnbare, allmälig knochenartig sich verhärtende, Lymphe (daher Cooper's Exostosis periostalis cartilaginosa). Entzündete schwammige Knochen röthen sich, ohne merkliche Zunahme der Zellen, und erweichen sich einigermaßen, werden brüchiger. Bei weiterem Fortschreiten des Übels verhalten sich beide Arten von Knochen immer mehr einander gleich. Der Umfang der Zellen erweitert sich, ihre Wände werden dünner und weichen oft dem bloßen Drucke der Finger; das Knochengewebe wird allmälig eingesogen und der Knochen, dessen Höhlung sich mit einer röthlichen Jauche füllt, oft so leicht, daß er auf dem Wasser schwimmt, ein Zustand, den man neuerlich — wol nicht eben sehr passend — Ramollissement rouge genannt hat (Archiv. génér. de méd. 1832. Octobre). Der Charakter dieser Entzündungen ist immer mehr der lymphatisch-seröse, als der arterielle, wie sich schon aus dem, was über den Verlauf bemerkt worden ist, schließen läßt. Es gelingt daher auch vollständige Zertheilung sehr selten, und es bleibt auch in den günstigern Fällen Knochenauftreibung (Exostosis) zurück, welche letztere jedoch auch zuweilen, und selbst ohne Zuthun der Kunst, wieder verschwindet. Noch öfter geht die Entzündung in eine, meistens bösartige, Eiterung über, es entsteht der sogenannte nasse Beinfraß (Caries humida) und die unter dem Namen Paedarthrocace bekannte traurige Krankheit des kindlichen Alters, die auf einer Entzündung der Knochen der Gliedmaßen beruht. Endlich führt die Knochenentzündung auch öfter zum Knochenbrande. Was die Cur betrifft, so kann ein kräftiges, örtlich entzündungswidriges Verfahren diese Entzündungen, wo sie idiopathische sind, aufheben, die Heilung der sympathischen dagegen, wie sich von selbst versteht, nur Ergebniß glücklicher Beseitigung der vorhandenen allgemeinen Dyskrasie sein. Im Allgemeinen sind daher nach der Natur dieser letztern die anzuwendenden Heilmittel zu bestimmen. Örtlich aber kann bei größerer Heftigkeit der Entzündung durch das Anlegen von Blutegeln, die Anwendung erweichender Umschläge und durch Einreibungen, welche dem jedesmaligen Charakter des Übels entsprechen, das allgemeine Heilverfahren wesentlich unterstützt werden. Sichere Zeichen eingetretener Eiterung erfodern die ungesäumte Öffnung des Eiterherdes vermittels des Bistouri's. (*C. L. Klose.*)

PERIOSTEUM *) (Periosta, *περὶ, ὀστέον*), Knochenhaut, Beinhaut, eine aus fibrösen, in verschiedenen Richtungen laufenden, durch Zellstoff verbundenen Theilen bestehende graugefärbte Haut, von welcher sämmtliche Knochen des Gerippes — die Kronen der Zähne allein ausgenommen — überzogen werden, und deren Ursprung die Alten irrigerweise von der harten Hirnhaut ableiteten. Sie zeigt, wo sie die Gehörknöchelchen und die Gelenkkapseln überzieht, eine ungemein dünne Beschaffenheit, erhält auch an einigen bestimmten Stellen des Körpers besondere Namen, indem sie an den Schädelknochen Pericranium, in den die Augenhöhlen bildenden Knochentheilen periorbita, als Überzug der Knorpel perichondrium genannt wird, ist aber im Wesentlichen überall dieselbe. Ihr großer Reichthum an Blutgefäßen, die ein Netz in ihr bilden, vermindert sich im Verlaufe des Lebens, der größte Theil ihrer Schlagadern aber dringt in die Substanz des Knochens ein, ihre Blutadern laufen neben denselben zurück, und wenn bisher noch nicht augenscheinlich dargethan werden konnte, daß die Beinhaut auch einsaugende Gefäße besitzt, so machen dies doch mancherlei Erscheinungen, welche wir an den Knochen, theils im gesunden, theils im kranken Zustande, wahrnehmen, höchst wahrscheinlich. Die über die Beinhaut hinlaufenden Nerven sind durch Zellgewebe mit ihr verbunden. In der Beinhaut selbst sind bisher Nerven nicht mit Zuverlässigkeit nachgewiesen worden, und die Meinung der Alten, nach welcher die Beinhaut durch ungemein große Empfindlichkeit sich auszeichnet, scheint bis auf einen gewissen Grad durch Haller's und Castell's Versuche allerdings widerlegt zu sein; jedoch erlauben viele Krankheitserscheinungen, insbesondere jene, welche wir nach Quetschung, Zerreißung, überhaupt Verletzung einer einzelnen Stelle der Knochenhaut eintreten sehen, die außerordentlich heftigen, sich weit verbreitenden Schmerzen, welche wir bei der Entzündung kleiner Stellen dieser Haut eintreten sehen u. dgl. m., noch immer nicht, die Abwesenheit der Nerven in der Beinhaut als erwiesen zu betrachten.

Die Beinhaut wird theils durch ihre Blutgefäße, theils durch kurzes Zellgewebe mit den Knochen (an deren Färbung durch den Genuß der Färberröthe sie indessen keinen Antheil nimmt) in engster Verbindung gehalten, indessen ist im kindlichen Alter diese Verbindung auch deshalb eine weniger feste, weil der Druck der weichen Theile jenes Zellgewebe noch nicht, wie in den spätern Lebensjahren, verdichtet hat. Fest liegt alsdann die Beinhaut auf der äußern Oberfläche der Knochen, am festesten da, wo Knochenansätze und Flechsen sich befinden. An den Gelenken bildet sie das äußerste Plättchen der Gelenkkap-

*) Nicht Periostium, wie Manche schreiben.

seln und in den Zwischenräumen der Kopfknochen der Frucht wird sie mit dem äußern Plättchen der harten Hirnhaut, welches die Beinhaut der innern Fläche dieser Knochen ausmacht, durch kurzes, festes Zellgewebe verbunden, eine Verbindung, die auch nach vollkommen ausgebildeten Nähten der Kopfknochen sich dergestalt erhält, daß so wenig die Beinhaut der äußern Fläche dieser Knochen, als die harte Hirnhaut, von den Nähten leicht getrennt werden kann.

Daß die Knochenhaut wenig Ausdehnbarkeit besitzt, hat sie mit allen fibrösen Theilen gemein, daß es ihr aber nicht gänzlich an derselben mangelt, zeigt ihr Verhalten bei Ansammlungen von Blut und Eiter unter der Beinhaut, und bei rhachitischen und andern Verdickungen und Geschwülsten einzelner Knochen, in welchen Fällen die Beinhaut nämlich, statt zu bersten, sich ausdehnt, und nach beseitigter Veranlassung dieser größern Ausdehnung zu ihrem frühern Umfange wieder zurückkehrt. Wenn sie anfänglich eine gallertartige Masse darstellt: so zeigt sie dagegen in hohem Alter sich außerordentlich hart, dünn, an einzelnen Stellen gespalten, an andern auch wol verknöchert. Nur durch eine sehr lange Maceration kann die Knochenhaut zersetzt und in eine weißlich breiartige Masse verwandelt werden, sowie sie durch Behandlung mit siedendem Wasser eine größere Dichtigkeit erhält und elastisch wird, bis sie zuletzt in Gestalt einer gelben gallertartartigen Masse sich vom Knochen ablöst. Längerer Einfluß der Luft vermindert ebenfalls, indem er sie gelb färbt, ihre Durchsichtigkeit zugleich mit ihrer Biegsamkeit. Daß die Knochenhaut, wie kurz vorher bemerkt worden, verknöchern kann, wie Sehnen und Aponeurosen, haben in neuerer Zeit vornehmlich Beclard und Cruveilhier höchst wahrscheinlich gemacht; und die Versuche des Letztern namentlich haben dargethan, daß nach Knochenbrüchen die Beinhaut an der Bruchstelle anschwillt, später eine Art von knöcherner Scheide darstellt, welche die gebrochenen Knochenenden während der Callusbildung in ihrer Lage erhält, und erst, wenn dieser Proceß beendigt ist, zu ihrer natürlichen Beschaffenheit zurückkehrt.

Daß die Beinhaut (die man übrigens zuweilen auch, um sie von der in der Höhle der Knochen befindlichen zu unterscheiden, periosteum externum genannt hat) nicht als der Ursprung der Knochen selbst angesehen werden darf, ist schon seit Albin und Haller entschieden. Wir sind dagegen vollkommen berechtigt, als eine wichtige Bestimmung der Knochenhaut anzusehen, daß sie den Knochen vor dem unmittelbaren Einflusse der Reibung der Muskeln und des Klopfens der Schlagadern schützt, sowie uns der Erfahrungssatz, nach welchem eine ihrer Beinhaut beraubte Knochenstelle sich in Kurzem abblättert und abstirbt, mit Zuverlässigkeit schließen läßt, daß die Beinhaut mittelbar dazu dient, den Blutumlauf in den äußern Theilen des Knochens zu unterhalten. Indem sie die äußere Fläche der Knochen glatt erhält, dient sie ferner auch, die Bewegung der nächstgelegenen Muskeln zu erleichtern. Es bleibt aber nichtsdestoweniger auffallend, daß diese Haut, obgleich auf den härtesten Theilen des Körpers aufliegend, einen so hohen Grad von Stärke und Festigkeit von der Natur erhalten.

Unter den Krankheiten der Beinhaut, auf deren Verwundungen man gegenwärtig beiweitem nicht mehr ein so großes Gewicht legt, als die ältern Ärzte darauf zu legen pflegten, ist die Entzündung der Beinhaut zugleich die wichtigste und die bisher am genauesten beschriebene. Wir haben derselben einen eignen Artikel gewidmet (s. Periosteitis).

(*C. F. Kaltschmid*, Diss. de morbis periostei. Jenae 1759. 4. *J. C. C. A. Renard*, Verus periostei usus, nec non observationes quaedam circa acidi phosphorici ad necrosin cariemque ossium sanandas utilitatem. Parisiis 1808. 4.) (*C. L. Klose.*)

Periostosis, s. Exostosis.

PERIPATETIKER. Nach der in Athen *beliebten* Sitte, die Philosophenschulen nach dem Ort ihrer Zusammenkünfte zu benennen, wurden die Aristoteliker *περιπατητικοί* oder *οἱ ἐκ τοῦ περιπάτου* genannt, weil nach dem Vorgange des *Aristoteles* die Häupter seiner Schule in der das Lykeion zu Athen umgebenden Säulenhalle ihre Vorträge zu halten pflegten [1]). Der Name erhielt sich, so lange es noch eine Aristotelische Schule *im alten* Griechenlande gab [2]). Die Aristotelische Philosophie *hat* in den nächsten Jahrhunderten nach dem Tode des Meisters ein ganz ähnliches Schicksal gehabt, wie die Platonische; keine von beiden ist in irgend einem wesentlichen Punkte von ihren Anhängern fortgebildet worden, in beiden verarmte und versiegte der speculative Gehalt immer mehr, während der Stoicismus in frischer *Jugendkraft* blühete und der Skepticismus immer tiefere *Wurzeln schlug*, und wie in der Akademie die lebensvolle und unerschöpflich reiche Lehre des Platon zu dürrem Formalismus und hohler Dialektik verknöcherte, so verflüchtigte sich der unermeßliche Reichthum der Aristotelischen Philosophie bei den ersten Peripatetikern zu nüchterner, gedankenleerer Empirie, bei den spätern zu einer völlig unwissenschaftlichen, gehaltlosen Ethik. Erst um die Zeit von Christi Geburt erwachte in beiden Schulen ein neues Leben und eine tiefere Richtung, die sich bis zum völligen Erlöschen der alten Philosophie im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung behauptete. Dabei bildeten jene älteren peripatetischen und akademischen Systeme den Gegensatz, der allerdings in der Lehre der beiden Meister gelegen hatte, da-

1) Anders *Cic.* Acad. post. I, 4: Qui erant cum Aristotele, Peripatetici dicti sunt, quia disputabant inambulantes in Lyceo. Ähnlich *Diog. Laert.* prooem. 17, wo er den Namen nicht vom Orte ableitet, wie den der Stoiker und Akademiker, sondern *ἀπὸ συμπτωμάτων*, also von dem angeblichen Lustwandeln der Aristoteliker bei ihren Vorträgen. Allerdings weist die Form *περιπατητικός* zunächst auf *περιπατεῖν* hin, von *περίπατος* mußte *περιπατικός* gebildet werden; doch scheint die Benennung aus der alten, echten Bezeichnung *οἱ ἐκ τοῦ περιπάτου* erst spottweise umgebildet zu sein. Die Aristoteliker werden wol nicht anders gelehrt haben, als die Stoiker in ihrer Pökile. 2) Noch Simplicius und der jüngere Olympiodoros, beide im 6. Jahrh., heißen Peripatetiker, doch verschwindet der Name sogleich bei den christlichen Aristotelikern. Nicht unbrauchbar ist für die Geschichte der Aristotelischen Philosophie *Joh. Launoy*, De varia philosophiae Aristotelicae fortuna. Par. 1653. 3. ed. Hag. Com. 1662.

bei aber die Möglichkeit einer Vermittelung aus einem höhern Princip durchaus nicht ausschloß, bis zum äußersten Extreme fort, und während der Platonismus sich mehr und mehr in seinen dialektischen Formeln fixirte und zuletzt, im geraden Gegensatze zu Platon's Lehre, mit furchtsamer Bescheidenheit an aller Erkenntniß des Wahren verzweifelte, widmeten sich die Peripatetiker, nach dem Vorbilde des großen Lehrers, mit frischer Begeisterung und unermüdlichem Fleiße der Beobachtung und Erforschung der Natur und Geschichte, und mit dem scharfen und sichern Blicke gerüstet, mit welchem der Stagirit in der Form das Wesen, in dem Einzelnen das Allgemeine erkannt hatte und dadurch der wahrhafte Schöpfer aller auf Empirie beruhenden Wissenschaften geworden war, durchdrangen, bereicherten, erweiterten sie nach allen Seiten die unermeßlichen Gebiete des ethischen, politischen, historischen, psychologischen, physischen Wissens, zersplitterten sich aber dabei in geistlosen Materialismus und ideenlosen Empirismus. Wir können sagen, daß beide Schulen, unvermögend, den unendlichen Gehalt und die Tiefe der echten Platonischen und Aristotelischen Lehre festzuhalten oder auch nur zu fassen, zu untergeordneten, von Platon und Aristoteles längst überwundenen Stufen des Philosophirens wieder hinunterstiegen, indem die Platoniker sich der inhaltleeren Dialektik der Megariker annäherten, die ihrerseits nichts war als ein in todten Formeln erstarrter Eleatismus, und die sie dann mit einigen Pythagoreischen und Platonischen Zuthaten versetzten, die Peripatetiker dagegen mehrmals dicht an die mechanische und absolut geistlose Naturansicht der Atomisten anstreiften [3]). Den Grund dieser auffallenden und nicht wegzuleugnenden [4]) Erscheinung wird jetzt, nach Stahr's gründlichen und lichtvollen Auseinandersetzungen [5]), wol Niemand mehr mit Strabo [6]) darein setzen wollen, daß sie die in dem Keller zu Skepsis vermodernden Schriften des Aristoteles gar nicht gekannt und deshalb nothgedrungen auf ihre eigene Hand philosophirt hätten [7]); sie erklärt sich ganz von selbst aus dem damaligen politischen, sittlichen und wissenschaftlichen Zustande der griechischen Welt, denn wie das bürgerliche Leben jener Zeit alle Würde und Selbständigkeit verloren und sich von seinen tiefsten Lebenswurzeln abgelöst hatte, so konnte auch die Wissenschaft, bei ihrer Zersplitterung in äußerliches, historisches Wissen, das geistige Band nicht wiederfinden, das bei Platon und Aristoteles alle Zweige des Wissens so fest und innig zusammengehalten hatte, und sie gelangte bald dahin, entweder alle Beziehung auf ein Allgemeines und Höheres aufzugeben, oder sich in unfruchtbare Einsamkeit und in den Schatten der Schule zurückzuziehen; jene Zeit konnte keine universale, alle Lebensgebiete durchdringende und durchleuchtende Philosophie mehr erzeugen und verstehen, es konnte in derselben, wenn man nicht an aller Wahrheit verzweifelte, nur eine Lehre wie die stoische oder Epikureische sich Bahn brechen, welche mit der kräftigen Einseitigkeit, ja Starrheit eines unerschütterlichen Princips den Menschen in sich selbst zurücktrieb und ihm die Flucht der Welt predigte, statt ihm zu zeigen, wie er die Welt beherrschen und nach vernünftigen Zwecken gestalten könne. Die peripatetische Philosophie hat bis in das 6. Jahrhundert nach Christus bestanden [8]), bald kümmerlich in engen Kreisen dahinlebend und fast erlöschend, bald mit neuem Glanze aufleuchtend. Wir können in derselben drei, durch ihre verschiedene Richtung scharf gesonderte, Perioden unterscheiden: die physische, die ethische, die exegetische Periode. Die erste umfaßt die Zeitgenossen und nächsten Nachfolger des Aristoteles, und schließt mit Straton von Lampsakos ab; ihre Richtung war eine überwiegend physische, der Speculation sich mehr und mehr entfremdende und sogar zum Materialismus hinneigende; die zweite, die wir mit Lykon beginnen können, zeigt uns eine Reihe von Männern, die ein tieferes Eindringen in die höchsten Probleme des Wissens von Vorn herein aufgaben, und dem mächtigen Impulse der Stoa folgend sich in dem ausgetretenen Geleise ethischer Untersuchungen bewegten; Andronikos endlich eröffnet die dritte, beiweitem bedeutendste Periode, in welcher aus einer gründlicheren, immer tiefer und reicher werdenden Erklärung der Aristotelischen Schriften zuerst wieder ein wahrhaftes Verständniß ihrer Lehren hervorging und sogar eine Vermittlung derselben mit dem Platonismus versucht wurde. Die Philosophen der ersten Periode, Eudemos, Theophrastos, Aristoxenos, Dikäarchos, Straton, waren gelehrte, geistvolle, in vielen Fächern des empirischen Wissens bahnbrechende Männer, fielen aber immer mehr von der höheren Speculation des Aristoteles ab; die der zweiten, Lykon, Aristo von Keos, Kritolaos, Hieronymos, Diodoros von Tyros, waren gute Stylisten und suchten die Philosophie zu populärisiren, konnten ihr aber, bei ihrer Gedankenarmuth und ihrem ungenügenden Verständniß des Aristoteles, kein neues Leben einhauchen; die dritte Periode zählt viele scharfsinnige und tiefsinnige Erklärer des Aristoteles, unter denen Alexander von Aphrodisias, Themistios, Simplikios am bedeutendsten hervortreten; sie fanden die Totalität des Aristotelischen Systems wieder, an welchem die frühern Peripatetiker nur einzelne Seiten herausgestellt und zum Theil völlig entstellt hatten, und ergänzten dasselbe in manchen wesentlichen Punkten durch den Platonismus, doch konnte ihre Lehre nie ins Große wirken, weil sie in die schulmäßige Form gelehrter Interpretation eingekleidet

3) So Straton von Lampsakos, worüber unten ein Mehreres. Auch Theophrast hatte den Leukippos gehört (*Diog. Laert.* V, 86). 4) Mit Recht nennt Brandis (in der trefflichen Abhandlung: über die Schicksale der Aristotelischen Schriften und einige Kriterien ihrer Echtheit. Rhein. Mus. I, 3) die spätern Peripatetiker entartet und ohne Sinn für den Kern der Aristotelischen Philosophie. Ähnlich schon Cicero: Horum (Aristotelis et Theophrasti) posteri ita degenerarunt, ut ipsi ex se nati esse videantur, de fin. V, 4, nur daß Cicero dieses Urtheil zunächst auf die Ethik der Peripatetiker beschränkt. 5) Stahr, Aristotelia. 2. Th. S. 1—166. 6) XIII. p. 608 und nach ihm, mit geringer Abweichung, *Plut.* vita Sullae. c. 26. 7) *Συνέβη δὲ τοῖς ἐκ τῶν περιπάτων — μηδὲν ἔχειν φιλοσοφεῖν πραγματικῶς, ἀλλὰ θέσεις ληκυθίζειν*, Strabo l. c.

8) Sie überlebte noch um einige Zeit den allgemeinen Verfall aller philosophischen Schulen, der um 529 in ganz Griechenland durch Justinian's Maßregeln eintrat; noch gegen das Ende des 6. Jahrhunderts lehrte der jüngere Olympiodoros zu Alexandria.

blieb. Auf der andern Seite nahmen auch die neuen Platoniker, wenngleich gegen Aristoteles ankämpfend [9]), viel Aristotelisches auf, und suchten es mit Platonischen Lehren zu verschmelzen.

Alle Schüler des Aristoteles, auch den **Phanias** [10]) und den geistvollen Rhodier **Eudemos** [11]), dem auch von einigen die Eudemische Ethik zugeschrieben wurde, überragt an Bedeutung der Lesbier **Theophrastos**, eigentlich Tyrtamos genannt [12]), der deshalb von dem alternden Aristoteles als sein würdigster Nachfolger im Lykeion bezeichnet wurde [13]). Theophrastus stand seinem großen Lehrer an Umfang und Fülle des historischen und naturgeschichtlichen Wissens schwerlich nach, vielmehr hat er hier überall die vielumfassenden Untersuchungen desselben fortgesetzt und durch eigene scharfe Beobachtung erweitert [14]), und seine sehr zahlreichen Schriften, deren Titel uns Diogenes aufbewahrt hat [15]), verbreiteten sich so ziemlich über alle Fächer der Wissenschaft; desto weiter aber blieb er an speculativer Kraft hinter dem Meister zurück, was zur Genüge aus dem Wenigen hervorgeht, was uns über seine psychologischen Ansichten überliefert ist. Es entging ihm nicht, daß Aristoteles, indem er von der sich selbst bewegenden Seele, der Entelechie, d. h. der formgebenden, zweckbestimmenden und sich als Selbstzweck setzenden Kraft des Körpers, den unbeweglichen, ruhig in sich beharrenden, von Seele und Leib gesonderten Geist unterschied, und diesen dann wieder in einer doppelten Function als thätigen und leidenden Geist faßte [16]), an die Stelle des Platonischen Dualismus zwischen Seele und Leib, den er hatte aufheben wollen, einen neuen, dem Empiriker völlig unerklärbaren Dualismus in der Seele selbst *gesetzt* hatte. Er mochte fühlen, daß Aristoteles durch *diese* Unterscheidungen sogar mit sich selbst in Widerspruch gekommen war, da ja sein Kampf gegen die Platonische Ideenlehre, nach welcher das Einzelne wol Theil an dem Allgemeinen haben, nie aber mit demselben eins werden konnte, immer darauf gerichtet war, nachzuweisen, daß der Unterschied zwischen Stoff und Form wie zwischen Einzelnem und Allgemeinem überall kein wirklicher, *sondern* nur ein logischer sei, wie etwa zwischen Möglichkeit *und* Wirklichkeit; eben erst durch diese große Entdeckung war es ihm gelungen, der Vater einer *wahrhaften* Naturwissenschaft zu werden; da hatte nun *Aristoteles in* dem Verhältniß der Seele zum Leibe jene *wesentliche* Identität zwischen Stoff und Form in ihrer reinsten und *klarsten* Erscheinung wiedergefunden, und indem er die Seele *als* Entelechie des Körpers bestimmte, konnte ihm das innige Wechselverhältniß zwischen Seele und Leib kein anderes sein, als das zwischen Wesen und Erscheinung überhaupt; nun aber setzte Aristoteles über die Seele noch den Geist, jenes einfache, reine, ideale Wesen, in welchem alles Denken nur ein Denken seiner selbst ist, Denken, Gedachtes und Denkendes identisch sind und der Gegensatz zwischen Subject und Object, zwischen Kraft und Thätigkeit völlig aufgehoben ist [17]); diesen von aller Gemeinschaft mit dem Körper befreiten, unbeweglichen, in sich selbst den Grund seines Wesens habenden Geist hatte er aber noch nicht recht mit dem Wesen der Seele in Einklang zu bringen gewußt, er hatte ihn als eine höhere, gleichsam von Außen in den Menschen eingehende Macht gefaßt, und war dadurch dem Anscheine nach selbst in den *Fehler gefallen*, den er den Pythagoreern vorwarf, daß *sie lehrten*, die Seele komme von Außen wie durch eine Thür in den Körper [18]). Hier hätte nun die wahrhafte Fortbildung der Aristotelischen Philosophie beginnen und zeigen *müssen*, daß der Geist in der That Alles in Allem ist und daß das Wesen der Seele sich ebenso in dem des Geistes vollendet, wie das des Leibes in der Seele; aber kein Peripatetiker hat diesen Weg eines wahrhaften Fortschritts *betreten*, den erst die Neuplatoniker wiederfanden und dadurch die alte Philosophie zu ihrer höchsten Vollendung brachten; jene Empiriker der ersten Periode gingen vielmehr grade den umgekehrten Weg; sie leugneten das Wesen des Geistes ganz, weil sie es nicht begriffen, und statt die Seele zum Geiste zu erheben, erniedrigten sie den Geist zur Seele. So war dem Theophrast jede, auch die denkende Thätigkeit der Seele Bewegung [19]), während Aristoteles grade von dem Acte des Denkens die Ruhe prädicirte [20]); zweifelnd spricht er über die Frage, ob der Geist wol überhaupt ein besseres und göttliches Wesen

---

9) Vergl. meine meletemata Plotiniana. p. 24—35. 10) Auch er war aus Eresos, wie Theophrast (*Strabo* XIII. p. 610). Er beschäftigte sich besonders mit logischen (*Ammon.* De categ. p. 13) und philosophisch-geschichtlichen Untersuchungen, wie er denn auch ein Werk über die Sokratiker verfaßt hat (*D. L.* VI, 8. Vgl. *Jons.* De scr. hist. phil. p. 98). 11) Kein Schüler des Aristoteles hielt sich so treu und ängstlich an die Worte des Lehrers; in diesem Sinne bearbeitete Eudemos die Logik (*Ammon.* categ. p. 13), die Physik (*Simpl.* phys. f. 201, b. *Εὔδημος ἐν τοῖς ἑαυτοῦ φυσικοῖς παραφράζων τὰ τοῦ Ἀριστοτέλους*) und gewiß auch die Ethik. Daher hielt es auch Brandis für gerathen, Schriften, die dem Aristoteles abzusprechen, doch aber im Geiste der peripatetischen Philosophie geschrieben wären, am liebsten auf Eudemos zurückzuführen (Rhein. Mus. I, 4. S. 283. 284. 12) Aristoteles gab ihm den ehrenden Namen *τὸν τῆς φράσεως αὐτοῦ ζῆλον ἐπισημαινόμενος* (*Strab.* XIII. p. 618. Vergl. *D. L.* V, 38) *διὰ τὸ τῆς φράσεως θεσπέσιον μετωνόμασεν.* So Cicero (Or. 19): Theophr. divinitate loquendi nomen invenit. 13) Bekannt ist die artige Erzählung bei Gellius (Noct. Att. XIII, 5), woraus hervorgeht, daß Aristoteles den Theophrast (*ἡδίων ὁ Λέσβιος*) dem Eudemos, den er mit kräftigem rhodischem Weine verglich, besonders wegen der anmuthigen Eleganz seines Vortrages und seines ganzen Wesens vorzog. 14) Wie Aristoteles der Schöpfer der Zoologie, so wurde Theophrast der Begründer einer wissenschaftlichen Botanik und Mineralogie, durch seine Schriften über die Pflanzen und über die Steine. Leider hat sich außer dem Bruchstück der Metaphysik nichts Philosophisches von ihm erhalten. Seine Werke sind zuletzt edirt von J. G. Schneider. (Leipzig 1818—21. Fünf Bde.) 15) *D. L.* V, 42—50. 16) *Arist.* de anima. III, 5: *Οὗτος ὁ νοῦς (ὁ ποιητικός) χωριστὸς καὶ ἀπαθὴς καὶ ἀμιγὴς τῇ οὐσίᾳ ὢν ἐνεργείᾳ — τοῦτο μόνον ἀθάνατον καὶ ἀΐδιον — ὁ δὲ παθητικὸς νοῦς φθαρτὸς καὶ ἄνευ τούτου οὐδὲν νοεῖ.*

17) De anima. III, 5: *Ἐπὶ τῶν ἄνευ ὕλης ἐν αὐτὸ τὸ νοοῦν καὶ τὸ νοούμενον.* Am klarsten metaphys. XI. p. 249 (*Br.*): *Ταὐτὸν νοῦς καὶ νοητόν.* p. 255: *Αὑτὸν ἄρα νοεῖ, εἴπερ ἐστὶ τὸ κράτιστον, καὶ ἔστιν ἡ νόησις νοήσεως νόησις.* 18) De anima. I, 3: *Κατὰ τοὺς Πυθαγορικοὺς μύθους τὴν τυχοῦσαν ψυχὴν εἰς τὸ τυχὸν ἐνδύεσθαι σῶμα.* 19) *Simpl.* phys. Fol. 225, a. *Κινήσεις εἶναι καὶ ταύτας (κρίσεις καὶ θεωρίας) ὁμολογούμενον.* 20) De anima. I, 3.

sei, und ob er als ein von Außen kommendes, durchaus vollkommenes könne gefaßt werden [21]); er strebte danach, den Dualismus der Aristotelischen Seelenlehre aufzuheben und den reinen Begriff der Entelechie wieder herzustellen, wahrscheinlich ohne zu ahnen, daß er dadurch das Wesen der Seele im Grunde selbst aufhob; denn ohne Beziehung auf ein Höheres, Unbewegliches, konnte die Seele auch nicht mehr die Macht des Körpers sein, sie mußte an allen Bewegungen desselben Theil nehmen, und so gelangte er denn dahin, alle Triebe und Begierden und Leidenschaften aus dem Körper abzuleiten [22]); wenn er dagegen Urtheil und Betrachtung als der Seele allein angehörende Bewegungen bestimmt [23]), so spricht er damit allerdings, im Gegensatze zu Dikäarchos und Straton, noch eine reinere Ansicht von der Seele aus, aber er legte doch zu dem Materialismus derselben schon den Grund, indem er, ganz abweichend von Aristoteles, alle Thätigkeiten der Seele, auch die dem Geiste angehörenden, als Bewegungen bezeichnete, und dadurch den Gegensatz zwischen der Unmittelbarkeit des einzelnen Empfindens und der Allgemeinheit des Denkens aufhob. Auch in dem interessanten Bruchstück seiner Metaphysik [24]) finden wir Theophrast als zweifelnden Forscher, wie er mit redlichem Ernst und besonnener Prüfung sich mit einigen der schwierigsten Probleme der Naturphilosophie beschäftigt; die Fragen, wie Gott als Unbewegtes der Grund und Anfang aller Bewegung sein könne, warum nicht alle Dinge an der Kreisbewegung, als der vollkommensten, Theil nehmen, warum in der übrigens so wohlgeordneten Natur doch das Ungeordnete, Todte, Massenhafte, und selbst in dem Lebenden das Formlose, hinter seinem Zwecke Zurückbleibende, oder mit andern Worten das Schlechte so sehr das Übergewicht habe über das Gute, hat er aufgeworfen, doch ist aus dem Bruchstück nicht zu ersehen, wie er sie wird beantwortet haben; es ist nicht unwahrscheinlich, daß er überhaupt, bei seinen schwankenden Principien, zu keinem festen Resultate gelangte und auf eine definitive Lösung so tiefer Fragen verzichtete. Nun ist aber dem Theophrast auch der Vorwurf gemacht worden, daß er in der Ethik von dem strengeren Ernst der Aristotelischen Lehre abgefallen sei und eine laxere Lebensansicht eingeführt habe [25]); er soll nicht in die Tugend allein das Wesen der Glückseligkeit gesetzt, sondern auch äußere Lebensgüter als Bestandtheile derselben angenommen [26]) und gelehrt haben, die Glückseligkeit sei kein absolut unverlierbares, lediglich durch die freie That des tugendhaften Menschen zu realisirendes Gut, sondern ein vielfach von Zufällen und Glückswechseln abhängiger Besitz [27]); sind diese Aussprüche wahr, so enthalten sie allerdings das zu allen Zeiten wiederkehrende, dürftige Raisonnement des sogenannten gesunden Menschenverstandes, doch läßt sich aus den geringen Überlieferungen nicht erkennen, in wieweit Theophrast hier von seinem Lehrer abgewichen ist; denn auch dieser sah in seinen ethischen Schriften auf äußere Güter keineswegs mit der gleichgültigen Vornehmheit der Stoiker herab, und durch die Ethik wollte er eben nur dem Geiste seine freie Herrschaft über das Äußere sichern. Überdies gehörte die Lehre von den äußern Lebensgütern nach Aristoteles zu dem untergeordneteren Gebiete der ethischen oder politischen Tugenden, die reinste und wahrste Glückseligkeit, die er in die Betrachtung setzte, war ihm ein Unverlierbares, Absolutes, und auch in dieser Vorliebe für das beschauliche Leben soll Theophrast durchaus mit ihm übereingestimmt haben [28]). So verhielt sich Theophrast allerdings schon gegen manche wesentliche Punkte der Aristotelischen Lehre als ein Zweifelnder, aber mit dem redlichsten Eifer war er bemüht, auf den Wegen des Aristoteles Wahrheit zu finden, wiewol er demselben nicht in alle seine Tiefen folgen konnte; von seinem klaren, heitern, milden Sinne geben die von ihm noch vorhandenen, der eigentlichen Philosophie, mit Ausnahme der Metaphysik, freilich nicht angehörenden Schriften ein schönes Zeugniß. — Einen viel entschiedeneren Schritt zum Materialismus thaten zwei andere höchst bedeutende, in der Schule des Aristoteles gebildete Männer, der große Musiker **Aristoxenos** von Tarent und der nicht minder große Geograph und Historiker **Dikäarchos** von Messene; beide bearbeiteten ihre Lieblingswissenschaften im Sinn und Geist des Aristoteles, namentlich war der Letztere unübertroffen in der scharfen Lebendigkeit, mit welcher er in den einzelnen Erscheinungen des Völkerlebens und der Landesnatur sofort das höhere Gesetz zu erkennen wußte; beide aber entfernten sich noch viel weiter, als Theophrast, von der echten Lehre des Aristoteles, indem sie ebenfalls die Aristotelische Seelenlehre verbessern und begreiflicher machen zu müssen glaubten. Da hat nun Aristoxenos, der noch mit einem Fuß in der Lehre der Pythagoreer stand [29]), als echter Musiker den Satz aufgestellt, die Seele

21) *Simpl.* l. l.: *Εἴγε δὴ καὶ ὁ νοῦς κρεῖττόν τι μέρος καὶ θειότερον, ἅτε δὴ ἔξωθεν ἐπεισιὼν καὶ παντέλειος.* 22) *Simpl.* *Αἱ μὲν ὀρέξεις καὶ αἱ ἐπιθυμίαι καὶ αἱ ὀργαὶ σωματικαὶ κινήσεις εἰσὶ καὶ ἀπὸ τούτου ἀρχὴν ἔχουσι.* 23) *Simpl.* *Ὅσαι δὲ κρίσεις καὶ θεωρίαι, ταύτας οὐκ ἔστιν εἰς ἕτερον ἀνάγειν, ἀλλ' ἐν αὐτῇ τῇ ψυχῇ καὶ ἡ ἐνέργεια καὶ τὸ τέλος.* 24) Herausgegeben von **Brandis**, hinter der Ausgabe der Aristotelischen Metaphysik (Berlin 1823). S. 306—323. 25) *Cic.* acad. post. I, 9. Theophrastus — vehementius etiam fregit quodammodo auctoritatem veteris disciplinae, spoliavit enim virtutem suo decore imbecillamque reddidit. 26) *Cic.* l. l. Negavit in virtute sola positum esse beate vivere.

27) *Cic.* Tusc. V, 9. Vexatur Theophrastus et libris et scholis omnium philosophorum, quod in Callisthene suo laudarit illam sententiam: Vitam regit fortuna, non sapientia; de fin. V, 4. Quum beata vita quaeratur — sitne ea tota sita in potestate sapientis an possit aut labefactari aut eripi rebus adversis, in eo nonnumquam variari inter eos et dubitari videtur. Quod maxime efficit Theophrasti de beata vita liber, in quo multum admodum fortunae datur. Cicero wirft auch dem Theophrast vor, daß er in seiner Schrift vom Reichthum allzusehr die prachtvollen Geschenke, die der Reiche dem Volke machen könne, gepriesen und beschrieben habe (de off. II, 16). 28) *Hieron.* adv. Jovin. I. p. 190. ed. *Bened.* *Cic.* ad Att. II, 16. 29) *Suidas*: *Μουσικῇ ἐπιθέμενος οὐκ ἠστόχησεν, ἀκουστὴς τοῦ τε πατρὸς καὶ Λάμπρου τοῦ Ἐρυθραίου, εἶτα Ξενοφίλου τοῦ Πυθαγορείου καὶ τέλος Ἀριστοτέλους.* Verdient es Glauben, was Suidas weiter angibt, daß er aus Neid gegen Theophrast und weil er selbst des Aristoteles Nachfolger habe werden wollen, diesen noch nach seinem Tode geschmäht habe, so würden wir in ihm eine eitle und charakterlose Künstlernatur erblicken müssen; doch sind solche Anekdo-

Atheismus aus[47]); denn nicht nur, daß er den Göttern gar keinen Antheil an der Weltbildung zuschrieb[48]), was allenfalls noch als Widerspruch gegen den Volksglauben gelten könnte, so lehrte er auch, daß alles von Natur geworden sei[49]), und in der Natur selbst fand er nichts als eine göttliche, alldurchdringende Kraft, die empfindungs- und gestaltlos die Ursachen des Entstehens, des Wachsens und Abnehmens und jeder Veränderung in sich trage[50]); so ist er nicht einmal zu der Idee eines der Natur und Welt immanenten Gottes gelangt, sondern der Grund aller Dinge war ihm eine blinde, bewußtlos wirkende Kraft, womit nichts gesagt war; und selbst dieser schwache Schimmer eines göttlichen Princips ging ihm verloren, als er nun ernstlich an die Betrachtung desselben ging und nach den Ursachen der Weltbildung fragte. Er trat zwar hier entschieden gegen die Demokriteer auf, die aus der verschiedenen Gestalt ihrer Atome alle einzelnen Bildungen der Welt ableiteten[51]), aber er setzte nichts Besseres an die Stelle; denn er meinte, alles, was sei oder werde, das werde oder sei geworden durch gewisse natürliche Bewegungen und Gewichte[52]), wofür er auch gesagt haben soll, Qualitäten seien die Anfänge alles Seins[53]). Dies war nun freilich auch nicht mehr als ein Wort, wogegen doch die Atome noch einen Schatten von Realität hatten. Es kann nicht befremden, daß ihm bei solchen Ansichten auch die Welt kein belebtes Ganzes mehr war, und daß er an die Spitze alles Werdens den Zufall setzte, indem er lehrte, dem Zufälligen folge das Natürliche, denn den anfänglichen Anstoß gebe der Zufall, später werde dann eine jede der physischen Grundqualitäten vollendet[54]). Es ist, als hörten wir einen Anhänger des Demokrit reden. Wie er im Einzelnen sich von Demokrit entfernt und wie er überhaupt noch die Aristotelischen Lehren von der durch die ganze Natur hindurchgehenden wohlgeordneten Zweckmäßigkeit mit seiner gottverlassenen Weltansicht vereinigt haben mag, darüber fehlt uns jede Andeutung; nur das wissen wir, daß sein Begriff von der Zeit durchaus der des Aristoteles war[55]). So hatten nun Theophrastos und Dikäarchos die Physik und Politik des Aristoteles auf die würdigste Weise fortgebildet und auf immer neue Gebiete des Wissens angewendet, die Seelenlehre aber und was dem Aristoteles erste Philosophie hieß, die Wissenschaft des reinen Begriffes, war unter ihren Händen verflacht und verkümmert, worauf dann Straton sogar die Grundlagen der Aristotelischen Physik in Frage stellte und den Atomisten auf halbem Wege entgegenkam.

Die Männer der zweiten Periode, über welche nur Weniges und Unbedeutendes, meist von Cicero, uns überliefert ist, verließen mehr und mehr den dornenvollern und mühsamern Weg der Naturwissenschaft und ergingen sich am liebsten auf den leichter zugänglichen, damals von aller Welt angebauten Gebieten der Ethik und Rhetorik, wobei sie denn auch ihre Aristotelischen Studien auf die klaren und faßlichen ethischen und rhetorischen Schriften werden beschränkt haben. Es ist charakteristisch, daß in einer Zeit, wo die altgriechische Bürgertugend längst untergegangen war, alle philosophische Schulen von der Ethik wie von ihrem Mittelpunkte ausgingen und in dieser auch nicht selten in ihren, wenngleich von verschiedenen Wegen aus gewonnenen Resultaten zusammentrafen; aber es war nicht mehr jene großartige Ethik des Platon oder Aristoteles, welche das Individuum sowol mit sich selbst als mit dem großen Gesammtleben des Staates in Harmonie setzen wollte und deshalb erst in der Politik ihren Abschluß fand, vielmehr ging die Ethik jener Späteren zunächst von dem Interesse aus, das Individuum in sich frei zu machen von der Macht der Verhältnisse und es zu trösten und zu erheben über den nicht mehr abzuwendenden Verfall der alten Lebensformen; darum trug die ganze Moral der Peripatetiker, wie der Stoiker, Akademiker, Epikureer jener Zeit einen egoistischen, engherzigen Charakter und hat im Großen und Ganzen für Staat und Menschheit wenig gewirkt. In allen diesen Schulen gingen damals die ethischen Lehrer von der Frage nach dem höchsten Gute aus, und hier haben sich denn die Peripatetiker den Stoikern oft so sehr genähert, daß zuletzt fast aller Unterschied zwischen beiden Schulen zu verschwinden schien. In der That kamen beide in den beiden Formeln überein, daß das höchste Gut in dem Leben nach der Natur bestehe[56]), und daß eine der wesentlichsten Bestimmungen desselben die Schmerzlosigkeit sei[57]). Indessen ist doch diese Übereinstimmung mehr eine scheinbare als eine wirkliche; denn etwas anderes war dem Stoiker das Leben nach der Natur, etwas anderes dem Peripatetiker. Jener verlangte, daß das Individuum mit der großen Harmonie des allgemeinen Naturlebens, in welchem er das Göttliche sah, sich in Einklang setzen solle, dieser war zufrieden, wenn das Individuum nur seine menschliche Natur so vollkommen als möglich ausbildete und ein dieser Natur möglichst angemessenes Leben führte[58]); jener wollte nichts

47) Vergl. *Ph. Fr. Schlosser*, De Stratone Lampsaceno et atheismo vulgo ei tributo (Viteb. 1728. 4.) und besonders *Brucker*, De atheismo Stratonis in *Schelhorn* amoenitatt. liter. t. 13. p. 311 u. f. 48) *Cic.* acad. pr. II, 38. Negat opera deorum se uti ad fabricandum mundum. 49) Ebend. Quaecunque sint, docet omnia effecta esse natura. 50) *Cic.* de nat. deor. I, 13. Omnem vim divinam in natura sitam esse censet, quae causas gignendi, augendi, minuendi immutandique habeat, sed careat omni sensu ac figura. 51) *Cic.* ac. pr. II, 38. Somnia censet haec esse Democriti, non docentis sed optantis. 52) Ebend. Quidquid aut sit aut fiat naturalibus fieri aut factum esse docet ponderibus et motibus. 53) *Sext. Empir.* hyp. Pyrrh. III, 33. *Στράτων ὁ φυσικὸς τὰς ποιότητας* (*ἀρχὰς εἶναι*). 54) *Plut.* adv. Colot. 14. *Τελευτῶν τὸν κόσμον αὐτὸν οὐ ζῷον εἶναί φησιν, τὸ δὲ κατὰ φύσιν ἕπεσθαι τῷ κατὰ τύχην, ἀρχὴν γὰρ ἐνδιδόναι τὸ αὐτόματον, εἶτα οὕτω περαίνεσθαι τῶν φυσικῶν παθῶν ἕκαστον.* Seine *πάθη* oder *ποιότητες* erinnern schon an die Grundkräfte, welche in der neueren Physik von vielen an die Stelle materieller Elemente gesetzt werden. 55) *S. E.* adv. math. X, 155. 177. 228. *Χρόνος μέτρον κινήσεως καὶ μονῆς.*

56) *Cic.* de fin. V, 9. Homini id esse in bonis ultimum, secundum naturam vivere. — Finis bonorum exsistit, secundum naturam vivere, sic affectum, ut optime affici possis, ad naturamque accommodatissime. 57) So namentlich Hieronymos und Kritolaos; s. unten. 58) De fin. V, 9. Vivere ex hominis natura undique perfecta et nihil requirente.

Männer glänzte durch besondere Vorzüge, Kritolaos am meisten durch die Gewandtheit und Rundung seines rednerischen Ausdruckes [71]). Ganz würdig ist sein Ausspruch, daß, wenn man in die eine Wagschale die geistigen Güter legte, in die andere die körperlichen und äußerlichen, jene sich so tief senken würde, daß sie selbst die Erde und alle Meere mit hinabziehen müsse [72]). Cicero rühmt von ihm, daß er noch im Geiste seiner Schule geblieben sei, während sein Nachfolger Diodoros von Tyros, zuerst, gleich den Stoikern, Schmerzlosigkeit als höchstes Gut aufgestellt habe [73]). Wenn Kritolaos über Physik sprach, so scheint er sich ziemlich genau an Straton angeschlossen zu haben, wenigstens eiferte er sehr gegen den Wahn von einer irgendwann erfolgten Erschaffung der Welt und des Menschengeschlechts, da beide nur als von Ewigkeit her bestehend könnten gedacht werden [74]). Von Diodoros bis auf Andronikos von Rhodos, den eilften Nachfolger des Aristoteles [75]), ist in der Reihenfolge der Häupter des Lykeion eine noch nicht ausgefüllte Lücke von drei Namen; es ist, als hätte sich die Schule selbst im Sande verlaufen, bis Andronikos sie durch sein Zurückgehen auf die reine Quelle der Aristotelischen Werke wieder in frischeren Fluß brachte. Doch gehören, um von den vielen überlieferten Namen der damals immer noch zahlreichen Freunde des Aristoteles nur die bedeutendsten zu nennen, noch **Hieronymos** von Rhodos und **Kratippos** von Mytilene dieser Richtung an, jener ein Zeitgenosse des Arkesilaos [76]), dieser ein vertrauter Freund des Cicero und Lehrer seines Sohnes [77]). Beide sind in ihrer Art merkwürdig; jener durch die Wendung, die er schon lange vor Diodor zu den Stoikern hinüber machte, indem er das Freisein vom Schmerze als das höchste Gut setzte [78]), weshalb ihn auch Lykon von Troas angegriffen zu haben scheint [79]), und Cicero zweifelt, ob er ihn wirklich zu den Peripatetikern rechnen solle [80]); Kratippos dagegen macht schon den Übergang zu der folgenden, tieferen Periode der peripatetischen Philosophie, denn er ging, so viel wir wissen, zuerst wieder auf die Aristotelische Unterscheidung der Seele von dem Geiste zurück, und nahm an, daß der menschliche Geist von Außen her als ein Theil des göttlichen Geistes in den Menschen gekommen sei, weshalb er auch die Realität der Mantik aus der zuweilen eintretenden Befreiung des Geistigen im Menschen von den Schranken des Körpers, welchem der niedere Theil der Seele angehöre, ableitete [81]). Überhaupt kamen alle Aristoteliker in der Bekämpfung des stoischen Fatalismus überein, der ihrem natürlichen Sinn am wenigsten zusagen konnte; sie erkannten wol die Möglichkeit der Weissagung in Träumen und begeisterten Seelenzuständen an, aber unbedingt verwarfen sie die mittelbare, an äußere Zeichen sich anknüpfende Prophezeiung, welche die meisten Stoiker, an den Volksglauben sich anlehnend, stehen ließen, und sogar philosophisch zu deduciren suchten [82]). Noch können zwei namhafte, der Zeit nach frühere, der Richtung nach aber verwandte Exoteriker dieser Reihe von Peripatetikern angeschlossen werden, der humane und reich begabte **Demetrius von Phaleros**, der letzte große Redner und Staatsmann Athens, Zuhörer des Theophrast und ungeachtet seines viel bewegten Lebens ein außerordentlich fruchtbarer Schriftsteller [83]), dessen Beredsamkeit jedoch an Kraft und Gewalt hinter den frühern großen Rednern zurückblieb [84]), und **Heraklides** von Heraklea in Pontus, daher Ponticus genannt, der sogar noch den Aristoteles selbst gehört haben soll [85]), vorher aber schon bei Speusippos und den Pythagoreern gelernt und den Platon studirt hatte [86]), daher wol mehr als Eklektiker anzusehen ist; er war ein ebenso eitler als gelehrter Mann [87]), ausgezeichnet besonders als Ästhetiker und kritischer Literarhistoriker, wie er denn namentlich über Homer viel geschrieben hat [88]); manche ziehen ihn jedoch des Plagiats

---

rum fecerat propter Oropi vastationem; ea mulcta fuerat talentum fere quingentum.

71) *Macrob.* l. l. Fuit facundia Carneades violenta et rapida, scita et tereti Critolaus, modesta Diogenes et sobria. 72) Tusc. V, 17. 73) De fin. V, 5. Critolaus imitari antiquos voluit, et quidem est gravitate proximus et redundat oratio; at tamen is quidem (Bremi conjicirt: ne sic quidem) in patriis institutis manet; Diodorus ejus auditor adjungit ad honestatem vacuitatem doloris; hic quoque suus est, de summoque bono dissentiens dici vere Peripateticus non potest. Ac. pr. II, 42. Vacare omni molestia cum honestate Diodorus finem bonorum esse censuit. 74) Philo quod mundus sit incorruptib. p. 943. Über seine Ethik sagt Clemens Alex. (Strom. II. p. 416) er habe προγονικὴν τελειότητα (eine solche Vollkommenheit, wie sie auch die frühern Peripatetiker annahmen) gelehrt, also ganz die patria instituta, von denen Cicero spricht. 75) *Brucker*, Hist. crit. phil. I. p. 853. 76) *D. L.* IV, 41. 77) *Cic.* De divin. I, 3. Cratippus, familiaris noster, quem ego parem summis Peripateticis judico. Ad fam. XII, 16. XVI, 21, wo Cicero der Sohn schreibt: Cratippo me scito non ut discipulum, sed ut filium, esse conjunctissimum. 78) De fin. V, 5. Praetereo multos, in his doctum hominem et suavem Hieronymum — summum bonum posuit vacuitatem doloris. Vergl. De fin. II, 3. 79) *D. L.* V, 68. 80) De fin. V, 5. Quem jam cur Peripateticum appellem nescio.

81) *Cic.* De div. I, 32. Cratippus — animos hominum quadam ex parte extrinsecus esse tractos et haustos, ex quo intelligitur, esse extra divinum animum, humanus unde ducatur; humani autem animi eam partem, quae sensum, quae motum, quae appetitum habeat, non esse ab actione corporis sejugatam, quae autem pars animi rationis atque intelligentiae sit particeps, eam tum maxime vigere, quum plurimum absit a corpore. 82) De div. I, 3. Cratippus somniis et furori fidem tribuit, reliqua divinationis genera rejecit; 33. artificiosa divinandi genera, in quo haruspices augures conjectoresque numerantur, improbantur a Peripateticis, a Stoicis defenduntur. 83) *D. L.* V, 80. *Πλήθει βιβλίων καὶ ἀριθμῷ στίχων σχεδὸν ἅπαντας παρελήλακε τοὺς κατ' αὐτὸν Περιπατητικούς.* Sehr schön sagt Cicero über ihn de leg. 3, 6. a Theophrasto institutus mirabiliter doctrinam ex umbraculis eruditorum otioque non modo in solem atque pulverem, sed in ipsum discrimen aciemque produxit. 84) De off. I, 1. Disputator subtilis, orator parum vehemens, dulcis tamen, ut Theophrasti discipulum possis agnoscere; itaque delectabat magis Athenienses quam inflammabat. *D. L.* V, 82. *Χαρακτὴρ φιλόσοφος, εὐτονίᾳ ῥητορικῇ καὶ δυνάμει κεκραμένος.* Vergl. Westermann, Gesch. der griech. Beredsamkeit. §. 74. *Dohrn*, De vita et rebus Dem. Phal. Perip. (Kiel. 1825. 4.) 85) *D. L.* V, 86. 86) Ebendas. De div. I, 23. Doctus vir auditor (schwerlich) et discipulus Platonis fuit. 87) *D. L.* V, 89. 90 erzählt eine Anekdote von seiner Sucht, göttlichen Nimbus um sich zu verbreiten, die ihn auch im Tode nicht verlassen habe; seine Redeweise charakterisirt er: *Ποικίλος καὶ διῃρημένος τὴν λέξιν ἐστὶ καὶ ψυχαγωγεῖν ἱκανῶς δυνάμενος.* 88) Vergl. die

war unstreitig die Bildung eines Schülers wie Plutarch, den zwar sein frommer und milder Sinn mehr zu Platon hinzog, der aber auch in der strengen Aristotelischen Schule viel gelernt hat, wie aus allen seinen philosophischen Schriften hervorgeht, ein Eklektiker im besten Sinne des Wortes. Von Alexander von Ägä, dem Lehrer des Nero [99]), haben wir noch Commentare zu der Metaphysik und der Meteorologie [1]). Nicht mit ihm zu verwechseln ist Alexander von Damaskos, der zur Zeit der Antonine zu Athen lehrte und ebenfalls zum Platonismus neigte [2]). Die reinsten Peripatetiker jener Zeit aber scheinen gewesen zu sein Aspasios, etwas älter als der ebengenannte Alexander von Damaskos [3]), Adrastos aus Aphrodisias in Karien, um 150, ein großer Mathematiker, der auch zusammenhängende Werke über die peripatetische Philosophie verfaßt hat [4]), und endlich der größte unter ihnen, Alexander von Aphrodisias, ein Schüler des Aristokles von Messene [5]); wenigstens hatte Plotinos diese drei vor Allen ausgewählt, um sie als Repräsentanten der Aristotelischen Lehre mit seinen Schülern zu lesen [6]). Alexander lehrte unter Septimius Severus und Caracalla, dem wüthenden Feinde des Aristoteles und seiner Schule [7]), zu Athen; er ist der letzte und bedeutendste in der Reihe der reinen Aristoteliker; nach ihm nahm das bereits von Ammonios eingeleitete Streben nach Vermittelung Platonischer und Aristotelischer Lehre immer mehr überhand. Mit Recht verdient Alexander den Namen des Exegeten [8]), denn überall ist seine Erklärung gründlich und scharfsinnig, dabei kurz und gedrängt im Ausdruck [9]). Aber er blieb nicht bei der Interpretation stehen, er suchte auch in besonderen Schriften, mit Hinblick auf die Stoiker und Platoniker, einige Hauptprobleme der Aristotelischen Philosophie zu lösen [10]). Es waren besonders drei Punkte, in denen er die reine Lehre des Aristoteles theils gegen den Stoicismus herzustellen, theils gegen den Platonismus zu behaupten suchte, die Lehre von der Seele und dem Geiste, von der menschlichen Freiheit, von der göttlichen Vorsehung. Besonders handelt von diesen Dingen seine treffliche Schrift über Schicksal und Freiheit [11]). Da stellte er zuerst gegen die unklaren Vorstellungen der Stoiker von dem Seelenwesen den echten Aristotelischen Begriff wieder her, daß sie die Organe des Körpers beherrschende und zusammenhaltende lebendige Form (εἶδος) sei, nicht ein für sich bestehendes Wesen, und diese den Körper beherrschende Seele war ihm nicht unsterblich, sie verging mit dem Körper [12]); aber ganz anders, als jene früheren materialistischen Peripatetiker, nahm er dann auch die Aristotelische Lehre vom Geiste wieder auf, den er als ein Göttliches, über die Seele Erhabenes, daher Unzerstörbares und Unsterbliches annahm [13]); ja selbst die Seele sah er doch eigentlich, ganz im Geiste des Aristoteles, als das wahrhafte Wesen und die Macht des Körpers an, die des Leibes zur Aufnahme intellectueller Wahrnehmungen gar nicht bedürfe, sondern sich selbst zum Denken genug sei [14]); ohne Zweifel nahm er auch schon, wie später die Neuplatoniker, den Aristoteles ergänzend, eine doppelte Seele an, eine natürliche und eine vom Geiste erleuchtete und durchdrungene [15]). Daraus folgte denn auch die Freiheit des Geistes von dem Zwange der Natur. Bei den Stoikern war die Freiheit immer nur ein praktisches Postulat geblieben, mit ihrer Lehre von der alles fesselnden Naturnothwendigkeit, der εἱμαρμένη, war sie unvereinbar; Alexander suchte nun jene fatalistische Lehre zuerst in der Wurzel zu erschüttern, indem er die Realität jenes Begriffes selbst auf dem Gebiete des natürlichen Seins leugnete; denn, sagte er, in der Natur waltet nicht überall und durchweg ein festes Gesetz, neben der Nothwendigkeit treibt hier im Einzelnen auch der Zufall sein Spiel und macht, daß vieles seinem Zwecke nicht entspricht und hinter seiner natürlichen Bestimmung zurückbleibt [16]); dies Zufällige kann nun nicht einmal von den Göttern vorhergesehen werden, oder, wenn sie es vorhersehen, so sehen sie es eben als ein Zufälliges vorher, nicht als ein Nothwendiges [17]); diese Gedanken waren durchaus Aristotelisch [18]). Weiter aber bestritt er, daß das Dasein einer alles Einzelne vorherbestimmenden und beherrschenden Naturnothwendigkeit angenommen, dieselbe irgend einen Einfluß auf die freien Handlungen des Menschen üben könne, und hier ging er zunächst von den unumstößlichen Thatsachen des sittlichen Bewußtseins aus, indem er sagte, der Mensch sei von Natur ein überlegendes Wesen, mit freier Wahl zwischen Entgegengesetztem begabt, und daß

Sohne des Hermias zu verwechseln, von welchem wir noch einen Commentar zu den Kategorien haben.

99) Suidas (s. v.) gibt an, er habe nebst dem Stoiker Chäremon den Nero in der Philosophie unterrichtet.

1) Comm. in meteorol. ed. *Fr. Asulanus* (Ven. 1527. Fol.) in metaph. lat. ed. *Sepulveda* (Rom. 1527. Par. 1536. Ven. 1541. 1561. Fol.). 2) *Brucker*. II. p. 478. 3) Seine Fragmente in den comm. Graecorum in Nicomachea (Helmst. 1662. 4.). 4) *Simpl.* in categ., der auch seines Werkes über die Ordnung der Aristotelischen Bücher gedenkt. 5) Aristokles wird bei Suidas als ein nahmhafter Philosoph, der auch eine Geschichte der Philosophie verfaßt habe, erwähnt. Über Alexander's Schriften s. *Fabr*. bibl. gr. V. p. 650 sq. ed. *Harl*. 6) *Porph*. vita Plotini. 116. 7) *Spart*. Sever. 8. Caracalla 1. Seine Wuth ging soweit, daß er alle Schriften des Aristoteles verbrennen wollte, blos weil er sich in seiner Verrücktheit mit Alexander dem Großen identificirte, den Aristoteles nach dem bekannten albernen Mährchen soll haben vergiften lassen. 8) *Fabr*. l. l. V. p. 652. Seine Erklärungsweise blieb auch für die späteren Interpreten die Norm, selbst für die Araber. Seine Schüler nannten sich Alexandreer. 9) Com. in anal. pr. (Ven. 1489. 1520. 1536. Fol., topica Ven. 1510. elench. soph. Ven. 1520. Fol.). 10) Besonders in den Schriften *περὶ ψυχῆς* und *περὶ εἱμαρμένης καὶ τοῦ ἐφ' ἡμῖν*. Letztere Schrift ist von Hugo Grotius lateinisch übersetzt in philos. sent. de fato et de eo, quod in nostra est potestate. (Amst. 1648. 12.) Herausgegeben von Orelli (Zürch 1824), teutsch von Schulthess (Zürch 1782), die erstere von Vict. Trincavellus (Ven. 1534. Fol.).

11) Sie war dem Severus und dem Caracalla dedicirt. 12) Quaest. nat. (*φυσικῶν ἀποριῶν καὶ λύσεων βιβλία δ'*) II, 8. *Εἶδός τι τοῦ σώματος ὀργανικοῦ, καὶ οὐκ οὐσίαν τινὰ αὐτὴν καθ' αὑτήν.* 13) Comm. in metaph. IX. p. 820. VII. p. 282. u. ö. 14) De anima. p. 138, 6. (*νοῦν*) *μηδὲ τὴν ἀρχὴν ὀργάνῳ τινὶ σωματικῷ προσχρῆσθαι πρὸς τὴν λῆψιν τῶν νοουμένων ἀλλ' ἀρκεῖσθαι αὐτὸν αὑτῷ πρὸς τὸ γνῶναι τὸ νοούμενον.* 15) Vergl. meine melet. Plot. p. 33. 16) De fato 6. 17) De fato 8. 18) Phys. II, 4–6.

den Myriopoden verbinde. v. Blainville, welcher sich ebenfalls mit der Gattung Peripatus beschäftigt hat, war Anfangs der Ansicht, daß sie als abweichende Form zu den Myriopoden gezählt werden müsse. Im J. 1838 hat jedoch Paul Gervais in den **Annales Françaises et Etrangères** d'Anatomie et de Physiologie (T. II. p. 309 et suiv.), nachdem er alles, was früher von Guilding, Gray, Audouin, Milne-Edwards und Wiegmann bekannt gemacht worden war, vorgetragen, noch einen Auszug aus einer bisher ungedruckten Abhandlung von Blainville mitgetheilt, woraus hervorgeht, daß Letzterer für dies eine Genus eine eigene Thierclasse bildet, welche er **Malacopodes** nennt und zwischen die **Myriapodes** und **Annélides Chétopodes** einreiht. Das Individuum, welches er untersucht hat, ist von der **juliformis** specifisch verschieden; er nennt die neue Art **P. brevis**. Der Leib ist beinahe spindelförmig, chagrinartig, nur mit 14 Fußpaaren versehen, mit den Antennen 43 Millimeter lang, oben sammetschwarz, unten gelblich weiß, mit weißlichen Füßen. Goudot hat das Thier auf dem Lande unter einem Steine an einem schattigen Orte bei einer Excursion nach dem Tafelberge am Vorgebirge der guten Hoffnung im December 1829 gefunden. Als er es reizte, spritzte es ziemlich weit aus dem Munde eine durchsichtige, farblose und geschmacklose Flüssigkeit, welche sich fast augenblicklich erhärtete und dann dem Federharz (Caoutchouc) ähnlich war: der Leib war nicht wie bei **Limax** mit Schleim bedeckt ꝛc. Diesen Angaben folgt die Anatomie, welche Blainville gemacht hat; da ich jedoch die Annalen nicht besitze und nur nach dem Auszuge von Guérin-Meneville in der **Revue Zoologique, par la Société Cuvierienne, année 1838**, berichte, so muß ich den anatomischen Theil übergehen. Im fg. J. schrieb endlich Moritz noch einmal an Wiegmann und zwar über die Lebensweise des **P. juliformis** (abgedruckt in Wiegmann's Archiv für Naturgeschichte; fünfter Jahrgang, erster Band [Berlin 1839]. S. 175), woraus wir Folgendes entnehmen. Zuerst hatte er ein Individuum auf der Insel St. Thomas gefunden, und da es ganz mit weißem Schleim umgeben war, anfänglich, wie Guilding, für ein Weichthier gehalten. Es fiel ihm jedoch auf, daß dieser Schleim nicht, wie bei den Mollusken, den Weg, welchen das Thier genommen hatte, bezeichnete, und fing also bald an, das Thier genauer zu untersuchen. Der zu beiden Seiten gleichsam in Fäden ausgeschossene verdickte Saft, die Extremitäten und die „nicht einziehbaren" Fühler befreiten ihn von seinem augenblicklichen Irrthume, ohne ihm jedoch über die systematische Stellung des Thieres Aufschluß zu geben. Da ihm das erste Exemplar verloren ging, so bemühte er sich ein neues aufzufinden, was jedoch nicht leicht ist, da diese Thiere bei Tage sehr verborgen unter Steinen oder Holzstücken leben und ganz die Farbe eines Erdklümpchens haben. Erst auf dem Festlande, in den Thälern von Aragua, fand er den Peripatus wieder, aber „nie im Wasser, sondern stets nur auf dem Trocknen" unter einer schützenden Decke, wo das Thier regungslos liegt und sich nicht wollte zum Fortschreiten bewegen lassen. In dem Augenblicke, wo man die Schutzdecke aufhebt, pflegt es schon seinen Vertheidigungssaft auszuspritzen, sodaß man gewöhnlich eher diesen Schleim als das Thier selbst zu sehen bekommt. Einmal glückte es ihm, dasselbe vor jenem Act des Schleimschießens zu überraschen, aber schon im nächsten Augenblicke zeigten sich die weißen Schleimfäden, ohne daß er das eigentliche blitzschnelle Hervorstoßen desselben wahrnahm, weil der Saft farblos hervortritt und erst durch Einwirkung der atmosphärischen Luft Zähigkeit und die milchweiße Farbe erhält. Er geht deutlich in vielen Strahlen von den Seiten des Körpers und zum Theil daran hangend bleibend aus, und käme also nicht aus dem Munde! Außerdem schließt Moritz, daß der Peripatus, weil er ihn nicht anders als in Ruhe und im Versteck antraf, ein nächtliches Thier sei, und, da er ihn bei seinen häufigen, spät des Abends angestellten Excursionen niemals beim Abköschern niedriger Kräuter und Gräser erhalten habe, daß er überhaupt nicht vom Erdreiche emporsteige, woran die Unvollkommenheit seiner Bewegungsorgane zu hindern scheint. (*Streubel.*)

PERIPEA, eine von Aublet (Guj. II. p. 628. t. 253) unter diesem barbarischen Namen aufgestellte Pflanzengattung, welche von Büchnera nicht verschieden ist. Peripea Palustris *Aubl.* (l. c.) hat Persoon (Syn. II. p. 148) mit Büchnera elongata *Swartz* (Fl. Ind. occ. II. p. 1861) vereinigt, nach K. Sprengel (Syst. veg. II. p. 805) bildet sie eine eigene Art, B. palustris *Spr.* (*A. Sprengel.*)

PERIPETASMA (*περιπέτασμα*), griechischer Name für Decken, Teppiche, die man um etwas herum ausbreitet, namentlich für den Theatervorhang, was in Rom auch „Auläum" hieß, seitdem die Pergamenische Erbschaft hierher kam. (*H.*)

PERIPETIE (*Περιπέτεια*), wörtlich Umschlagung, Umfallung, hieß bei den Griechen jede plötzliche Veränderung der Glücksumstände, aber meistens eine schlimme, also Unglücksfall. Ganz besonders aber sprach man in der dramatischen Poesie, namentlich in der Tragödie, von Peripetie; man unterschied hier einfache Fabel und verwickelte: eine Gattung der verwickelten wurde gebildet durch Peripetie; hier ist sie nach Aristoteles' (Poet. c. 11) Erklärung *ἡ εἰς τὸ ἐναντίον τῶν πραττομένων μεταβολή*, ein Umschwung der Begebenheit ins Entgegengesetzte. Aristoteles führt zwei Beispiele an, wovon wir eins zur größern Deutlichkeit wiederholen; im Ödipus wird der, welcher in der Erwartung, den Ödipus von seiner Furcht zu befreien und ihn so zu erheitern, sagt, wer er wäre, die Quelle des größten Jammers für ihn. Vergl. noch 6, 3. 10, 2. Man sprach daher von „theatralischer Peripetie" (*Dionys. H.* de Thuc. p. 819). (*H.*)

PERIPHAS (antis, *Περίφας, αντος*, m.). 1) Einer der Söhne des Ägyptus von den Gorgonen, vermählt mit der Danaide Aktäa, einer Tochter der Piereia (*Apollod.* II, 1, 5. 8).

2) Sohn des Lapithes und der Orsinome, der Tochter des Eurynomos, Bruder des Phorbas. Er heirathete die Astyageia, die Tochter des Hypseus, und zeugte mit

Plastik. Der natürliche Reichthum der Gestalt
ie erreicht werden, ohne sorgsamste Beachtung der
peripherischer Bildung. Als Elemente derselben
sich namentlich im Menschen die verschiedenen Ke-
nitte (s. d. Art.). Es gibt deshalb am Körper
erade Linie. Wir finden auch an Antiken nie eine
nur an einigen neueren Kunstwerken läßt sie sich
recht am Nasenrücken und der vordern Fläche des
beins bemerken. Die Peripherie erhält ihre reiche
durch die verschiedentlich über einander gelagerten
n und beweglicheren, härteren und weicheren Or-
le. Die elastische, turpid passive Haut umgibt das
; die Mitte der Glieder erhebt sich vor Allem mit
nruhigen, gespannten, drängenden Muskeln; die
ı, sehnigen Anfänge sind zum Theil unter dem
iären Zellgewebe eingehüllt, zum Theil treten sie
er leisen, die Gleichförmigkeit gewisser Flächen gün-
echenden Energie hervor; die Knochenenden zei-
h (in allen Fällen außer an vorderer Fläche des
henkels) in einer mehr queren, die Muskellage
den oder unterbrechenden Richtung, und begrün-
als durchschauendes Gerüst, die eigentliche Bedeu-
des Ganzen, soweit es Haltung und Bewegung

In diesem Verhalten des Knochengerüstes ist
er große Unterschied, welchen die Peripherie des
chen Körpers und die des weiblichen zeigen, be-
t. Beim Manne ragt der Knochen in seinen End-
ı an die Oberfläche, und zeigt seine Gestalt als
ange der Bewegungsprocesse; im Weibe wird das
mehr errathen, als erkannt, das Knochenende
ich zurück, und das Skelett hat scheinbar einen
assiven Charakter, zeigt sich als Tragendes.

lan hat die Peripherie, sofern sie Gestalt ist, nicht
ırecht einer sehr aufmerksamen Betrachtung werth
n, und in ihr das gefunden, was man Physio-
, Signatur, nennt. Sie veranschaulicht das Ganze.
ß die Peripherie, in sofern sie derjenige Theil (sit
verbo) des Organismus ist, welcher mit der Au-
t in nächste Berührung kommt, eine der concreten
idee höchst entsprechende Beschaffenheit haben.

as muß schon sehr lange erkannt worden sein,
ıan sonst keine Darstellungen in Farbe und Form
t haben würde. Aus ebendemselben Grunde ist
arstellung in Form gewiß die älteste; denn sie
der wenigsten Abstractionen, um verstanden zu
.

ie so offen vor den Sinnen liegende Peripherie ist
icht allen Augen in ihren sämmtlichen Verhältnis-
tbar. Nur die gleichsam summarischen Umrisse
erkannt, die dazwischen mannichfaltig vertheilten
n wollen erst gesucht sein.

ir haben hier zu beachten, wie der Zustand der
rie dem Lebenszustande noch ferner analog ist.
den niedrigsten Organismen findet sich meist eine
ine Veränderlichkeit der Peripherie. Die Hydren
rpolypen) ziehen ihre Fangarme so zusammen, und
en ihren Leib, daß die eigenthümliche Organisation
noch zu erkennen ist. Jedermann hat gesehen, wie
bedeutend die Schnecken, durch Aus- und Einstülpen ih-
res Kopfes und der Fühlhörner, ihre Gestalt verändern.
In den höheren Thierclassen, Insekten rc., nimmt die
Fähigkeit, die Peripherie vorübergehend umzugestalten,
sehr ab; die Fische endlich können kaum in ihrer eigen-
thümlichen Erscheinung etwas ändern; bei den Amphi-
bien und den höchsten Thierclassen finden wir wieder eine
Zunahme der fraglichen Veränderlichkeit, bis im Men-
schen ohne große Bewegungen nicht nur das lebhafte
Gesicht, sondern auch die ganze Körperoberfläche sich sehr
bedeutend verändern kann. Wie im Gesicht diese Ver-
änderung bedeutender ist, so ist sie im Auge am allergrö-
ßesten. Aus dem Angeführten kann schon hervorgehen,
daß alle künstliche Darstellung der Peripherie nur eine
symbolische sein kann, und von der mehr oder minder
glücklichen Wahl des Symbols das mehre oder min-
dere Gelingen des Kunstwerkes abhängt. Am Auffällig-
sten ist diese symbolische Darstellung in der Malerei, wo
wir namentlich landschaftliche Gegenstände, und vor Allem
Baumschlag in ganz willkürlichen, dennoch die Vorstel-
lung vollkommen reproducirenden und deshalb befriedigen-
den Formen auftreten sehen. Doch nirgends, auch nicht
in der Plastik, fehlt diese Bilderschrift. Aus ihrer Un-
entbehrlichkeit und der individuellen Auffassung und Dar-
stellung resultirt das, was man Manier genannt hat.
Denn auch die der Peripherie angehörige Farbe kann
nur symbolisch wiedergegeben werden, weil wir für die
eigenthümliche Farbe und die zufällige Beleuchtung nur
einen Ausdruck haben.

Der große Künstler vermag in seinen nur auf das
Peripherische berechneten Darstellungen ungemein viel zu
leisten. Ein merkwürdiges Beispiel wird hier ganz am
Orte stehen. In den Elginschen Marmoren findet sich
ein Basrelief, welches, wie die meisten dieser unschätzba-
ren Antiken, bedeutende Zerstörungen erlitten hat. Die
Beschädigungen haben namentlich einen Rindskopf so be-
troffen, daß die ganze Oberfläche desselben in der Stärke
von einigen Linien völlig vertilgt ist. Auf der also un-
gleichmäßigen, erodirten Fläche gewahren wir zum Er-
staunen nicht allein die deutliche Gestalt des Thierkopfes,
sondern auch die feineren, ganz charakteristischen, diesen
Thieren eigenthümlichen Formen (um die Kiefergegenden).
Dasselbe haben wir, wenn auch minder auffallend, Gele-
genheit an zahlreichen antiken Überresten zu bemerken.
Auf ähnliche Weise weht noch über sehr zerstörten und
durch partielle Farbenverluste zerrissenen Gemälden der ur-
sprüngliche Geist.

Diese Facta können auf's Neue auf eine der Peri-
pherie inwohnende Intensität hinweisen, welche nicht
unbedingt von dem Innersten abhängen mag, weil sie
durch äußere Anregung geschaffen werden kann.

Damit nicht ein Misverständniß möglich werde, als
wären wir auf dem Wege, die oben von der Peripherie
erhaltene Erklärung aufzugeben, haben wir uns an das
Spiegelbild, an die Möglichkeit des Portraitirens, und an
die Daguerrotypen zu erinnern. Das Ereigniß liegt in
völligem untrennbaren Zusammenhang mit dem Ganzen,
während die Kunde ihren eigenen Weg geht.

her gesehen, daß die Schönheit der Peripherie in ihrem Reichthume und ihrer gleichzeitigen Verhüllung beruht.

Es ist noch ein wichtiger Punkt bei Betrachtung der Peripherie, daß wir es bei Menschen und vollkommneren Thiergestalten eigentlich nur mit den Bewegungsorganen zu thun haben, mit Knochen und Muskeln, welche unter der vermittelnden Haut liegen. In den unvollkommensten Thierleibern sehen wir strahlicht verbreitete Gestalten, ganz parallel der inneren, strahlenförmigen Anordnung der Organe; in den höheren sehen wir einfache, auf beiden Seiten nicht ganz entsprechende Organenbildung, und völlige seitliche (ja physiologisch betrachtet auch anderweitige) Symmetrie des Peripherischen. Der Mensch erfreut sich an dieser Symmetrie und stellt dieselbe anfänglich ganz mechanisch dar (Hermen, Ägyptische Basreliefs), sie soll aber in höherer Beziehung wieder hervortreten (s. d. Art. Symmetrie).

Es ist hier der Ort, des Verhältnisses der Farbe zur Peripherie zu gedenken. Die Farbe verhüllt die Gestalt. Sie wirkt überdies noch etwas, was sich mehr fühlen als aussprechen läßt. Für unsere Sinne ist die menschliche Gestalt dann am schönsten, wenn sie farblos oder wie ein von der Sonne beleuchtetes Weiß erscheint; man hat, als die Kunst blühte, Statuen nicht colorirt. Goethe, den wir bei Kunst und Natur nie vergessen wollen, sagt in Bakis Weissagungen 21:

> Blaß erscheinest du mir, und todt dem Auge. Wie rufst Du
> Aus der inneren Kraft heiliges Leben empor?
> „Wär' ich dem Auge vollendet, so könntest Du ruhig genießen,
> „Nur der Mangel erhebt über Dich selbst Dich hinweg."

So ergreift die Kunst das Peripherische mit ganzer Seele! das Spiegelbild des Lebendigen belebt sie in der Malerei; die entseelte Gestalt in der Plastik; colorirte Statuen, Wachsfiguren, ganz täuschend perspectivisch behandelte Gemälde sind vielmehr Kunststücke, als Kunstwerke, sie sind die Prosa der Kunst. Die Poësie, der Streit des Idealen mit dem Realen kann die Sinne nicht täuschen; „nur der Mangel erhebt über Dich selbst Dich hinweg." (Dr. *G. O. Piper.*)

PERIPHETES (*Περιφήτης, ου,* m.). 1) Der Sohn des Hephästos und der Antikleia, ein berüchtigter Räuber in der Gegend von Epidaurus. Mit einer ehernen Keule (daher *κορυνήτης*, nicht zu verwechseln mit dem Homerischen Arethos *κορυνήτης* *Sturz*. Pherecyd. p. 192. ed. II.) erschlug er die Reisenden. Auch den Theseus, als dieser von Trözene nach Athen wanderte, fiel er an, wurde aber von ihm überwunden und getödtet. Die Keule führte Theseus nachher als seine gewöhnliche Waffe (*Eurip.* Suppl. v. 714. *Αὐτὸς ϑ' ὅπλισμα τοὐπιδαύρειον λαβὼν Δεινῆς κορύνης διαφέρων ἐσφενδόνα.* *Apollod.* III, 16, 1. *Diod.* IV, 59. *Plut.* Thes. p. 4. *Paus.* II, 1, 4. *Ovid.* Met. VII, 436. Ibis 407). Hygin (fab. 38) nennt ihn einen Sohn des Neptun. Er war schwach auf den Füßen (*πόδας ἀσϑενεῖς ἔχων* *Apollod.*), wie Heyne bemerkt, wahrscheinlich als Sohn des Hephästos. Die Thaten des Theseus ist man von Alters her mit denen des Herakles zusammenzustellen bemüht gewesen. Für die Erzählung von Periphetes findet Böttiger (Vasengem. I, 2. S. 138) im Cacus, den Herakles erlegt, das entsprechende Gegenstück. Sein Name war sprüchwörtlich für Erzräuber in Gebrauch (*Nicetas Choniata* de Man. Comm. p. 195 *Nieb.*).

2) P., König von Mygdonien, welchen Sithon im Wettkampfe, als dessen Preis er seine Tochter Pallene von der Nymphe Mendeis ausgesetzt hatte, umbringt (*Conon.* Nar. 10).

3) Sohn des Niktymos und Vorfahr des Psophis, des Gründers der Arkadischen Stadt gleiches Namens (*Paus.* VIII, 24, 1).

4) Ein Mykenäer, der Sohn des Kopreus, des Heroldes, welcher dem Herakles die Befehle des Eurystheus überbrachte. Er war *πατρὸς χείρονος υἱὸς ἀμείνων*. Im Kampfe mit Hektor fiel er über den eignen Schild und ward von seinem Gegner mit der Lanze durchstoßen (*Hom.* Il. XV, 638).

5) Ein Troer, welchen Teukros tödtet (Il. XIV, 515). (*Krahner.*)

PERIPHOSIUS PORTUS, eine von Ptolemäos (IV, 6) genannte südliche Hafenstadt in der Nähe des Vorgebirges Arsinarium, in Gätulien, an der Westküste Libyens (s. *Cellar.* Orb. ant. II. p. 225. Sickler 2. Th. S. 658). (*Krause.*)

Periphragmos *R.* et *P.*, s. Cantua.

PERIPHRASE (*Περίφρασις*), Umschreibung, lateinisch circumlocutio, hieß bei den Rhetoren und Grammatikern die Ausdrucksweise, welche, statt eine Sache mit einem Worte zu bezeichnen und schlecht und gerecht bei ihrem Namen zu nennen, mehre Worte gebraucht, durch deren Verbindung der Ausdruck einen gewissen Schmuck gewinnt, oder nachdrücklicher und ausdru[illegible], oder eine [illegible], eine feine Modification der Bezeichnung erhält, die nicht grade zum Verständnisse nothwendig ist, aber zur Anmuth oder zur Erhabenheit und Würde des Vortrags führt. Dichter und Redner bedienen sich gleichmäßig derselben; dagegen außerhalb der Poesie und Beredsamkeit und denjenigen Literaturgattungen, die sich diesen annähern, würde eine solche Ausdrucksweise ungeeignet und manchmal selbst lächerlich sein. Bekannte Umschreibungen waren bei den Griechen z. B. die Homerischen; statt Alcinous, Telemachus, Herkules sagt nämlich Homer öfters „des Alcinoos heilige Stärke," „des Telemachos heilige Kraft," „die Herakleische Macht" (*ἱερὸν μένος Ἀλκινόοιο, ἱερὰ ἲς Τηλεμάχοιο, βίη Ἡρακλεείη*), ebenso die Platonische „des Schicksals Weg gehen" für „sterben." Von Demosthenes führen die Rhetoren in der Regel das Beispiel aus der Midiana an, wo es heißt „er ist durch die Macht des Übermuths und des Zorns von Midias entehrt," statt „er ist durch Midias entehrt." Man sieht an diesen Beispielen, daß die Umschreibung nicht etwas ganz Überflüssiges zu dem Nöthigen hinzu thut, sondern manche feine Nebenbestimmungen und Nebenbegriffe enthält. (Vergl. Longin v. Erhaben. 28. *Alexand.* de fig. X. *Tiber.* de fig. XXXV. Schol. *Aeschyl.* S. c. Theb. 645 und die von *Ernesti* Lexic. Technol. Graec. 262 angeführten Stellen.) (*H.*)

PERIPLANETA (von *περιπλανάομαι*), hat Burmeister in seinem Handbuche der Entomologie (2. Bd.

2. Abth. 1. Hälfte. S. 502) eine Insektengattung genannt, welche der Familie Blattina angehört und aus der alten Gattung Blatta (s. d. Art.) gebildet ist. Periplaneta gehört zu einer besondern Unterabtheilung dieser Familie, welche fünf nahe verwandte Genera enthält, nämlich Blatta, Thyrsocera, Ischnoptera, Nyctibora und Periplaneta. Sie zeichnen sich vor den übrigen durch ihren schlanken Bau, ihre sehr langen Fühlhörner und ihre schlanken Beine mit stachligen Schenkeln aus. Da sämmtliche fünf Gattungen noch nicht bei Bearbeitung der betreffenden Artikel unterschieden waren, so möge hier ihre Charakteristik nachfolgen:

1) Blatta. Leib oberhalb meist ganz flach, zuweilen nach der Mitte zu etwas gewölbt. Kopf unter dem Vorderrücken versteckt. Die Fühlhörner sind so lang als der Leib oder länger, borstenförmig. Die Grube der Nebenaugen fehlt oder ist undeutlich, unterhalb der Fühlergrube. Die Freßwerkzeuge wie gewöhnlich in dieser Familie, nur der Helm an der Spitze mit häutig-blasiger, nach dem Tode zusammengefallener Tastfläche. Vorderrücken sehr breit, am Seitenrande erweitert, hinten grade abgestutzt oder sehr sanft nach Außen gebogen, ohne aufgeworfenen Rand. Die Flügel sind etwas verschieden, aber die vorderen stets lederartig mit hervorstehenden Adern und an der Naht über einander greifend; die untern so lang als die obern, der Länge nach gefaltet, mit sehr schmalem Vorderfelde von etwas derberer Beschaffenheit. Beine schlank und zierlich; die Schenkel zusammengedrückt, allermeist langstachelig, die Stacheln in zwei Reihen. Schienbeine verlängert, langstachelig; Tarsen etwas kürzer als diese, fein, mit kaum bemerkbarer Sohle, das erste Glied länger als das zweite und dritte zusammengenommen, das vierte besonders klein, das fünfte länger, mit zwei feinen Krallen und einem Haftlappen versehen. Die Männchen sind schlanker als die Weibchen und haben mehr Hinterleibsringe; das letzte Segment ist jedoch bei beiden Geschlechtern gleich gebildet, flach, nur beim Weibchen merklich breiter, dreiseitig, hinten abgerundet und ohne Griffel beim Männchen; bei beiden Geschlechtern sind aber Raife vorhanden. Burmeister vertheilt die Arten folgendermaßen: I) Oberflügel ohne Bogenlinie am Grunde, nur so lang als der Hinterleib; A) Unterflügel fast verkümmert, viel kürzer als die obern: hierher zwei Arten, die in Europa vorkommen, die eine B. maculata, braunschwarz mit scherbengelben Flügeln, nur drei Linien lang, bei uns in Nadelwäldern. B) Unterflügel so lang als die obern. Hierher eine Art von Westindien. II) Am Grunde der Oberflügel ein deutlicher Bogenstrich: A) Beide Geschlechter mit abgekürzten Vorder- und Hinterflügeln: B. hemiptera, blaß, mit einigen dunkeln Punkten auf den Vorderflügeln, drei Linien lang, bei uns in Nadelwäldern. B) Beim Weibchen reichen Flügeldecken und Flügel nur bis an's Ende des Hinterleibes, beim Männchen darüber hinaus; einzige Art B. lapponica *L.* bei uns gemein im Nadelgehölz, 3½ Linien lang, dunkelbraun. C) Flügel bei beiden Geschlechtern gleich und länger als der Hinterleib, nach Hinten verschmächtigt, zugespitzt. Fast alle hierher gehörigen Arten kommen nur in der heißen Zone, meistens der westlichen Hemisphäre vor, nur eine Art, B. germanica, fünf Linien lang, gelblich, mit zwei schwarzen Punkten auf dem Vorderrücken, findet sich auch in Europa und ist dort gemein.

2) Thyrsocera *Burm.* (von θύρσος und κέρας). Der vorigen Gattung ähnlich in Körperform, oberhalb ganz flach, doch gestreckter und parallelseitig. Vorderrücken fast kreisförmig, aber der Vorderrand stärker gebogen als der hintere, ohne den Kopf ganz zu bedecken; ohne aufgeworfenen Rand. Fühlhörner so lang als der Leib, borstenförmig, behaart, vor der Mitte etwas verdickt und mit stärkern abstehenden Haaren dicht bedeckt. Die Flügel sind bei beiden Geschlechtern gleich, länger als der Hinterleib, ganz wie bei Blatta II, C. Beine schlank und zierlich, Schenkel zusammengedrückt, unterhalb stachlig, Schienen langstachlig, Füße kürzer als diese. Das letzte Bauchglied bei beiden Geschlechtern gleich gebildet, beim Weibchen breiter, beim Männchen ohne Griffel, mit sehr langen Raifen bei beiden Geschlechtern. Die Arten sind klein und bewohnen die heiße Zone der neuen Welt, nur wenige in Südasien.

3) Ischnoptera *Burm.* (ἰσχνός, πτερός), der Gattung Periplaneta nahe verwandt, aber mit langgestrecktem Körper. Vorderrücken sattelförmig, d. h. in der Mitte etwas vertieft, an den Seiten herabgebogen, vorn und hinten etwas erhaben, am Hinterrande ganz abgestutzt. Flügel ein Drittel länger als der Leib, die obern schmal, sonst wie bei Vorigen; die hintern etwas kürzer. Beine sehr schlank, Schenkel dünner, mit zerstreuten kurzen Stacheln. Der letzte Hinterleibsring beim Männchen von gewöhnlicher Größe, flach, vor dem Ende etwas eingedrückt, mit ziemlich bemerkbaren Griffeln, das letzte Hinterleibsegment der Weibchen sehr groß, etwas gewölbt, hinten abgerundet. Arten in Südamerika und Südafrika.

4) Nyctibora *Burm.* (νύξ, βορά). Der Leib ist oben flach, dicht mit angedrückten, feinen seidenglänzenden Haaren bekleidet, zumal am Pronotum und den Vorderflügeln. Vorderrücken ziemlich kreisrund, ohne aufgeworfenen Rand, der hintere Umfang fast gerade abgestutzt. Fühlhörner und Kieferkaster sehr lang, an diesen das letzte Glied viel länger und dicker als das vorletzte. Schenkel etwas kurz und dick, stark stachlig. Flügel bei beiden Geschlechtern gleich lang, die obern stark lederartig, mit deutlichen Längsadern und undeutlichen Queradern, weshalb sie wie gefurcht aussehen; hinten breiter als an der Basis, kreisförmig abgerundet. Hinterleib bei beiden Geschlechtern eiförmig, ziemlich breit. Beim Männchen das letzte Segment sehr klein, mit deutlichen großen Griffeln, das Rückensegment noch kleiner, ragt nicht hervor; beim Weibchen groß, dick, aber weder gekielt noch gespalten, ebenso das Rückensegment. Afterraife groß, länglich-spindelförmig. Die Arten in der Tropenzone beider Hemisphären.

5) Periplaneta *Burm.* = Kakerlak *Latr.* (Fam. nat.) Körperstatur der vorigen, aber etwas gestreckter, Pronotum und Oberflügel haarlos. Kopf groß, lang gestreckt, aber vom Vorderrücken bedeckt. Augen auf dem Scheitel genähert; statt der Nebenaugen vertiefte Flecke.

Fühlhörner um ein Drittel länger als der Leib, fein borstenförmig. Freßwerkzeuge wie gewöhnlich; Kiefertaster sehr lang, ihr letztes Glied spindelförmig, so lang als das vorletzte; das Kaustück mit zwei ungleichen, dicht an einander gedrückten Zähnen. Pronotum ziemlich kreisrund, eben, mit herabgebogenen Seiten, ohne aufgeworfenen Rand, am Hinterrande ziemlich gerade abgestutzt. Flügel beim Männchen länger als der Hinterleib, beim Weibchen ebenso lang oder kürzer; die vordern pergamentartig, gestreift, die Unterflügel merklich kürzer als jene, beide mit wenig bemerkbaren Queradern. Beine sehr groß, aber schlank, am längsten unter allen Schaben; die Schenkel zusammengedrückt, stark stachelig, Schienen ebenso; Füße kürzer als die Schienen, das vorletzte Tarsenglied sehr klein, das letzte mit schlanken Krallen und sehr kleinen Haftlappen. Hinterleibspitze der Männchen schmal, das letzte Segment etwas gewölbt, mit sehr langen Griffeln, daneben die ebenfalls langen, schwertförmigen Raife. Beim Weibchen ist der Bauch kürzer und breiter, das letzte Segment stark gekielt, der Kiel abgestutzt und der Länge nach gespalten; daneben ragen die etwas kürzeren Raife hervor. Diese Gattung ist nicht artenreich, aber über die ganze Erde verbreitet, weil sich die Arten vorzugsweise zu herumschweifender Lebensweise neigen, obgleich sie ursprünglich alle der Tropenzone angehören. Zwei derselben finden sich in Europa und sind selbst in den Häusern gemein und eine große Plage geworden; es sind die größten, bei uns vorkommenden, Arten. P. americana rostfarbig, unten blasser, mit rundlichem Vorderrücken, 1¼ Zoll lang; stammt aus dem wärmeren Amerika, findet sich aber auch bei uns, besonders in Seestädten und selbst im Binnenlande in großen Zuckersiedereien ꝛc. P. orientalis dunkel schwärzlich, kastanienbraun, mit rostfarbenen Oberflügeln und Füßen, zehn Linien lang, in Vorderasien einheimisch, doch jetzt auch in Europa gemein und deshalb sehr schädlich. Vergl. Blatta. (*Streubel.*)

PERIPLOCA. Eine zuerst von Dodoens so benannte Pflanzengattung aus der ersten (zweiten) Ordnung der fünften Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Periploceen der natürlichen Familie der Asklepiadeen. Char. Der Kelch fünfspaltig; die Corolle tief fünftheilig mit fünf spitzen Hörnern an der Basis der Fetzen; die echten Antheren einfach, mit einem Handgriffe versehen, unter dem Gynostegium (dem Dache des Griffels) in Falten liegend: die Pollenmassen körnig; die falschen Staubfäden abgesondert, an der Spitze bärtig; die beiden zusammengewachsenen Pistille bilden sich zu zwei spindelförmigen, von einander abstehenden, glatten, Balgfrüchten aus, welche zahlreiche mit einem Haarschopfe versehene Samen enthalten. Die neun bekannten Arten sind aufrechte oder kletternde Sträucher, selten Bäume. Nur die erste Art ist in Europa einheimisch. I. Schlingsträucher: 1) P. graeca. *L.* (Schkuhr, Handb. T. 53. Sprengel v. d. Bau u. d. Nat. d. Gew. t. V. fig. 26. Periploca altera *Dodonaeus* Pempt. 408. *Tournefort* inst. p. 93. t. 22), ein hochkletternder Schlingstrauch (daher der Gattungsname: πλοχή Geflechte, περί herum) mit eiförmig-ablangen, unbehaarten Blättern, fast doldentraubigen, gipfelständigen Blüthen und außen gelber, innen rothbrauner, behaarter Blumenkrone; im südlichen Europa und Mittelasien. 2) P. mauritiana *Poiret* (Enc. V. p. 188. P. nigrescens *Afzelius*, Cynanchum mauritianum *Lamarck* enc. II. p. 236. Funis papius *Rumph.* herb. amb. V. t. 10. Kata-pal-valli *Rheede* hort. malab. IX. t. 11), auf den mascarenischen Inseln, in Guinea und Ostindien. 3) P. parviflora *Poir.* (l. c. p. 192) in Ostindien. 4) P. chinensis *Spreng.* (Syst. veg. I. p. 836. Pergularia sinensis *Loureiro* fl. cochinch. ed. *Willdenow* p. 211) im südlichen China. II. Aufrechte Sträucher (die erste Art baumartig): 5) P. cochinchinensis *Loureir.* (l. c. p. 207), in Cochinchina und Bengalen. 6) P. divaricata *Spreng.* (l. c. Pergularia divaricata *Loureir.* l. c. p. 210), im südlichen China. 7) P. angustifolia *Labillardière* (Ic. pl. syr. II. p. 13. t. 7. P. laevigata *Vahl* symb. IV. p. 45. P. rigida *Viviani*) in Syrien, im nördlichen Afrika und auf den benachbarten Inseln. 8) P. punicaefolia *Cavanilles* (I. c. rar. III. t. 217. P. laevigata *Willdenow* sp. pl. II. p. 1249), auf den canarischen Inseln. 9) P. virgata *Poir.* (l. c.), in Ostindien. P. indica *L.* (P. cordata *Poir.*) ist Hemidesmus indicus *R. Br.* P. emetica *Retzius* und P. Secamone *L.* = Secamone emetica *R. Br.* und S. Alpini *Röm.* & *Schult.* P. esculenta *L.* = Oxystelma esculentum *R. Br.* P. tunicata *Retz* und P. africana *L.* = Cynanchum pauciflorum und C. pilosum *R. Br.* P. tenuiflora = Microloma lin[illegible] (*A. Sprengel.*)

PERIPLOMA, hat Schumacher in seinem Versuch eines Systems der Conchyliologie eine von ihm für die Anatina trapezoides *Lam.* aufgestellte Muschelgattung (aus der Familie Myacea, Zunft Crassipedia) genannt, von welcher sich folgender Charakter angeben läßt: Muschel eiförmig, sehr ungleichschalig und ungleichseitig, an der kleinen Hinterseite fast abgestutzt und kaum klaffend. In jeder Schale ist eine schmale, schiefe Schloßleiste, welche mit dem oberen Rande einen tiefen Ausschnitt bildet, in den ein kleines dreieckiges Knochenstück eingeschlossen ist, das an einem Theile des Ligamentes festsitzt. Der vordere Muskeleindruck befindet sich längs des Randes, ist lang und schmal, der hintere sehr klein und rundlich. Es ist außer der oben genannten Art noch keine andere dieser Gattung bekannt geworden. Deshayes hatte sie erst zu Corbula gerechnet und dann, später als Schumacher, ebenfalls zur Gattung erhoben. Blainville dagegen bringt sie zu der von Deshayes für die Mya norwegica *Chemn.* = Amphidesma corbuloides *Lam.* aufgestellten Gattung Osteodesma. Das Thier ist übrigens noch unbekannt; man weiß selbst nicht einmal seinen Fundort. Die Schalen, welche dünn durchscheinend und glatt sind, scheinen in den Sammlungen eben nicht selten zu sein. Vergl. übrigens Encyclopédie pl. 250 fig. 6 a, b, Encyclopédie méthodique, Vers, T. III. p. 739; Periploma inaequivalvis *Schumacher*,

l. c. 115, T. 5. fig. 1 a, b. **Osteodesma trapezoidalis.** *Blainville* l. c. pl. 75. fig. 8. Periploma trapezoides *Deshayes* in *Lamarck.* hist. nat. d. anim. s. vert. t. VI. p. 79. nr. 6 et p. 80. 81. (*Streubel.*)

PERIPLUS (*Περίπλους*), Umschiffung, hieß bei den Griechen ein gewisses nautisches Manoeuvre, wenn man die feindliche Flotte umzingelte. Ganz besonders hieß aber so eine Seereise und Beschreibung der auf derselben besuchten Küste; mehre geographische Werke, welche eine Küstenbeschreibung gaben, führten bei den Griechen diesen Titel; einige derselben bezogen sich auf die ganze bewohnte Erde, eine solche hieß *Περίπλους τῆς οἰκουμένης*; die meisten auf die Küsten bestimmter Meere, z. B. des Mittelmeeres, des rothen Meeres (*Περίπλους τῆς ἐρυθρᾶς θαλάσσης*), des Pontus Euxinus, der Maeotis. Dem alten Logographen Charon aus Lampsacus legt Suidas eine Schrift unter dem Titel: *Περίπλους ὁ ἐκτὸς τῶν Ἡρακλείων στηλῶν* bei. Von der Entdeckungsreise, die ein Carthaginenser, Hanno, wie man jetzt gewöhnlich annimmt, etwa 480 v. Chr. um die Westküste Afrika's unternommen und in punischer Sprache beschrieben hat, haben wir eine griechische Übersetzung unter dem Titel: *Ἄννωνος Καρχηδονίων βασιλέως περίπλους τῶν ὑπὲρ τὰς Ἡρακλέους στήλας Λιβυκῶν τῆς γῆς μερῶν.* Von Ktesias hat es nach den Grammatikern einen Periplus von Asien in drei Büchern gegeben. Sehr bedeutend für die Geschichte der Geographie ist der unter dem Namen des Skylax vorhandene und, wie Niebuhr erwiesen hat, in der ersten Hälfte der Regierung Philipp's, etwa Ol. 107, verfaßte Periplus; wir haben hieran eine Beschreibung des ganzen Mittelmeers mit Einschluß des Pontus Euxinus, der Propontis und Maeotis, und zwar nicht blos der Küsten, sondern auch mancher mehr im Innern gelegenen Länder und der Inseln. Ich schweige von dem durch den marseiller Pytheas etwa zur Zeit Alexander's verfaßten Periplus, von dem Periplus des Phileas u. a., und erinnere nur noch an die auf Befehl Hadrian's von Arrian unternommene und von ihm unter dem Titel: *Περίπλους Πόντου Εὐξείνου* beschriebene Umschiffung; endlich haben wir noch von einem Namenlosen einen, ebenfalls Arrian, aber mit Unrecht, beigelegten Periplus des schwarzen, und von einem andern anonymen Schriftsteller einen Periplus des schwarzen und asow'schen Meeres; die neueste Ausgabe der drei zuletzt genannten Periplen ist eben von S. F. W. Hoffmann (Leipzig 1842) erschienen. Die genaueren Nachweisungen wird man bei Uckert und Forbiger (Handb. der alten Geographie. Leipzig 1842. 1. Bd. S. 59. 93. 113 fg. 148. 151. 442 fg.) finden. (*H.*)

PERIPNEUMONIA (*Περὶ. πνεύμων*). Lungenentzündung. Man hat früher mit Peripneumonia bald die gleichzeitige Entzündung der Lungen und des Brustfells, bald — und das am häufigsten — die Entzündung des Parenchyms der Lungen selbst bezeichnet. Das Erstere wäre etymologisch noch eher zu rechtfertigen, als das Letztere. Da aber Lungen und Brustfell meistens gleichzeitig entzündet sind, sichere Merkmale die Entzündungen beider Organe nicht von einander unterscheiden, und die Bezeichnung Pneumonie für die Entzündung der Lungen selbst vollkommen ausreicht, so ist von den neuesten und besten Schriftstellern der spätern und neuesten Zeit, Schönlein nicht ausgeschlossen, in ebendiesem letzterwähnten Sinne Pneumonie an die Stelle der „Peripneumonia" der Alten gesetzt worden. Wir verweisen daher auf diesen Artikel (s. Pneumonia), und bemerken nur noch, daß die gleichzeitige Entzündung der Lungen und des Brustfells bei den ältern Schriftstellern nicht selten auch den Namen der „Peripleumonia" führt. (*C. L. Klose.*)

PERIPOLION, eine kleine Stadt am Flüßchen Alex in Unteritalien, im Gebiete der Lokrer, welche einst von den hier anlandenden Athenäern weggenommen wurde (*Thuc.* III, 99). (*Krause.*)

PERIPOLOI (*Περίπολοι*), „Herumgehende" hießen in Athen die jungen Leute während ihrer ersten militairischen Dienstzeit, während welcher sie noch nicht außerhalb der Grenzen zu dienen hatten, sondern blos zur Besetzung der Wachposten in der Stadt und auf dem Lande von Attika gebraucht wurden. Ihren Namen hatten sie davon, weil sie die Wachposten des Landes bezogen (*περιπολοῦσι τὴν χώραν καὶ διατρίβουσιν ἐν τοῖς φυλακτηρίοις*); die von ihnen besetzten Posten hießen „Peripolia". Sie standen unter einem eignen Chef, welcher „Peripolarch" (*περιπόλαρχος*) hieß (vergl. *Thuc.* VIII, 92); zu gewissen Zeiten wurde die Ronde gemacht und alle Posten untersucht, ob die Peripoloi auf denselben wachsam wären, wobei Glocken, Schellen (*κώδωνες*) gebraucht wurden. Dieser Dienst dauerte wahrscheinlich in der Regel zwei Jahre, also von vollendetem 17. bis zum zurückgelegten 19. Jahre, so lange hat Äschines gedient und Pollux (VIII, 105) sagt: *δύο ἔτη ἠριθμοῦντο εἰς περιπόλους.* Eine Ausnahme fand vielleicht zu Gunsten der Söhne der im Kriege Gefallenen statt, die nur ein Jahr dienten; von diesen allein spricht Aristoteles im Attischen Staat. Auf diese Weise läßt sich wol der Widerspruch zwischen Äschines (de leg. sua §. 167) und Aristoteles ausgleichen, ein Widerspruch, den Harpokration oder die, aus denen der Grammatiker geschöpft, so zu lösen versucht hat, Äschines habe freiwillig zwei Jahre unter den Peripolois gedient, während ein Jahr die gesetzliche Dienstzeit gewesen wäre. Auf diesen Dienst der Peripoloi folgte der ebenfalls zweijährige Dienst, wo die jungen Leute zwar schon außerhalb der Grenzen Attika's aber auf minder gefährlichen Posten gebraucht wurden; dieser Dienst hieß *ἡ ἐν τοῖς μέρεσι στρατεία*; erst nach beendigtem 21. Lebensjahre begann der volle schwere Dienst (*Harpocr. Suid. Phot.* in *περίπολοι. Hesych.* in *κεκωδωνισμένοι* und *κωδωνοφορεῖν*). (*H.*)

PERIPOLTAS (*Περιπόλτας*), ein Wahrsager, welcher den Thessalischen Opheltas nach Böotien führt. Seine Familie bemächtigte sich der Stadt Chäronea, wo es noch zu Lucull's Zeit einen Abkömmling dieses Stammes, Namens Damon Peripoltas, gab (*Plutarch.* Lucull. I. p. 478. E. s. Müller, Orchom. S. 393). (*Krahner.*)

PERIPOT DURAN (פריפוט דוראן), ein jüdischer Grammatiker, der gegen Ende des 14. und zu Anfang des 15. Jahrhunderts lebte. Jener Name ist ohne Zweifel ein abendländischer, welchen er vermuthlich annahm, als er gezwungen ward, zum Christenthume überzutreten;

aber es möchte nicht leicht sein, ihn zu verificiten. Statt der obigen Schreibung, welche die gewöhnliche ist, findet man auch Peripoto Durante, Prophat Duran, Pourpeth, Prophet. Man hat ihn erklärt durch Parfait Duran (letzteres vielleicht der französische Name Durand), durch perpetuo durans (was eine ironische Beziehung auf seine Ausdauer im christlichen Glauben haben sollte) oder sonst wie. Fast häufiger wird er nach dem Titel seiner Grammatik Efodi, Ephodaeus, benannt; aber sein eigentlich jüdischer Name scheint Isaak ben Mose gewesen zu sein. Er stammte aus Aragonien. An seinem gezwungenen Übertritt zum Christenthum haben Manche mit Unrecht gezweifelt. Um wieder ungestört dem jüdischen Glauben anzuhängen, beschloß er gemeinschaftlich mit Bonet (David ben Goren), der gleichfalls gezwungen convertirt hatte, nach Palästina überzusiedeln. Bonet wurde zu Avignon, wo er mit Paulus Burgensis zusammentraf, der ihn für das Christenthum zu stimmen suchte, in seinem Entschlusse wankend und schrieb deshalb an Peripot, der ihm vorangereist war; worauf dieser seine berüchtigte Epistel an Bonet richtete, die oberflächlich angesehen, für das Christenthum zu sein schien, während sie in der That die greulichsten Schmähungen gegen dasselbe enthielt. Die Christen bemerkten dies, die Juden mußten es eingestehen, und die Schrift wurde besonders in Spanien an mehren Orten öffentlich verbrannt. Sie führt den Titel: אל תהי כאבותיך „Sei nicht wie deine Väter waren." Es gibt davon eine einzige äußerst seltene gedruckte Ausgabe ohne Anzeige des Jahrs und des Druckortes. Sie ist nicht zu Sabioneta gedruckt, wie Wolf meinte, sondern zu Constantinopel, wie de Rossi behauptet, der selbst ein Exemplar davon besaß [1]). Handschriftlich findet sie sich auf mehren Bibliotheken. Ähnlichen Inhalts ist das von ihm verfaßte Buch כלמת הגוים, d. i. die Schmach der Heiden (Christen), das man nicht mit andern Werken unter gleichem Titel verwechseln muß [2]). Sehr verdienstlich ist seine hebräische Grammatik Ma'ase Ephod, מעשה אפוד, genannt, die er im J. 1403 schrieb und die ihm den Beinamen Ephodi zuzog. Sie ist handschriftlich in der pariser, der Oppenheimer'schen und der de Rossi'schen Bibliothek vorhanden, und von Burtorf, J. Morinus und de Rossi mehrfach benutzt worden. Santes Pagninus hatte sie ins Lateinische übersetzt, aber diese Arbeit ist nie gedruckt. Peripot polemisirt hin und wieder gegen David Kimchi, was eine besondere Schutzschrift für Letztern von Elisa ben Abraham unter dem Titel: מגן דוד „Schild David's" veranlaßt hat. Ein anderes Werk des Peripot, חשב אפוד betitelt, ist astronomischen Inhalts (nicht geometrischen, wie Wolf sagt); er schrieb es im J. 1395. Sonst verfaßte er einen Commentar über den More nebuchim des Maimonides, welcher bisweilen mit diesem Buche zugleich abgedruckt ist, z. B. in der venediger Ausgabe, ein Trauergedicht und einige andere kleine Piecen, die noch nicht gedruckt sind. Man s. *Wolfii* Biblioth. hebr. T. I. p. 992 sq. T. III. p. 950 sq. *de Rossi* dizionario stor. degli autori Ebrei. Vol. II. p. 89. Vergl. auch *Luzzatto*, Prolegomeni ad una gramm. ragion. della l. ebr. (Padova 1836) p. 32. (*E. Rödiger.*)

Peripoto, s. Säulenstellung.

PERIRRHANTERION, Gefäß mit Weihwasser, aus dem man sich damit besprengte; war bei den Griechen oft von edlem Metall, stand vor den Tempeln, in Athen auch rings herum um den Markt; innerhalb der letztern durfte kein Unreiner eintreten. (*H.*)

PERIRRHEUSA, eine von den vielen kleinen Inseln im Ägäischen Meere, welche, an sich bedeutungslos, allein von Plinius (N. H. V, 38) aufgezählt werden. (*Krause.*)

PERIRRHEXIS nannten die ältern Chirurgen das gänzliche Abbrechen eines Knochens. (*J. Rosenbaum.*)

Peris, s. Ahriman, Ormuzd, Parsen, Zend, Zend-Avesta und Zendlehre.

PERISIN, PERISINUS, auch PERRISIM (Jacques), ein älterer französischer Künstler, der sich sowol mit Radirung als mit Holzschnitt beschäftigte und gegen 1530 geboren war. Es ist wenig über ihn bekannt; wir kennen ihn nur nach der von ihm und dem mit ihm verbundenen Künstler, Namens Tortonel, bearbeiteten Folge von 38 Blättern, welche die Gräuelscenen des unter Heinrich II. erfolgten Bürger- und des später ausgebrochenen Hugenottenkriegs darstellen, und von den Jahren 1567 bis 1574 datirt sind.

Der von Perisin gearbeiteten und radirten Blätter jener Geschichtsscenen sind 25, wovon aber wieder 5 von Tortonel radirt wurden; außerdem schließen sich an jene Folge 13 Blatt Holzschnitte, alle von sehr starkem und schwerfälligem Schnitt. Mehre der historischen Scenen, besonders die in Holz, haben ziemlich große Figuren, weniger die Radirungen, obgleich einige, z. B. das erste Blatt nach dem Titel ziemlich große Figuren enthält. Einige dieser Blätter sind bezeichnet: I. C. Peresin fecit; das Titelblatt, mit Figuren und Verzierungen im Charakter der Schule von Fontainebleau umgeben, ist bezeichnet: Peresinus fecit, einige Blätter haben das Monogramm .

Merkwürdig bleibt, daß, während die Arbeit von französischen Künstlern stammt und auch die Scenen aus der französischen Geschichte genommen sind, doch Titel und Beschreibung teutsch gedruckt sind. Der Titel lautet: Mancher layen-gedenken historien v. Krieg mord und aufrur welche sich verflossen nechsten jaren in Frankreich zugetragen. Alle Blätter in f. gr. quer Folio-Format. (*Frenzel.*)

PERISKIOI (Περίσκιοι). Über die von Posidonius stammende Eintheilung der Zonen in Periskioi, Amphiskioi und Askioi s. Posidonius. (*H.*)

Periskythismos (Περισκυθισμός, s. Skalpiren.

Perispermium, s. Frucht.

PERISPHAERIA, gehört nach Burmeister, Handbuch der Entomologie, 2. Bd. 2. Abth. S. 483 zu der

1) *De Rossi*, Annali ebreo-tipogr. di Sabioneta. p. 17. Bibliot. giudaica anticrist. p. 88. 2) *Id.* Bibl. anticrist. p. 90.

zweiten großen Abtheilung der Blattina (vergl. Periplaneta), welche dadurch ausgezeichnet ist, daß die Männchen vollkommene Flügel besitzen, während die Weibchen derselben und oft auch der Flügeldecken ganz entbehren. Die Gattung Perisphaeria unterscheidet sich von dem, auch in diese Abtheilung der Schabenfamilie gerechneten, Genus Heterogamia zunächst wesentlich dadurch, daß sie zwischen den Krallen Haftlappen hat. Außerdem wird noch Folgendes bemerkt: der Vorderrücken ist halbkreisförmig mit geradem oder sanft ausgebogenem Hinterrande; der Seitenrand flach, oft nach Unten stark verdickt, kappenförmig, scharfkantig, nicht selten mit einer feinen, nach Oben aufgeworfenen Randleiste. Die Fühler der Männchen sind ziemlich so lang, als der Leib, die der Weibchen dagegen sehr kurz, kaum von halber Leibeslänge. Die Mundtheile sind ohne Auszeichnung, nur die beiden letzten Glieder der Kiefertaster sind etwas dicker als gewöhnlich; das Kaustück ist kurz, gedrungen, mit starkem, in zwei ungleiche, kurze Zähne gespaltenen Endhaken, dessen oberer Zahn der kürzere ist. Bei den Weibchen finden sich in der Regel gar keine Flügelspuren, bisweilen jedoch zeigt das Mittelbruststück einen freien flügelartigen Lappen; der Hinterleib ist allermeist gleich breit, zuweilen nach Hinten breiter; die Afterraife sind sehr kurz, kaum hervorragend; die Füße sind sehr plump, die Schenkel stets stachellos, doch ziemlich breit, die Schienen vierkantig, ziemlich stachelig, besonders die des vorderen Fußpaares; die Tarsen sind kürzer als die Unterschenkel, bald plump und dann das erste Glied kürzer als die zwei folgenden, jedes mit breiter Sohle, bald fein und zierlich, und dann das erste Glied etwas länger als die beiden folgenden. Bei den Männchen dagegen sind die stets vollkommnen Oberflügel lederartig, länger als der Leib, mit zahlreichen, unregelmäßig netzförmigen Adern, von denen auch die Queradern recht merklich hervorragen, am Grunde mit recht deutlicher Bogenlinie; die Hinterflügel sind ebenfalls völlig ausgebildet und zwar kürzer als die vorderen, aber breiter; die Beine sind viel zierlicher als die der Weibchen und das erste Tarsenglied etwas länger; die Schenkel bei einigen mit zerstreuten Stacheln; die Afterraife cylindrisch, recht merklich hervorragend; die kurzen Griffel am letzten Bauchringe entweder sehr klein, oder gar nicht vorhanden. Die zahlreichen Arten finden sich vorzugsweise in Afrika, einige auch in Bengalen und Java; der neuen Welt aber scheint diese Gattung zu fehlen. Serville glaubt, daß sich diese Thiere zusammenkugeln können. Sie leben unter Steinen. Prof. Burmeister theilt dieses Genus in folgende vier Untergattungen:

1) Perisphaeria *Serv.* Füße kurz und dick, das erste Glied kaum länger als das zweite. Die Männchen haben keine Aftergriffel. Sämmtliche Arten — Burmeister zählt deren fünf auf — finden sich am Cap, die eine jedoch hat sich auch in Italien gefunden; dies ist die P. stylifera *Burm.* = Blatta etrusca *Rossi.* bräunlich schwarz, glänzend mit zurückgebogenem Rande des Vorderrückens, rothbräunlichen Füßen und gelben Afterraifen.

2) Deropeltis *Burm.* Vorderrücken mit scharfem, nach Unten nicht verdicktem Rande, gewöhnlich mit feiner, nach Oben aufgeworfener Randleiste; am letzten Bauchsegmente finden sich bei den schlank gebauten und wie die Weibchen haarlosen Männchen sehr kleine Griffel vor. Die Füße sind zierlicher und schlanker als bei den vorigen, und das erste Tarsenglied ist länger als die beiden folgenden zusammen. Burmeister beschreibt zwei Arten vom Cap.

3) Blepharodĕra *Burm.* Wie vorige; doch sind die Männchen ohne Aftergriffel, mit breitem, zottig behaartem Leibe und mehr zusammengedrückten breiteren Schenkeln. Die Weibchen sind *oben glatt, aber am Rande* haarig gewimpert. Eine Art vom Cap.

4) Derocalymma *Burm.* Die Füße zierlich, schlank, das erste Tarsenglied länger als die beiden folgenden zusammen. Der Vorderrücken mit scharfem Rande, welcher nach Unten wulstig verdickt ist, und nur für den Kopf eine Kappe frei läßt. Männchen ohne Griffel am letzten Bauchsegmente. Fünf Species vom Cap, eine aus Java.

Die Gattung Heterogamia, welche der vorigen so nahe steht, aber keine Haftlappen zwischen den Krallen hat, zeichnet sich durch folgende Merkmale aus. Männchen und Weibchen sind höchst verschieden, stimmen jedoch noch darin überein, daß die ganze Unterfläche des Leibes stark behaart ist, die zwei Zähne am Ende des Kaustückes der Unterkiefer sperrig aus einander stehen und das letzte etwas beilförmige Kiefertasterglied kürzer als das vorletzte ist. Die Weibchen differiren in den andern Stücken nicht allein von den Männchen, sondern auch unter sich; dagegen haben die Männchen quer elliptischen, behaarten, am Rande stark gewimperten, den Kopf völlig bedeckenden Vorderrücken ohne aufgeworfenen Rand, kürzere Fühler als der Leib, mit zwei großen gelben Nebenaugen davor, am letzten Bauchsegmente ganz kurze Griffel und perlschnurförmige Afterraifen, *lange dünne* Füße, stachellose Oberschenkel, sehr kurze und wie die übrigen mit langen, starken dicht gedrängten Stacheln bewaffnete Unterschenkel, und sehr stark entwickelte, aber zart gebaute, Flügel, mit starken, rippigen Längsadern, aber sehr schwachen Queradern. Die Arten sind strenge Nachtthiere, deren Männchen nach dem Lichte fliegen, daher in die Wohnungen kommen und viel häufiger gefangen werden, als die unter Steinen lebenden Weibchen. Sie sind über sehr große Erdstrecken ausgedehnt, und werden in zwei sehr natürliche und schön geographisch begrenzte Untergattungen vertheilt:

1) Heterogamia *Burm.* Die Arten finden sich nur auf der östlichen Hemisphäre. Ihre Weibchen haben gar keine Spur von Flügeln, einen fast kreisrunden, hochgewölbten, unten ausgehöhlten Leib, mit unbehaartem Rücken, aber stark gewimpertem Rande, am Kopfe statt der Nebenaugen bloße Hautflecke, die Beine denen der Männchen ähnlich, aber stärker, und sehr kurzen, oben achtringigen Hinterleib, dessen letztes Bauchsegment sehr breit und mit stumpfem mittleren gewölbten Lappen versehen ist, neben dem die kurzen Afterraife hervorragen, aber von dem Rückensegmente bedeckt werden. Prof.

Burmeister beschreibt zwei Arten aus Afrika, deren eine, H. aegyptiaca, jedoch auch in Südeuropa und Vorderasien vorkommt. Sie wird sieben Linien bis einen Zoll lang, ist schwarz mit weißem Vorderrande des Vorderrückens und mit reihenweise gestellten Stacheln an der inneren Seite der Schienen.

2) Homoeogamia *Burm.* Diese Untergattung enthält eine Art von der westlichen Hemisphäre, ausgezeichnet durch elliptischen, weniger gewölbten und mit Ausnahme des filzig behaarten Vorderrückens, oberhalb ganz von den ebenfalls filzig behaarten, lederartigen Oberflügeln bedeckten Leib. Die Flügeldecken reichen aber nur bis an das Ende des Hinterleibes und die Unterflügel kaum bis an die Mitte desselben. Vor den Fühlern befinden sich nur kleine Nebenaugen. H. mexicana aus Mexico ist die einzige bekannte Art. (*Streubel.*)

PERISPOMENON (*Περισπώμενον*) nennen die griechischen Grammatiker dasjenige Wort, welches den gedehnten Accent oder Circumflex (*τὴν περισπωμένην* sc. *προςῳδίαν*) auf der letzten Sylbe hat. (*H.*)

PERISPORIUM. Eine von Fries aufgestellte Gewächsgattung aus der letzten Ordnung der 24. Linné'schen Classe und aus der Untergruppe der Perisporiacei der Gruppe der Bauchpilze der natürlichen Familie der Pilze. Char. Sehr kleine punktförmige, kugelige Pilze; das Sporidienbehältniß ist meist fleischig, nackt, zuletzt an der Spitze sich öffnend, mit gallertartigem Marke und darin zerstreut liegenden Keimkörnern gefüllt (daher der Gattungsname *σπορά* Same, *περί* umher). Die 16 bekannten Arten kommen theils auf Blättern, theils auf Stengeln verschiedener Gewächse vor. Zu jenen gehört P. betulinum *Fr.* (Syst. myc. III. p. 249. Peziza betulina *Albertini* et *Schweinitz* consp. p. 339. t. 12 fig. 5) auf trockenem Laube der gemeinen Birke, auf sonnigem Torfboden im ersten Frühlinge. Zu diesen: P. Tragopogi *Fr.* (l. c. p. 250. Sclerotium Tragopogi *Alb.* et *Schw.* l. c. p. 77), auf den Stengeln des Wiesenbocksbartes im Herbste. (*A. Sprengel.*)

PERISTALTICUS (*περὶ, στέλλω*), scil. motus, die sogenannte wurmförmige Bewegung, welche in allen Theilen des Darmkanales von der Speiseröhre bis zum Mastdarme stattfindet, und welcher man, in sofern sie den Magen insbesondere angeht, den Namen Peristole beigelegt hat. Diese Bewegung beruht auf der wechselseitigen Wirkung der langen und der keilförmigen Muskelfasern des Darmkanales, und hat zum Zweck, Alles, was von Außen in den Darmkanal gelangt, oder in demselben sich bildet (Nahrungsmittel und verschlungene unverdauliche Stoffe, Chymus, verschiedene Luftarten, Chylus ꝛc.) von den obern Theilen dieses Kanales nach den untern zu befördern. Es geschieht dies, indem zuerst jene langen Fasern sich verkürzen, wodurch der Durchmesser der Stelle des Kanales, an welcher diese Verkürzung erfolgt, verlängert, der Kanal mithin erweitert wird, hierauf aber die kreisförmigen Fasern sich zusammenziehen, und durch diese Zusammenziehung der zu befördernde Körper in den erweiterten Raum hineingetrieben wird, welcher Wechsel der Wirkung jener doppelten Schicht von Muskelfasern von einer Stelle des Darmkanales zur andern in der obenangegebenen Richtung vorschreitet. Daß es sich mit der wurmförmigen Bewegung des Darmkanales in der That so verhalte, berechtigt uns der Bau und die Verrichtungen des gesunden, wie des kranken Darmkanals beinahe mit Zuverlässigkeit anzunehmen, obwol eingeräumt werden muß, daß zuverlässige unmittelbare Beobachtungen dies bis jetzt noch nicht erwiesen haben, indem man vielmehr bei Öffnung lebendiger Thiere, bald nachdem dieselben gefüttert worden waren, jene Zusammenziehungen der Muskelfasern keinesweges mit der bezeichneten Regelmäßigkeit, sondern bald an dieser, bald einer andern, von jener entfernten, Stelle und ebenso bald in der angegebenen Richtung von Oben nach Unten, bald aber auch in der entgegengesetzten vor sich gehen sah. Es darf indessen nicht übersehen werden, daß dergleichen Vivisectionen nur ein sehr unsicheres Ergebniß liefern können, indem wir außer Stande sind, den Einfluß zu berechnen, welchen dabei die durch uns herbeigeführte veränderte Lage der Theile, der Schmerz des Thieres, der Blutverlust desselben u. dgl. m. auf die wurmförmige Bewegung ausüben mögen. Einigermaßen zuverlässiger scheint zu sein, was uns die unmittelbare Beobachtung bei manchen Fisteln des Magens und der Därme in Betreff des fraglichen Gegenstandes lehrt, aber die Verrichtungen der von uns beobachteten Organe sind auch in diesem Falle gestörte, eben durch die vorhandene Krankheit. Von der wurmförmigen Bewegung des Mastdarms insbesondere in der angegebenen Richtung überzeugt den Wundarzt das Gefühl bei manchen chirurgischen Operationen, welche das Einführen eines Fingers in den Mastdarm nothwendig machen, aber daß es einem Schlusse von dem Verhalten des Mastdarms auf das der übrigen Därme an Zuverlässigkeit ermangeln würde, kann nicht in Abrede gestellt werden. Was die zahlreichen Einflüsse betrifft, welche als äußere Bedingung jener wurmförmigen Bewegung wirksam werden können, und dieselbe bald schneller, bald langsamer vor sich gehen lassen, obwol sie nicht immer auf die Muskelfasern des Darmkanales selbst, sondern oft nur auf die Schleimhaut desselben, und häufig consensuell wirken: so gehören dahin die Nahrungsmitttel, die Galle, die im Darmkanale enthaltene Luft, die abführenden Mittel, auf welchem Wege sie auch in den Körper gelangen, Gifte, krankhafte Zustände des Darmkanals und der Unterleibseingeweide überhaupt, wie sie bei Durchfällen, Ruhr, Entzündung und Verengung eines Theiles des Darmkanales ꝛc. stattfinden, Affectionen des Gehirns und Rückenmarkes, daher auch Gemüthsbewegungen, Affectionen des Hautorganes ꝛc. Wie diese Einflüsse häufig eine Beschleunigung der wurmförmigen Bewegung bewirken: so sehen wir dagegen nach denselben in andern Fällen, wie nach der Einwirkung des Mohnsaftes und seiner Zubereitungen, bei der Bleivergiftung, bei Verstopfungen der Leber, manchen langwierigen Magenentzündungen ꝛc., die wurmförmige Bewegung verzögert oder ganz aufgehoben wird. Auch ist sie bei dieser großen Abhängigkeit von den mannichfaltigsten Einflüssen keinesweges in den einzelnen Thei-

Betrachten wir die Lebensweise der Hühnervögel, so fällt uns zuerst auf, daß sie vorzüglich Pflanzennahrung zu sich nehmen, die sie vom Boden aufsuchen, besonders Körner. Die echten Hühner haben ein nicht bedeutendes Flugvermögen und leben in Polygamie; darauf folgen aber höher stehende Formen, welche sich den Tauben anzuschließen streben und in Monogamie leben; die höchsten Formen endlich haben ein so ausgebildetes Flugvermögen, daß sie Nitzsch und Andere veranlaßt haben, sie mit den Tauben zu vereinigen.

Diese dagegen beginnen mit Formen, welche die größte Hühnerähnlichkeit zeigen; darauf folgen entschiedene Luftvögel und endlich wird der Kreis durch hühnerähnliche Vögel wieder geschlossen. Sie nähern sich wieder den Hühnern dadurch, daß sie fast ausschließlich nur Pflanzennahrung zu sich nehmen und entfernen sich ebenso sehr von den übrigen Luftvögeln dadurch, daß sie ihre Jungen nicht mit Fleisch, Insekten, Würmern, sondern mit im Kropfe aufgeweichten Körnern und ähnlichen vegetabilischen Nahrungsmitteln ätzen, als von den Hühnern, deren Junge Nestflüchter sind. Endlich wie in der Natur gleichsam nach hartem Kampfe, und endlichem Siege, jedes Phänomen, wenn es sich zum ersten Male zeigt, seine Schranken übertritt, so finden wir auch bei den Tauben, die auf der untersten Bildungsstufe der Luftvögel stehen, die langsame Entwickelung und Hilflosigkeit der Jungen über alle Maßen ausgedehnt. Nur bei den höchsten Luftvögeln, den Papageien, finden wir etwas Ähnliches wieder. Diese nähren sich wieder von vegetabilischen Stoffen, leben in so strenger Monogamie, daß selbst ein Gatte um den Tod des andern tief betrübt oft seinen Geist aufgibt; sie allein schnäbeln sich wie die Tauben [1]), legen zum großen Theil nur zwei Eier und ätzen ihre Jungen mit einem käsartigen Stoffe. Auch finden wir unter Beiden, Sittichen und Tauben das Vorherrschen der grünen Farbe — welches nur bei unsern Tauben und einigen Verwandten nicht der Fall — ferner Riesen- und Zwergformen, endlich die unendliche Mannichfaltigkeit in der Schnabelbildung, welcher dennoch nur ein Typus zu Grunde liegt.

So sehen wir demnach, wie die Luftvögel, einen großen Kreis bildend, denselben mit den niedriger stehenden Tauben beginnen und den scheinbar ähnlichen, aber in vieler, besonders psychologischer, Hinsicht höher ausgebildeten Papageien ihn wieder schließen, und wie die Anfangs- und Endgruppe, für sich isolirt und mit den nächsten Familien keine Verwandtschaft eingehend, den zwischen ihnen befindlichen Raum von den Passerinen, den Raubvögeln und den übrigen Spechtvögeln einnehmen lassen [2]).

Zuerst, glaube ich, hat Prof. Burmeister (*Handb. d. Naturgesch.* 2. Bd. S. 768) den Tauben *diese Stelle* im System angewiesen. Anfangs schien man *damit nicht* einverstanden, nach und nach wuchs aber die Zahl der Zoologen, welche die Tauben für die Anfangsgruppe der Luftvögel ansehen, bedeutend und nur Wenige dürften sie noch jetzt nach Cuvier's Beispiel zu den Hühnervögeln rechnen.

Während es ziemlich leicht ist, die Stellung der Tauben im natürlichen System auszumitteln, möchte es wol ungleich schwerer fallen, ihren zoologischen Charakter aufzufinden, da sie, ungefähr anderthalbhundert an der Zahl, die größte Mannichfaltigkeit in der Gestalt und der Schnabelbildung mit vielen Übergängen zeigen. Naumann, Brehm, Gloger u. A. haben manche Kennzeichen angegeben, diese passen aber nur auf einheimische Tauben. Der einzige gleich sichtbare, allen Arten zukommende Charakter findet sich in der bauchigen Anschwellung der Nasendecken und den nicht übergreifenden, eingezogenen Kieferschneiden des an der Wurzel weichen Schnabels.

In pterylographischer Hinsicht nähern sie sich sehr der Familie Syrrhaptidae, unterscheiden sich jedoch durch den Mangel des Afterschaftes der Konturfedern; zwischen diesen bemerkt man übrigens keine Dunen und die Jungen haben statt derselben einfache kleine Borstenbüschel, welche auf den Spitzen der Konturfedern sitzen. Hierin nähern sie sich sehr den Passerinen. Die Bürzeldrüse ist klein und zipfellos oder fehlt ganz (Vergl. Nitzsch, System d. Pterylographie, herausg. v. H. Burmeister, S. 138). Es ergibt sich daraus, daß die Pterylographie *keine ausschließlichen* Charakter der Taubenfamilie *festzustellen vermag*.

Dasselbige wird man vielleicht künftig, wenn alle Gattungen in dieser Hinsicht untersucht sein werden, auch von der Anatomie sagen. Jetzt läßt sich jedoch Folgendes anführen: der Schlund ist in einen wahren Kropf erweitert, dessen Wände zur Brutzeit sich verdicken und netzartige Falten und Zellen auf der inneren Oberfläche zur Absonderung der milchartigen Materie für die Jungen bekommen [3]); die Blinddärme sind sehr klein oder fehlen ganz; eine Gallenblase ist nicht vorhanden. Die Musculi thoraco-tracheales entspringen beide von der rechten Seite der Luftröhre; der Musculus femoris gracilis *Tiedemanni* ist sehr schwach; der Musculus extensor plicae alaris anterioris longus hat drei Köpfe, von denen zwei sich wie bei andern Vögeln verhalten, der dritte aber vom Beuger des Vorderarmes entspringt, sich mit der gemeinschaftlichen Sehne der beiden andern Köpfe kreuzt und sich endlich mit seiner Sehne an den Daumenvorsprung des Mittelhandknochens setzt. Die von Nitzsch sogenannten Nebenknochen fehlen sämmtlich mit Ausnahme des Hypodactylium an der Zehen-

1) Das Schnäbeln ist ein Analogon vom Küssen, aber bei den Tauben und Papageien nicht blos eine äußerliche Berührung der Schnäbel mit einander, sondern eine viel innigere Liebkosung. Diese Vögel würgen nämlich aus dem Kropfe das darin Befindliche in den Schnabel des Gemahls, welcher das ihm dargebotene verschluckt und dann auf ähnliche Weise den Gatten liebkoset. 2) Diese drei Zünfte lassen sich schwer ordnen, da sie sich an mehren Stellen berühren. Die Schwalben führen zu Cypselus, die Fringillaceen zu Colius, Lanius zu Falco, Caprimulgus zu Strix, Cuculus wiederum zu Falco, Todus zu Patyrrhynchus etc.

3) Vielleicht findet sich dasselbe oder etwas Ähnliches bei Psittacus.

sohle. Desgleichen fehlen die Sternal-Luftzelle und die Nasendrüse. (Vergl. auch Nitzsch in Naumann's Naturgesch. d. Vögel Teutschlands. 2. Aufl. 6. Bd. S. 165—168.)

Kehren wir jetzt zur äußeren Betrachtung der Taubenfamilie zurück, um einen Gesammteindruck von der ganzen Gruppe zu erhalten, so bemerken wir noch Folgendes.

Der Kopf ist in der Regel ganz befiedert, seltener mit nackten und carunculösen Stellen versehen; die Stirn ist flach und nicht breit; das Auge mittelmäßig groß; der Schnabel in der Regel lang, dünn, gerade und mit niedriger Kuppe, bei den Papageitauben dagegen hoch, kräftig, mit kurzem Mesorrhinum und großer, stark gebogener Kuppe; die Nasenlöcher liegen meistens etwas schief in der aufgetriebenen Wachshaut und sind in der Regel spaltenförmig wegen der sie bedeckenden Schuppe; die Zunge ist sehr schmal, gedrückt, pfeilförmig, weich, spitzig, mit einspringendem, fein gezähneltem Hinterrande, unter dessen Seitenecke jederseits eine besondere, nach Hinten gerichtete, starke, gezähnte Hornspitze sitzt; Federkämme und Hauben sind (mit Ausnahme der gezähmten Tauben) selten. Der Hals (Taubenhals) gewinnt durch den Kropf eine angenehmere Gestalt und ist gewöhnlich besonders an den Seiten mit metallisch schillernden Federn besetzt; die Endränder der Halsfedern sind sehr verschieden, bald schuppenähnlich abgerundet, bald zugespitzt, bald mit einem tiefen dreieckigen Ausschnitt (die Spitze des Schaftes fehlt nämlich), bald mit einem wellenförmigen Ausschnitt, bald — besonders wo das etwas derbe Gefieder sperrig ist — unregelmäßig abgenutzt. Die Flügel sind meist spitzig und lang, gewöhnlich mehr flach anliegend, seltener gewölbt; die zweite große Schwungfeder (durchschnittlich genommen!) die längste; die Armschwingen im Längenverhältniß zu den Handschwingen sehr verschieden; in der Regel verschmälern sich die Handschwingen nach der Spitze zu allmälig, oft jedoch behalten einige sehr lange dieselbe Breite und werden dann mit einem Male durch einen mehr oder weniger tiefen Ausschnitt an der äußeren, zuweilen auch noch an der inneren Fahne auffallend verschmälert. Die Füße sind gewöhnlich nackt, an der vorderen oder Rückenseite getäfelt und nur am Obertheile des Laufrückens befiedert; bei einigen Arten ist aber die Vorderseite des Laufs mit kleineren Schilden bedeckt, bei andern ist der Lauf halb, bei noch anderen ganz befiedert; die Zehen sind bis an den Grund gespalten, drei vorwärts gerichtet, eine nach Hinten, alle gleich hoch angesetzt und mit mittelmäßigen Nägeln versehen; die mittlere Zehe ist gewöhnlich länger als der Lauf, zuweilen aber selbst kürzer; die nackten Theile der Füße sind immer roth (taubenroth — dem Blutroth ähnlich) gefärbt, doch ist diese Farbe an todten Individuen nicht mehr zu bemerken. Der Schwanz ist gewöhnlich mittelmäßig lang und nie stark gabelförmig ausgeschnitten, sonst aber von der verschiedensten Gestalt, bald mit geradem, bald abgerundetem Ende, zuweilen sehr stark keilförmig.

Lange Zeit hat man die Tauben als zu einer Gattung Columba *Lin.* gehörig, betrachtet, diese aber nach Le Vaillant's Vorbilde in drei Abtheilungen: Hühnertauben (Galli-Columbae, Lauf länger als die Mittelzehe; Flügel weniger spitz), echte Tauben und Papageitauben (Vinago *Cuv.*, Schnabel sehr hoch mit stark gebogener Kuppe) gebracht. Als man die Unnatürlichkeit dieser Gruppen erkannt hatte, fing man an, die Linné'sche Gattung, sowie man es auch mit Falco, Psittacus u. dgl. m. gemacht hat, in mehre Gattungen aufzulösen. Vieillot trennte zuerst seine Gattung Lophyrus; Swainson bildete die Geschlechter Ectopistes, Peristera (für Columba cinerea), Ptilinopus, Chamaepelia. Wagler (Systema Avium, Gatt. Columba) behielt noch die Linné'sche Gattung bei, theilte sie aber nach der Fußbildung in drei Gruppen (Columbae bucerotopodiae, antarchopodiae et lepopodiae), von denen jede wieder nach der Schnabel- und Schwanzbildung in mehre Untergattungen zerfiel. Boje scheint einen Mittelweg eingeschlagen zu haben; er hat die Wagler'sche Abtheilung, Col. Lepopodiae, angenommen und sie im Artikel Columbi-Gallina beschrieben; daneben hat er noch einige andere Genera gebildet, z. B. Peristera (verschieden von der gleichnamigen Gattung Swainson's und der Abtheilung Turtur *Briss.* entsprechend). In neuester Zeit ist die Zahl der Geschlechter besonders durch Gray und Bonaparte bedeutend vermehrt worden. Da Beide sich jedoch begnügen, die Namen derselben ohne Diagnose und oft nur mit einer einzigen Art, welche sie für den Typus ihrer Gruppen halten, aufzuführen, so weiß man in der Regel nicht, was man aus ihren Gattungen machen soll.

Allerdings hat es seine bedeutenden Schwierigkeiten, Taubengattungen aufzustellen und sie zu charakterisiren, weil die Charaktere nicht immer gleich in's Auge springen, sondern oft mehr verborgen sind und mit Mühe aufgesucht werden müssen. Die schönen Abbildungen von Temminck (Monographie des Pigeons ou Grande Histoire naturelle des Pigeons; Recueil de planches coloriées d'oiseaux), Lesson (Voyage de la Coquille) u. A. lassen uns ebenfalls in Stich, weil in der Beschreibung die subtileren Merkmale übersehen wurden.

Da ich so glücklich gewesen bin, etwa neunzig Species von Tauben untersuchen zu können, so glaube ich darnach folgende Übersicht der Gattungen wagen zu dürfen, wobei ich mich bemühte, alle die von meinen vortrefflichen Vorarbeitern gegebenen Namen zu erhalten, obgleich ich nicht gewiß weiß, ob die von mir aufgestellten Gruppen mit den ihrigen identisch sind.

1) Tauben mit sechszehn Steuerfedern. Bürzeldrüse fehlt.

A) Laufrücken mit Schilden bedeckt; auf dem Kopf ein großer Federkamm; der schlanke Schenkelmuskel und Blinddärme fehlen.

1. Gatt. Megapelia *Kaup*[4]). Riesentaube (einzige Art: M. coronata, Krontaube).

---

4) Vieillot hat diese Gattung Lophyrus genannt; welcher Name jedoch schon an eine Immengattung vergeben ist. Der Name Goura ist auf Java gebräuchlich. Man sollte einen solchen Barbarismus nicht in die Wissenschaft einführen, um so weniger, da der

gen, verzweigten Bartfäden versehen, von denen der äußerste, vorderste beiweitem mehr entwickelt ist, als die übrigen, in eine Spitze ausläuft und mit vielen kleinen Fäden besetzt ist. Die Kiemenspalten sind ziemlich groß; die Kiemenhaut hat sieben Strahlen. Die beiden untersten Strahlen der Brustflossen sind frei (d. h. nicht durch die Schwimmhaut mit den übrigen Strahlen verbunden) und sehr stark. Es sollen beträchtliche Nerven in diese beiden fingerförmigen Strahlen gehen, weßhalb man diese auch für Tastorgane zu halten geneigt ist.

Die Leber ist klein, sehr tief in zwei Lappen getheilt, von denen der linke etwas größer und dicker als der rechte ist. Die Gallenblase ist länglich und im Verhältnisse zur Leber etwas groß; der Gallengang ist lang, dick und mündet ziemlich weit vom Pylorus in den Zwölffingerdarm. Die Speiseröhre ist kurz und ziemlich breit; sie ist gefaltet wie der Magen, welcher die unmittelbare Fortsetzung von ihr ist, indem sich keine, die Cardia darstellende, Einschnürung zeigt; dagegen ist die Verengerung, welche den Pylorus andeutet, sehr stark. Dieser ist nach Cuvier's und Valenciennes' Angaben in ihrem großen Fischwerke (IV. S. 106), von sieben außerordentlich kurzen Anhängen umgeben. Zuweilen mögen nur sechs vorhanden sein; wenigstens gibt diese Zahl Oken (a. a. O. S. 112 an, welcher jedoch hierüber keine eigene Untersuchung angestellt zu haben scheint, indem er daselbst in den Irrthum verfallen ist, den Malarmat zweimal, als zwei verschiedene Arten aufzuführen, nämlich S. 112 als Trigla cataphracta und S. 113 als Peristethion cataphracta. Goldfuß in seinem Lehrbuch der Zoologie (2. Bd. S. 94) gibt von allen Triglenarten, wozu er auch den Malarmat rechnet, zwölf pylorische Anhänge an. Der auf den Pylorus folgende Darm ist ziemlich dick, geht fast bis zum After, biegt sich dann um und läuft nach dem Diaphragma zu, macht eine zweite Windung, geht bis zum Pylorus, wo er dann noch eine dritte Windung macht, um sich nun, in gerader Linie fortlaufend, in den After zu endigen. Die Milz ist sehr klein und liegt neben der Gallenblase zwischen dem Magen und dem Zwölffingerdarm. Die Milch enthaltenden Säcke eines von Savigny im Mai bei Neapel gefangenen Männchens waren sehr klein. Die Schwimmblase ist ziemlich groß, eiförmig, nach Vorn verengt, einfach und ohne Lappen oder Einschnürung. Ihre Häute sind äußerst fein und die innere silberfarbig. Die Nieren sind klein, nach dem Kopfe zu etwas angeschwollen und nehmen ungefähr zwei Drittel der Bauchhöhle ein. Die Harnleiter sind ziemlich lang und münden in die Harnblase, welche eine eigenthümliche Gestalt hat; denn sie ist lang und eng, und macht eine Biegung, indem sie der zweiten Windung des Darmkanals, auf dem sie liegt, folgt.

Das Skelett ist dem der Triglen sehr ähnlich, unterscheidet sich jedoch in folgenden Stücken: das beinahe rechtwinkelige Siebbein ist etwas mehr auf den Schnauzentheil zurückgetreten; die Nasenknochen vereinigen sich darunter und bilden ein zweites Oblongum, welches verhindert, daß man von Außen den Pflugscharknochen sehen kann. Das Becken ist nicht allein mit seiner vorderen Spitze, sondern auch durch seine Seitenwinkel an die Schlüsselbeine befestigt; diese Verbindung ist also inniger als bei den Knurrhähnen. Das Becken ist ebenso breit als lang und in seiner Mitte fast ganz ausgehöhlt. Von dem Rückgrat gehören 16 Wirbel dem Bauche und 23 dem Schwanze an. Die Bauchwirbel sind nicht abgeplattet, aber an der Unterseite ausgehöhlt. Die kurzen Rippen sind einfach und mittelmäßig stark. Eine Abbildung des Schädels von Oben gesehen gibt Rosenthal in seinen ichthyotomischen Tafeln (Taf. 17. Fig. 4). Vergl. auch Cuvier und Valenciennes a. a. O. S. 107.

Man kennt bis jetzt mit Gewißheit nur eine Art dieser Gattung, den Malarmat, Peristethion cataphractum *Lac.* = Trigla cataphracta *Lin.* Er ist an seinen oberen Theilen und dem Kopf, wie viele Triglen, schön roth, an den Seiten etwas golden, am Bauch mehr oder weniger silberglänzend. Rückenflossen roth, Schwanzflosse desgleichen, Brustflossen braun oder violettlich, Bauch- und Afterflosse weißlich. Flossenstrahlen sind in der ersten Rückenflosse 7, in der zweiten 18—19, in der Afterflosse 18, Schwanzflosse 11, in jeder Brustflosse 12 mit einander verbundene und zwei freie, in jeder Bauchflosse fünf gegliederte und ein Stachel davor. Beide Rückenflossen stoßen zusammen und sind in manchen Exemplaren sogar zu einer verbunden, indem die Verbindungshaut zwischen beiden fortläuft. Bei allen ist der siebente Strahl der ersten Rückenflosse kurz, und hinter ihm beginnt die zweite Flosse. Die Stacheln der ersteren sind dünn und biegsam, und gewöhnlich nur um ein Viertel höher, als die Strahlen der zweiten, also nicht so lang als der Körper hoch ist; doch bei einigen Individuen, vielleicht Männchen, verlängern sie sich bedeutend, sodaß der dritte, vierte und fünfte wol ein Drittel so lang werden, als der ganze Leib. Die Brustflossen sind mittelmäßig groß und nehmen höchstens den sechsten Theil der Körperlänge ein. Die Bauchflossen sind noch etwas kürzer und sind fast mit ihrem ganzen Innenrande dem Rumpfe angeheftet, aber sie sind nicht, wie Linné meinte („Pinnae ventrales pectoralibus annexae") mit den Brustflossen vereinigt. Der Anus befindet sich ungefähr in der Mitte der Leibeslänge. Die Afterflosse stimmt mit der zweiten Rückenflosse hinsichtlich der Länge, Höhe und der Strahlenanzahl überein; auch ist der Zwischenraum zwischen der letzten Rückenflosse und der kleinen Schwanzflosse ebenso unbedeutend wie der zwischen der After- und der Schwanzflosse. Die Gestalt des Kopfes ähnelt im Ganzen der der Triglaarten, aber die Schnauze ist platter und länger, die Backen sind weniger hoch, die sie durchkreuzenden Kanten länger und mehr hervorstehend; die oberen Augenränder sind gezähnelt; der Kiemendeckel ist klein, mit einer Gräte, die sich in eine Spitze endigt, der obere Rand ist abgerundet. Alle diese Theile sind fein gekörnt, aber diese Körner bilden keine strahligen Linien, wie bei Trigla. Einen teutschen Namen hat dieser Fisch eigentlich nicht, denn er kommt nicht in der Nord- oder Ostsee vor, und ist daher nicht dem Volke bekannt geworden. In der Büchersprache trägt er mehre Namen, wie Panzergabel, Gabelfisch,

ſirt: Die Ränder der Öffnung der Schale sind gar nicht abgesetzt; die Öffnung ist kreisförmig. Er theilte diese Familie in zwei Zünfte: 1) Muscheln des süßen Wassers, deren Windungen stets verbunden oder einfach gestreift und ei-kegelförmig sind. Gattungen: **Paludina** und **Valvata**. 2) Seemuscheln, mit bald getrennten oder locker, bald innig mit einander verbundenen Windungen; die Schale ist bald thurm-, bald scheibenförmig, und mit Rippen oder starken Erhabenheiten versehen. Gattungen: Vermetus, Delphinula, Scalaria. Diese Anordnung ist jedoch von keinem Naturforscher adoptirt worden. Man hat vielmehr sämmtliche in Flüssen lebende Kammkiemenschnecken zu einer Familie **Potamophila** vereinigt, die Gattung Vermetus neben Dentalium in die Abtheilung Tubicolae gestellt; Delphinula und Scalaria in die Familie Trochoidea zu Trochus, Turbo, Janthina gebracht, Ampullaria aber, welche Latreille in der Familie Turbinata zwischen Turbo und Janthina aufführt, als Süßwasserschnecke der heißen Zone den Potamophilen zugesellt. Vergl. d. Art. Potamophila, Tubicolae, Valvata, Vermetus u. s. w. (*Streubel.*)

Peristomium, s. Moose.

PERISTYLON (*Περίστυλον*), sowol das, was ringsherum mit Säulen, mit einer Galerie umgeben ist, als der Säulengang, die Galerie, welche ein Gebäude, einen Tempel umgibt, also der Säulenumgang, welcher auch Pteroma (*πτέρωμα*) heißt. Vergl. Säulen, Säulenordnung, Säulenstellung. (*H.*)

PERISYSTOLE nannte Thom. Bartholin (Anatom. h. c. lib. I. c. 6) den Zwischenraum zwischen einer Zusammenziehung (Systole) und Erweiterung (Diastole) des Herzens und der Arterien beim Pulsschlag, welcher aber beim gesunden Menschen nicht wahrnehmbar ist, sondern nur bei solchen, die an Herzfehlern leiden oder im Sterben liegen. (*J. Rosenbaum.*)

PERITANOS (*Περίτανος*, *Περιτίτανος*) soll nach Arkadischer Sage mit Helena, Paris' Gemahlin, vertrauten Umgang gehabt haben; Paris bestrafte ihn, indem er ihn entmannte; daher sollen die Arkader die Entmannten *περιτάνους* genannt haben. *Ptolem.* Hephaestio I. ap. *Phot.* p. 473. ed. *Schott.* Vergl. *Meziriac*, *Ovid.* Heroid. I. p. 436. (*Krahner.*)

PERITELUS hat Prof. Germar in seiner Schrift Insectorum species novae (I. p. 407) eine zu der Schönherr'schen Familie Gonatocera, Legio Brachyrhynchi, Abtheilung Cyclomides gehörige Rüsselkäfergattung genannt, welche letzterer in der Synonymia Insectorum, Vol. B, Genera et Species Curculionidum. Tom. IV. sect. 2. genus 164. p. 511 folgendermaßen charakterisirt: Ziemlich lange, starke Fühlhörner, deren Schaft länger als der Kopf, fast fadenförmig, zuweilen allmälig verdickt ist; die zwei ersten Glieder der Geißel länglich, verkehrt kegelförmig, das dritte bis zum siebenten kürzer, entweder beinahe kreiselförmig oder linsenförmig, öfter verengt; Keule fast eiförmig, zugespitzt. Der Rüssel ist kaum länger und etwas schmäler als der Kopf, oben ziemlich flach; die Fühlergrube liegt ziemlich an seiner obern Fläche nahe der Spitze, ist ziemlich lang, etwas breit und tief; die Pterygien sind öfters etwas ausgespreizt; die Mandibeln wenig hervorstehend, kurz, dick, an der Spitze abgestutzt, zahnlos. Die Augen sind seitlich, rundlich, etwas erhaben. Der Vorderrücken ist kurz, vorn und hinten wie abgeschnitten, an den Seiten etwas zugerundet und nach Vorn zu schmaler. Rückenschildchen fehlt. Flügeldecken fast eiförmig, am Grunde zusammen etwas ausgerandet, mit abgerundeten Schultern; an den Schultern sehr breit, nach der Spitze zu verengt, auf dem vordern Theil der Rückenseite etwas erhaben. Der Leib ist fast eiförmig, convex, bestäubt, ungeflügelt und von geringer Größe. Das Vaterland ist das gemäßigte und südlichere Europa, doch findet sich auch eine Art in Amerika. Schönherr hat dieser Gattung ihre Stelle zwischen Stomodes *Schönh.* und Holcorhinus *Schönh.* hinter Omias *Germ. Latr.* angewiesen (vergl. die Artikel Rhynchophora und Gonatocera), und rechnet zu ihr folgende acht Arten.

1) P. griseus *Schönh.* = P. sphaeroides *Germ.* (l. c. T. I. p. 408. Nr. 552) = Pachygaster *Déj.* (Catalogue de la collection du comte Déjean p. 91) = Curculio inquinatus *Illigeri* = Curculio griseus *Olivieri* (Entomologie, Vol. V. p. 358. Nr. 417. pl. 31. fig. 475). Länglich-eiförmig, tief schwarz, mit dichten schwarzbraunen, weißlichen und grauen, kleinen Schüppchen, von denen er beinahe bunt gefärbt ist, bedeckt; Fühlhörner und Füße roströthlich-pechbraun, Stirn gefurcht, Flügeldecken fein punktirt-gestreift, Größe und Gestalt ungefähr wie die des Otiorhynchus picipes, zuweilen jedoch auch nur halb oder ein Drittel so groß. Findet sich in Frankreich und dem westlichen Teutschland.

2) P. necessarius *Schönh.* (l. c. p. 513). Der vorigen Art sehr ähnlich, aber mit längeren Flügeldecken, die weniger convex sind. Der Leib hat eine längliche Gestalt, ist schwarz, aber über und über dicht mit kleinen weißen Schüppchen bestäubt, die Fühlhörner sind dicker als bei P. griseus und wie die Füße schwarz; der Vorderrücken unregelmäßig und etwas weitläufig punktirt und eng gerippt; die Flügeldecken sind länger, aber weniger erhaben als bei der vorigen Art und haben ziemlich weitläufig gestellte, punktirte Linien. Vaterland: Frankreich.

3) P. famularis *Schönh.* (l. c. p. 514). Der folgenden Art sehr nahe verwandt und von derselben Gestalt. Leib oval, convex, schwarz mit gräulich-weißen Schüppchenfeldern beinahe gleichmäßig bedeckt, dicken Fühlhörnern, welche gleich den Beinen schwarz sind, grob punktirtem Vorderrücken und mit eng gestreiften, und dazwischen unregelmäßig punktirten, Flügeldecken. Ist bei Katharinoslaw gefangen.

4) P. familiaris *Schönh.* Nur so groß wie die kleinsten Individuen von P. griseus, aber fast noch kürzer und gewöhnlich mehr convex, beinahe eiförmig, schwarz, mit dicht gestellten schwarzbraunen, weißlichen und grauen kleinen Schüppchen bedeckt und bunt gezeichnet, mit ausgehöhltem Schnabel, lebhaft rostrothen Fühlhörnern und Füßen, fein punktirt-gestreiften Flügeldecken, die sehr häufig weißbunt aussehen. Findet sich in Ungarn, dem südlichen Podolien rc.

Flügeldecken weit, kurz eiförmig, auf
:dergedrückt; Schultern abgerundet. Diese
t an Otiorhynchus, ist jedoch durch
verschieden; auch zeigt sie einige Ver-
Holcorhinus, weicht aber dadurch ab,
Geißel gehörigen Antennenglieder anders
ıs Schnabelende kaum ausgerandet, der
: als breit und die ganze Körpergestalt
Typus der Gattung ist S. australis;
eine Art, beide von Australien:
ralis *Schönh. Gylh.* = Pachygaster
ıs Neuholland. 2) S. Paganus *Schönh.*
foro.

ıs *Schönh. Gylh.* (l. c. 540).

:ner sind ziemlich lang, dünn; der Schaft
)rmig; die zwei ersten Glieder der Gei-
die übrigen allmälig kürzer werdend,
:gelförmig; die Keule ist länglich, eiför-
ıabel ist wenig länger und schmaler als
dick, linienförmig, oberhalb beinahe flach,
) mit einer Rinne, an der Spitze breit
ndet; die Grube für die Fühlhörner liegt
heile, ist an ihrer Basis tief, gegen die
und flacher. Augen ziemlich groß, fast
iig hervortretend. Das Vorderbrustka-
den meisten Arten breiter als lang, an
tutzt, an den Seiten ziemlich rundlich,
twas schmaler, gegen die Spitze zu zu-
in der Nähe der Augen mehr oder we-
ig. Die Flügeldecken sind länglich eiför-
sis beinahe abgestutzt, an den Schultern
n diesen etwas rundlich erweitert, gegen
rschmälert, oberwärts mäßig convex. Der
eiförmig, bald mit kleinen Schuppen be-
ganz glatt, ungeflügelt; meistens von
röße. Die Arten gewöhnlich am Cap.

Rückenschildchen.

losus *Schönh.* = Curculio setulosus
Vorgebirge der guten Hoffnung. 2) E.
. lebt auf der Insel Teneriffa. 3) E.
Gylh. = Curculio atratus *Sparrm.*
vom Vorgebirge der guten Hoffnung.

: Rückenschild:

ipennis *Schönh.* am Vorgebirge der gu-
5) E. exaratus *Schönh.* lebt ebenfalls
. obtusus *Schönh.* ebendaselbst. 7) E.
:. desgleichen.
Gattung, welcher die ganze Gruppe ih-
ankt, ist:

Cyclomus *Schönh.*

)rner sind etwas lang, ziemlich dünn;
icht den Brustkasten; die beiden ersten
iel sind ziemlich lang und haben eine ver-
ıe Gestalt, die übrigen Glieder nehmen
ın Länge ab und sind bald sehr kurz ver-

kehrt-kegelförmig, bald linsenförmig; die Keule ist läng-
lich-eiförmig. Der Schnabel ist sehr kurz, niedergebogen,
dick, fast drehrund, an der Spitze leicht ausgerandet, mit
etwas erhobenem Rande; die Grube zur Aufnahme der
Fühlhörner ist bald lang, bis an's Auge sich erstreckend,
lineär, breit und tief, oder sie ist undeutlich, fast ver-
schwunden. Die Augen sind rundlich und hervorstehend.
Der Prothorax ist länger als breit, an der Basis abge-
stutzt, an den Seiten gleichmäßig zugerundet, unterhalb
an der Kehle breit ausgerandet. Das Rückenschildchen
ist nicht wahrnehmbar. Die Flügeldecken sind länglich-
eiförmig, vorn fast abgestutzt, wenig breiter als die Ba-
sis des Vorderrückens, mit abgerundeten Schultern; nach
Hinten zu verschmälert, an der Spitze zusammen abge-
rundet, oberhalb convex. Die Flügel fehlen, wie bei den
meisten vorigen Gattungen. Die Tarsen sind ziemlich
lang, bald schmal und borstig, bald unterhalb mit ver-
breiterten Haftschwämmchen besetzt. Der Leib ist fast
länglich-eiförmig, mit weichen Stacheln besetzt, von mitt-
ler oder geringer Käfergröße. Der hierher gehörigen Ar-
ten stammen aus Südafrika, eine soll auch in Europa
vorkommen. Schönherr führt folgende Species auf:

†) Der Thorax ist in der Nähe der Augen nicht gelappt.

1) C. simus *Schönh.* = Curculio simus *Wiedem.* (Zool. Mag. II, 1. p. 126. nr. 190) = C. sepidioides *Chevrol.* = C. inquinatus et pollutus *Schönh.* (Curcul. dispos. method. p. 200), vom Vorgebirge der guten Hoffnung. 2) C. boops. *Schönh.* ebenfalls vom Cap. 3) C. eminulus *Schönh.* ebendaher. 4) C. lanugipes *Schönh.* desgleichen.

††) Der Thorax ist in der Nähe der Augen deutlich lappenförmig. Hierher nur eine Art, welche früher bei Schönherr (Curcul. dispos. method. p. 200) das zu Cyclomus gehörige subgenus Epichthonius bildete. Später hat er jedoch diese Untergattung wieder eingezogen.

5) C. coronatus *Schönh.* = C. (Epichthonius) simus *ejusd.* wie die vorigen Arten vom Cap.

Nähere Auskunft über diese Gruppe gibt das oben so oft citirte Hauptwerk über die Beschreibung der Rüsselkäfer: *Schönherr*, Genera et Species Curculionidum, auf welches, wie auf den Art. Rhynchophora verwiesen wird. (*Streubel.*)

Perithecium, s. Pilze.

PERITHYAS (*Περιθύας*), einer der Lieblinge des Herakles, welcher vom Schol. *Apoll.* Rh. I, 1207 neben Hylas, Philoktet, Diomos und Phrix genannt wird. (*Krahner.*)

PERITO. 1) Eine sehr große Ortschaft in der neapolitanischen Provinz Principato citeriore, auf einer Gebirgsstufe gelegen, die von einem höheren Berge überragt, sich über dem linken Ufer des Perainoflüßchens erhebt, 3½ Miglien ostwärts von Rotina entfernt, welches Dorf an der nach Calabrien führenden Hauptstraße liegt, mit einer zur Diöcese von Capanio gehörigen Seelsorge-

Mittel in jedem Falle zur Unterstützung der Cur benutzt werden. Was die Cur jener Entzündung betrifft, von welcher insbesondere der die Lendenmuskeln und Darmbeinmuskeln bekleidende Theil der Bauchhaut ergriffen wird, so fällt diese großentheils dem Wundarzte anheim, und erfodert — außer einem durchaus ruhigen Verhalten, bei welchem der Kranke insbesondere jede Bewegung der Schenkel vermeidet — tiefe Einschnitte in die leidenden Theile, nach vorausgeschickten allgemeinen Blutausleerungen und unter nachfolgendem Gebrauche anderweitiger entzündungswidriger und ableitender Mittel. Bei eintretender Eiterung muß der sich äußerlich bildende Absceß baldmöglichst mit einem Troikart geöffnet, der Zutritt der Luft zu der Wunde sorgfältigst vermieden und der Ausfluß des Eiters auf alle Weise begünstigt werden, um so mehr, als die größte bei Anwendung dieses Verfahrens beobachtete Sorgfalt dennoch nur selten von einem glücklichen Erfolge gekrönt wird. (*Lynch*, Diss. de peritonaeitide puerperarum. Edinb. 1799. *Laennec*, Histoire d'inflammations du péritoine. à Paris an XI.) (*C. L. Klose.*)

Peritricha, s. Infusoria und Säugethiere.

PERIUS. Nach Hygin (fab. 170) ein Sohn des Ägyptus, Gemahl der Hyale. (*Krahner.*)

PERIZOMA, s. Bruchband, Diaphragma und Herpes zoster, mit denen das Wort gleichbedeutend ist. (*J. Rosenbaum.*)

PERIZONIUS, ist der gräcisirte Name eines Geschlechts, aus Schuttorp in der Grafschaft Bentheim, dessen Abkömmlinge in der Gelehrtengeschichte des 17. und 18. Jahrh. einen wohlverdienten glänzenden Ruf sich erworben haben. Der eigentliche Name war Voorbroek. Der älteste uns bekannte Inhaber dieses Namens Gerhard, ein berühmter Jurist, hatte einen Sohn Johann, welcher zuerst durch einen Buchdrucker in Herford veranlaßt, den alten Namen mit jenem neuen vertauschte und die Beibehaltung desselben wenigstens bei den gelehrten Gliedern der Familie veranlaßte.

1) Anton Perizonius, ein anderer Sohn jenes Gerhard, widmete sich der Theologie zu Herborn unter Piscator, zu Heidelberg unter Fr. Junius, Daniel und Paul Tossan und David Pareus, und begab sich dann nach Genf, um durch den Verkehr mit Beza seine Ausbildung zu vollenden. Nachdem er in sein Vaterland zurückgekehrt war, machte ihn der Graf von Lippe zu seinem Hofprediger; später wurde er Prediger zu Cappellen, wo er im 77. Lebensjahre 1645 starb. Seine Gattin (Schulting nennt sie Wibbena Troppia, was wol Wibbina Trop, die er bei der Verwaltung des Conrectorats in Steinfurt kennen gelernt hatte, heißen muß) hatte ihm eilf Kinder geschenkt, von denen das älteste ein Sohn Namens Heinrich, war, welcher später zum Predigtamte in Detmold gelangte.

2) Christian Perizonius, ein Sohn von Nr. 1. war im J. 1609 auf einem lippe'schen Schlosse in der Nähe von Lemgo geboren. Den ersten Unterricht erhielt er in Detmold; zu seiner weiteren Ausbildung ging er nach Bremen, wo Matthias Martini und Balthasar Wille den ebenso fleißigen als talentvollen Jüngling unterrichteten. Um sich dem Studium der Medicin zu widmen, bezog er die Universität Gröningen, deren berühmte Lehrer Johann Freitag und Konrad Matthäus ihn besonders anzogen. Nach einer glänzenden zweitägigen Disputation erlangte er am 1. Febr. 1639 die medicinische Doctorwürde und wurde darauf praktischer Arzt und Physicus zu Oldenzal, wo er sich am 29. Nov. 1640 mit Margarethe Hetsinge verheirathete. Auf den Wunsch seiner neuen Verwandten zog er nach Gröningen und erhielt am 19. Jan. 1647 eine medicinische Professur und darauf das Universitätssecretariat, welches letztere er erst, als auch hier seine medicinische Praxis sich immer mehr ausdehnte, niederlegte. Er starb schon am 29. Sept. 1650 im 41. Lebensjahre und hinterließ von fünf Töchtern und zwei Söhnen drei Töchter, zu denen noch ein nachgeborener Sohn kam. Er war ein unermüdlicher, gewissenhafter und dabei glücklicher Arzt; zu literarischen Arbeiten fehlte ihm Gesundheit und Zeit. Vergl. Effigies et vitae professorum academiae Groningae et Omlandiae p. 220—223.

3) Anton Perizonius, der jüngste Sohn von Nr. 1, war zuerst Rector der Schule zu Dam, einer kleinen Stadt der Provinz Gröningen. Aber nur sechs Jahre blieb er in diesem Amte und folgte im J. 1655 einem Rufe nach Hamm, wo er der erste Professor der Theologie und der hebräischen Sprache ward, mit dieser Stelle aber auch den Unterricht in der Philosophie und ein Predigtamt verband. Im J. 1661 wurde er Professor der Theologie und der orientalischen Sprachen zu Deventer, wo er im J. 1669 seine nützliche und sehr geschätzte Schrift: de ratione studii theologici tractatus ad ejus emendationem praecipue spectans: in quo de artium, philosophiae, literarum et linguarum in S. S. theologia usu ac necessitate, divinae scripturae studio, versionum naevis et defectu multiplici, novi testamenti stylo etc. copiose disputatur (598 in 12.) herausgab und in demselben Jahre ein Specimen Apolog. Anti-Guallerianum accusationibus Jac. Gualleri Jesuitae oppositum, quo Calvinus, Beza etc. vindicantur et natura fidei illustratur (in 4.) schrieb. Er starb im 46. Lebensjahre am 23. Oct. 1672[1]). Von acht Kindern, welche ihm seine Gattin Balduine Wildriks geboren hatte, überlebten ihn drei Söhne, Jacob, Christian und Gerhard, und eine Tochter Aleide. Vergl. *Schulting* oratio funebris in obitum Jac. Perizonii.

4) Jacob Perizonius, der älteste Sohn von Nr. 3, wurde am 26. Oct. 1651 zu Dam, wo sein Vater damals Rector war, geboren. Nachdem er den Elementarunterricht erhalten hatte, wurde er in die Schule zu Deventer geschickt, wo zuerst Gottlieb Hogers, dann Gisbert Cuper seine Lehrer in den alten Sprachen und in der Geschichte waren. Hierauf ging er 1671 nach Utrecht und benutzte daselbst vorzüglich den Unterricht von Johann Georg Grävius. Die Kriegsunruhen des folgenden

1) Nur Nachlässigkeit ist es, wenn in der Hist. critique de la Republique des lettres T. IX. p. 401 der 1. November als Todestag genannt wird, was Niceron sorglos nachgeschrieben hat.

Jahres nöthigten ihn jenen Musensitz zu verlassen und nach Deventer, wohin inzwischen sein Vater berufen war, zurückzukehren. Zu den Unruhen des Krieges, die auch jene Stadt nicht verschonten, kam häuslicher Kummer, durch den Tod des Vaters veranlaßt. Doch gab ihm dieser Unglücksfall größere Freiheit in den Studien der eigenen Neigung zu folgen. Die Theologie, zu der ihn der Wille seines Vaters bestimmt hatte, wurde aufgegeben und alle Zeit der altclassischen Literatur und der Geschichte gewidmet. Um hierin noch mehr Fortschritte zu machen, bezog er 1674 nach Wiederherstellung der Ruhe die Universität Leyden und benutzte daselbst den Unterricht und freundlichen Umgang mit Theodor Ryckius, der ihn sehr lieb gewann. Nach Beendigung der akademischen Studien kehrte er am Schlusse des J. 1675 nach Deventer zurück, um dort für sich weiter zu studiren und eine für ihn passende Anstellung abzuwarten. Doch wollte es ihm damit nicht gelingen, so sehr auch Männer, wie Nic. Heinsius und Grävius, sich für ihn verwendeten und die glänzendsten Erwartungen von seinen dereinstigen Leistungen hegten [2]). Jugendliche Unbesonnenheit, auch laute Klagen über verschiedene Beeinträchtigungen mögen ihm dabei hinderlich gewesen sein. Denn die Versuche, in Franecker, Leyden und Gröningen eine Professur zu erlangen, blieben ohne Erfolg, selbst in Deventer mislang die Bewerbung um die Stelle seines Lehrers Cuper und er sah sich 1681 einem weniger Würdigen nachgesetzt. Doch wurde er noch in demselben Jahre Conrector zu Delft und schon im Januar des folgenden Jahres Professor der Geschichte und der Beredsamkeit zu Franecker, welches Amt er am 19. Januar in feierlicher Versammlung mit einer Rede de M. Tullii Ciceronis eruditione et industria antrat [3]). Jetzt hatte er Gelegenheit, die reichen Schätze seines Wissens mitzutheilen, indem er bald einzelne lateinische Schriftsteller, wie Cicero, Terenz, Florus und Sueton, erklärte; bald Stylübungen veranstaltete, bald allgemeine Geschichte unter steigendem Beifall zahlreicher Zuhörer [4]) lehrte. Seine Leistungen blieben auch nicht ohne Anerkennung, denn schon 1684 bewilligten ihm die Curatoren der Universität eine Zulage von 100 Thalern. Im J. 1690 starb Theodor Ryckius in Leyden; die von ihm bekleidete Professur der Eloquenz und Geschichte wurde Perizonius angetragen, allein die Curatoren der Universität Franecker vermehrten seinen Gehalt abermals um 100 Thaler und erhielten dadurch ihrer Hochschule die vorzüglichste Zierde. Indessen nur noch auf kurze Zeit. Im J. 1693 wurden ihm neue, glänzendere Anerbietungen gemacht, die er nicht zurückweisen wollte. Am 7. Juli 1693 trat er sein neues Amt mit der Rede de usu atque utilitate graecae romanaeque linguae, eloquentiae, historiae et antiquitatis in gravioribus disciplinis an. Der frühere Beifall, dessen er sich in seinen Vorlesungen erfreute, wuchs immer mehr, besonders die geschichtlichen Vorlesungen wurden zahlreich besucht und daher ihm 1701, nach dem Tode Friedrich Spanheim's, auch der Auftrag ertheilt, die vaterländische Geschichte zu lehren. Er trat dies neue Amt an im Februar 1702 mit der Rede de fide historiarum contra Pyrrhonismum historicum (51 S. in 4.). Die doppelte Thätigkeit als akademischer Lehrer und als Schriftsteller schwächte endlich seine Kräfte, auf deren Erhaltung er ohnehin nie große Sorgfalt verwendet hatte. Während der letzten zehn Lebensjahre schwanden sie immer mehr, ein auszehrendes Fieber ergriff ihn, dem er am 6. April 1715 in einem Alter von 63 Jahren 5 Monaten und 11 Tagen unterlag. Mit ängstlicher Sorgfalt hatte er die Bestimmungen über seinen Leichnam getroffen; in seinem Testamente war sein einziger Bruder Gerhard zum Erben eingesetzt. Außerdem erhielt ein jeder von seinen Vettern 1000 Gulden. Unter den Legaten sind zwei, durch welche er seine Liebe zu den Wissenschaften am schönsten bethätigt hat; 20,000 Gulden vermachte er der Universität Leyden, von deren Zinsen 300 Gulden sieben Jahre lang einem Studirenden ausgezahlt, das Übrige zum Ankauf größerer und theuerer Werke verwendet werden sollte. Außerdem überließ er der Bibliothek seine Handschriften, die mit den handschriftlichen Anmerkungen versehenen Bücher, und einige werthvolle alte Drucke. Alles dies wird in einem besondern, mit des Schenkers Bildniß verzierten, Schranke aufbewahrt [5]). Seine übrigen Bücher, sowie die Münzsammlung wurden öffentlich versteigert und zu diesem Behufe der Catalogus librorum et nummorum Jac. Perizonii (Lugd. Batav. 1715) gedruckt.

Den Umfang seiner Kenntnisse, die sich nicht blos auf die alten Sprachen und die Geschichte beschränkten, sondern auch die hebräische Sprache in der Ausdehnung umfaßten, daß er einmal die Professur derselben in Leyden zu erlangen sich bemühte, bewährte Perizonius gleich in seiner ersten Schrift auf das Glänzendste. Im J. 1679 erschien zu Deventer Dissertationum trias; von denen die erste de constitutione divina super ducenda fratris uxore handelt und den bekannten Ausspruch (Deuteronom. c. 25, 5. 6) „Wenn Brüder bei einander wohnen und einer stirbt ohne Kinder, so soll des Verstorbenen Weib nicht einen fremden Mann draußen nehmen, sondern ihr Schwager soll sie beschlafen und zum Weibe nehmen und sie ehelichen. Und den ersten Sohn, den sie gebieret, soll er bestätigen nach dem Namen seines verstorbenen Bruders, daß sein Name nicht vertilgt werde aus Israel" einer gründlichen historischen Untersuchung unterwirft. Hier hatte er Veranlassung, seine Bekanntschaft mit den griechischen und römischen

2) Grävius schreibt in einem Briefe der Burmann'schen Sammlung (T. IV. p. 503): De Jac. Perizonio dies quoque noctesque cogito. Nam ejus ingenium et eruditio, cujus insignia vidi specimina, et in annotationibus Livii, quae recenti accedent editioni, et in multis epistolis ad me datis bonae frugis plenis, virum praeclarum promittunt: modo queat ex his tenebris et rebus angustis, quibus conflictatur, emergere. 3) Sie erschien noch in demselben Jahre im Druck und wurde in der Ausgabe der Orationes wiederholt. 4) Illud satis omnibus constat, sagt Schulting, nullius umquam Professoris in illo studiorum genere auditoria sive privata sive publica tanto etc.

5) Ein Verzeichniß steht im Catalog. Biblioth. Leidensis p. 492. 494, auch vor den Orationes.

Verhältnissen zu zeigen, über das Attische Erbrecht Einzelnes aus den Reden des Isäus zusammenzustellen und nach der Analogie dortiger Sitten jene Stelle dahin zu erklären, daß solchen Kindern ein eigener Name mit Hinzufügung von dem des Vaters verliehen worden sei. Die zweite Abhandlung de lege Voconia hat für unsere Zeit nur geringen Werth; nehmen wir weg, was zur Erklärung einiger Stellen und zur Widerlegung früherer Irrthümer beigebracht ist, so wird der Rest das misbilligende Urtheil Savigny's wol verdienen. Die frühere Zeit hat auch dies gebilligt [6]) und Ernesti z. B. diese Ansicht zu der seinigen gemacht. Jetzt, wo Gajus neue Aufschlüsse gewährt und die berühmtesten Juristen, wie Savigny, Zimmern, Hugo und Hasse, jenes Gesetz zum Gegenstande besonderer Untersuchungen gemacht haben, hat des Perizonius Arbeit für uns nur literargeschichtlichen Werth. Weniger bedeutend ist die dritte Abhandlung de variis antiquorum nummis, doch zeigen sich schon hier die Früchte der gründlichen Forschungen, welche er über die römischen Namen anzustellen frühzeitig begonnen hatte und von denen auch die späteren historischen und antiquarischen Schriften vielfache Belege geben.

Das nächste größere Werk waren Animadversiones historicae, in quibus quam plurima in priscis Romanarum rerum sed utriusque linguae auctoribus notantur, multa etiam illustrantur atque emendantur, varia denique antiquorum rituum eruuntur et uberius explicantur, die zu Amsterdam 1685 erschienen [7]). Hier war es nicht blos der Scharfsinn in der Verbesserung und Erklärung einzelner Stellen aus den Alten, sondern die kritische Schärfe, mit welcher er an die Untersuchung historischer Thatsachen ging, welche allgemeines Aufsehen erregte. Man hatte bisher das von den Schriftstellern Überlieferte treuherzig angenommen, ohne eine gründliche Prüfung zu wagen; die Zweifel der wenigen Gelehrten, die vor ihm Gleiches unternommen hatten, waren verschmäht oder vornehm beseitigt. Sicheren Schrittes ging Perizonius vorwärts; erst mußte er seinen Zeitgenossen den Wahn, daß die Alten nie geirrt hätten, benehmen und er that dies mit so schlagenden Zeugnissen ihrer eigenen Worte und mit so augenfälligen Belegen, daß dieser Irrthum für immer vernichtet worden ist. Mit Besonnenheit ging er nun weiter und zeigte an einzelnen römischen Familien, namentlich an denen der Serrani, Carbones, Clodii, Lepidi und Fabii, mit welcher Umsicht man bei geschichtlichen Forschungen der Art zu Werke gehen müsse. Auch dämmerte es bei ihm schon über die Beschaffenheit der Urgeschichte Roms. Denn als er die dissertationes duae de republica Romana herausgab, behandelte er in der ersten den Ursprung der königlichen Würde bei den alten Völkern im Allgemeinen, die zweite aber de historia Romuli et Romanae historiae origine geht specieller auf jene Frage ein, verdammt nicht jede Überlieferung über die älteste Zeit, sondern empfiehlt nur sorgfältige Prüfung und Ausscheidung späterer Zusätze und Ausschmückungen. Dies zeigte er an der Geschichte des Romulus, dessen Existenz und die von ihm ausgegangene Gründung Roms er zugibt. Daß bei allen diesen Untersuchungen einzelne Fehler sich finden, ist nicht zu leugnen. Aber nicht sowol diese, als vielmehr die vorherrschende Richtung der classischen Studien auf Grammatik und Kritik waren Veranlassung, daß der Eindruck des Werkes nicht größer war und der dadurch gegebene Anstoß nicht weitere Nachfolge herbeiführte, ja daß selbst die wenigen, die auf gleichem Gebiete sich bewegten, wie Bayle und Beaufort, die Arbeit ihres Vorgängers gar nicht beachteten noch benutzten. Erst der neuesten Zeit blieb es vorbehalten den eingeschlagenen Weg zu verfolgen und die Verdienste des Perizonius in ein helleres Licht zu setzen. „In dem 17. Jahrh., sagt Niebuhr [8]), gingen allgemein der Geist und die Wissenschaft aus der Unmündigkeit hervor; es lehrten große Männer das Antlitz der Dinge anschauen und mit freier Brust erforschen: in den Büchern, bisher der Gelehrten ganzer Welt, nur Bilder eines nicht unmittelbar zugänglichen Theils des Lebendigen erblicken: eigenen Sinn, eigene Vernunft, eigenes Urtheil in Allem gebrauchen: auch auf die römische Geschichte dehnte sich die junge Freiheit aus. Ohne Zweifel verdanken wir dem allgemeinen regen Leben seiner letzten Decennien die erste Schrift, welche, wie Einzelnes die Fülle, im Allgemeinen prüft, was diese Geschichte sei und sein könne. Dies sind Perizonius' meisterhafte Forschungen; ein Werk, welches wie andere genialische, unübertroffen classisch in der Art ist, worin es das erste war." Mit diesen Studien des römischen Alterthums hängen auch mehre kleinere Schriften zusammen, die zugleich Beiträge zur Erklärung des neuen Testaments liefern. Dahin gehört: 1) Dissert. de Augustea orbis terrarum descriptione et loco Lucae eam memorantis (Franequer. 1682. 4. und 1690), in welcher die viel besprochene ἀπογραφή nicht als ein eigentlicher Census, sondern als ein bloßes Verzeichniß sämmtlicher Bewohner des römischen Reichs dargestellt wird. Die Ansicht war nicht neu, sondern nur mit besseren Gründen erwiesen. Bekanntlich ist der Streit über diese Frage noch immer nicht geschlichtet und selbst Huschke's genaue Untersuchungen finden wohlbegründeten Widerspruch. 2) Dissert. philologica de origine, significatione et usu vocum Praetoris et Praetorii veroque sensu loci ad Philippenses 1, 13. (Franeq. 1687 4.) und 3) Dissert. philolog. de Praetorio Caesarum ejusque Praefecto (Franeq. 1688. 4.). In der ersteren Abhandlung suchte er zu erweisen, daß unter dem Prätorium, dem, wie Paulus versichert, seine Unschuld bekannt sei, nicht der Ort des Gerichts, sondern die prätorischen Cohorten zu verstehen seien. Ulrich Huber wi-

6) Schulting sagt: In omnibus magna sese prodit et enitet eruditio, acutum ingenium, limatum judicium, linguarumque et antiquitatum, non Latinarum tantum sed et Graecarum immo et Hebraicarum minime vulgaris notitia. Quin et juris veteris Romani nonnulla capita in secunda egregie exponuntur.

7) Schon 1739 versprach Ernesti einen Abdruck des Buches, den die mislichen Verhältnisse des dafür gewonnenen Verlegers vereitelten. Harles besorgte einen solchen 1771 zu Altenburg.

8) Vorrede zur röm. Gesch. I. S. VIII.

verlegte diese Ansicht in dem Schriftchen de officio praefecti praetorio und veranlaßte dadurch Perizonius zur Abfassung der zweiten Abhandlung, in der er seine Ansicht mit neuen Gründen zu sichern suchte. Je klarer die Wahrheit sich herausstellte, um so heftiger wurde der Gegner, gegen den Perizonius 4) die Abstersio censurae Huberianae in nuperas responsiones *Jacobi Perizonii* ad librum singularem *Ulrici Huberi* de praetorio (Franeq. 1690) herausgab, und dadurch einen glänzenden Sieg errang [9]. 5) Diss. de censoribus populi Romani (Lugd. Bat. 1697. 4.). 6) Dissert. de aere gravi (Lugd. Bat. 1713. 12.). Da Ludolf Küster denselben Gegenstand behandelt hatte, replicirte er in einer besonderen epistola, die Perizonius' Meinung bestreitet. Zu gleicher Zeit antwortete Perizonius auf *Andr. Morellii* de nummis consularibus epistola. Ein größeres Werk sind *J. P.* Origines Babylonicae et Aegyptiacae Tomis II., quorum prior Babylonicae et turris in terra Sinear exstructae ac dispersionis hominum ex ea rationem ac historiam continet, alter: Aegyptiarum originum et temporum antiquissimorum investigatur, in qua Marshami chronologia funditus evertitur, tum illae Usserii, Cappelli, Peyronii aliorumque examinantur et confutantur (Lugd. Bat. 1711) und in einer zweiten vermehrten, durch K. Andr. Duker besorgten Ausgabe (Trajecti ad Rhen. 1736). Die hier behandelten Gegenstände hatten ihn schon früher vielfach beschäftigt und einzelne akademische Schriften, z. B. die dissert. de Busiride (Lugd. Bat. 1700. 4.) veranlaßt. Dies faßte er nicht nur zusammen, verbesserte und vermehrte es ansehnlich, sondern fügte auch die Forschungen über die Ägyptische Chronologie neu hinzu. Hier ging er von Necho zunächst auf die ältesten Zeiten zurück, zeigte, wie wenigen Angaben voller Glaube geschenkt werden dürfe, und wendete sich zuletzt auf Necho und Hophra und den Krieg desselben mit Nebukadnezar. Die babylonischen Untersuchungen zerfallen gewissermaßen in zwei Theile, deren erster die älteste Geschichte und Chronologie behandelt, während der zweite sich mit der Erklärung von Genesis C. 9, 1—9 beschäftigt. Mit den historischen Forschungen, zu denen ihn seine amtliche Stellung nöthigte, sind zu verbinden 1) zwei Streitschriften gegen Ulrich Huber: specimen errorum supra centum et viginti ex uno et primo tomo historiae civilis *Ulrici Huberi* in usum academicae juventutis collectum (Franeq. 1693). Errores XIII. ex historia civili *Huberi* in demselben Jahre; 2) die am 6. Febr. 1702 gehaltene und gleichfalls besonders gedruckte Rede de fide historiarum contra Pyrrhonismum historicum; 3) die Dissertation de rebus atque incrementis Prussorum (Lugd. Bat. 1708; 4) das größere Werk: Rerum per Europam maxime gestarum ab ineunte saeculo sextodecimo usque ad Caroli V. mortem etc. commentarii historici (Lugd. Bat. 1710) und in einer zweiten Ausgabe 1716, vielleicht das unbedeutendste unter seinen umfangreichen Werken, wenn auch die tüchtige Gesinnung [Wachler [10]) bezeichnet ihn als historischen Herold der Nationalfreiheit] und die Einfachheit der Darstellung und die Klarheit der Anordnung rühmend zu erwähnen sind.

Der Mittelpunkt seiner Wirksamkeit auf dem Gebiete der Grammatik ist in der Bearbeitung von Sanctii Minerva zu suchen; er selbst behauptet in derselben seine gesammten grammatischen Ansichten niedergelegt zu haben. Die Auffoderung eines Buchhändlers, einen von ihm beabsichtigten Abdruck jenes Werkes mit Anmerkungen zu bereichern, veranlaßte die erste zu Franecker 1687 erschienene Ausgabe; die zweite erschien 1693 ohne sein Wissen, die dritte nach längerer Verzögerung 1702 zu Amsterdam, die vierte 1714. In allen späteren Abdrücken, deren Anzahl nicht gering ist, sind die Anmerkungen von Perizonius aufgenommen und vielfach mit ungemessenen Lobsprüchen erhoben. Dies verdienen auch die scharfsinnigen Beobachtungen über einzelne Redeweisen, die wohlgewählten Beispiele, die treffenden Erklärungen einzelner Erscheinungen [11]). Im Ganzen aber hat er die Wissenschaft der Grammatik nicht grade gefördert, eher gehemmt und wesentlich dazu beigetragen, daß man in der Beobachtung des Einzelnen sich genügen zu können vermeinte. Die Sprache erscheint ihm als ein Kunstwerk der Menschen, der Zufall hat dabei eine große Bedeutung, den lebendigen Zusammenhang zwischen Sprechen und Denken verkennt er ganz, eine allen Sprachen gemeinsame Theorie der Casus verwirft er als Thorheit, Definitionen der verschiedenen Redetheile scheinen ihm überflüssig [12]), was er selbst darin versucht hat, muß als verunglückt betrachtet werden. Mit den Ellipsen treibt er ein ausgelassenes Spiel. Dies ist der Grund, warum Michelsen in der lobenswerthen Schrift: „Historische Übersicht des Studiums der lateinischen Grammatik" S. 50 folgendes harte Urtheil fällt: „Mir erscheint Perizonius als derjenige, durch welchen das von Sanctius angeregte höhere grammatische Studium alles Leben verlor, sodaß das todte Fortschleppen der grammatischen Lehren durch das 18. Jahrh. hindurch besonders durch ihn eingeleitet wurde, — in ihm sehe ich die Mahnung, wie Sanctius nicht verstanden werden muß." Der letzten Ausgabe des Sanctius fügte er eine Abhandlung über das Wort cernere bei, in welcher er seine mit großer Leidenschaftlichkeit und meist schwachen Gründen durch Küster angegriffene Ansicht über dasselbe rechtfertigt und die Wahrheit seiner Behauptung darthut.

Wenden wir uns zu den von Perizonius bearbeite-

9) Huberus, sagt Carpzov., in tota hac altercatione infans, quin nihil est ad Perizonium in hoc genere divinum. Sed quod illi doctrina denegavit, id impudentia inanisque fastus fiducia facile supplevit pro modo hujus saeculi, ubi quo quis est impudentior, eo fere doctior habetur.

10) Geschichte der historischen Forschung und Kunst. II. S. 232. 11) F. A. Wolf erklärte dies für das Beste, was Perizon geschrieben. 12) Ceterum de definitionibus hujusmodi subtiliter disputant non Sanctius modo, sed et alii Grammatici, et ita ut nunquam de iis in concordiam eant. Anxia mihi haec videtur et obscura diligentia, certe nullius fere usus, quum de re ipsa satis constet.

J. 1695 (57 S. 4.); Orationes duae de pace, gehalten 1697 und im folgenden Jahre gedruckt (62 S. 4); Aether Britannis et Batavis militans seu proprium Dei numen manifesta prorsus ratione illis praesens in rebus gestis et victoriis a. 1708 in Belgica partis, gehalten am 4. Febr. 1709 (73 S. 4.); De doctrinae studiis nuper post depulsam barbariem diligentissime denuo cultis et desideratis, nunc vero rursus neglectis fere et contemtis im J. 1708. Sie alle, zwölf an der Zahl, erschienen in einer von Wilhelm Westhof besorgten Sammlung zu Leyden im J. 1740.

Auch als Dichter [14]) hat er sich versucht; einzelne Proben stehen in Sante'ns Deliciae poet. p. 163, ein hymnus Benedicti Aminis (d. h. Perizonius) ebendaselbst S. 206. Broukhuys ließ diese Versuche nicht ungetadelt; auch die Feindschaft mit Francius scheint daher zu rühren, daß dieser ein von Perizonius gelobtes griechisches Gedicht scharf getadelt hatte. Der Streit ist rein persönlich geworden und in mehren Schriften geführt, die sich durch große Heftigkeit nicht grade empfehlen sollen [15]). Fünf Schriften sind von Perizonius unter dem Namen Valerius Accinctus geschrieben, von denen ich blos die Titel kenne: carmen in scurram barbarum, qui se Petr. Francium dicit, epistola ad P. Francium Barbarum de novissimo ejus carmine in scurram literarium, ad Francii epistolam primam responsio und demonstratio Francianae barbariei et inscitiae per omnes philologiae partes et responsio ad ejus epistolam secundam; responsio ad Francii epistolam tertiam. Sie fallen alle in's J. 1696.

Den Professor Schulting, seinen Collegen, hatte Perizonius selbst erwählt, ihm die Leichenrede [16]) zu halten und ihm dafür *Lambeccii* commentar. de bibliotheca Vindobonensi vermacht. Sie erschien 1715. 4. unter dem Titel: *Antonii Schultingii* Oratio funebris in obitum Jacobi Perizonii und wurde in dessen commentationes academicae (Halae 1770) S. 157—184 wieder abgedruckt. Enthält sie auch keine genügende Schilderung der umfassenden Verdienste des Mannes, so gibt sie doch ein schönes Bild von seinem Leben und seinem Charakter, von seiner Lehrthätigkeit und den wichtigsten seiner Schriften. Aus dieser Quelle haben die meisten Andern geschöpft; der Aufsatz von Masson in der Histoire critique de la Republique des Lettres T. IX. p. 395—424. T. X. 453—457 ist nicht ohne eigenthümliche Zuthaten. Nicht frei von Irrthümern, besonders in dem bibliographischen Theile, ist die Lebensbeschreibung in *E. L. Vrimoet* Athenae Frisiacae (Leuwarden 1758) p. 625—40 und noch fehlerhafter Niceron's Nachrichten 1. Th. S. 302—310. Das Elogium Jac. Perizonii in den Acta Eruditor. a. 1716 p. 95 ist oberflächlich. Werthvoll ist Gustav Kramer's Elogium Jac. Perizonii, eigentlich wol eine an der bonner Universität von Niebuhr gestellte Preisfrage, dann zur Erlangung der philosophischen Doctorwürde 1828 in Berlin gedruckt (96 S.).

5) Gerhard Perizonius, ein Bruder von Jacob, war reformirter Prediger in dem Dorfe Groot-Ammers, bei Schoonhoven, von wo er 1715 nach Brille berufen wurde. Dort lebte er bis 1742. Von ihm erschien: „De volstreckte Borgtogt van de Soone Gods" zu Amsterdam 1710 und wurde zu Utrecht 1712 und 1713 wiederholt.

Zum Schlusse füge ich eine Geschlechtstafel bei:

Gerhard

Anton 1568—1645. | Johannes.

Heinrich. | Christian 1609—1650. — fünf Töchter und zwei Söhne. | Anton, das jüngste von eilf Kindern. 1616-1672.

Jacob 1651—1715. | Gerhard † 1742. | Christian. | Aleide.

(*Fr. A. Eckstein.*)

PERJÁMOS, latein. Pereamus, ein dem agramer Bisthume gehöriges sehr großes Dorf im nagy-szent-mikloser Bezirke (Gerichtsstuhle, Processus) der torontaler Gespanschaft des Banates, im Kreise jenseit der Theiß Oberungarns, in der großen oder untern Landesebene, am linken Ufer des Marosflusses gelegen, mit 401 Häusern, 2945 meist teutschen Einwohnern, die bis auf 198 Griechen, zwei Reformirte und acht Juden, sämmtlich Katholiken sind, einer eigenen katholischen Pfarre des Bisthums Csanad, einer katholischen Kirche und Schule, mehren Gast- und Wirthshäusern und einem sehr fruchtbaren Boden. (*G. F. Schreiner.*)

PERJEN auch PERJENN, dessen Name in ältern Urkunden Perjon lautete und von dem römischen Pons-oeni entstanden ist, eine zum Landgerichte Landeck und zur Gemeinde Perfuchs gehörige niedliche Ortschaft, zwischen Obstbäumen unter dem Schlosse Schrofenstein, am steil aufragenden Gebirge des linken Innufers gelegen, nach Landeck (Bisthum Brixen) eingepfarrt, mit einer der heiligen Nothburga geweihten katholischen Filialkirche, 20 Häusern und 155 Einwohnern. Hier war zur Zeit der Römer der Hauptstandpunkt der römischen Macht in dieser Gegend, eine Brücke über den Inn und eine bedeutende Station, ganz nahe am Zusammenflusse des Inns und der Sanna. (*G. F. Schreiner.*)

PERJESS auch PERJÉSSE, slaw. Drassice, ein zur Herrschaft Balog gehöriges Dorf im ratkover Gerichtsstuhle der gömörer Gespanschaft, im Kreise diesseit der Theiß Oberungarns, zwischen Bergen gelegen, nach Padár (Bisthum Rosenau) eingepfarrt, mit 71 Häusern und 567 magyarischen Einwohnern, welche bis auf sechs Katholiken sämmtlich der evangelischen Kirche helvetischer Confession angehören. (*G. F. Schreiner.*)

Perjuratio, Perjurium, s. Meineid.

14) *Peerlkamp*, De poetis latinis Nederlandiarum. p. 465.
15) Vergl. Histoire critique de la republ. des lettres. T. X. p. 451 sq. 16) Bei dieser Gelegenheit erschien auch eine Elegie des Pastor Clermont in Amsterdam, welche den Verlust der Universität mit den lebhaftesten Farben schildert.

PERKAN, Berkan, Barkan), ein aus Kammwollgarn leinwandartig gewebter Zeug, dessen Hauptanwendung in dem Gebrauch zu Möbelüberzügen besteht. Das Garn dazu ist stark gedreht; die Kette besteht aus zweifach gezwirnten, der Einschuß aus zwei-, drei-, vier-, fünf- oder sechsfach gezwirnten Fäden. Beim Weben wird der Einschuß sehr fest angeschlagen, sodaß der Stoff eine große Dichtigkeit erlangt. Sehr oft wird der Berkan durch Kalandern mit einer gewässerten Zeichnung versehen, in welchem Falle er den Namen Moir (Moor) führt; zuweilen preßt man auch Dessins darauf. (*Karmarsch.*)

PERKANIA (*Περκανία*). Konon (ἐν τῷ τρίτῳ περὶ τῆς Νησιάδος) behauptete, daß das Ägäische Meer von der Perkania, einer Tochter der Ax (s. *Anton. Lib.* 36 ἀπὸ Περκανίας *Αἰγός* oder ἀπὸ τῆς *Καρυστίας*. τῆς *Αἰγαίης*) den Namen habe. (Schol. *Apoll. Rhod.* I. 1165.) (*Krahner.*)

PERKÁSZ auch **BERKÁSZ**, walachisch Prikasz, ungarisch Berekszász, ein walachisches, zum Theil von Salzschiffleuten bewohntes Dorf im szászvároser (brooser) Stuhle im Sachsenlande von Siebenbürgen, im Thale der Maros, unfern von deren linkem Ufer gelegen, mit einer eigenen griechisch-unirten und einer griechischen nicht unirten Pfarre und Kirche. Die gebirgige Umgebung bietet einen reichlichen Stoff zu geognostischen und mineralogischen Beobachtungen dar. (*G. F. Schreiner.*)

PERKÁTA. 1) Nagy-P., Groß-P., eine Herrschaft und Ortschaft (Dorf) im csákvárer Bezirke (Gerichtsstuhle, Processus) der stuhlweißenburger Gespanschaft im Kreise jenseit der Donau Niederungarns, in der untern oder großen Landesebene, in sumpfiger Gegend gelegen, mit 257 Häusern, 2464 illyrischen Einwohnern, welche mit Ausnahme von sechs Griechen und zwölf Juden sämmtlich Katholiken sind, einer eigenen katholischen Pfarre, Kirche und Schule. Die Herrschaft gehörte früher den Jesuiten. 2) Kis-P., Klein-P., ein in einem Thale an einem kleinen Bache gelegenes Praedium desselben Bezirkes, Comitates und Landes, nach Nagy-P. eingepfarrt, mit 13 Häusern und 89 Einwohnern. (*G. F. Schreiner.*)

PERKEL, PEIKO, der Höllengott, ward von den Lappländern verehrt [1]). Bei den mit dem großen Finnenstamme verwandten Ungarn heißt Pokol die Hölle. Das altslawische Peklo hatte die Bedeutung von Pech und Hölle, wie auch noch jetzt im Böhmischen Peklo die Hölle bedeutet, polnisch Pieklo, serbisch Pakao, slovenisch Pekel, lithauisch Péklà, altpreußisch Pickullü und der Teufel selbst heißt lithauisch Pyculus, altpreußisch Pickulls [2]). Mit Recht wird Perkell oder Peiko von Georgi für den finnischen Teufel gehalten. Bei den Lappen in Finnmarken wurden Perkel-Gadze (Teufelsgesellschaft) des Noaaid's (des Zauberers) Lehrmeister und Mithelfer darin, mittels Zauberkunst Menschen und Vieh zu tödten und andern Schaden zu thun [3]), genannt. (*Ferdinand Wachter.*)

1) Mone, Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa. 1. Bd. S. 57. 2) Vergl. Grimm, Teutsche Mythologie. S. 465. 3) *Knud Leems* Beskrivelse over Finmarkens Lapper. p. 423.

PERKHEIM, PERKHAM, auch *Bergheim* und in alten Urkunden Perkheimb und *Perekkeinium*, ein in historischer Hinsicht nicht unwichtiges Dorf im Districts-Commissariate Eschelberg, im Mühlkreise des Erzherzogthums Österreich ob der Enns, am Fuße sanft anschwellender Berge, in einer eben so fruchtbaren als angenehmen Ebene gelegen, nur eine halbe Stunde vom linken Donauufer entfernt, mit 61 Häusern, 290 Einwohnern, welche nach Pöndorf eingepfarrt sind, einem alten Schlosse, um das sich schöne Obst- und Gemüsegärten herumziehen, einem Brauhause und einem stark besuchten Märzenkeller. Der Ort erinnert an ein angesehenes altadeliges Geschlecht, die Perkheimer. Mehre Denksteine von Gliedern dieser Familie trifft man in der Pfarrkirche zu Offenhausen im Hausruckkreise an. Ein Stammhaus der Herren von Perkheim war Oberperkham im Hausruckkreise, von denen Richer 1285 zuerst erscheint. Das Geschlecht der Perkheimer soll übrigens aus den Stiften Salzburg und Freising stammen. Im J. 1304 kommen fünf Brüder oder Vettern der Herren zu Perkheim und Kammerschlagg vor. Im J. 1328 erscheint Haug von Perkheim als der von den Herzogen von Österreich über das auf einer Donauinsel gelegene Schloß Spielberg eingesetzte Burggraf. Im J. 1336 zogen die Pürkheimer aus den genannten Stiftern ganz nach Oberösterreich, bauten das Schloß Bergheim oder Perkham im Mühlkreise und wurden hierauf große Wohlthäter der Stifte Wilherung und Polgarn. Im J. 1339 gaben die Herren von Schaumburg dem Rüdiger Ennenkel, „daz Gesäsz datz Perkhaimb" zu Lehen; dieses war das obenerwähnte Oberperkham. Im J. 1430 stiftete Elspet, Ulrich's des Perkhaimers sel. Tochter, einen Jahrtag bei der Pfarre St. Johann am Windberge im Mühlkreise. Um diese Zeit besaßen die Herren von „Pergern, Puchheim und Perkheim" das Schloß Luten, welches später Losensteinluten benannt wurde. Im J. 1446 baute Georg von Perkheim an der Kirche zu Schönborf eine besondere Kapelle für sich und seine Familie; 1508 gehörte Hofeck dem Ulrich Perkheimer; 1524 besaßen die Perkheimer auch die Schlösser Perl und Gneisenau; 1520 starb Kaspar von Perkheim, der einer der vorzüglichsten Männer dieser Familie war; 1548 hatte Georg von Perkheim zu Würting mit mehren andern Edlen die Bitte der österreichischen Stände an den Reichstag zu Augsburg um protestantische Religionsübung unterzeichnet; 1559 starb Georg Freiherr von Perkheim. Vom J. 1564 findet man links neben dem Hochaltar der Pfarrkirche Heiligenberg eine Glastafel mit dem Wappen des Wolf von Perkheim und seiner Hausfrau. Im J. 1610 starb endlich diese Familie ganz aus*). (*G. F. Schreiner.*)

PERKIN WARBECK [1]). Nachdem in England un-

*) Bened. Pillwein's Geschichte, Geographie und Statistik des Erzherzogthums Österreich ob der Enns und des Herzogthums Salzburg (Linz 1828 u. 1830). I. S. 32. 47. 206. 207. 225. 256. 413. II. S. 49. 378. III. S. 25. 32. 385. 405—408. 455.

1) Die Biographie universelle, 33. Bd. (Paris 1823) schreibt Waerbeck und folgt hierin, wie im Ganzen des betreffenden Arti-

ter König Heinrich VII. der durch eine ihm günstige Verkettung von Umständen die mehrjährigen Kämpfe der Häuser York und Lancaster beendet und die Interessen der zwei Rosen vereinigt hatte, wiederholt das Gerücht aufgetaucht war, daß von den zwei Söhnen König Eduard's IV., die deren Oheim und Heinrich's Thronvorfahr, Richard III., im Tower zu London ermorden lassen, der Zweitgeborene, Richard Plantagenet, Herzog von York, noch am Leben sei, erschien 1493 — zehn Jahre nach jener Mordthat — ein portugiesisches Schiff in der Bucht von Cork in Irland und vom Bord desselben ein schöner, vielleicht 20jähriger Jüngling, der in seiner Person das Gerücht für Wahrheit, sich für den aus dem Tower geretteten Herzog von York erklärte. O'Water, Mayor von Cork, beglaubigte die Angabe; der Prätendent fand Anhänger[2]) und bereitete sich zu weiterer Unternehmung, als eine Gesandtschaft Karl's VIII. von Frankreich ihn zu diesem einladete, unter seinem Schutze den väterlichen Thron zu erobern. Karl war in Krieg mit Heinrich; sein Botschafter, Fryon, ein aus Heinrich's Dienst zu Karl entwichener Secretair[3]), gab dem Prätendenten den königlichen Titel, und mit dem Versprechen baldiger Rückkehr begleitete Letzterer den Gesandten nach Paris. Hier wurde er von Karl und dessen Hofe als zum englischen Throne berufener Sohn des vierten Eduard empfangen, erhielt einen eigenen Palast, eine eigene, von Lord Concressault befehligte Leibwache, ein seinem Range angemessenes Einkommen und bald auch durch ihre Bevollmächtigten, Sir George Nevil und Sir John Taylor, das Dienstanerbieten von mehr als hundert vornehmen englischen Herren. Aber alle diese Herrlichkeit vernichtete der Friede von Estaples, in welchem Karl sich gegen Heinrich verpflichtete, den Prätendenten ungesäumt aus seinem Königreiche zu entfernen[4]). Karl erfüllte die Zusage, und der Ausgewiesene ging nach Flandern zu Margarethen, der verwitweten Herzogin von Burgund, aus dem Hause York.

Obschon Margarethe, Witwe Karl's des Kühnen, Herzogs von Burgund, und Schwester Eduard's IV. und Richard's III. von England, dem König Heinrich wegen der seiner Gemahlin, ihrer Nichte Elisabeth, Tochter Eduard's IV., vorenthaltenen Theilnahme an der Krone[5]) feindselig gesinnt und sowol dies als ihre nahe verwandtschaftliche Stellung zu einem Sohne des vierten Eduard der ostensible Grund war, welcher den Prätendenten zu ihr führte, empfing sie ihn doch mit kalter Zurückhaltung, verlangte in Gegenwart ihres Hofs die Rechtfertigung seiner Ansprüche auf den Namen des Herzogs von York, und legte ihm selbst die einschlagenden Fragen vor. Als er solche aber insgesammt genügend beantwortet, stürzte sie in seine Arme, erklärte, beim ersten Blicke in ihm den Sohn ihres Bruders Eduard erkannt zu haben, nannte ihn ihren theuern, wunderbar geretteten Neffen, stellte ihn den Anwesenden als rechtmäßigen Erben der Krone Englands vor, wies ihm die Staatsgemächer ihres Palastes zur Wohnung an, gab ihm eine Leibwache von 30 Hellebardieren und schmückte ihn mit dem Titel der weißen Rose von England. Schnell eilte die Kunde nach London; das frühere Gerücht vom Leben des Herzogs von York fand am Benehmen der Herzogin eine Bürgschaft; alle mit Heinrich Unzufriedenen liehen freudigen Glauben, und nicht blos Lord Fitzwater, Sir Simon Mountfort, Sir Thomas Thwaites und andere hochstehende Männer, sogar Sir William Stanley[6]), des Königs Oberkammerherr, er, der Heinrich den Weg zum Throne gebahnt, bezeigten ihre Geneigtheit, den Prätendenten zu unterstützen. In ihrem Auftrage begaben sich Sir Robert Clifford und William Barley nach Flandern, dem Prätendenten, falls sie an seiner Identität mit Eduard's zweitgeborenem Sohne nicht zweifeln könnten, ihre Dienste anzubieten. Clifford's Berichte wußten von keinem Zweifel.

Alles dies blieb dem wachsamen Heinrich nicht fremd. Aber statt offener Gewalt zog er vor, dem drohenden Sturm durch Entlarvung des angeblichen Herzogs von York zu begegnen. Er wählte dazu zwei Mittel. Das eine sollte im unbestreitbaren Nachweise des Todes der beiden Söhne Eduard's bestehen, denn war dieser gegeben, so mußte der Prätendent ein Betrüger oder ein Betrogener, wenn nicht beides sein. Vier Personen waren bei der Ermordung thätig gewesen: Sir James Tyrrel, dem Richard III. mit dem Befehl über den Tower den diesfallsigen Auftrag ertheilt, — dessen Diener, John Digh-

---

tels, der Histoire d'Angleterre par Mr. de *Rapin Thoyras*, 4. Bd. (Haag 1724) S. 460 fg. Abgesehen jedoch, daß die Franzosen für die Rechtschreibung fremder Namen unzuverlässige Autorität sind und sämmtliche englische Historiker, von Bacon bis mit Lingard, Warbeck schreiben, gibt auch weder Thoyras noch die Biogr. univ. für das nach a eingeschaltete e einen Grund an.

2) Über die Einzelnheiten in Warbeck's Geschichte finden bei den sie behandelnden Schriftstellern unvereinbare Abweichungen statt. So bemerken zwar Bacon (Hist. Reg. Henrici. p. 117), Thoyras (l. c. p. 461), Hume (History of England, chap. 25), Henry (History of Great Britain, Book VI. chap. 1. pt. 1. §. 1) und Lingard (History of England. Vol. V. chap. VI), daß Warbeck unverzüglich nach seiner Landung an die zwei mächtigen Grafen von Desmond und Kildare geschrieben und sie um Unterstützung gebeten; während aber Bacon und Henry versichern, daß beide Grafen das Gesuch abgelehnt, Lingard Erstern zu Gunsten Warbeck's sich aussprechen und Letzterer eine höfisch-zweideutige Antwort ertheilen läßt, begnügen sich Thoyras und Hume mit Erwähnung des Gesuchs. Für den Zweck gegenwärtigen Artikels darf ich auf die Momente solcher Abweichungen, wenn sie wie hier nur Unwesentliches berühren, nicht eingehen, sondern muß in den Text aufnehmen, was ich Ursache habe für das Richtigste zu halten. 3) *Hume* l. c.: One Frion, a secretary of Henry, who had deserted his service. *Thoyras* l. c.: ... un nommé Fryon, Secretaire du Roi pour la langue françoise, s'étoit évadé de la Cour, et s'en étoit allé à Paris, où il avoit été fort bien reçu. 4) Heinrich foderte Auslieferung, die aber Karl entschieden verweigerte. Der zierliche Monsieur de Marsolier (im zweiten Bande seiner Histoire de Henry VII., Roy d'Angleterre, Paris 1725) knüpft an jene Weigerung die nationalen Worte (p. 19): Mais les François ennemis de tout tems de la perfidie persistèrent toujours à la lui refuser, et à garder à Perkins la parole qu'on lui avoit donnée.

5) Das Nähere unter Anderem bei Lingard (l. c.) Settlement of the Crown. 6) Als ein Beleg für das gerechte Mistrauen in die französische Namenschreibung (s. Not. 1) diene, daß Thoyras (l. c. p. 470) den wohlbekannten Stanley Le Lord Guillaume Strange nennt.

gefunden, der ihm in der entscheidenden Schlacht von Bosworth das Leben gerettet, die Krone aufgesetzt und zuerst den Ruf erhoben hatte: lange lebe König Heinrich![14]) Jedenfalls stimmen sämmtliche Autoritäten überein, daß der Streich, der Stanley das Haupt, Warbeck's Anhängern den Muth nahm[15]). Die Herzogin von Burgund entmuthigte er nicht. Noch war ihr Schützling nicht persönlich in England erschienen. Also sammelte Warbeck auf ihre Kosten ein Heer von 600 Mann[16]), schiffte mit diesen, von Fryon begleitet, nach der englischen Küste, setzte am 3. Juli 1495 ein Drittel bei Sandwich in Kent ans Land, und sobald er vom Bord aus bemerkt, daß die Einwohner, statt mit offenen Armen, ihnen mit gewaffneter Hand entgegengingen, lichtete er schleunigst die Anker und kehrte nach Flandern zurück. Das Schicksal, dem er die Gelandeten überließ, war für 169 der Tod am Galgen. Nicht freundlich von der Herzogin empfangen, blieb ihm jetzt keine andere Wahl als ein nochmaliger Landungsversuch oder das Niederlegen seiner verunglückten Rolle. Aus leicht begreiflichen Gründen entschied er sich für Ersteres und segelte im Januar 1496 mit einer Rotte Abenteuerer an der bewachten Küste Englands vorüber nach Cork. Aber Heinrich's Statthalter, Poynings, hatte es verstanden, Irlands Sympathien für ihn zu unterdrücken, und abgewiesen von den Schlössern, in den Hütten elend beherbergt, verfolgt und gehetzt, schiffte er sich wieder ein und nahm den Weg nach Schottland.

In Schottland herrschte damals König Jacob IV. Die feste Anhänglichkeit seines Vaters, Jacob's III. an König Heinrich war eine der mehren Ursachen gewesen, die ihn dem Volke und seinen Großen verhaßt gemacht. Sie hatten den Sohn an ihre Spitze gestellt; in der Schlacht bei Stirling war der Vater geschlagen und trotz der Bemühungen des Sohnes, ihm das Leben zu schirmen, auf der Flucht getödtet worden. Grund genug für den jungen König, sich gegen Heinrich zu erklären, und dies der Grund, der ihm Warbeck zuführte. Es scheint jedoch, Letzterer hatte solche Eventualität vorausgesehen; er kam nicht mit leeren Händen, sondern mit Empfehlungsschreiben von der Herzogin von Burgund, von Karl von Frankreich, vom teutschen Kaiser Maximilian und von dessen Sohne, dem Erzherzoge Philipp[17]). Sei es, daß diese ihr Gewicht nicht verfehlten, oder Jacob's Abneigung gegen Heinrich oder Warbeck's gewinnende Erscheinung den jungen König für ihn einnahm — er wurde am 24. Febr. 1496 in Edinburgh mit allen, einem königlichen Prinzen von England gebührenden Ehren empfangen, und nachdem er in feierlicher Versammlung dem Könige und dessen Rathe die Fabel seines Lebens erzählt und für seine gekränkten Rechte um Schottlands Schutz gebeten hatte, erwiederte ihm Jacob, daß, wer er auch sei, er sein Vertrauen nie bereuen solle[18]). Und das Erste, was Jacob für ihn that, war, daß er ihn mit der jungen, schönen und tugendhaften, dem Könige selbst verwandten Katharina Gordon, Tochter des Grafen von Huntley[19]), vermählte. Das Zweite war im October ein Einfall in England, nachdem Jacob sich gegen den Prätendenten verpflichtet, ihn auf den englischen Thron zu setzen, dieser, ihm dafür die Stadt Berwick abzutreten und 50,000 Mark zu bezahlen. Beim Überschreiten der Grenze erließ Warbeck, er selbst an der Spitze von 1400 Mann, zu deren Anwerbung die Herzogin von Burgund ihm die Mittel gesendet, ein Manifest, worin er sich Richard IV. von Gottes Gnaden König von England und Frankreich, Herr von Irland und Prinz von Wales nannte, seine Flucht aus dem Tower, seine Drangsale im Auslande und Heinrich's Grausamkeiten schilderte, den König von Schottland als seinen Verbündeten bezeichnete, der sich zurückziehen werde, sobald er ihn inmitten treuer Unterthanen sähe, jeden loyalen Engländer zu den Waffen rief, jeden nach Verhältniß seiner Dienste, doch keinen mit weniger als tausend Pfund Sterling und Ländereien zum jährlichen Ertrage von hundert Mark für sich und seine Erben zu lohnen versprach, aber Tod jedem drohete, der die Waffen wider ihn trüge[20]). Die Proclamation that keine Wirkung; kein Engländer gürtete ein Schwert um für die weiße Rose von York, und als gegen Jahresschluß Heinrich's Truppen sich näherten, führten Jacob und Warbeck die ihrigen, mit der Beute des verwüsteten Northumberland beladen, über die Grenze heim.

Ein Drittes, was Jacob zu Lösung seines Wortes unternahm, war im folgenden Jahre ein neuer Einfall in England. Er rückte bis vor Schloß Norham. Wieder fand Warbeck's Aufruf taube Ohren, und schon die Kunde vom Anzuge eines englischen, vom Grafen von Surrey befehligten Heeres brachte die Eingefallenen nach Schottland zurück. Als jetzt Heinrich durch den spanischen Gesandten an seinem Hofe, Don Pedro d' Ayala, dem Könige Jacob Frieden und Freundschaft bieten ließ unter der ersten Bedingung, daß er ihm den Betrüger ausliefere, schlug Jacob das zwar ab, ersuchte jedoch seinen Schützling aus Rücksichten für das Wohl seines Volkes, Schottland zu räumen. Warbeck fügte sich in wür-

14) Vergl. *Lingard* l. c. chap. V. 15) *Thoyras* (l. c. p. 471): L'exécution du grand Chambellan répandit une terreur universelle dans le Royaume. *Hume* l. c.: The fate of Stanley ... struck all Perkin's retainers with the deepest dismay. 16) Laut Hume's Angabe (l. c.) Gesindel aller Art: outlaws, pirates, robbers and necessitous persons of all nations. 17) Hume (l. c. chap. 26) erwähnt diesen nicht; dagegen erwähnen ihn Thoyras (l. c. p. 477) und Henry (l. c. p. 44).

18) Henry (l. c. p. 45) gibt Warbeck's eloquent speech im Auszuge, Marsolier (l. c. p. 64 sq.) die ganze Scene in extenso. 19) Hume (l. c.) nennt sie a young lady, eminent for virtue as well as beauty. Thoyras (l. c. p. 478) sagt mehr; er nennt sie une des plus belles et des plus accomplies dames d'Ecosse. Das Meiste weiß Marsolier; er nennt sie (l. c. p. 74) une beauté achevée, elle n'avoit encore que quinze ans, mais sa jeunesse étoit soutenue par une vertu qui ne cédoit point à la beauté. Auf den folgenden Seiten will er glauben machen, Warbeck habe das schöne Mädchen so sentimental geliebt, daß er sie gar nicht habe heirathen wollen. Der König mußte sie ihm aufzwingen. Credat Apollo. 20) Marsolier bemerkt (l. c. p. 78): Das Original dieses Manifestes befinde sich zu London in der Bibliothek des Sir Robert Cotton. Henry hat es seinem 12. Bande als Appendix I. nach einem Manuscripte im britischen Museum beidrucken lassen, dessen Inhalt jedoch von dem in Bacon's Geschichte vielfach abweicht.

streichen leidender Stellen mit den Spitzen von zwei Nadeln bestand, die an einem Ende rund, am andern spitz waren, und von denen die eine, von gelblicher Farbe, aus Messing, die andere aus blau angelaufenem Stahl verfertigt war, jede aber eine Länge von drei bis vier Zoll und eine Breite von einem halben Zoll hatte. Der Erfinder derselben wandte Anfangs dieses Bestreichen, welches er zuweilen auch auf die den leidenden Stellen benachbarten ausdehnte, und welches er immer bis zum Eintreten einer oberflächlichen Entzündung der auf diese Weise gereizten Hautstellen fortsetzte, von welchem er aber während der Stunden der Verdauung, zur Zeit des Monatsflusses und unter ähnlichen Verhältnissen niemals Gebrauch zu machen rieth, nur zur Besänftigung nervöser und leichter rheumatischer Schmerzen an; nachdem er sich indessen von der Heilsamkeit seines Verfahrens bei diesen Krankheiten überzeugt zu haben glaubte, gab es bald keine Krankheit, gegen welche dasselbe von ihm nicht in Gebrauch gezogen worden wäre. Das Vertrauen der Menge zu neuen Heilmitteln ließ überdies den Perkinismus sehr bald die Grenzen von Amerika überschreiten. Eine Frau war es, die namentlich in Dänemark sein Herold wurde, Tode lieh seinen Namen, den Ruf des neuen Universalmittels noch weiter zu verbreiten, und so war es denn nicht auffallend, daß sehr bald der Gebrauch dieser Perkins'schen Nadeln innerhalb und außerhalb der ärztlichen Praxis ein fast alltäglicher wurde, die Verfertigung jener Nadeln zu einem einträglichen Geschäfte gedieh, und man zu denselben bald auch andere, als die von Perkins gerühmten, ja alle Metalle und selbst Pflanzenstoffe, benutzte. Indessen hatte auch im weitern Laufe der Zeit das neue Universalmittel kein anderes Schicksal, als alle seine Vorgänger, es gerieth in Vergessenheit, und während dies bei manchen dieser Vorgänger nur allmälig geschah und ihm doch noch eine oder die andere Stelle unter den Heilmitteln angewiesen blieb, überzeugte man sich in ebenso kurzer Zeit, als der Perkinismus zu seiner allgemeinsten Verbreitung gebraucht hatte, auch allgemein von seiner gänzlichen Nutzlosigkeit, oder vielmehr davon, daß die ihm nachgerühmten Heilwirkungen lediglich theils dem durch jene Nadeln bewirkten mechanischen Reize, theils dem bekannten mächtigen Einflusse der Einbildungskraft auf Nervenübel, in manchen Fällen auch wol Beidem zugleich, zugeschrieben werden müssen. Der Perkinismus hat daher auch nicht, wie manche andere Lehre, z. B. der Mesmerismus, von Zeit zu Zeit sein Haupt von Neuem erhoben, sondern scheint vielmehr für immer vergessen zu sein. Perkins, der in seinen Nadeln unter andern auch ein sicheres Schutzmittel gegen die Ansteckung des gelben Fiebers zu besitzen sich rühmte, ist ebendieser Krankheit nach vielfacher fruchtloser Anwendung jener Nadeln erlegen, und somit scheint er beinahe in Betreff seiner ganzen Lehre ein Betrogener gewesen zu sein, den wir einem Cagliostro, St. Germain und ähnlichen Leuten gleichzustellen, wie es zuweilen geschehen, nicht berechtigt sein dürften. (Hufeland, Journal der praktischen Heilkunde. 6. Bd. 2. St. S. 439. 7. Bd. 4. St. S. 151.) (*C. L. Klose.*)

PERKINS. 1) Elias, praktischer Arzt in Plainfield in Nordamerika, lebte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, ist als Erfinder des Heilverfahrens, das nach ihm Perkinismus (s. d. vorigen Art.) hieß, bekannt.

2) Benjamin-Douglas, Sohn des Elias, und ebenfalls praktischer Arzt, trat nach dem Tode seines Vaters als eifriger Vertheidiger von dessen Heilmethode in einer in London 1799 erschienenen Schrift auf.

3) ..... Erfinder des Dampfgeschützes, s. d. Art. Geschütz. (*H.*)

PERKOSIOS (*Περκώσιος*), ein Wahrsager, aus dessen Geschlecht Merops, der Vater der Kleite, stammt*). (*Krahner.*)

PERKOSZOVA, ein zur Kameralherrschaft Denta gehöriges großes Dorf im verseczer Gerichtsstuhle der temeser Gespanschaft des Banates im Kreise jenseit der Theiß Oberungarns, am östlichsten Rande der großen oder unteren Landesebene gelegene mit 182 Häusern, 1013 meist wallachischen Einwohnern (578 nicht unirte Griechen, 423 Katholiken und 12 evangelisch-helvetischer Confession), einer eigenen morgenländisch-griechischen Pfarre, Kirche und Schule, und einer sehr ausgedehnten und fruchtbaren Dorfflur. (*G. F. Schreiner.*)

PERKOTE (*Περκώτη*), eine alte Stadt am Hellespont, in der Nähe von Abydos und Lampsakos, wird schon von Homer, von Skylax (p. 84 ed. *Gron.*) und von Herodot (V, 117) erwähnt und hatte wahrscheinlich eine milesische Colonie aufgenommen, da die Gründungen und Ansiedelungen der Milesier in dieser Region überhaupt sehr zahlreich waren (vergl. *Raoul-Rochette* Hist. crit. de l'établ. des col. Grecq. T. III. p. 257). Daß sie zum Reiche des Priamos gehört hatte, erhellt aus Homer's Darstellung bei Strabon (XIII, 1, 586. Vergl. 587 *Cas.*). Auf dem großen Heerzuge des Dareios wurde sie, sowie die benachbarten Städte, von dem Daurises, einem Feldherrn der Perser und Eidam des Königs, eingenommen (*Herodot.* l. c.). Alexander der Große gelangte auf seinem Zuge von Ilion aus nach Arisbe, von hier am folgenden Tage nach Perkote, und von da nach Lampsakos (*Arrian.* I. c. 12). Außerdem wird diese Stadt auch von Plinius (N. H. V, 39) und von Stephanos Byz. (s. v.) angegeben. Mit dieser Stadt hat man häufig den Fluß Perkotes verwechselt (so *Cellar.* Orb. ant. Vol. II, 3, 3. p. 49), welcher schon von Homer (Il. II, 835 *Οἳ δ' ἄρα Περκώτην καὶ Πράκτιον ἀμφενέμοντο*) genannt wird, und sein Gewässer jedenfalls zwischen Abydos und Lampsakos dem Meere zuführte. (*Krause.*)

PERKOVCZE (Alt-), ein zum brooder Grenzregiments-Bezirke gehöriges Dorf im peterwardeiner Generalate, der slavonischen Militairgrenze, welches an die veröczer Gespanschaft grenzt, 156 Häuser und 792 sla-

*) *Ephorus* ap. Schol. *Ap. Rh.* I, 976. Im Etym. M. v. *Κλείτη* ist dieses Scholion so citirt: *Εὗρον δὲ ἐν Ἀπολλωνίῳ καὶ σχόλιον, ὅτι Κυζίκου γαμετὴ ἦν Μέροπος θυγάτηρ Περκώπη, τὸ γένος μάντεως.* Etym. Gud. v. *Κλειτή* nennt sie *Περκωσίς*, wie Stephanus Byzant. von der troischen Stadt Percote sagt, daß sie vormals *Περκώπη* geheißen habe.

Breite Wüsten, wo sie keine Menschen
Schrecken! Und gib Sonnenschein und Regen
Sanften Regen, daß die Saat bekleibe [11]).

Das Opfer geschah und eine zweite Schale ward geleert; die erste hatte nämlich dem Pergubios gegolten, die zweite galt dem Perkunos; die dritte gehörte dem Uhsing, dem Gotte der Bienen [12]). Während also bei den Preußen der Perkunos die erste Gottheit war, nahm er bei den Letten den zweiten Rang ein, obschon er auch bei ihnen Gott des Feuers, Gebieter des Donners war. Von ihm hieß es in einem lithauischen Volksliede, welches besingt, wie der Mond um die Sonne freite, aber die Sonne früh aufstand, und der Mond längere Rast hielt:

Er irrte darauf einsam,
Gewann Frühröthe lieb,
Das nahm Perkunas übel,
Hieb in zwei Hälften ihn [13]).

Hier erscheint Perkunas als Mondzertheiler. Sein gewöhnlicheres Wirken ist das Zersplittern der Eichen, sowie es in der „Sonnentochter" heißt:

Es freit der Mond die Sonnentochter.
Der Donnergott ritt als Begleiter
Im Brautgefolge durch die Pforte
Und schmetterte die Eiche nieder.
Da ward vom grünen Blut der Eiche
Besprengt mein Gürtelkleid, mein weißes [14]).

Nach einer Sage nimmt die Göttin Perkuna, die Mutter des Blitzes, den müden und staubischen Perkunas in ihrem Bade auf, und läßt ihn des anderen Tages hell und gewaschen wieder fortgehen. Mone bemerkt in Beziehung hierauf, daß die wenigen Spuren von Sagen auf den Perun (Perkunos) als Sonnengott gehen [15]). Schäffer sagt, daß die preußischen Schriftsteller, welche von Perkunos' flammengekröntem Haupte erzählen, hierdurch nichts anderes haben ausdrücken wollen, als den rings mit Strahlen und Flammen umgebenen Sol (die Sonne). Nach Frencel's Muthmaßung ist das Etymon des Namens Perkunos das ebräische barak, fulguravit, und davon die Substantive barak fulgur, coruscatio, fulgor, sowie auch die Syrier, Chaldäer, Araber und Äthiopier dieselbe Wurzel gebraucht haben; kraft dieses Ursprungs ist Perkunos also Gott des Blitzes und ebenso des Donners. In der lithauischen und preußischen Sprache bedeutet Perkunos Donner [16]) Die Morduinen beten, wenn es donnert: paschangui Porguini pas (erbarme dich, Gott Porguini [17]). Nach Grimm gemahnet Perkun an diesen morduinischen Donnergott Porguini, noch merkwürdiger an einen gothischen Ausdruck, der freilich, wie er bei Ulfilas erscheint, alle Personification eingebüßt hätte. Das gothische Neutrum fairguni bedeutet Berg, ὄρος. Wie wenn es, fragt Grimm weiter, vorzugsweise der Donnersberg gewesen, und ein verlornes Fairguns des Gottes Name wäre? Man dürfte die Bedeutung von fairguni: soviel als mons, unverändert behalten, und in das Masculinum Fairguns oder Fairguneis, folglich in Perkunas, den Sinn jenes ἄκριος legen? ein schicklicher Beiname für den Donnergott. Auch das althochteutsche virgun, angelsächsisch firgen, in Zusammensetzungen [18]), ohne welche es untergegangen wäre, kann entweder blos den Begriff des Bergigen, Waldigen enthalten, oder auf einen verdunkelten Gottesnamen bezogen werden. Wie es darum stehe, daß mit fairguni, virgun, firgen göttlich verehrte Wesen zusammenhängen, ergibt sich offenbar aus dem altnordischen Fiörgyn, Genitiv Fiörgynjar, worunter in der Edda Thor's Mutter, die Göttin Erde, verstanden wird; und außer ihr tritt noch ein männlicher Fiörgyn, Genitiv Fiörgyns (in der Snorra-Edda 10. 118) auf, als Vater der Frigg, Odhin's Gemahlin. In allen diesen Wörtern muß man fairg, firg, fiörg als Wurzel annehmen, nicht abtheilen fair-guni, fir-gun, fiör-gyn. So Grimm [19]). Auch Mone (Angelsächs. Glossen) [20]) bemerkt zu ibices, firgingaetti, d. h. die Gais der Fiörgyn, Thor's Mutter, daher auch ihr Sohn mit Böcken fährt, und der Steinbock ebenfalls Firginbucca heißt. Der Aufenthalt dieser Thiere auf hohen Bergen und ihre Schwungkraft gab die nächste Veranlassung, sie dem Thor beizugesellen. So Mone. Zwar kann Thor auch blos Berggais bedeuten, aber auch die Berge stehen im Zusammenhange mit dem Donnergotte. Da Gewitterregen befruchtend sind, so war es ganz natürlich, daß dem Donnergotte Perkunos, sowie den andern Göttern der Fruchtbarkeit ein Bock als Sinnbild der Fruchtbarkeit geopfert ward, und Thor mit Böcken fährt [21]). Die durch ihr dem Ziegenmeckern und Rossewiehern ähnliches Geschrei warme Frühlingswitterung verkündende Heerschnepfe (scolopax gallinago), welche in der teutschen Volkssprache Donnersziege, Donnerstagspferd, Himmelsziege genannt wird, heißt im Lettischen Pehrkona kasa (Donnerziege) Pehrkona Ahsis (Donnerbock). Simon Grunow, der zum preußischen Bockopfer kam, mußte im Namen des Perkunos schwören, daß er dem Bischofe nichts davon verrathen wollte [22]). Bei Nestor geht Igor, um die Verträge mit Constantinopel zu beschwören, mit den Gesandten auf den Hügel des Perun, und er und seine Männer, und so viele Russen Heiden waren, leisteten daselbst den Eid [23]). Perkunos oder in russischer Na-

11) Ein ähnliches Gebet an den Donnerer findet sich in dem Werkchen: über die Ehsten und ihren Aberglauben. 12) Merkel, Die Vorzeit Livlands. S. 168. 169. 13) Volkslied bei Theodor Narbut, Dzieje starozytne narodu Litewskiego. 1. Th. Wilna, und daraus in Übersetzung in den Blättern für literarische Unterhaltung. 1836. Nr. 3. S. 12. 14) Über die Dainos oder Volkslieder der Lithauer im Ausland. 5. Nov. 1839. S. 1234. 15) Mone, Gesch. des Heidenthums im nördlichen Europa. 1. Th. S. 152. 16) *Frencel*, De Diis Soraborum et al. Slav. bei *Hoffmann*, Rer. Lusat. Script. T. I. p. 170, mit Bezugnahme auf *Hartknoch*, Dissert. 7. p. 130. 17) *Georgi*, Description I, 641, vergl. Grimm, Teutsche Mythologie. S. 18.

18) So angelsächsisch firgenholt, Bergwald, firgenbēám, der Waldbaum, firgenstrēám, der Waldstrom, firgenbucca, der Steinbock, firgengât, der junge Steinbock. 19) Teutsche Mythologie. S. 117. 20) Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit. 7. Jahrg. 1838. 21) s. Allgem. Enc. d. W. u. K. 3. Sect. 6. Th. S. 111—113. 8. Th. S. 233. 22) s. *Hartknoch* p. 176 und daraus *Frencel* p. 195. 23) s. Nestor's russ. Annalen in ihrem slaw. Urspr. u. übers. v. A. L. v. Schlözer. 4. Th. S. 99.

und 32° Reaum. warm ist. Ringsum erkennt man noch einige Überreste eines gemauerten Beckens, in das er sich in früheren Zeiten ergoß. Ungefähr zehn Ellen tiefer entspringt ein zweiter Quell, der auch heißes Wasser führt, das stets ein milchweißes Wölkchen in der Mitte zeigt und die Pflanzen, welche es berührt, incrustirt. Man rühmt dasselbe in vielen auch hartnäckigen Krankheiten *). (*G. F. Schreiner.*)

Perladmiral, s. Admiral.

PERLAK, slawisch Prelok, ein der gräflichen Familie Festetics gehöriger bedeutender Marktflecken im muraközer Gerichtsstuhle der szalader Gespanschaft, im Kreise jenseit der Donau Niederungarns, mit 312 Häusern, 2311 meist kroatischen Einwohnern, welche bis auf 12 Juden sämmtlich Katholiken sind, einer eigenen alten katholischen Pfarre, welche zum campestrer Vice-Archidiakonatsdistricte des agramer Bisthums gehört und 3242 Pfarrkinder zählt, einer dem heiligen Jacob geweihten katholischen Kirche, einer Schule, bedeutenden Maulbeerpflanzungen und Seidenbau. (*G. F. Schreiner.*)

Perlaloë ist Aloë margaritifera *Lin.*

PERLANA, ein Wildbach, der unter heftigem Getöse von der Höhe jener erhabenen Berge sich herabwirft, welche die schöne Tramezzina nordwärts einschließen. Er kommt aus dem Thale Intelvi herab und hat seine Mündung auf der Westseite des Comersees, zunächst Balbiano, einer einschichtigen Villa der Commune Ossuccio, im Districte IV. von Menaggio der Provinz Como, in der österreichischen Lombardei. Der Fall, den die Perlana bildet, ist nicht durch seine Höhe oder durch die Wassermenge, als vielmehr durch die vielen kleinen Einfälle anderer Bäche, die sich mit ihr vereinigen, interessant, indem diese mitunter höchst malerisch sind. Merkwürdig ist die Verheerung, welche der Gießbach in jener Kalkwand angerichtet hat, durch die er sich sein gegenwärtiges Bette gebrochen. Es geht die Sage, daß derselbe einst an Malghisio vorübergeflossen sei und sich bei Lennó in den See gestürzt habe. (*G. F. Schreiner.*)

Perlaria *Heist.* ist Aegilops.

Perlarius *Rumph.* ist Dartus.

PERLASCHE †), wird die beste Sorte käuflicher Pottasche genannt, welche sich durch ihre weiße, etwas in das Bläuliche ziehende Farbe auszeichnet (m. vergl. d. Art. Pottasche). (*Döbereiner.*)

PERLASZVÁROS, ein überaus großes, zum teutsch banatischen Grenzregimentsbezirke gehöriges Dorf im temesvarer Generalate der ungarischen-banatischen Militairgrenze, in der großen oder untern ungarischen Ebene, ostwärts von Tittel, am linken Ufer des Begaflusses, in sumpfiger Gegend gelegen, von Teutschen und Walachen bewohnt, mit 561 Häusern, 3679 Einwohnern (2932 nicht unirte Griechen, 742 Katholiken und 5 Juden) einer eigenen katholischen Pfarre des csanader Bisthums, einer Pfarre der nicht unirten Griechen, einer katholischen und einer griechischen Kirche, Schule und einigen Wirthshäusern und neun Roßmühlen. (*G. F. Schreiner.*)

Perlata *Latr.* *) (Perlmutterfalter), s. Argynnis und Cethosia.

PERLBIRNE (kleine Blanketbirne. Petit Blanquet. Petit à la Perle (Pomol.), kleine Birne, mit heller, glatter, gelblicher, an der Sonnenseite zuweilen braunröthlicher Schale, weißem, ziemlich feinem, doch nicht sehr saftigem Fleische und von angenehmem etwas muskirtem Geschmack; sie ist nicht sehr haltbar und reift schon im Juli und August. (*William Löbe.*)

PERLBLÄSER heißen die Verfertiger der Glasperlen, s. Perlen (künstliche). (*Karmarsch.*)

PERLBOHRER, ein kleiner Drillbohrer, womit die Löcher in die Perlen gebohrt werden, sofern letztere zum Aufreihen auf Fäden bestimmt sind. (*Karmarsch.*)

PERLBRANNTWEIN, Schaumbranntwein, wird (zum Unterschiede von dem etwas schwächern Schankbranntwein) der gute Trinkbranntwein genannt, welcher 19 bis 21° am Baumé'schen Aräometer oder 47 bis 53 Procent nach Tralles zeigt, und die Eigenschaft hat, beim raschen Eingießen, sowie beim Schütteln eine Menge kleiner Luftbläschen (Perlen) zu bilden. Dieses Perlenwerfen oder Schäumen gibt ein empirisches (aber keineswegs ganz zuverlässiges) Kennzeichen für die Stärke des Branntweins ab, und man schätzt diesen letzteren desto höher, je länger der Schaum anhält. (*Karmarsch.*)

PERLCANTILLE, eine Gattung Cantille oder Bouillon (nämlich auf einer Drahtspindel schraubenartig zu einem Röhrchen gewundener Golddraht), welche sich von anderen Sorten der Cantillen dadurch unterscheidet, daß sie aus halbrundem Drahte gemacht ist; sie wird von Goldstickern gebraucht. (*Karmarsch.*)

Perldruck s. Perlschrift.

PERLEBERG, Hauptstadt des Kreises Westpriegnitz, Regierungsbezirkes Potsdam, Provinz Brandenburg, liegt an der Stepenitz, zwei Meilen oberhalb ihres Einflusses in die Elbe. Die Stadt ist sehr alt und war früher als Hauptstadt der Priegnitz bedeutend und durch ihre städtischen Rechte, sowie durch ihre angesehenen patricischen Familien ausgezeichnet. Auch war sie eine Zeit lang der Sitz der Quitzows und der Winterfelds. Im J. 1638 wurde sie von den Kaiserlichen fast gänzlich zerstört. Jetzt zählt sie 3200 Einwohner, welche Cichorienfabriken, Tuchfabriken, Leinweberei und Bierbrauerei betreiben. (*A. Keber.*)

PERLEBIA. So nannte zuerst Martius nach dem Professor der Naturgeschichte zu Freiburg im Breisgau K. J. Perleb eine Pflanzengattung, welche aber mit Caulotretus *Rich.* (einer Untergattung von Bauhinia) im Wesentlichen übereinstimmt. Die von Candolle aufgestellte Gattung Perlebia (Coll. des Mém. V. p. 67) hat dieser selbst später Colladonia benannt, indem er irriger Weise Colladonia *Spr.* mit Palicourea vereinigt. Hiernach ist Perlebia *Cand.* beizubehalten. Diese

*) s. D. *Giov. Targioni-Tozzetti*, Relazioni d'alcuni viaggi fatti in diverse parti della Toscana etc. (In Firenze 1751.) T. II. p. 417.

†) Die Composita, welche man nicht unter Perl— findet, suche man unter Perlen.

*) Familles naturelles du règne animal. p. 312.

Gattung gehört zu der zweiten Ordnung der fünften Linné'schen Classe und zu der Gruppe der Smyrnieen der natürlichen Familie der Umbelliferae. Char. Gemeinschaftliche und besondere Doldenhüllen bestehen aus mehren ganzrandigen Blättchen; der Kelch ist ganzrandig, die fünf Corollenblättchen sind oval, ganzrandig, an der Spitze eingerollt; die Frucht ist seitlich zusammengedrückt, auf dem Rücken mit fünf häutigen Flügeln und dazwischen liegenden breiten Vertiefungen, in deren jeder ein Saftstriemen verläuft, versehen; die schmale Nahtfläche hat zwei Saftstriemen; der Eiweißkörper ist eingerollt. Die einzige Art, P. triquetra * (Colladonia triquetra *Cand.* prodr. IV. p. 240. Cachrys triquetra *Spr.* in *Römer* et *Schultes* syst. veg. VI. p. 443. Laserpitium triquetrum *Ventenat* hort. Cels. t. 97) ist ein bei Constantinopel wachsendes, unbehaartes, perennirendes Kraut, mit gegen drei Fuß hohem, scharf dreikantigem, zuletzt fast spiralförmig zusammengerolltem Stengel, herablaufend gefiederten Blättern, deren Fetzen eiförmig, stumpf sind, und gelben Blüthen. (*A. Sprengel.*)

PERLEDO, großes Gemeindedorf des Districtes Introbbio der lombardischen Provinz Como, zehn Miglien nordwestwärts von Lecco entfernt, im Gebirge gelegen, mit einer eigenen katholischen Pfarre, einer dem heil. Lorenzo geweihten Kirche, zehn dazu gehörigen Abtheilungen (Frazioni), einer Schule, Gemeindedeputation und Schulenoberaufsicht. (*G. F. Schreiner.*)

PERLEN, kugelförmige Körper, die zum Putz von den verschiedensten Völkern seit sehr entlegenen Zeiten verwendet worden sind, und zunächst in natürliche und künstliche zerfallen. Die natürlichen Perlen erscheinen uns in zoologischer Hinsicht als Körper von sehr veränderlicher Gestalt und Größe, die sich nur in gewissen beschalten Weichthieren finden, in der Regel zwar der Schale anhängen, und eigentlich nur eine Veränderung krankhafter und ungewöhnlicher Art derselben sind, indessen auch in den weichen Theilen des Thieres vorkommen können. Da, wie weiter unten zu zeigen ist, die Perle der Weichthiere ganz identisch ist mit dem Stoffe, welcher als sogenannte Perlmutter das Innere der meisten Schnecken und Muscheln auskleidet, so ist auch anzunehmen, daß die meisten der beschalten Weichthiere Perlen hervorzubringen im Stande sein dürften, und wirklich findet man dergleichen bisweilen auch in den Einschaligen, z. B. den Gattungen Patella, Fissurella, Haliotis, sogar in Anomia, und in seltenen Fällen auch an dem Mundsaume einiger großen Arten von Kreiselschnecken. Im Allgemeinen sind aber nur die Zweischaligen dieser eigenthümlichen Umbildung ihrer Perlmutterschichten ausgesetzt, und unter ihnen wiederum diejenigen am meisten, deren Schalen von ansehnlicherem Gewicht und Dicke sind. In der Familie der Mytilaceen kommen Perlenbildungen am häufigsten vor, und zwar ebenso in solchen Arten, welche nur im Meere, als in andern, welche nur in Süßwässern gefunden werden, in Unio, Anodonta, Mytilus und zumal Avicula. Eine Art der letzten Gattung: A. margaritifera *Brug.* (Mytilus margaritaceus *L.* Meleagrinae sp. *Lamk.*) liefert die orientalischen (persischen) Perlen, andere dieser entweder sehr verwandte, oder mit ihr identische Arten, geben die Perlen von Panamá, den Inseln des großen Oceans, den Küsten von Japan, der Insel Ceylon. Über die Entstehungsart der Perlen haben von jeher die abweichendsten Ansichten geherrscht. Manche sind im höchsten Grade sonderbar, doch mag ebendieses Entschuldigung finden, wenn man sich erinnert, daß man überhaupt nur in den neuesten Zeiten erst zu einem richtigen Verständniß des Wachsthums der Molluskenschalen gelangt ist. Plinius und Dioscorides meinten, Perlen entständen aus Thautropfen, welche zufällig in eine geöffnete Muschel fielen. Athenäus vergleicht die Perlen mit den Hydatiden anderer Thiere, und meinte, sie könnten sich nur im Fleische der Mollusken bilden. Samuel Dale sah sie an als Absonderungen den Harnsteinen analog. Der Wahrheit näher kam Stheno, indem er die Perle von dem Versuche des Weichthieres herleitete, zwischen den Mantel gerathene eckige Körper durch Umkleidung unschädlich zu machen, und Valentin, welcher die Perlen für verhärtete Eier nahm. Da Perlen ebenso, wenn auch ungleich seltener, im weichen Körper der Muschelthiere freiliegend gefunden werden als festsitzend an der inneren Seite der Schale, so ist jedenfalls die Ursache ihrer Entstehung dieselbe, wenn auch im Bildungshergange einige unbedeutende Verschiedenheiten eintreten. An jeder regelmäßig gebildeten Perle ist auf dem horizontalen Durchschnitte leicht zu erkennen, daß sie aus einer großen Anzahl sehr dünner Schichten besteht, die sich concentrisch bedecken [1]), und die in diesem Falle nicht selten einen sehr kleinen härteren, im Mittelpunkte gelegenen Körper einschließen, der allerdings verschieden erscheint von seinen Hüllen. Diese Schichten bestehen aus derselben Substanz, die als Perlmutter bekannt, das Innere der Muscheln auskleidet, und die oberste Lage jener in thierischen Schleim eingehüllten Kalktheilchen ausmacht, welche aus dem Mantel des Weichthieres ausgesondert und über einander abgelagert werden, und hierdurch die Verdickung der Muschel oder des Schneckenhauses hervorbringen, während durch Ablagerung über die alten Ränder hinaus Vergrößerung des Umfangs oder, bei Schnecken, Verlängerung der Windungen geschieht. Als Unterschied zwischen dieser innersten Schicht und den älteren, nach Außen gelegenen zeigt sich aber das Phänomen des Iridisirens, welches die Perlmutter vorzugsweise zu Zierathen anwendbar macht, und zu Folge der schönen Untersuchungen Brewster's dadurch entsteht, daß zwischen den Kalktheilchen kleine Zwischenräume bleiben, in welchen die Lichtstrahlen vor der Refraction zerlegt werden. Perlen bestehen ganz aus demselben Stoffe, welcher die Perlmutter ausmacht, und sind folglich Product derselben Organe, welche die letztere aussondern und ablagern auf dem Inneren der Schale. Das chemische Verhalten beider ist sich im Übrigen völlig gleich. Allein während die Perlmutter in Folge eines unabweislichen organischen Herganges sich bildet und

1) Sie sind vergrößert abgebildet von Sir Ever. Home (in Philos. Transact. for 1826. III. t. XIII. fig. 5. 6.

an bestimmten Orten sich ansetzt, ist die Verwendung desselben Stoffes zur Erzeugung der Perle zwar wol kein krankhafter, aber auch kein ursprünglich nothwendiger Proceß. Die alte Ansicht Stheno's hat durch die Untersuchungen unserer Zeit Bestätigung erhalten, denn ohne Gewaltthätigkeit, sie bestehe nun in einer äußeren Verletzung oder im Hineinfallen eines fremden Körpers, bildet sich auf der inneren Seite der Schale keine Perle. Man bemerkt mit Leichtigkeit bei Untersuchung vieler Schalen, zumal der Seeohren, daß an allen Stellen, wo während des Lebens des Thieres eine große Reibung stattgefunden, z. B. in der Gegend der Muskeleindrücke, Ungleichheiten der Perlmutterschicht entstanden sind, die oft wie aneinandergereihte Blasen erscheinen. Wo eine Muschel durch äußere Gewalt eingedrückt worden, vielleicht gar Substanzverlust entstanden ist, bildet sich durch ungleiche Ablagerung des aus dem Mantel abgesonderten Kalkes leicht eine Halbkugel, oder doch eine blasenförmige Auftreibung. Vom Zufalle allein hängt es ab, welche Gestalt die letztere haben solle; eine solche kann sogar gestielt sein, sowie denn die sogenannten Barockperlen fast alle möglichen Abänderungen von der Kugelform und die größten Unregelmäßigkeiten zeigen. Wie auch Blainville schon bemerkt, kann man daher die Perle nicht mit einem Auswuchse des thierischen oder pflanzlichen Körpers verwechseln, denn dieser nimmt allein zu durch Intussusception, jene aber durch Ablagerung auf der Oberfläche. Redi, Bournon, zumal aber Home[2]) beobachteten eine andere Art von Perlen, die sich besonders im weichen Körper, vorzüglich zwischen den Falten des Mantels oder den Kiemenblättern finden, nicht angewachsen und gemeinlich kugelrund und ziemlich klein sind. Solche können nun nicht auf dieselbe Art entstehen wie die an der Schale festsitzenden, die entweder als Ausbesserungsversuche einer entstandenen Öffnung, oder als mechanische Ungleichheiten gelten müssen. Vielmehr ist hier anzunehmen, daß fremde Körper haben sollen beseitigt werden. Als solche sieht man Sandkörner an, Home aber die nicht zur Entwickelung gelangten Eier. Bei Untersuchung großer Süßwassermuscheln fand dieser verdiente Anatom nicht selten sogenannten Perlsamen, d. h. Perlen von der Größe eines Stecknadelsknopfes, jedoch immer im Eierstocke oder doch an der diesem nächstgelegenen Stelle der Schale, eine Entdeckung, die schon anderthalb Jahrhunderte früher[3]) gemacht, aber übersehen worden war. Dergleichen Perlen werden keinen Stiel haben können und sind von vorzüglich regelmäßiger Form, aber niemals von ansehnlicher Größe. Endlich ist es nicht unwahrscheinlich, daß eine dritte Art von Perlen entstehen könne, die zwar ebenfalls frei im Körper des Weichthieres liegt, allein von der schon beschriebenen sich dadurch wesentlich unterscheidet, daß sie nicht um einen fremden Kern sich bildet, nie ein Zeichen früher da gewesener Anheftung darbietet. Man muß hier annehmen, daß Extravasate des Perlmutterstoffes, sei es im Mantel oder nur am Rande desselben, möglich sind, welche entweder durch Krankheit oder durch einen äußeren Reiz hervorgebracht werden. Die künstliche Erzeugung der Muschelperlen ist mehrfach versucht worden. Linné durchbohrte die Schalen der schwedischen Unionen und erhielt wenigstens unregelmäßig geformte Perlen durch das Bestreben des Weichthieres, die seiner Schale zugefügten Verletzungen wieder auszubessern. Die einer solchen Behandlung unterworfenen Unionen mußten in reinem Wasser gehalten und reichlich ernährt werden, und Anfangs machte die schwedische Regierung aus der Erfindung ein Geheimniß, welche zunächst Linné's Erhebung in den Adelstand veranlaßt haben soll. Der Erfolg entsprach aber durchaus nicht der Erwartung, und regelmäßig geformte Perlen wurden so selten auf diesem Wege erzeugt, daß die Kosten des Unternehmens ungedeckt blieben und man gezwungen war es aufzugeben. In Ostindien scheint man schon seit älteren Zeiten dasselbe oder ein ähnliches Verfahren gekannt und befolgt zu haben. In verschiedenen Sammlungen befinden sich Schalen der echten Perlmuschel, welche der Länge nach mit einem durch zwei Löcher eintretenden Kupferdrahte durchzogen sind, in dessen Nähe sich Unebenheiten gebildet haben, und vielleicht Perlen angesetzt haben würden. Faujas St. Fond sah in London eine chinesische Flußmuschel, welche von einem äußerlich umgenieteten Draht durchbohrt war, auf dessen innerer Spitze eine Perle sich angesetzt hatte. Broussonet erzählt, auf glaubwürdige Aussagen fußend, daß man in Finnland Perlen erlangte, indem man sphärische Stückchen Perlmutter einer lebenden Muschel unter den Mantel schob, und an dieser Stelle die vorhandene Perlmutter der Schale abkratzte. In Asien soll man bisweilen kleine Kunstwerke in lebende Muscheln legen, damit diese mit Perlmutter bekleidet werden mögen[4]). — Die Perlfischerei ist für manche Länder ein wichtiger Zweig der Betriebsamkeit. Mit Erfolge wird sie, soweit sie sich mit der echten Perlmuschel (Avicula margaritifera *Brug.* und verwandte jedoch unbekannte Arten derselben Gattung) beschäftigt, in den tropischen Meeren von Asien, Polynesien und Amerika betrieben, jedoch stets nur auf beschränktem Gebiete. Über die Perlfischerei um die Insel Barein, im Golf von Persien und im rothen Meer, bei der Stadt Katif, an der Küste des glücklichen Arabiens, ist wenig bekannt. An den Küsten von Ceylon wird sie seit unbekannten Zeiten systematisch betrieben, hauptsächlich auf den großen Bänken, die sich um Arippo, Condaatchy und Pomarippo finden. Obgleich die Muscheln nur einer Species angehören, so erhalten sie doch durch Beschaffenheit des Bodens, auf welchem sie sitzen, sowie durch den Überzug mit Zoophyten ein mannichfaches Ansehen, und daher von den Fischern verschiedene Namen. Auf einer der Perlmuschelbänke sind die Muscheln häufig mit sehr großen, becherförmigen Spongien überwachsen, an anderen Orten bilden sie die Träger von Corallenstäm

2) l. c. p. 338. 3) In den norwegischen Flußmuscheln fand Christoph Sand, laut seiner Briefe vom 1. Dec. 1673 und 27. Febr. 1674 Eier in Perlen verwandelt (Phil. Trans. l. c. p. 340).

4) Blainville im Dict. Scienc. natur. XXXVIII. 505. Ältere Ansichten über diesen Gegenstand finden sich in Eberhardt Abhandlung über den Ursprung der Perlen (Halle 1757). Vergl. auch Hauff, Margaritologie (München 1796).

men, von welchen sie an Gewicht um das Fünffache übertroffen werden. Der Umfang der Schalen beträgt dort gewöhnlich 9½ Zoll engl. Die Muscheln befestigen sich an den Boden mittels eines feinen und langen Byssus, allein der Wellenschlag während der Monsoons ist heftig genug, um sie in Menge abzureißen und große Veränderungen in der Lage der Bänke hervorzubringen. Im Ganzen schreiben die Taucher dort der Perlenmuschel nur eine siebenjährige Lebensdauer zu, denn es finden sich außerordentliche Mengen von leeren Schalen zu Bänken aufgehäuft. Nach der Ansicht jener Cingalesen sind die Perlen selbst krankhafte Erzeugnisse des Thieres. Wäre dem wirklich so, so müßte die Krankheit eine sehr verbreitete sein, indem keine Muschel ohne eine große Zahl von feinen Körnern, als Anfängen künftiger Perlen, gefunden wird. Die reifen Perlen liegen immer gegen den vorderen Winkel der Schale in der Nähe des Schlosses, wo das Thier am meisten fleischig und dick ist; bisweilen hat man schon 150 Stück aus einer Muschel genommen, während man freilich Hunderte öffnen kann, ohne eine einzige werthvolle Perle zu entdecken. Vollkommene sind glänzend weiß; in sehr seltenen Fällen hat man carmoisinrothe oder schwarze gefunden. Vor Beginn der eigentlichen Fischerei werden die Bänke untersucht, und zwar gegen Ende Octobers in der kurzen Zeit guten Wetters zwischen dem Aufhören des SW. Mousoons und dem Eintritte des NO. Mousoons. Neun Bote, jedes mit zehn Seeleuten und zwei Tauchern, segeln unter Aufsicht des Commissairs der britischen Regierung nach den Bänken. Die Untersuchung leitet ein eingeborner Pilot (Aripanaar), dessen Kenntniß und Geschäft vom Vater auf Sohn vererben. Die Taucher untersuchen die Lage der Bank, und wenn 1000 der versuchsweise heraufgebrachten Muscheln, Perlen zum Werthe von drei Pf. Sterling enthalten, so wird die Bank für paßlich zur regelmäßigen Ausbeutung erklärt. Ist die Zahl junger und unreifer Muscheln unter jenem Tausend sehr groß, so wird, ungeachtet der Gewinn der Probe die angegebene Höhe erreicht haben mag, die Fischerei auf die Zukunft verschoben, damit jede unnöthige Verringerung des Muschelbestandes möglichst vermieden werde. Das Resultat der Untersuchung in den verschiedenen Revieren wurde ehedem bekannt gemacht, und von der Regierung die Fischerei an den Meistbietenden verpachtet, allein sie zieht es ungefähr seit d. J. 1830 vor, durch eigene Bote und Taucher die Muscheln fischen zu lassen, und diese dann tausendweis zu versteigern. Der Ertrag dieses Monopols ist höchstens 200,000 Pf. Sterling jährlich gewesen, hat aber oft kaum den vierten Theil dieser Summe ausgemacht. Im J. 1832 gewann die Regierung nur 25,000 Pf. Sterling reinen Ertrag, da nach uraltem Herkommen der vierte Theil des ganzen Fanges an die Eigener der Böte, ihre Bemannung, Taucher ꝛc. abgetreten werden mußte[5]). Die 14 Muschelbänke liegen im Golfe von Manaar und sind von N. — S. etwa 30 englische Meilen lang, 24 englische Meilen breit. Die größte ist 10 englische Meilen lang, 2 englische Meilen breit; die übrigen sind alle weit kleiner, manche sind kaum einträglich und selten kann man mehr als drei Bänke auf einmal in derselben Periode abfischen lassen. Die Muscheln liegen da entweder verstreut auf dem ebenen Sandboden des Meeres, oder sie machen Erhöhungen aus, indem die Jüngeren auf den Abgestorbenen festsitzen, wol auch Corallen zur Unterlage haben. Die Tiefe des Wassers beträgt an solchen Stellen 18—90 Fuß; am Geeignetsten für die Muscheln scheint eine Tiefe von 6—8 Klaftern. Diese Verschiedenheiten sind für den Fang von solcher Wichtigkeit, daß man über die ganze Bank geankerte Buoys anbringt, und ein kleines Kriegsschiff dort stationirt, theils um diese Signale zu beschützen, theils um die Bote zu leiten. Ein jedes Signal besteht aus einem dreieckigen Floß, welches verschiedenfarbige und bedeutsame Flaggen, sowie ein Buch trägt, mit genauer Beschreibung der nächstliegenden Gegend der Bank, ihrer Muscheln, der Menge und Beschaffenheit der letzteren. Nach allen diesen Vorbereitungen versammelt sich um den 20. Februar in der Bai von Condaatchy die Perlfischerflotte, die man zwar gewöhnlich die ceyloner nennt, die aber sonderbar genug, meist nur aus Fahrzeugen besteht, die ebenso wie ihre Bemannung der Küste von Coromandel angehören. Ihre Zahl ist bedeutend, denn im J. 1833 bestand die ganze Flotte aus 125 Boten mit 1250 Tauchern, ohne die gewöhnlichen Seeleute. Von diesen gehörten nur 150 der Insel Ceylon an[6]). Jedes dieser Boote hat ungefähr eine Tonne Gehalt, 45 Fuß in der Länge, 7—8 in der Breite, 3 Fuß Tiefe, und zieht bei mittelmäßiger Belastung nicht mehr als 8—10 Zoll Wasser. Eine wenigstündige Fahrt bringt diese genau beaufsichtigten und numerirten Bote nach der Bank, wo jedes seine Station einnimmt, und schon gegen 6 Uhr Morgens beginnt das Tauchen. Die Taucher gehen vermittels eines schweren Steines, der durch ein Seil mit dem Bote zusammenhängt, schnell auf den Boden hinab, werfen sich dort platt nieder und reißen alles ab, was in den Bereich ihrer Hände kommt. Sie füllen einen nebenstehenden, gleichfalls aufziehbaren Korb mit möglichster Schnelle, geben mittels eines Seiles ein Signal und steigen nach ein bis anderthalb Minuten Aufenthalt unter dem Wasser wieder empor. So groß ist aber die Gewöhnung dieser Menschen, daß sie zwar ohne einen Zwischenraum ruhigen Athmens nicht wieder tauchen können, aber selten in das Boot steigen, sondern schwimmend ausruhen, und somit den ganzen Tag im Wasser zubringen. Außer den gewöhnlichen Gefahren des häufigen Untertauchens für die Gesundheit werden die Taucher noch durch Haifische bedroht, und ihre Beschäftigung ist im Ganzen um so unangenehmer, da ein jedesmaliges Untertauchen im äußersten Falle 150 Muscheln einträgt, oft nur 5—10 ergriffen werden, und überhaupt immer sieben Achttheile der Muscheln keine Perlen enthalten. Die Aussonderung der Perlen aus den Muscheln ist ein höchst ekelhaftes Ge-

5) *James Holman*, Voy. round the World (Lond. 1835). III, 209.

6) Ebendas. über die Perlenfischerei Ceylons umständliche Nachrichten in *James Cordiner* (description of Ceylon (Lond. 1807). II Voll. 4.

schäft, indem der ganze Ertrag der mehrtägigen Fischerei auf einen Haufen geworfen wird und zehn Tage lang faulen muß. In geneigten, mit feinen Abzuglöchern versehenen Holzkästen wäscht man diese furchtbar übelriechende Masse vielmals ab, bis alle weichen Theile entfernt sind. Man wendet alle mögliche Vorsicht an, um auch die kleinsten Perlen zu erhalten, aber trotz aller Kunstgriffe soll immer ein bedeutender Theil verloren gehen. Die Perlfischerei in dem großen Ocean ist sehr neuen Ursprungs, und wird eben nicht im Großen oder systematisch betrieben. Sie scheint zuerst um 1827 von Chile aus durch europäische Speculanten unternommen worden zu sein, welche die Errichtung einer kleinen, bald wieder aufgelösten, Compagnie veranlaßten. Man sendete kleine Fahrzeuge nach den tropischen Archipeln und nahm auf verschiedenen Inseln Eingeborne als Taucher an Bord. Da es an aller genauen Kenntniß der Muschelbänke fehlte, so verlor man stets viel Zeit mit Untersuchung der Küsten, und lief obenein viele Gefahr bei dem Landen an solchen Inseln, wo, wie zumal auf der Fidjigruppe, die Bewohner sehr feindlich gesinnt sind gegen alle Europäer. Der Niederländer Mörenhout [7]) gab sich mehre Jahre mit diesem Geschäfte ab, gewann aber wenig durch dasselbe, indem er wenige Perlen erhielt und die im Überfluß vorhandene Perlmutter nicht in hohem Preise stand. Die Perlmuscheln sind dort nur in den Corallenriffen häufig, und werden aus einer Tiefe von sechs bis acht Klaftern von Tauchern hervorgeholt, welche zwar zwei bis drei Minuten unter dem Wasser aushalten, aber keine der in Ceylon gewöhnlichen Vorkehrungen kennen, und trotz einer doppelt großen Anstrengung oft auf die Oberfläche zurückkehren, ohne mehr als zwei oder drei Muscheln unter den Armen mit heraufzubringen. Man öffnet diese auf der Stelle, findet aber in 30—40 Stück oft nicht eine Perle. Einmal erhielt Mörenhout jedoch 87 Perlen von guter Form aus einer einzigen Muschel. Große Perlen liegen auch dort frei im weichen Körper des Thieres und gehen vermuthlich häufig verloren, wenn die Muschel sich öffnet, was ihre Seltenheit einigermaßen erklärt. Gewisse kleine Fahrzeuge, welche sich jahrelang in jenen Archipelen aufhalten, und Landesproducte aller Art einsammeln, lassen häufig Perlen durch Eingeborne aufsuchen, allein großartig ist jener Handel nie gewesen. In den amerikanischen Meeren ist Perlfischerei schon vor der Entdeckung durch die Eingebornen getrieben worden, und die Häufigkeit des Perlenschmuckes unter den Indiern reizte ganz besonders die unersättliche Begehrlichkeit der Spanier. Am ausgedehntesten sind die Muschelbänke an der Küste der Tierra firma bei der Insel Cubagua, und außerdem noch im Golfe von Panamá. Columbus entdeckte bei seiner dritten Reise (1498) Cubagua, ward dort freundlich aufgenommen, und erhielt zum Geschenk sechs Mark Staubperlen, mit untermischten werthvollen Stücken. Die Spanier bekreuzten sich (se santiguaron) beim Anblick der außerordentlichen Menge schöner Perlen, mit welchen alle Indier geziert einhergingen, und verbreiteten bei der Rückkehr den Ruf dieser Schätze durch ganz Spanien. Um an diesen Theil zu nehmen, rüsteten die Pinzon und Niño ihre Expeditionen aus [8]). Der Letztere kehrte im J. 1500 mit 60 Pf. Staubperlen nach Spanien zurück, besaß aber außerdem eine große Menge von Perlen der feinsten Art, manche von sechs und mehr Karat Schwere. Der Gouverneur von Galicien beschuldigte ihn, den König um sein Fünftel betrogen zu haben, und hielt den unternehmenden Seemann lange Zeit gefangen. Bald nachher entdeckte man reiche Perlmuschelbänke an der Mündung des Rio la Hacha [9]), die aber späterhin nicht mehr ausgebeutet worden sind, während um Cubagua die Fischerei bis auf unsere Tage, wenn auch im Kleinen fortgedauert hat Das Geschäft der Aufsuchung wurde den Eingebornen als Frohndienst auferlegt, und viele von ihnen mögen dabei durch die Schonungslosigkeit der Spanier um ihr Leben gekommen sein. Die wichtige Perlfischerei im Golf von San Miguel (Isthmus) entdeckte Balboa (1513), für welchen der Cazike Tumaco in wenigen Tagen zwölf Mark großer Perlen einsammeln ließ, nachdem er ihm mehre Hundert vorräthig gewesene bereits geschenkt hatte [10]). Ähnliche Erfahrungen machte man etwas später an der Küste von Guatemala, wo alle Indier Perlen besaßen und nur geringen Werth auf dieselben legten. Acosta berichtet, daß er im J. 1587 in den Listen der amerikanischen Einfuhr 18 Mark großer und drei Kisten mit kleinen Perlen, welche dem Könige gehörten, außerdem aber 264 Mark und sieben Beutel mit Perlen, Eigenthum von Privatleuten, gefunden habe. Die Menge der Perlen war damals so groß, daß sogar Negerinnen mit dergleichen sich schmückten [11]). Im Golf von Panamá sind die Küsten und Untiefen des aus 43 Inseln bestehenden Archipels del Rey und Taboga sehr reich an Perlmuscheln. Ehedem besaß jede Familie mehre im Tauchen geübte Neger, und beschäftigte sie mit dem Perlsuchen, welches Jedermann frei stand, unter Bedingung der Entrichtung eines Fünftheiles des Ertrags an den König. In neuen Zeiten hat man weniger Lust gehabt auf diesen unsichern Betrieb Zeit und Capital zu verwenden, jedoch gibt es immer noch einige größere und reiche Unternehmer in und um Panamá, welche theils ausschließliche Grundeigenthümer einzelner Inseln sind, oder auf denselben wenigstens Niederlassungen und geeignete Fahrzeuge besitzen. Die Bemannung eines solchen Botes bestand aus 18—20 Negern und einem Aufseher. Die Fischerei geht auf den schon bekannten Bänken, in einer Wassertiefe von 10 bis höchstens 15 Fuß Tiefe, vor sich. Die Neger sind an ein Seil gebunden, tauchen geschickt, und kehren mit drei oder vier Muscheln zurück, welche sogleich geöffnet werden. Von den gefundenen Perlen gehört ein Theil dem Herrn des Negers, der Rest diesem, und ein altes Herkommen macht dieses Gesetz unverletzlich. Das Tauchen ist im Übrigen in jenem Meere höchst

7) Voyage aux Iles du grand Ocean (Par. 1838). 2 Bde.

8) *Gomara*, Hist. de las Indias. ed. Antverp. 1554. p. 105. vers. 9) *Acosta*, Hist. nat. de las Indias (Sevilla 1590). L. IV. c. 15. p. 235. 10) *Gomara* p. 86. vers. 11) Hoy dia es tanta copia dellas, que hasta las negras traen perlas. *Acosta* l. c.

Zeit der Blüthe des französischen Kaiserthums 1809—1811. Die Abschätzung beruht nicht allein auf Gewicht, Größe und Form, sondern auch Glanz und Färbung. In Europa sind die milchweißen die gesuchtesten, in Indien, Persien und Arabien zieht man die gelblichen vor. Diese eignen sich allerdings mehr zum Gebrauche in warmen Ländern, indem weiße Perlen durch Einsaugung des Schweißes eine unangenehme und ungleiche gelbe Färbung erhalten, die man durch gelindes Erwärmen zwischen Weizenmehl, durch Wasserdämpfe, viertelstündiges Kochen in Kuhmilch, Backen zwischen Brodteig, oder vorsichtiger Anwendung sehr verdünnter Schwefelsäure, zwar wol vermindert, aber niemals so vollständig entfernen kann, daß die Perlen den ursprünglichen Glanz und Färbung vollständig zurückerhielten. Die orientalischen Juweliere und die Perlenhändler auf Ceylon verstehen es, fleckige oder stellenweise abgeriebene Perlen zu werthvollen zu machen, indem sie sehr vorsichtig die oberste Schicht absprengen. Zwar besteht nun jede Perle aus concentrischen Schalen oder Lagen, allein da diese nicht immer von völlig gleicher Dicke sind, so verunglückt bisweilen jenes schwierige Geschäft der Verbesserung. In bunten, beiläufig seltenen Perlen, z. B. in den im Orient sehr gesuchten schwarzen, durchdringt die Färbung alle Schichten gleichmäßig. Tavernier versichert, sechs Perlen von Ebenholzschwärze besessen zu haben. Man glaubt, daß solche Verfärbung entweder durch allzulanges Faulenlassen der Thiere, oder durch besondere Beschaffenheit des Meeresschlammes an gewissen Orten entstehe. Da die Perlen aus kohlensaurem und phosphorsaurem Kalk und thierischem Stoffe bestehen, so werden sie von stärkeren Säuren leicht angegriffen, und daher sind alle Versuche, um sie durch jene zu reinigen oder zu verbessern, mit großer Vorsicht vorzunehmen. Starke Hitzgrade vertragen sie nicht, sondern werden durch diese leicht blind und misfarbig. Verkauft werden sie, wenn sie von besonderer Größe sind, nach dem Karat und stückweis, sonst nach Schnuren, indem man solche von möglichst gleichem Gewicht zusammenreihet. Ganz kleine Perlen (Perlsamen Seedpearls) werden lothweise verkauft, doch entsteht ein Unterschied im Preise, je nachdem eine größere oder kleinere Zahl auf das Loth gehen. Zum schnelleren und richtigen Sortiren der letzteren bedient man sich mehrer Arten von Blechsieben, deren Löcher von verschiedenem Durchmesser sind. Der englische Juwelier Jefferies hat eine sehr umständliche Tabelle über den Werth der Perlen gegeben [13]), welcher, mindestens hinsichtlich des Verfahrens bei der Abschätzung, auch in Teutschland Autorität eingeräumt wird. Bei allen größeren Sorten wird bei Diamanten das Quadrat der Schwere zur Berechnung des Werthes angewendet. Angenommen, daß eine Perle von ein Karat Schwere ein Sh. Sterling werth sei, so wird eine Perle von 2 Karat (also 2×2×8) 32 Sh. = 1 Pf. 12 Sh. kosten müssen; eine Perle von 5 Karat (5×5×8) 200 Sh. = 10 Pf. Sterling, eine von 8 Karat 512 Sh. = 25 Pf. Sterling 12 Sh. rc. Zur Schätzung von Perlen, welche schnurenweise verkauft werden sollen, bedient man sich eines anderen Verfahrens, über welches Jefferies gleichfalls Tabellen geliefert hat. Schnurperlen werden lothweise berechnet; gehen auf das Loth 200—300 Stück, so ist jenes 200 Thaler werth, bei 600—700 Stück nur 100 Thlr. Von Internetperlen ist das Loth (ungefähr) werth, wenn es 900—1000 Stück enthält, 5 Thlr. preuß. Cour.; 700—800 Stück = 10 Thlr.; 400—500 Stück = 20 Thlr.; 300—400 Stück = 30 Thlr.; 200—300 Stück = 40 Thlr.; 100—200 Stück = 50 Thlr.; 80—100 Stück = 60 Thlr.; 20—40 Stück = 90 Thlr.

Außer den echten sogenannten orientalischen Perlen kommen im Handel, wiewol selten, auch Perlen europäischen Ursprungs vor. Sie sind das Product der schmalen Flußperlmuschel und der größeren Flußperlmuschel [14]), welche im nördlichen und mittleren Europa in kleineren Bächen und Flüssen einheimisch sind, zumal aber in Teutschland, z. B. in Sachsen in der oberen Elster (im Voigtlande), in Baiern in der Ölsnitz, in Böhmen in der Watawa und der Moldau zwischen Krumau und Frauenberg. In Schottland (im Tay) und in Schweden hat man, wahrscheinlich aus derselben Muschel, bisweilen werthvolle Perlen erhalten. Aus dem ersteren Lande soll eine besonders schöne Perle stammen, welche im englischen Schatze unter den Kronjuwelen aufbewahrt wird. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß im nördlichen China gleichfalls Arten von Unio vorkommen, welche die Chinesen durch Anbohren rc. zur Ansetzung von Perlen zu zwingen verstehen. Am eifrigsten ist das Perlensuchen, und zwar als Regal, schon aus dem 17. Jahrh. in Sachsen betrieben worden. Man hat die Muscheln in der Elster und sieben in sie strömenden Bächen in zehn Bänke vertheilt, von welchen alljährlich nur eine abgefischt wird. Die Muscheln liegen so dicht neben einander, daß sie bisweilen den Boden der Gewässer ganz bedecken. Ausgewachsen sind sie 6 Zoll lang, 1¼ Zoll breit, 2 Zoll hoch. Perlen kommen in ihnen allerdings sehr häufig vor, allein fehlerlose sind dennoch überaus selten, vielmehr sind sie meistens sehr unförmlich. Sie liegen immer frei, fallen daher leicht heraus und finden sich auch im Sande der Bäche, aber sie bilden niemals angewachsene Erhöhungen der Schalen selbst. Man theilt die Muscheln ein in trächtige und in Legemuscheln, welche von den Perlsuchern genau unterschieden werden. Eine sehr rauhe, cariöse Schale deutet gewöhnlich auf das Vorhandensein guter und zahlreicher Perlen im Inneren. Die Untersuchung geschieht während der Sommermonate ohne Tödtung der Thiere, die, wenn sie perlenlos befunden sind, wieder in das Wasser gelegt werden. Man will Muscheln gefunden haben, die vor länger als einem Jahrhundert mit der Jahreszahl bezeichnet worden, also

13) Sie findet sich in J. G. Blumenberger, Der vollkommene Juwelier rc. (Ilmenau 1828.) Heinr. Schultze, Praktisches Handbuch der Juwelierkunst und Edelsteinkunde (Quedlinb. 1830).

14) Unio elongatus *Pfeiff.* (Naturgesch. teutscher Land- und Süßwassermollusken. Weim. 1828. I. t. 5. fig. 11) = Mya margaritifera *L.* und Unio sinuatus *Lamk.* (Pfeiff. II. t. 7. fig. 4. 5 = Unio margaritiferus *Nilss.*

zu handeln: Wachsperlen, Glasperlen (Stick- oder Strickperlen), Glaskorallen (große Glasperlen), römische oder Alabasterperlen, Gold-, Silber- und Stahlperlen, türkische und Rosenperlen.

1) Wachsperlen. Diese Art Perlen, welche oft den echten Perlen bis zur vollkommenen Täuschung im Ansehen ähnlich sind, bestehen aus dünnen, hohlen Glaskügelchen, welche durch eine von Innen angebrachte Bekleidung von feinzerriebenen Weißfischschuppen die eigenthümliche mattweise opalähnliche Farbe, und durch eine Füllung von Wachs sowol das gehörige Gewicht als die erfoderliche Festigkeit erlangen. Ihre Verfertigung zerfällt hiernach in drei Hauptarbeiten, nämlich das Blasen des Glases, das Färben und das Ausfüllen mit Wachs. Das Glas, welches man zu den Perlen gebraucht, ist mit Zusatz von etwas Bleioxyd bereitet, ziemlich leicht schmelzbar und darf einen schwachen Stich ins Bläuliche besitzen, der die Farbe der Perlen erhöht und ihr mehr Feuer gibt. Man verfertigt aus solchem Glase schon auf den Glashütten enge Röhren, welche der Perlbläser gewöhnlich in Stücken von zwei bis drei Fuß Länge erhält, und vor seiner Schmelzlampe im glühenden Zustande zu derjenigen Feinheit auszieht, welche der Größe der Perlen angemessen ist. Nachdem sodann das eine Ende eines solchen Röhrchens in der Lampenflamme gleichmäßig rothglühend gemacht ist, bläst der Arbeiter in das andere Ende ein paar Mal mit dem Munde, um die glühende und dadurch erweichte Stelle zu einem regelmäßigen Kügelchen aufzutreiben. Um unregelmäßig gestaltete Perlen (sogenannte Kropf- oder Barockperlen) hervorzubringen, wird das noch glühende, weiche Kügelchen mit einer kleinen Zange gequetscht, oder mit einem kalten Stücke Glas &c. leicht berührt (eingedrückt). Da die Glasröhre beim Aufblasen an dem in die Flamme gebrachten Ende verschlossen (zugeschmolzen) sein mußte, so wird hier ein kleines Loch durch das zuletzt sehr verstärkte Blasen selbst, oder durch Ausbrechen gebildet. An der entgegengesetzten Seite hängt das Kügelchen mit dem Überreste des Rohrs zusammen, und an diesem Punkte muß es nun abgeschnitten werden, was durch Aufsetzen und leichtes Niederdrücken einer sehr harten und scharfen, aber an der Schneide einigermaßen rauhen (sägeartigen) Stahlklinge geschieht. Man schreitet dann sogleich zum Blasen einer neuen Perle, und fährt so fort, bis die Röhre so kurz geworden ist, daß man sie nicht mehr bequem zwischen den Fingern halten kann. Die Schmelzlampe des Perlbläsers ist die gewöhnliche Glasbläser- oder Emaillirlampe: eine große Talglampe mit dickem Dochte, dessen Flamme durch eine Art Löthrohr von Glas oder Messing mittels eines durch den Fuß bewegten Blasebalges angefacht wird. Auf dem Arbeitstische (Blastische), unter welchem der Blasebalg angebracht ist, befinden sich oft an den vier Seiten vier Lampen, sodaß ebenso viele Arbeiter zugleich beschäftigt sein können. Der Stoff, durch welchen den Perlen die Farbe und der Glanz der Perlenmutter gegeben wird, besteht in dem weißen, glänzenden Theile der Schuppen des Weißfisches (cyprinus alburnus). Um diese Substanz rein darzustellen, werden die Schuppen vom Körper des Fisches mit den Fingern abgestreift, indem man vorsichtig in der Richtung vom Schwanze nach dem Kopfe hinfährt; dann arbeitet man sie in einem mit Wasser gefüllten Gefäße, mittels eines hölzernen Stößels, eine Zeit lang durch, wobei die schwarzen Theile der Schuppen abgehen und mit dem Wasser weggegossen werden; dieses Verfahren wird mit frischem Wasser wiederholt; hierauf gibt man den glänzenden Bodensatz in Flaschen, die man halb damit anfüllt; übergießt ihn mit reinem Wasser, dem man etwas Ammoniak (Salmiakgeist) zusetzt, um die Fäulniß der Substanz zu verhindern; zieht nach 24stündigem Stehen die trübe Flüssigkeit mittels eines Hebers ab, und wiederholt dieses Auswaschen mit verdünntem Ammoniak so lange, bis die Flüssigkeit über der zu Boden gefallenen Masse völlig klar erscheint. Die Aufbewahrung der völlig gereinigten Substanz geschieht in verstopften gläsernen Flaschen, worin man sie mit schwacher Ammoniakflüssigkeit zuletzt abermals überschüttet hat. Um Gebrauch davon zu machen, muß man die Flüssigkeit so vollständig als möglich von dem Bodensatze entfernen, und letztern mit klarem Pergamentleim oder mit Hausenblasenauflösung anmachen. Dabei kann man der Wohlfeilheit wegen höchst feingepulverten venetianischen Talk zusetzen. Die Mischung wird lauwarm in die Perlen eingefüllt, wobei man auf folgende Weise zu Werke geht. Große Perlen (die nicht unter drei Linien im Durchmesser haben) werden zu je 2—6 Stück auf Ein Mal von Arbeiterinnen zwischen die Finger der linken Hand gefaßt, mittels eines spitz zulaufenden Glasröhrchens zur Hälfte mit flüssiger Fischschuppenmasse angefüllt, dann zwischen den Fingern gerollt, und endlich auf ein Bret mit niedrigem Rande gelegt, worauf ein feuchtes Tuch oder ein Blatt Papier ausgebreitet ist, und welches beständig geschüttelt wird. Wenn sich ungefähr 1000 Perlen auf diesem Brete gesammelt haben, so fährt man noch einige Minuten fort, letzteres sanft hin und her zu bewegen, damit die Perlen in rollender Bewegung bleiben, und sich inwendig überall gleichmäßig mit der Schuppensubstanz (Farbe) überziehen. Kleine Perlen werden nicht in der Hand gefüllt, sondern auf einem Bleche mit aufgebogenen Rändern, welches so lange sachte geschüttelt wird, bis alle Perlen aufgehört haben zu rollen, was dann geschieht, wenn sie auf einem der Löcher ins Stehen gekommen sind. Man gießt dann die Farbe auf die schon angegebene Weise durch die obere Öffnung ein. Manchmal erhalten die Perlen kein Wachs, und dann füllt man sie ganz mit Farbe, durch welche die Öffnungen verstopft werden. Gewöhnlicher aber ist es, sie in Wachs zu setzen, und in diesem Falle muß man darauf achten, das Loch offen zu halten, damit das Wachs durch selbes eindringen und dagegen die Luft austreten kann. Die Füllung mit Wachs geschieht bei großen Perlen auf eine andere Weise als bei kleinen. Erstere werden einzeln mittels des trichterartigen zugespitzten Glasrohres mit geschmolzenem weißem Wachse voll gegossen, welches sogleich darin erstarrt, sodaß kein Rollen erfoderlich ist. Die kleinen gibt man, zu 8000—10,000 Stück auf Ein Mal, in das flüssige Wachs, worin man sie untertaucht. Man nimmt sie

durchbohrten Cylinders, gegeben. Mittels der Feile wird jede Perle (auf einem zugespitzten Drahte steckend) nöthigen Falls weiter ausgebildet. In manchen Fabriken bedient man sich hierzu auch der Wippe, d. h. der nämlichen kleinen Schlagmaschine, mit welcher die Köpfe an den Stecknadeln gebildet werden. Sodann folgt das Härten der Perlen durch Einsetzen (Glühen zwischen Kohlenpulver in einer verschlossenen Büchse) und Ablöschen in Wasser. Die Facetten werden nach dem Härten durch Schleifen auf einer metallenen schnell umlaufenden Scheibe, mittels Schmirgels und Wassers, erzeugt; das Poliren als die letzte Arbeit, geschieht mit feinem Schmirgel auf einer Bürstenscheibe, und schließlich mit Zinnasche und Weingeist auf den Fingerspitzen der Arbeiterinnen.

6) Gold- und Silberperlen. Diesen Namen führen messingene (oder tombackene), im Feuer vergoldete oder versilberte Perlen, die theils rund und glatt, theils gleich den Stahlperlen facettirt (geschliffen) sind. Man verfertigt sie theils wie die Stahlperlen, theils dadurch, daß man aus Blech Röhrchen zieht und löthet, diese dann mit der Laubsäge in kurze Stückchen zerschneidet. Die runden Perlen empfangen ihre Gestalt zwischen den Stempeln der Wippe, die facettirten auf der Schleifscheibe.

7) Türkische Perlen, die man an Schnüren aufgereiht als Halsbänder trägt, bestehen aus einer durch Abdampfen eingedickten Auflösung von Katechu in Rosenwasser, welche mit gepulverter Veilchenwurzel, Moschus, Bergamott- oder Lavendelöl, Hausenblasenauflösung und Lampenruß vermengt wird. Von dieser teigartigen Mischung macht man mittels der in den Apotheken gebräuchlichen Pillenmaschine gleich große Kügelchen, welche mit einer Nadel durchstochen, mit Mandelöl bestrichen und endlich getrocknet werden.

8) Rosenperlen. Man zerstößt die Blumenblätter von rothen Rosen in einem Mörser unter Zusatz von Rosenwasser zu einem feinen Teige, formt aus diesem, wenn er halb trocken ist, die Kügelchen, und bestreicht dieselben nach dem Durchstechen und Trocknen mit Rosenöl. (*Karmarsch.*)

PERLEN nennt man in der Jägersprache die kleinen kantigen Auswüchse an den Gehörnen der Hirsche und Rehböcke. Je größer und je vollkommener ausgebildet sie sind, desto älter ist in der Regel das Thier, welches das Gehörn trägt und desto mehr schätzt man dies letztere. (*Pfeil.*)

Perlenarchipelagus *), s. Perleninseln.

Perlenaugen, soviel als runde Perlen, s. Perlen.

Perlenauster, soviel als Perlenmuschel, s. Perlen.

PERLENBACH, eins der kleinen Flüßchen, welche den weißen Main bilden helfen. Es entspringt im bairischen Obermainkreise, heißt Anfangs Ölsnitz und wird erst nach Aufnahme des Gefreesbaches Perlenbach genannt. Vergl. d. Art. Main (weißer). (*G. M. S. Fischer.*)

*) Die Composita mit Perlen—, welche sich hier nicht finden, suche man unter Perl, z. B. Perlenbohrer unter Perlbohrer.

Perlenbirn, soviel als ovale Perlen, s. Perlen und Perlbirn.

PERLENESSENZ, wird aus den Schuppen des Ukleys oder Weißfisches, Cyprinus alburnus, erhalten Diese Fische werden in einem hölzernen Gefäß mit Wasser an einander gerieben, damit die Schuppen losgehen und diese zu Boden sinken; die Schuppen werden dann mit Ätzammoniakflüssigkeit übergossen, worin sich ein Theil derselben löst, ein anderer Theil aber nur suspendirt wird. Diese Flüssigkeit dient zur Darstellung künstlicher Perlen, indem sie mit Hausenblasenlösung vermischt in gläserne Perlen gesogen wird; nach der Verdunstung des Ammoniaks bleibt ein silberglänzender Überzug zurück. (*Döbereiner.*)

Perlenfarbe, s. Perlenessenz.

Perlenfischerei, s. Perlen und Anonica.

Perlengewicht, Perlenhandel, s. Perlen.

PERLENINSELN (Islas de las Perlas), eine Gruppe von 45 Inseln verschiedener, jedoch meistens geringer Größe, im Golf von Panamá, und von dieser Stadt 10—12 Leguas entfernt. Sie sind zum Theil ziemlich hoch und bestehen aus Kalkfelsen, die aber meistens mit guter Pflanzenerde bedeckt sind. Der Boden ist daher fruchtbar, und selbst die kleinsten Inseln sind dicht bewaldet. An süßem Wasser mangelt es nicht. Das Klima ist zwar sehr heiß, aber erträglicher als auf dem nahen Festlande, und niemals so ungesund als dort. Ungewitter mit furchtbaren Stürmen und Wolkenbrüchen begleitet sind zwar in der Regenzeit so häufig, daß dieser Meeresstrich sprüchwörtlich geworden, allein sie richten verhältnißmäßig wenig Schaden an. Erderschütterungen, die wahrscheinlich von dem großen vulkanischen Herde unter Mittelamerika ausgehen, sind gewöhnliche Ereignisse, indessen da wenig furchtbar, wo es weder Städte noch steinerne Häuser gibt. Die Producte bestehen zunächst nur in den gewöhnlichen Nahrungspflanzen des tropischen Amerika, welche jedoch von der Bevölkerung selbst verbraucht werden, dann aber auch in Perlen. Der Entdecker des stillen Oceans, Vasco Nuñez de Balboa, erhielt bei seinem Zuge über dem Isthmus die erste Nachricht von diesen Inseln durch den Caziken Tumaco. Pedrarias (s. d. Art.) sendete später (1515) den Gaspar de Morales mit 150 Spaniern, um die Insel Tararegui zu erobern, welche wahrscheinlich die größte der Gruppe, jetzt Isla del Rey genannt, gewesen sein mag. Siebenzig Spanier landeten und besiegten erst bei dem vierten Angriffe die kriegerischen Eingeborenen. Der Häuptling machte endlich mit den Spaniern Friede, schenkte dem Morales ein Kästchen, in welchem 110 Mark Perlen sich befanden, ließ sich taufen, nahm den Namen Pedrarias an, und versprach dem Kaiser (Karl I.) jährlich 100 Mark Perlen als Tribut zu liefern. Die größte der geschenkten Perlen wog 31 Karat, wurde sogleich für 1300 Dukaten verkauft und kam durch Bobadilla endlich in den Besitz der Kaiserin. In Folge dieser Entdeckung wurde Spanien mit Perlen überschwemmt, die dennoch kostbar blieben. Der Ertrag des Archipels nahm aber bald ab, indem man ganz schonungslos mit den Eingeborenen umging, und sehr viele derselben dem beschwerlichen und ge-

fährlichen Dienste als Taucher unterlagen (*Gomara* ed. 1554. p. 267 b. sq.). Schon Cieza versichert, daß zu seiner Zeit (1540) die einst zahlreichen Eingebornen ausgerottet gewesen, und daß die Spanier zum Perlenfischen sich der Neger und Indier hätten bedienen müssen, die man von Nicaragua und Cubagua kommen ließ (Chronica ed. 1554. c. 3. p. 5 b). Späterhin blieb zwar die Perlenfischerei hauptsächlicher Betriebzweig der Pächter und Besitzer jener Inseln, allein um die Mitte des vorigen Jahrhunderts (Ulloa) wurden nur Negersklaven zu ihr verwendet. Sie nahm hierauf immer mehr ab und scheint ganz vergessen worden zu sein während des langen Revolutionskrieges. Die Inseln kamen mit Panamá endlich an die Republik Colombia, und mögen ziemlich entvölkert gewesen sein, denn die Regierung gab einige als Vergeltung an solche ausgediente Officiere, deren große Soldrückstände sie nicht vermochte zu bezahlen. In Verbindung mit einigen Engländern stellten diese die Perlenfischerei wieder her, und einer dieser ehemaligen Krieger besuchte mit einer ansehnlichen Sammlung von Perlen 1840 Teutschland und sogar die Messe von Nischney-Novogorod. Auf den zwei größern Inseln, Isla del Rey und Isla de S. José hat sich eine neue Bevölkerung vom Festlande her eingefunden, welche nur vom Ackerbaue lebt.

Ein andere geringere Gruppe gleichen Namens liegt an der Küste von Honduras, nahe bei den Inseln Mosquitos und Manglares. Alle diese Eilande sind sehr klein, niedrig, sandig und völlig unbewohnt. (*Pöppig.*)

Perlenkronen, s. Kronen (Heraldik).

Perlenkupfer, s. Kupfer.

PERLENMACHER, Verfertiger von weißen und gefärbten Glasperlen, bildeten früher in Nürnberg eine eigene Zunft, welche aber im J. 1637 ausgestorben ist. Gegenwärtig werden die Glasperlen von den Glasbläsern verfertigt (s. Perlen, künstliche). (*Karmarsch.*)

PERLENMASS oder PERLENSIEB, ein Geräth der Juweliere, wodurch die Größe der Perlen bestimmt und zugleich das Sortiren derselben nach ihrer Größe vorgenommen wird. Es besteht aus einer blechernen Büchse, die aus mehren auf einander gesetzten Abtheilungen gebildet ist. Jede Abtheilung stellt für sich eine besondere Schachtel (ohne Deckel) dar, und ist in ihrem Boden mit lauter runden Löchern von einer bestimmten Größe durchbohrt. Die oberste Abtheilung enthält die größten Löcher, die Löcher einer jeden folgenden sind um eine Stufe kleiner als jene der vorhergehenden. Schüttet man nun ein Gemenge von Perlen verschiedener Größe in die oberste Schachtel, so fallen beim Schütteln alle Stücke durch den Löchern hindurch, mit Ausnahme der größten, deren Durchmesser den Durchmesser der Löcher übertrifft. Ähnliches geht in jeder folgenden Abtheilung vor, und zuletzt bleibt in jeder Abtheilung nur Eine Sorte von Perlen liegen, nämlich diejenige, welche größer ist als die Löcher in dieser und kleiner als die Löcher in der vorhergehenden Abtheilung. (*Karmarsch.*)

Perlenmuschel, s. Muschel.

Perlenmutter, s. Perlmutter.

Perlenpottasche, s. Perlasche.

PERLENPRESSER, die Verfertiger der Gold-, Silber- und Stahlperlen; s. Perlen, künstliche. (*Karmarsch.*)

Perlensieb, s. Perlenmass.

PERLENSTAB. Unter den runden architektonischen Gliedern ist der sogenannte Stab (Ring oder Reif), Astragalus beim Vitruv genannt, das kleinste und bildet hauptsächlich einen Saum für größere. Sein Querschnitt ist meist kreisförmig und dann gewöhnlich mehr als ein Halbkreis, oft auch Theil eines Ovals. Die hauptsächlichste Art seiner Verzierung bei den Griechen und Römern gibt diesem Gliede den Namen Perlenstab. Es ist nämlich gewöhnlich in der Art ausgeschnitzt, daß entweder gleichmäßig Kügelchen neben einander gestellt, oder ovale liegende Körper mit dazwischen gestellten scheibenartigen (linsenförmigen) an einer Schnur aufgereihet erscheinen; welche Bearbeitung man besonders bei den Griechen aufs Zarteste und Schönste ausgeführt findet, wo dann dieses Glied eine vortreffliche Zierde bildet. Oft sieht man auch, besonders in römischen Monumenten, den Stab in vielseitige Körperchen, auch als Flechtwerk, als Blattgewinde &c. ausgeschnitzt, oft auch blos in allen diesen Arten bunt bemalt.

Der Gebrauch des Stabes ist häufig. Er dient in der korinthischen und ionischen Säulenordnung im Gesimse, und in der ionischen Ordnung auch im Capitäl als Saum des Wulstes (Echinus) und als begrenzendes Glied des verzierten Säulenhalses gegen den Schaft, und ist dann eben als Perlenstab geschnitzt. Auch unter die Kehlleiste im Gesims wird er gesetzt und ebenso unter den Vorsprung der übereinanderstehenden Streifen des Architravs. Ebenso schmückt der Perlenstab die Seiten der Schnecken des ionischen Capitäls.

In der dorischen Bauart kommt der Gebrauch des Perlenstabs sehr selten vor. Ausnahmsweise findet man ihn z. B. am Tempel des Theseus im Innern, und beim Parthenon über den Triglyphen. An den römisch-dorischen Säulen aber findet er sich unter dem Echinus. Nirgends kommt er am Fuße der Säulen vor, wenn auch der unverzierte Stab bei der ionischen Base gebraucht wird.

Die sogenannte byzantinische Architektur hat dies verzierte Glied ebenfalls aufgenommen und man findet es häufig an den Thür- und Fenstergewänden in derselben und am Hauptgesims &c. (*Stapel.*)

PERLENSTICKEREI. Das Sticken mit echten Perlen wird selten für sich allein, meist in Verbindung mit Gold- und Silberstickerei, angewendet, und beruht ganz allein darauf, daß man nach Anweisung der Musterzeichnung die durchbohrten Perlen mittels eines seidenen Fadens an den gehörigen Stellen aufheftet. In ähnlicher Weise wird manchmal mit verschiedenfarbigen Glasperlen gestickt. (*Karmarsch.*)

PERLENSTRICKEREI, die bekanntlich als weibliche Handarbeit betriebene Art zu stricken, wobei auf dem seidenen Faden Glasperlen von verschiedenen Farben, nach Anweisung eines auf Gitterpapier (sogenanntes Tupf-

oder Patronenpapier) gemalten Musters, angereiht werden, die man dann beim Stricken in die Maschen einarbeitet. Man bedeckt auf solche Weise entweder den ganzen gestrickten Gegenstand (Uhrbänder, Börsen etc.), in welchem Falle Perlen von einer Farbe den Grund, und andersfarbige das Muster bilden; oder man erzeugt nur das Muster aus Perlen, und läßt im Grunde die glatte Strickerei selbst sehen. In jedem Falle ist die Arbeit ihren Grundsätzen nach höchst einfach; sie erfodert aber große Aufmerksamkeit beim Abzählen und Aufreihen der Perlen. (*Karmarsch.*)

PERLENWEBEREI, heißt das Verfahren, durch welches Figuren von Glasperlen in Bändern eingewebt werden. Man bedient sich dazu nicht des Webestuhls, sondern eines einfachen hölzernen Rahmens, in welchem die Kettenfäden aufgespannt werden. Die Perlen werden, in gehöriger Abwechslung der Farben, auf dem Einschlagfaden angereiht, und das Durchziehen oder Einflechten des letztern geschieht aus freier Hand, wobei man den Perlen ihren gehörigen Platz, nach Vorschrift der Musterzeichnung, anweiset. (*Karmarsch.*)

Perlenweiss, s. Perlweiss.

PERLES, teutsch Pieterlen, schönes Pfarrdorf, reformirter Confession, mit 515 Einwohnern. Mit den Nebenorten Reiben, Romont (Rotmunt) und Montmenil (Meinisperg) hat die ganze Pfarre 1460 Seelen. Sie gehörte zu der ehemals bischof-baselschen Herrschaft Erguel, jetzt zum bernerschen Amte Büren. Die Straße von Solothurn nach Biel geht hier durch. Die Gegend ist angenehm und fruchtbar (vergl. d. Art. Immerthal). (*Escher.*)

PERLESREUT, Markt im bairischen Landgerichte Wolfstein, acht Stunden von Passau, mit 55 Häusern, einem katholischen Pfarramte, einer Pfarrkirche und 456 Einwohnern, die lebhaften Handel mit Garn treiben. (*Eisenmann.*)

PERLETTO, eine Gemeinde, welche zum Mandamento von Cortemiglia der Provinz von Alba, zur Militairdivision von Cuneo den festländischen Staaten des Königs von Sardinien gehört, östlich von Cortemiglia auf einem Hügel oberhalb des rechten Ufers der Bormida gelegen, von einem Vierecke fester und guterhaltener Bastionen umgeben, in deren Mitte sich ein ungemein hoher Thurm erhebt, zeigt sich Perletto, dessen zuerst in einer Schenkung des Valentino Visconti vom J. 1386 Meldung geschieht. Diese Gemeinde zählt ungefähr 1200 Einwohner, die auf ihrem sehr fruchtbaren Gebiete starke Seidenzucht und Weinbau treiben, hat mehre Dorfkirchen, eine eigene pfarrliche Propstei, welche zum Bisthume Acqui gehört, eine hübsche Pfarrkirche, eine Elementarschule und eine Wohlthätigkeitsgesellschaft (Congregazione di Carità) *). (*G. F. Schreiner.*)

Perleule, s. Eule.

PERLFELSEN, PERLKLIPPEN, heißen niedrige und gefahrvolle Felsen, welche nahe bei der Südspitze von der Calvertsinsel im nördlichen Theile des stillen Oceans unter 51° 54′ nördl. Br. und 231° 52′ östl. L. eine ziemlich bedeutende Gruppe bilden. (*G. M. S. Fischer.*)

PERLFISCH. In Teutschland bezeichnet man allgemein mit diesem Namen eine zu der Gattung Leuciscus *Kl.* gehörige Art, welche Linné Cyprinus Grislagine genannt hat. Sie hat große Ähnlichkeit mit dem Döbel (Cyprinus dobula *Lin.*) und scheint auch wirklich von Pallas und Bloch dafür gehalten worden zu sein. Ihr Körper ist länglich, der Kopf ziemlich klein und spitzig, die obere Kinnlade etwas länger als die untere, die Augen mittelmäßig, die Seitenlinie undeutlich. Die Rückenflosse hat drei ungetheilte und neun getheilte, die Afterflosse drei ungetheilte und zehn getheilte Strahlen, in der Brustflosse befinden sich 16, in der Bauchflosse 9, in der Schwanzflosse 16 Strahlen. Über der Seitenlinie sind 10, unter ihr 6 Schuppenreihen. Die Färbung und Zeichnung erinnert sehr an die Zährte (Cyprinus vimba *Lin.*). Die großen Schuppen sind silberglänzend, am Rücken jedoch dunkler, dunkelaschgrau oder aschbraun; Iris silbern; der Kopf oben dunkelbraun, an den Seiten gelb, grau und weiß marmorirt. Die Farbe der Flossen wird verschieden angegeben. Schinz in seiner Wirbelthierfauna von Europa (2. Bd. S. 320; wie es scheint eine Originalbeschreibung nach Exemplaren des züricher Museums) beschreibt sie weißlich mit gelben Strahlen; Oken dagegen in seiner allgemeinen Naturgeschichte 6. Bd. S. 298 sagt: die Flossen am Grunde röthlich, am Ende schwarz. Außerdem weicht die Oken'sche Beschreibung noch in andern Punkten wesentlich ab; denn nach dieser hätten die Rücken- und die Schwanzflosse jede 11 Strahlen und der Kopf wäre dick. Schinz übrigens gibt 10 Rücken- und 11 Afterflossenstrahlen an. Der Perlfisch erreicht eine Länge von ein Fuß bis ein Fuß zwei Zoll und wird (nach Oken) drei Zoll hoch. In Teutschland ist er überaus selten — man hat ihn erst im Attersee in Oberösterreich gefunden — und deshalb ist sein Name bekannter, als er selbst. Sein eigentliches Vaterland ist das südliche Rußland. Nach Pallas findet er sich in den Flüssen längs der nördlichen Küste des kaspischen Meeres in ungeheuren Schwärmen, heißt Oblé, wird von dem Hausen (Acipenser Huso) verfolgt, und deshalb gefangen, in Behältern aufbewahrt und als Köder an die Angel gesteckt. Da er ein schmackhaftes Fleisch hat, so wird er jedoch auch gegessen. In Schweden, wo er Skall-Id und Stamm heißt, und im südlichen Frankreich soll er auch noch vorkommen. Merkwürdig ist er dadurch geworden, daß die Männchen zur Laichzeit an dem Kopfe und den Schuppen kleine perlartige Auswüchse bekommen, woher sich auch der Name Perlfisch schreibt. Vergl. übrigens Pallas' Reisen, Auszug, 2. Bd. S. 254. *Pallas* et *Tilesius*, Zoographia rosso-asiatica T. III. p. 319. *Meidinger*, Icones piscium Austriae T. IV. tab. 40. Heckel, über europäische Cyprinen in den Annalen des wiener Museums, 1. Bd. Taf. 21. Schinz und Oken a. a. O.; endlich *Fries* och *Ekström*, Skandinaviens Fiscar (4. Heft. Stockholm 1838). (*Streubel.*)

*) Corografia dell' Italia con atlante geografico ed illustrative di *Attilio Zuccagni-Orlandini* (Firenze 1835—1840). Tom. IV. p. 1066.

PERLICAN (Neu-), bekannter Hafen an der Ostküste von Neufundland, ist in westsüdwestlicher Richtung acht Leagues von Altperlican und fünf Leagues von der Randonspitze entfernt, und hat eine weite und sichere Einfahrt, sodaß Schiffe bei 5—10 Klaftern Wassertiefe, geschützt vor allen Winden, sicher einlaufen können. (*G. M. S. Fischer.*)

PERLINGHOF, eigentlich PÖRLINGHOF, ein zum Bezirke und Landgerichte Kraigh gehöriges Dorf im klagenfurter Kreise von Kärnthen, in dessen Nähe sich die merkwürdigen kraigher Schlösser befinden. (*G. F. Schreiner.*)

PERLISTYE, auch Berlistye, wallach. Berlischtye, ein zur Herrschaft Szászka gehöriges königliches Kameraldorf im oraviczaer Gerichtsstuhle der krassover Gespanschaft des Banates, im Kreise jenseit der Theiß Oberungarns, in ebener Gegend gelegen, an die Militairgrenze anstoßend, mit 136 Häusern, 1042 wallachischen Einwohnern, von denen sich alle, bis auf sechs Katholiken zur morgenländisch-griechischen Kirche bekennen, einer eigenen Pfarre, Kirche und Schule der nicht unirten Griechen, und einem sehr ergiebigen Boden. (*G. F. Schreiner.*)

PERLKIRSCHE (Pomol.), ziemlich große buntfarbige Herzkirsche, ist fleischfarben ins Gelbliche fallend und punktirt; auf der einen Seite ist die Farbe stets heller als auf der andern; sie hat weiches, weißes Fleisch, angenehmen süßen Saft und reift Mitte Juli. (*William Löbe.*)

PERLKOPF, PERLENKOPF, heißt in der Weberei eine Vorrichtung zum Weben der Gaze und ähnlicher Stoffe, bei welchen die Kettenfäden paarweise mit einander gekreuzt oder zwischen den Einschußfäden zusammengedreht sind. Der Perlkopf bildet gleichsam einen Schaft mit halben Litzen (sogenannten Stelzen), und hat seinen Namen davon, daß oft an dem Ende einer jeden Litze ein durchbohrtes Glaskügelchen (eine Perle) angebracht ist, durch deren Öffnung ein Kettenfaden geht. (*Karmarsch.*)

Perlkrankheit, s. Viehkrankheit.
Perlkraut, s. Kraut.
Perllauch, s. Lauch.
Perlmaus s. Maus.

PERLMOOS, Caragheen, Carageeén. Dieses von Chondrus crispus *Lingbye*, Fucus crispus *Linn.* s. polymorphus *Lamark.*, Sphaerococcus crispus *Agardh*, Ulva crispa *Dec.* abstammende Moos besteht, wie es im Handel vorkommt, in verschiedenartig großen und geformten Stücken von hornartiger Beschaffenheit, ist durchscheinend und von schmutzig gelblicher oder blaßbräunlicher Farbe, in's Weiße oder auch in das Schwarzbraune sich ziehend. Der Hauptbestandtheil des Perlmoses ist die große Menge des in ihm enthaltenen Pflanzenschleims, dem es seine Nahrhaftigkeit verdankt. Eine Drachme des Mooses ist hinreichend, mit 6—7 Unzen Wasser gekocht, eine ziemlich farblose Gallerte zu geben. (Über die Untersuchung des Schleims vgl. m. Lucä im Berl. Jahrb. XXIV, 1, 74 und Herberger in Buchn. Rep. XLIX, 14.) (*Döbereiner.*)

Perlmutter, ist die Schale der orientalischen Perlenmuschel, s. Perle und Aviculacea.

PERLMUTTERARBEITEN. Es gehören hierher eine Menge kleiner ganz aus Perlmutter verfertigter Gegenstände, die man häufig mit Bronze, Gold, Silber oder Stahl verziert; ferner Bestandtheile aus Perlenmutter an größeren Arbeiten, die übrigens aus Holz oder Metall gemacht sind. Sehr wichtig ist dabei die Auswahl der Perlenmutter und deren zweckmäßige Zertheilung. Man muß in beiden Beziehungen sorgfältig darauf achten: a) daß die Perlenmutterschalen so vortheilhaft und sparsam als möglich benutzt werden, um wenig Abfall zu erhalten und nicht große schöne Stücke nutzlos zu zerschneiden; b) daß man die schönsten (mit dem reinsten und vollkommensten Farbenspiele versehenen) Theile der Muschel dort anbringt, wo sie am meisten in die Augen fallen; dagegen die speckigen, gelben, unreinen Stellen nach Möglichkeit zu verbergen trachtet. Es ist in dieser Hinsicht zu bemerken, daß die äußeren (zunächst unter der rauhen Oberfläche liegenden) Theile nicht so schön sind, als die auf der inneren glatten Oberfläche; und daß auf einem durch die Dicke der Muscheln gemachten Schnitte die Perlenmutter ebenfalls keine schöne Farbe und kein irisirendes Ansehen hat. Das Zuschneiden der Bestandtheile aus Perlenmutter geschieht mit feinen Sägen, die weitere Ausarbeitung entweder auf der Drehbank oder mit Feilen, Grabsticheln, Bohrern, Laubsägen, Schleifsteinen &c. Um die Gegenstände glatt zu schleifen, wendet man Schmirgel und geschlämmtes Bimssteinpulver, zum Poliren Tripel mit Öl oder mit verdünnter Schwefelsäure (auf Hutfilz an). Auf diese Art werden Zahnstocher, Nadelbüchsen, Schnurnadeln, Knöpfe, Messer- und Gabelhefte, Scheerengriffe, Spielmarken, Schachfiguren, und eine Menge anderer Artikel verfertigt, die man, wenn sie zu groß sind, um aus einem einzigen Stück gemacht zu werden, aus mehren Theilen zusammenschraubt, nöthigenfalls mit Hausenblase zusammenkittet. Zu größeren Gegenständen (z. B. Leuchterfüßen) benutzt man öfters ganze Muscheln; ganze Flächenräume werden nicht selten (auf einer Grundlage von Holz oder Metall) mit dünnen Perlmutterblättchen furnirt, wobei die Befestigung der Perlmutter nach Umständen mit Leim, Hausenblase oder irgend einem gut haftenden Kitte geschieht. Eine schöne und leicht auszuführende Verzierung der Perlenmutter, welche sehr oft geeignet ist, das Graviren mit Vortheil zu ersetzen, wird durch Ätzen erreicht. Da die Perlenmutter hauptsächlich aus kohlensaurem Kalke besteht, so wird sie von den Säuren leicht angegriffen. Man überzieht, um das Ätzen vorzunehmen, die Perlenmutter in etwas erwärmtem Zustande dünn mit dem gewöhnlichen Ätzgrunde der Kupferstecher; kratzt diesen Grund, wenn er kalt und fest geworden ist, mit der Radirnadel oder mit einer Federmesserspitze überall wieder weg, wo das Ätzwasser eingreifen und eine Vertiefung der Fläche entstehen soll; umgibt das Stück mit einem Wachsrande und gießt verdünntes Scheidewasser darauf. Ungefähr nach 7—10 Minuten wird das Ätzwasser wieder entfernt und der Ätzgrund mittels Terpentinöls abgewaschen.

heißem Wasser und besteht aus 17,88 Natron, 20,40 Phosphorsäure und 61,72 Wasser. Es dient zu Löthrohrversuchen und in der Medicin als Abführungsmittel. (*Döbereiner.*)

PERLSAND, ein aus feinen, gleich großen, runden und glatten Körnern bestehender Quarzsand, wie er in den Sanduhren gebraucht wird (s. Quarzsand). (*Karmarsch.*)

Perlsäure, s. Natron.

PERLSCHRIFT, die zweite Größe der Buchdruckerschriften (wenn man diese von der kleinsten zu zählen anfängt), zwischen Diamant (der kleinsten Schriftgattung) und Nompareille stehend. Sie wird französisch Perle (nach Didot: Quatre), und englisch Pearl genannt. Die Höhe ihres Kegels beträgt in Frankreich vier typographische Punkte (⅓ der pariser Linie), in Teutschland ⅝ vom Kegel der Petitschrift. (*Karmarsch.*)

PERLSCHWAMM (Agaricus rubescens *Fries* syst. myc. I, 18. Ag. margaritifer *Batsch*), ein Blätterschwamm, welcher in waldigen Gebirgsgegenden im Sommer häufig vorkommt, mit röthlichem, nicht hohlem, unten schuppigem, fast gleich dickem Strunke. Der Hut mit ungleichen, flachen, mehligen Warzen besetzt, am Rande glatt; das Fleisch desselben schnell röthlich werdend. Wird an manchen Orten, namentlich in Frankreich (wo er Golmelle oder Golmotte vraie heißt) gegessen; aber man muß sich dabei vor einer Verwechselung mit dem ähnlichen, sehr giftigen Pantherschwamme (Agar. pantherinus *Cand.* — Golmotte fausse) wohl hüten. (*A. Sprengel.*)

Perlsinter, s. Kieselsinter.

Perlstein, s. Pechstein.

Perluigi Giovanni, s. Palestrina.

PERLUPO, ein Dorf in der neapolitanischen Provinz Calabria ulteriore II; gleich vielen anderen calabresischen Ortschaften an steilem Bergabhange über jenem Thale gelegen, durch dessen Grund der von der Serra nuda di St. Agata herabströmende Gießbach seinen Lauf nach dem Meere nimmt, bei fünf Miglien nordöstlich von Reggio entfernt, mit 520 Einwohnern, einer eigenen Pfarre und einer Kirche. (*G. F. Schreiner.*)

PERLWEISS, ist die überbasische Chlorverbindung des Wismuthes, welche erhalten wird, wenn man zu einer Auflösung des Wismuthes in Salpetersäure verdünnte Salzsäure setzt; ist der Niederschlag gut ausgewaschen, so wird er getrocknet, worauf das Perlweiß, blanc de perle, pearl white, pearl powder, in perlmutterglänzenden Blättchen zurückbleibt. Es dient als Schminkmittel, wozu es aber gänzlich zu verwerfen ist, da es nicht allein die Haut runzelig macht, sondern auch am Lichte und in selbst sehr schwachen Schwefelwasserstoffdämpfen dunkel gefärbt wird. (*Döbereiner.*)

PERM, PERMIEN, das heutige russische Gouvernement, stellt in seiner dem westlichen Ural angehörenden Hälfte nur ein Fragment dar des alten Groß-Biarmien, unter welchem Namen die Scandinavier das weite Land von der Dwina und dem weißen Meer (Gandwik) bis zu der Petschora kannten. Jenseit der Petschora lag Jotunheim, das Mutterland der natürlichen Schrecknisse und der bösen Zauberkünste, gegen Nordwesten ward Biarmien von Quänland, oder Kajana, begrenzt; es mag demnach in seinem ursprünglichen Umfange etwa die heutigen Statthalterschaften Archangel, Wologda, Permien und Wjätka umfaßt haben. Groß-Biarmien hieß diese Landschaft nicht sowol wegen ihres ausgedehnten Umfangs, als um sie von dem von Suränen bewohnten Klein-Perm (Malaja-Perm oder Permza) in dem Umfange der heutigen Statthalterschaft Wologda zu unterscheiden. Die isländischen Sagen berichten viel vom östlichsten Ziele kühner Schiffer, aber das erste historische Zeugniß von Biarmien gibt Other, der im 9. Jahrh. das Nordcap umsegelte, die Mündung der Dwina besuchte, und allerlei Erzählungen über die Bewohner und ihr Land, auch über die demselben angrenzenden Völker vernahm, Erzählungen, von welchen er jedoch nichts mittheilt, außer der einzigen Bemerkung, daß das zahlreiche Volk der Biarmier mit den Finnen beinahe dieselbe Sprache rede. Damals, und lange vor Rurik, stand dieses Volk unter eigenen, durch kriegerische Tapferkeit berühmten Fürsten; es war auch zu Bedeutsamkeit für den gesammten Norden durch ausgebreiteten Handelsverkehr gelangt; die indischen Waaren, über das caspische Meer her bezogen, gingen die Wolga und die Kama hinauf, dann zu Lande in die Petschora, um von da durch Küstenfahrer nach Norwegen und den entferntern Theilen von Scandinavien verschifft zu werden. Der Mittelpunkt dieses Handels, Tscherdün, an der vereinigt mit der Wischera in die Kama gehenden Kolwa, war zugleich Hauptstadt des Landes, und der Brennpunkt aller für uns kaum mehr kenntlichen Cultur des ausgebreiteten Volkes der Finnen. Wie im Allgemeinen dieses in unzählige größere und kleinere Stämme getheilte Volk, die niemals zu gemeinsamer Wirksamkeit zu vereinigen waren, der compacten Masse der Russen eine sichere Beute werden mußte, so ereignete sich dies auch besonders mit Biarmien. In dem südwestlichen Theile des Landes setzte sich, zur Zeit von Andrei Bogoljubsky, eine nowgorodische Colonie fest, die zu dem unabhängigen Freistaate Wjätka erwachsen, mit den benachbarten finnischen Stämmen abwechselnd in Fehde oder in Handelsbeziehungen sich befand. Das übrige Land, von der Dwina zum Ural, geschützt durch Entfernung und Wüsteneien, wurde nur gelegentlich, etwa vom 11. Jahrh. ab, von den nowgorodischen Russen heimgesucht, geplündert und besteuert, ohne daß die Räuber, welche sich mit dem auf solche Weise eingesammelten Pelzwerk und Silber begnügten, wesentlichen Einfluß auf die Religion oder auf die Regierungsform des Volkes zu üben versucht hätten. Als die vorzüglichsten Götzen der permischen und obdorischen Völker werden Woipel und die goldene Frau (russ. Solotaja Baba) genannt. Das Heiligthum der Frau war in der Nähe des Ob errichtet, golden hieß sie von der Vergoldung des Steins, aus welchem ihr Bild gehauen war; ein Kind, ihren Enkel muthmaßlich, trug sie auf dem Schooße, ein zweites Kind stand ihr zur Seite. Dieser Göttin opferten die Heiden Zobelfelle, oder die fettesten Rennthiere; mit dem Blute der geschlachteten Thiere wurden Mund und Augen der Bildsäule bestrichen, wor-

hafter Handel bestand. Gegen teutsche Tücher ertauschten sie von den Permäken kostbare Felle, und das nach der Lage der Provinz sogenannte tromskamasche Silber. Dieses Silber hatte bereits die Begierden von Johann Kalita erregt, nach der Unterjochung von Wologda begannen die moskowitischen Großfürsten ernstlicher nach dem Besitze von Permien zu streben. Darin widerstanden ihnen beharrlich die Nowgoroder, noch in dem am 11. Aug. 1471 an der Mündung der Schelona eingegangenen Friedensvertrage wurde Permien als eine Besitzung der Republik anerkannt. Indessen hat der Großfürst Johann III. Wassiljewitsch selten Verträge genehmigt, ohne die unabänderliche Nebenabsicht, sie bei der ersten günstigen Gelegenheit zu brechen. Als eine solche faßte er die Beleidigungen auf, die einigen Moskowitern im Lande Permien angethan worden waren; noch im Winter 1471 entsendete er den Fürsten Feodor den Bunten, um an der Spitze einer bedeutenden Truppenmacht blutige Genugthuung zu fodern. Von Moskau aus erreichte dieser Heerhaufen in der Woche nach Ostern den Fluß Tschernaja, dann, auf Flößen das Örtchen Aifalow. Hier bestiegen die Reisigen wieder ihre Rosse, denn die Feinde warteten ihrer bei dem Städtchen Ißkor. Die Niederlage der des Krieges längst entwöhnten Permäken konnte keinen Augenblick zweifelhaft bleiben; sie wurden aus einander gesprengt, gleich Hasen gehetzt, und ihre Feldherren Katsch, Burmat, Mitschkin und Syran fielen lebend in die Gewalt der Sieger. Das hierauf eroberte Ißkor und mehre andere Städte übergab Feodor den Flammen, dagegen legte er auf der Stelle, wo die Potschka in die Kolwa mündet, eine neue Festung an, auch ließ er durch seinen Unterfeldherrn, Gabriel Nelidow, am 26. Juni 1472 die Stadt Tscherdün einnehmen. Den bei dieser Gelegenheit gefangen genommenen Fürsten von Tscherdün, den christgläubigen Michael, und viele von dessen der Heimath entführten Landsleuten, 16 Zimmer schwarzen Zobel, einen kostbaren Zobelpelz, 29 Ballen teutsches Tuch, drei Panzer, einen Helm und zwei damascirte Säbel schickte Fürst Feodor, als Trophäen der leichten Eroberung, nach Moskau. Fürst Michael scheint von da nachmals in seine Heimath zurückgekehrt zu sein, denn nach ihm herrschte sein Sohn Matthias als Vasall der Moskowiter über Tscherdün, oder vielmehr über Gräber und Wüsteneien. Zu allen Zeiten war es unabänderlicher Gebrauch der Moskowiter, den durch Trug oder Schwert unterworfenen Ländern vorerst den Schatten der alten Verfassung zu lassen, als das bequemste Mittel, die beglückende Selbstherrschaft unbemerkt einzuführen. Dazu mag es in Permien mit dem Anfang des 16. Jahrh. gekommen sein, wenigstens wird unter dem J. 1505 des Fürsten Basilius Andrejewitsch, beigenannt der Teppich, als des ersten moskowitischen Statthalters in Groß-Permien gedacht. Von Permien aus wurde später die Unterwerfung von Jugorien vollbracht; bereits im Mai 1483 zog, unter den Befehlen der Fürsten Fedor Kurbski, der Schwarze, und Ssaltyk-Trawin, ein Heer von Ustjugern und Permäken gegen die Wogulitschen und Jugorier; freudig dienten die Permäken in dieser Kriegfahrt, zumal zeither Jumschan, der Fürst der Wogulitschen, wie ein Menschenalter früher sein Vater Asyk, der Schrecken Biarmiens gewesen war. Sieger über Jumschan unweit der Mündung der Pelynja, drangen die Permäken und Ustjuger den Tawdafluß hinab, bis zur Stadt Ssibir, und von dort, den Irtysch entlang, an den großen Ob, in das jugorische Land, dessen Fürsten Moldan sie gefangen nahmen; hierauf kehrten sie nach einem Dienste von fünf Monaten, mit Beute beladen, nach Ustjug zurück, wogegen die jugorischen oder kondischen Fürsten Frieden verlangten, solchen auch durch Vermittelung des permischen Bischofs Philoteus erhielten. Die gänzliche Eroberung von Jugorien war dem J. 1499 vorbehalten. In Permien aber blieb die russische Herrschaft, selbst nachdem sie auf mehren Punkten den Ural überschritt, zweifelhaft und ohnmächtig; Feinde im Innern und Feinde auf der östlichen Grenze beunruhigten sie ohne Rast. Mittel zur Bezähmung Sibiriens suchend, foderte der Großfürst Johann der Schreckliche die Gebrüder Stroganow, Jacob und Gregor Johannikiew oder Annikin zu sich; Söhne eines Mannes, der sich durch Anlegung von Salzsiedereien an der Wütschegda bereicherte, und nach ausländischen Berichten, den Russen die ersten Handelswege nach der Ostseite des Uralgebirges bereitete, mußten sie vor allen andern mit den Schwächen und Bedürfnissen der nordöstlichen Grenzen Rußlands bekannt sein, und aus ihrem Munde wollte Johann das Ergebniß ihrer Erfahrungen vernehmen. Sie sprachen ihre Gedanken aus, fanden für ihre Vorschläge williges Gehör und empfingen Schenkungsbriefe über die längs der Kama, von dem permischen Lande bis zur Sylwa sich ausdehnenden Wüsteneien, und über das Ufergelände der Tschußowaja, bis zu des Flusses Ursprung. Es wurde ihnen erlaubt, auf diesem Gebiete als Schutzwehr gegen sibirische und nogaysche Räuber Festungen anzulegen und dieselben mit Geschütz zu bewehren, Kanoniere und anderes Kriegsvolk auf eigene Kosten zu halten, freie Leute, zinsbare und Landflüchtige nicht, nach Wohlgefallen aufzunehmen, über dergleichen Ansiedler, ohne Zuziehung des permischen Statthalters, die Gerichtsbarkeit zu üben, Dorfschaften, Äcker und Salzsiedereien anzulegen, 20 Jahre hindurch zollfrei mit Salz und Fischen zu handeln; einzig der Bergbau war ihnen untersagt, vielmehr bestimmt, daß sie im Falle der Auffindung von Silber-, Kupfer- oder Bleigängen solche unverweilt dem großfürstlichen Schatzmeister anmelden sollten. Hierauf haben in Folge dieser Bewilligungen die Stroganow 1558 auf dem püskorschen Vorgebirge, wo das Kloster des allbarmherzigen Heilands stand, das Städtchen Kankor, 1564 am Orlowsky-Wolok die Festung Kergedan, 1568 und 1570 die Schanzen an der Tschußowaja und Sylwa gebaut, eine Menge Menschen, Landstreicher und Heimathslose an sich gezogen, indem sie dem Fleiße reiche Früchte, Beute der Kühnheit verhießen; unabhängigen Fürsten vergleichbar hatten sie ihre eigene Gerechtigkeitspflege und ihr eigenes Heer, mit welchem sie den Nordosten des Reichs hüteten, 1572 durch einen herrlichen Sieg eine Empörung der Tscheremissen, Ostjaken und Baschkiren Meister wurden, endlich im

end in der asiatischen, wie in der europäischen Hälfte,
ralquellen, die häufige Salzsole abgerechnet, beinahe
lich fehlen.
In einem so ausgedehnten, von Berg und Thal
schnittenen Lande muß nothwendig eine große Un=
heit des Bodens sich ergeben. Die östliche Hälfte
tscherdünischen Kreises bietet einen ziemlich trocknen,
igen, mehrentheils mit den schönsten Waldungen be=
n Lettenboden, indessen die westliche, gleich stark be=
ete, Hälfte von Niederungen und Sümpfen durch=
ten ist. Von ähnlicher Beschaffenheit im Allgemei=
ist doch der ssolikamskische Kreis in seiner west=
Hälfte stärker angebaut. Sumpfig und sandig zu=
), mit vielem Walde bedeckt, ist der permische Kreis.
obwinskische Kreis hat ein hügeliges, fast durchaus
elartiges, sehr fruchtbares und stark angebautes Erd=
und sind mit ihm von ähnlicher Beschaffenheit, nur
s sandiger und mehr bewaldet, die Kreise von Ochan
Ossa. So besitzen auch der kungurische und kraßnou=
fische Kreis in ihrer westlichen Hälfte, insonderheit
er Sylwa, einen fruchtbaren, ziemlich stark angebau=
Thonboden, während die östliche, dem Ural sich an=
nde Hälfte dieser Kreise noch mehrentheils von Wal=
en eingenommen ist. Auch kommen in dem kraßnou=
fischen Kreise weitläufige Steppen vor. Von den
in der katharinenburgischen Provinz enthält der größte,
von Werchoturje, ungeheure Wälder, ausgebreitete
äste, und nur weniges Bauland. Von ähnlicher ge=
ier und waldiger Beschaffenheit sind die Kreise von
aew und Katharinenburg, nur daß jener flacher und
ich stärker angebaut, zum Theil wegen seines bes=
mergelhaften Bodens. Die flachsten, fruchtbarsten
am meisten angebauten Kreise sind die von Irbit,
üschlow, Dalmatow und Schadrin, unter welchen
iglich der letzte durch sorgfältigern Anbau auffällt. Es
en diese vier Kreise durchgehends einen sehr guten,
rzen, nur hie und da nassen Boden, der größten=
zu den schönsten Äckern und Wiesen benutzt wird.
Allgemeinen ist das Erdreich der nördlichen Kreise in
europäischen Hälfte der Statthalterschaft meist mer=
ft, und dienen mehr oder weniger verhärtete Mergel=,
= und Gypsschichten der Dammerde zur Unterlage,
gen die südlichen Kreise vielmehr einen sandigen, und
dem Gebirge zu meist lehmigen Boden besitzen. Die
ite des Urals zeigt fast durchgehends einen schwarzen
en, wo unter der Dammerde häufig Letten=, Thon=
Mergelschiefer vorkommen. Die Polhöhe 56° 30′
1° 30′ nördl. Br. und 70—81° 30′ östl. L. be=
nt das Klima, auf welches jedoch das Gebirge noch
derliche strenge Einflüsse übt. Der fürchterliche Winter
nördlichen und gebirgigen Theile gestaltet sich in dem
en Lande nur etwas milder. In den meisten Ge=
en ist das Erdreich von Anfang September a. St.
Ende Aprils gefroren; die Schlittenbahn beginnt ge=
glich mit Anfang Novembers und dauert bis Aus=
März, zuweilen länger. Regelmäßig 14 Tage spä=
ritt das Zu= und Aufgehen der Flüsse ein. Zuwei=
steigt der Frost selbst in geschützten Lagen bis zu 30,
auch 35 Grad R. Doch währt solche strenge Kälte selten länger als zwei bis drei Tage, wo sie wiederum mit einer verhältnißmäßig geringern Temperatur wechselt. Denn im Winter, wie im Sommer pflegt die Witterung sehr unbeständig zu sein. In der schönen Jahreszeit genießen die Kreise von Schadrin, Dalmatow und Kamüschlow zuweilen Monate lang einer sehr angenehmen warmen Temperatur. Andere Kreise, Obwinsk, Ochan, Ossa und theilweise Kungur, Kraßnoufimsk und Irbit, genießen in solcher Jahreszeit einer ziemlich gemäßigten Luft. Auch das rauhe kalte Klima der nördlichen und Gebirgslandschaften ist der Gesundheit zuträglich, die wenigen Gegenden ausgenommen, wo die häufigen Regen in den Sommer= und Herbstmonaten übermäßige Feuchtigkeit erzeugen.

An Mineralien ist Permien bekanntlich eine der reichsten Statthalterschaften des russischen Kaiserthums. Kreide, Kalk, Gyps, Marmor, Talk, Serpentin, Amianth, Porzellan=, Pfeifen= und Töpferthon, Bolus, Tripel, Dach= und Rechenschiefer, Bergkrystall, Achat, Jaspis, Porphyr, Feuerstein, brechen meist in starken Quantitäten. Das Gypsgebirge an Kama und Sylwa nimmt einen Strich von mehr denn 200 Wersten ein. Von Edelsteinen kommen Topas, Granat, Carneol, Chalcedon, Onyx, darunter der Alten Nelkenonyx, Sardonyx, Opal, Chrysopras vor. Unerschöpfliche Quellen von Kochsalz hat es in der Nähe der Gypsgebirge von dem Ausflusse der Tschußowaja, längs der Kama hinauf, und müssen dieselben ihren Ursprung mehr ostwärts, gegen den Fuß des Urals hin, haben. Ohne Zweifel sind da mächtige Stockwerke von Steinsalz vorhanden. Von Metallen findet man Blei, Eisen, darunter Magnete, Kupfer, unter den Kupfererzen namentlich den schönen sibirischen Malachit, vorzüglich in dem Gumeschewskoi Rudnik, Platina, Silber, als Zusatz der katharinenburgischen Golderze, Gold. Das Pflanzenreich bietet fast alle Arten von Laub= und Nadelholz, auch die im werchoturischen Ural besonders häufig vorkommende Ceder; doch zeigen sich Eiche, Buche, Ahorn und Linde nur in den unteren Kreisen an der Kama, und die Linde ausgenommen, selbst da nicht häufig. Auch die Haselstaude wächst nur sparsam in den untersten Kreisen, an der Kama. Äpfel und Kirschbäume kennt man nur in den Kreisen von Dalmatow und Schadrin, und beschränkt die Obstcultur sich auf die Treibhäuser; dagegen ist an schmackhaften, gesunden Beeren von mancherlei Art Überfluß. Die gewöhnlichen Gartengewächse gedeihen in den meisten Gegenden in freier Luft, Kürbis und Gurke aber sind die allgemeinsten Früchte, mit deren Anbau jeder Bauer sich beschäftigt, wo hingegen die Melone allein im schadrinskischen Kreise bei guter Witterung fortkommt. Von Hülsenfrüchten werden Phaseolen und die edlern Gattungen von Erbsen nur in Gärten gezogen, und selbst in solch geschützter Lage täuschen sie nicht selten die Erwartung. Roggen und Hafer werden fast in allen, Weizen, Gerste, Hirse und Buchweizen nur in den fruchtbaren, wärmeren Kreisen erbaut; Flachs und Hanf gewinnen die schadrinskischen und dalmatow'schen Kreise, dann die unteren, der

ten Eisenmasse berechnete man, im Durchschnittspreise von 80 Kopeken pr. Pud, zu 2,446,730 Rubel 90 Kopeken, als von welcher Summe die Krone theils für eignen Betrieb, theils als Zehnten von den Privathütten, vier Kopeken von dem Pud Roheisen, und als Hochofensteuer 228,699 Rubel 37½ Kopeken bezog, während den Privatbesitzern, eine Sorte in die andere gerechnet, von dem Pud 25 Kopeken, überhaupt ein Reingewinnst von 719,012 Rubel 25 Kopeken verblieben. Der Krone acht Kupferhütten hatten 69 Schmelzöfen, zwei Spleisöfen, neun Garherde, 293 Meisterleute, die in besagtem Jahre 20,848 Pud 25 Pfund Garkupfer erzeugten. Die 19 Privatwerke hatten 111 Schmelz-, zehn Spleis-, fünf Stücköfen, 20 Garherde, 3349 Meisterleute und producirten 104,114 Pud 4⅘ Pfund Garkupfer. Unbeschadet des Gewinnstes von den auf ihren eigenen Werken gewonnenen 20,848 Pud, à 4 Rubel, zusammen 83,394 Rubel 50 Kopeken erhob die Krone an Zehnten von den Privatwerken, nach dem damaligen Marktpreise von 9 Rubel pr. Pud, 93,708 Rubel. Von den nach Abzug des Zehntens den Hüttenherren verbleibenden 93,702 Pud 4 Pfund Kupfer mußte die Hälfte nach Katharinenburg zur Münze abgeliefert werden, um eine Ablösung, welche dem Marktpreise verglichen, die Krone pr. Pud 3 Rubel 50 Kopeken, überhaupt 163,978 Rubel 50 Kopeken gewinnen ließ. Diesen verschiedenen Posten 595 Rubel, als den Betrag der Ofensteuer, hinzugefügt, ergab sich für die Krone eine Summe von 341,676 Rubel, während der Privatinhaber Nutzen, pr. Pud nur zu 2 Rubel, im Ganzen also zu 208,228 Rubel, angeschlagen werden konnte. Der Gesammtwerth alles erbeuteten Kupfers, in dem Marktpreise von 9 Rubel, betrug die Summe von 1,124,664 Rubel 75 Kopeken, die, wie man sieht, vollkommen unabhängig von dem Ertrage des seit 1762 wieder in Gang gesetzten Münzhofes zu Katharinenburg. Die Gesammtheit des bei den Kronhütten aufgebrachten, oder an Zehnten erhobenen Metalls, ergibt zu 16 Rubel das Pud daselbst ausgeprägt, einen Nominalwerth von etwa 1⅓ Million, davon der Werth des Kupfers mit 9 Rubel abgezogen, bleibt ein Schlagschatz von 805,881 Rubel, der jedoch durch die Kosten der Ausmünzung, 35 Kopeken pr. Pud, zu einem Überschusse von rein 765,582 Rubel 70 Kopeken reducirt wird. Gold wurde seit 1754 in drei Waschwerken, zu Beresofsk, Pyschminsk und Uktusk gewonnen, und waren an besagten Orten an 685 Waschherden 1106 Arbeitsleute männlichen Geschlechts beschäftigt. Diese haben 1782 aufgebracht 3 Pud 37 Pfund 20½ Solotnik, wovon jedoch bei der Scheidung ungefähr 3 pr. Eisen und 7 pr. Silber abgingen, sodaß etwa 13,000 Solotnik reines Gold und 1000 Solotnik Silber sich ergaben, in dem Werthe von 22,143 Rubel 15 Kopeken. Im J. 1786 sind aber bereits über 7 Pud Gold geliefert worden, und hat seitdem von Jahr zu Jahr die Ausbeute in überraschender Progression zugenommen. Die Salzwerke gehörten ehedem sämmtlich, die in Ssolikamsk ausgenommen, den Stroganow, indem aber deren Reichthum in mancherlei Weise vertheilt worden, geriethen auch die Salzwerke an verschiedene Besitzer, unter welchen die Krone obenan steht. Im J. 1682 hatte der Krone Salzwerk, auf einer Insel, Angesichts der Stadt Ussolie, angelegt, eilf Pumpenkünste (Klutschi oder Brunnen) und 24 Pfannen; die Salzerzeugung betrug 910,142 Pud. Von den sechs Salzwerken in Ussolie selbst erzeugte jenes des Grafen Stroganow, auf 10 Pumpenkünsten und 16 Pfannen 700,000 Pud, jenes des Barons Stroganow, 5 Pumpenkünste und 12 Pfannen, 630,000 Pud, jenes des Senators Sesewolodskoi, 5 Pumpenkünste, 10 Pfannen, 450,000 Pud, jenes des Fürsten Gallizin, 9 Pumpenkünste 14 Pfannen, 530,000 Pud, jenes des Fürsten Schachofskoi 6 Pumpenkünste 16 Pfannen, 620,000 Pud, jenes von Iwan von Lasarew 6 Pumpenkünste 9 Pfannen, 420,000 Pud. Von den zwei Werken zu Ssolikamsk erzeugte jenes des Raths Turtschaninof, drei Pumpenkünste und vier Pfannen, 120,000, jenes des Kaufmanns Surofzof, drei Pumpenkünste und drei Pfannen, 49,000 Pud. Im Ganzen sind im bemeldeten Jahre gegen fünftehalb Millionen Pud Salz aufgebracht worden, nach dem von der Regierung festgesetzten Preise, 35 Kopeken pr. Pud, ein Verkaufswerth von 1,575,000 Rubel, wovon jedoch, an Ort und Stelle, der Gewinnst für die Krone auf 40,000, für die Privatinhaber auf 140,000 Rubel sich reducirte. Die ehedem von der Familie Stroganow betriebenen Salzwerke in Tschussofskoi-Gorodok und in Orel waren vorlängst eingegangen. Aus dem Gesagten ergibt sich, daß diese einzige Statthalterschaft 1782 in Bergwerkserzeugnissen und Salz dem Capital des Nationalreichthums die Summe von sechs Millionen Rubel hinzugefügt hat, eine Summe, die jedoch unendlich weit von den Resultaten späterer Jahre übertroffen wird. Auch die eigentlichen Fabrikanlagen sind meist nur der Veredlung der Metalle zugewendet. Bereits vor Jahren wurden bei vielen Kron- und Privathütten, neben dem gemeinen Roheisen auch mancherlei Geräthschaften von Gußeisen, Töpfe, Platten ꝛc., verfertigt, zuweilen auch abgedreht und polirt. Besonders beschäftigte man sich auf der 1700 in Betrieb gekommenen Eisenhütte Kammensk mit dem Gusse eiserner Kanonen, gleichwie zu des alten Demidow Zeiten auf Newiansk und Nischneitagilsk Statuen, die nicht ohne Kunstwerth, Gitterwerk u. dgl. aus Gußeisen verfertigt worden sind. Heutzutage werden auf den Kronhütten Bomben und Kugeln in gewaltigen Massen gegossen. Auch Bleche werden in beträchtlicher Quantität verfertigt; 1786 waren 13 Blechhämmer und 8 Öfen zum Verzinnen vorhanden. Man machte nicht nur Dachpfannen, sondern auch Sägen, Kasserole ꝛc. Zu Verfertigung eiserner Kasserole bestanden zwei besondere Werkstätten. Schon damals waren die schönen lackirten Präsentirteller von Nischneitagilsk und Newiansk berühmt. Von Stahl bereitete man aus altem Eisen eine sehr geringe Sorte, Uklad genannt, die einzig zur Verstählung grober Werkzeuge dienlich, als 1785 auf Rechnung der Krone bei Katharinenburg eine Stahlfabrik von zehn Herden, vier großen und zwei kleinen Hämmern, angelegt wurde, um nach der in Teutschland und Schweden üblichen Methode Stahl zu bereiten. Auf mehr als 20, hierzu besonders

selbst Komi und Komiamurt nennt, theils Wogulen, Tscheremissen, Wotäken, sammt einigen Resten von tatarischen Stämmen. Die finnische Race ist fortwährend im Abnehmen begriffen, vornehmlich im Gefolge der Leichtigkeit, mit welcher die östlichen Finnen überhaupt in das Slawenthum übergehen. Es bewähren die Russen in der ihnen beiwohnenden Anziehkraft für mehr oder minder ihnen verwandte Stämme, daß sie unter den Slawen das sind, was die Franken unter den Germanen gewesen sind. Insonderheit sind die Permäken, die alle an den Grenzen der Statthalterschaft Wjätka ansässig, und alle zum Christenthum bekehrt sind, kaum noch unter den Russen kenntlich; dasselbe gilt von den Ssuränen an den Flüssen Wym und Wytschegda. Die Hauptstadt Perm, von Petersburg ungefähr 2000 Werste entfernt, liegt in einer sehr angenehmen Gegend, auf einer Anhöhe, am linken Ufer der Kama, und scheint bestimmt, dereinst der Stapelort des sibirischen Handels zu werden. Sie zählte 1796 in 738 Häusern oder Hütten 3763 Einwohner. Das Bisthum Perm ist dem von Wjätka einverleibt; im J. 1772 enthielt die Provinz nur 37 Kirchspiele. Fürst von Perm schreibt sich der Kaiser in seinem vollständigen Titel. Wir beklagen, daß uns weder die Zeit vergönnt ist, einen der Dialekte der finnischen Sprache zu erlernen, noch auch das Werk von Moderazh zu benutzen, von dem wir doch selbst den Titel nur in einer Übersetzung angeben können. Er lautet also: Ökonomische Beschreibung des Gouvernements von Perm, ausgearbeitet von Moderazh, und 1804 durch die Druckerei der Gouvernementsregierung von Perm veröffentlicht. (*v. Stramberg.*)

Im eigentlichen Permien findet man noch sehr viele alte tschudische Wohnplätze oder Dörfer, welche gut und dauerhaft gebaute Erdwälle mit Gräben haben. Wo man diese Wälle nicht vorsätzlich zerstört hat, um sie in Äcker zu verwandeln, haben sie sich vollkommen gut erhalten. In ihrem Schutte finden die Bauern oft altes Ackergeräthe und mancherlei Geräthschaften von Gold, Silber, Kupfer, Erz, auch Figuren von Menschen und Thieren aus diesen Metallen. Die von Gold und Silber kaufen die Goldarbeiter und verarbeiten sie. An dem Flusse Kolwa, noch weit nördlich von der Kreisstadt Tscherdin, in der Nähe des Gipfels eines waldigen Berges, ist eine merkwürdige Höhle von außerordentlicher Größe, mit mehren Gängen und Abtheilungen. In allen sieht man Säulen und mancherlei Figuren von Tropfstein. Alle Wände dieser unterirdischen Gewölbe sind mit solchen, gleichsam gedrechselten Gestalten ausgeziert. Mitten darin ist ein kleiner runder Teich, mit gutem trinkbaren Wasser. Die Luft in dieser Höhle, dem Aufenthalte einer Menge Fledermäuse und Ohreulen, ist sehr gemäßigt und angenehmer, als sie in dieser Gegend auf der Oberfläche der Erde ist. Der Kreis Perm liegt in der westlichen Hälfte, zwischen 72° 50′, bis 76° 30′ östl. L. und 57° 30′ bis 59° 12′ nördl. Br., und sein Areal beträgt 450 □Meilen, mit 65,900 Bewohnern, die in einer Stadt und 545 Sloboden und Dörfern wohnen. Die Einwohner sind größtentheils Russen, Permier und Sirjänen, und zum Theil Leibeigene der Stroganow'schen Familie, die hier weitläufige Besitzungen hat. Der Kreis bildet eine Terrasse des Urals, die sich allmälig zur Kama herabneigt, und meistens aus niedrigen, mit Wald bewachsenen Hügeln besteht, die viel Kupfer- und Eisenerz enthalten. Der Hauptfluß ist die Kama mit mehren ihrer Zuflüsse. Der Ackerbau ist gering, beträchtlicher die Viehzucht; der größere Theil der Bewohner nährt sich vom Berg- und Hüttenbau, vom Barkenbau und der Wasserfahrt. Der starke Kohlenverbrauch bei den Hütten und die schreckliche Holzverschwendung haben die Wälder schon sehr gelichtet und der Mangel an diesem unentbehrlichen Material wird bald fühlbar werden.

Künste und Wissenschaften sind hier noch in der Kindheit. Nur in Perm und Jekatharinenburg existirt eine Buchhandlung und ein Paar Buchdruckereien. Mit den Schulen sieht es auch noch dürftig aus. In Perm ist zwar ein Gymnasium und ein Seminar zur Bildung junger Geistlichen, auch eine Kreisschule und ein Paar Volksschulen, und in Jekatharinenburg auch eine Bergwerksschule; allein es fehlt noch immer in den einzelnen Kreisen an guten Unterrichtsanstalten, besonders für die Jugend der unteren Volksclassen und der Landleute. Wenn auch hin und wieder in den kleineren Städten einzelne Kreisschulen bestehen, so reichen diese für die Bevölkerung noch lange nicht zu. Die herrschende Kirche ist die griechische, zu welcher sich alle Russen, Finnen und getaufte Heiden bekennen. Der höchste Geistliche ist der Bischof von Perm und Jekatharinenburg. Unter den Griechen befinden sich auch an 3000 Roskolniken oder Altgläubige. Zum Islam bekennen sich die Tataren und Baschkiren. Dem Schamanismus sind die Wogulen zugethan, deren höchster Gott in der Sonne wohnt, oder die Sonne selbst ist*). (*J. C. Petri.*)

PERM, Haupt- und Gouvernementsstadt der großen Statthalterschaft Perm an der Kama, in Sibirien oder dem asiatischen Rußland. Sie liegt 284 Meilen von Petersburg und 175 Meilen von Moskau unter 58° 2′ der Br. und 74° 6′ der L., in einer angenehmen Gegend auf einer Anhöhe, und wird höchst wahrscheinlich einst wegen ihrer vortheilhaften Lage ein Hauptstapelplatz des ganzen sibirischen Handels werden, wozu schon jetzt der Anfang gemacht ist. Als der Sitz des Gouverneurs der ganzen Provinz und der Gouvernementsbehörden, sowie des Bischofs von Perm und Jekatharinenburg, herrscht in ihr viel Regsamkeit und thätiges Leben. Seit 1780 ist sie aus einer unansehnlichen Slo-

---

*) Man vergleiche hierbei: 1) Falk's Beiträge zur topograph. Kenntniß d. russ. Reichs, herausg. von Georgi, 3 Bde. 2) *Maksimowitsch* Slovar geogr. Ross. Gossud; d. h. geogr. Wörterb. d. russ. Reichs &c. 6 Bde. 3) Beschr. d. Statthaltersch. Perm (in Herrmann's Beiträgen, 3. Bd.). 4) Brömsen, Geogr. d. russ. Reichs. 5) Storch's Rußland unter Alexander I. 24 Lief. 6) Ökon. Beschr. d. Statthaltersch. Perm, von Ritter und Moderach. 7) Heym, Encyklop. d. russ. Reichs. 8) Pallas und verschiedener anderer Akademiker Reisen in Rußland. 9) Hassel, Erdbeschr. d. russ. Reichs in Asien. 10) Herrmann's mineralogische Beschr. des ural'schen Erzgebirges. 11) Schäffer, das russ. Reich. 2. Th. 12) Sauer's Reisen nach den nördlichen Gegenden des russ. Asiens &c.

bode in eine hübsche, ganz neue Stadt verwandelt, regelmäßig angelegt, doch größtentheils nur (die Krongebäude ausgenommen) von Holz erbaut. Die herrschaftlichen Gebäude stehen neben der Stadt auf einer Anhöhe, welche die Stadt beherrscht und eine schöne Aussicht gewährt. Sie hat jetzt über 1000 Wohnhäuser, zum Theil elende Hütten, drei Kirchen, ein Gymnasium, eine Volksschule, ein Seminarium für junge Geistliche, ein Hospital, ein großes Getreidemagazin und an 7000 Einwohner, die sich vom städtischen Verkehr, bürgerlichen Gewerben, Kramhandel, Hüttenbau und Ökonomie nähren. Der Handel bedeutet gegenwärtig wenig, obgleich die Lage dazu sehr vortheilhaft ist. Auch befindet sich hier eine Druckerei (in dieser Weltgegend eine seltene Erscheinung!) und bei der Stadt ein Hafen, bei welchem alle die Kama herabsegelnde Schiffe anlegen müssen, was dem neuen Platze vieles Leben und Verkehr gibt. In der Nähe ist ein der Krone zugehöriges Kupferhüttenwerk und eine Saline, die beide zusammen eine Vorstadt ausmachen. (*Petri.*)

PERM, PERMEN, PERNA. Diesen Namen führt eine Art von Gondeln, welche, mit einem leichten Sonnendeck versehen, von den Türken Constantinopels bei ihren Lustfahrten und zum Überfahren nach Asien benutzt werden. (*G. M. S. Fischer.*)

PERMACOIL (nördl. Br. 12° 14′, östl. L. 79° 55′ von Greenw.), Stadt im südlichen, zur vorderindischen Provinz Karnatik gehörigen, District Arcot, ist 17 engl. Meilen nordnordwestlich von Pondichery entfernt und wird durch ein auf einem Felsen befindliches Fort vertheidigt. (*G. M. S. Fischer.*)

PERMESSOS (Περμησσός, οῦ, m.) Böotischer Flußgott, Vater der Aganippe am Helikon (*Pausan.* IX, 29, 3). Der Fluß war, wie die sämmtlichen helikonischen Quellen, den Musen heilig. Callimachus erklärte die Aganippe für die Quelle des Permessus (s. *Callim.* fragm. p. 560. ed. *Ern.* Müller Orchomenos S. 45). Aus Stellen, wie *Propert.* II, 10, 26: Nondum etiam Ascraeos norunt mea carmina fontes, Sed modo Permessi flumine lavit Amor hat man mit Unrecht gefolgert, daß minores poetae aus dem Permessos, majores aus der Aganippe ihre Begeisterung schöpften; Vergl. *Hertzberg* Observatt. in *Propert.* (Halberstadii 1836. 4.) p. 6. (*Krahner.*)

PERMESSOS (Πέρμησσος), ein kleiner, südwestlich vom Kephissos strömender Fluß in Böotien, in dessen Nähe die alte Stadt Haliartos lag (*Strab.* IX, 2, 412 *Cas.* Mannert 8. Th. S. 212). Der Permessos sowol, als der ihm benachbarte Olmeios entspringen (nach *Strab.* IX, 2, 407. *Cas.*) auf dem Helikon, stoßen zusammen und ergießen sich in der Nähe von Haliartos in den kopaischen See (*Strab.* l. c.). Pausanias (IX, 29, 3) läßt den Permessos in der Nähe des Helikon fließen und nennt nach mythischer Genealogie die Aganippe, von welcher die bekannte Quelle ihren Namen hatte, als Tochter des Permessos (über die Lesart Termessos vergl. *Sylburg.* not. ad *Paus.* IX. p. 766 ed. *Kuhn.*). Unter den neueren Reisenden, welche Böotien besucht und beschrieben haben, erwähnt Clarke (Travels T. VII. p. 125 sq. ed. IV) den Lauf dieses Flusses und seine Mündung. (*Krause.*)

PERMISSGELD. Mit diesem Namen bezeichnete man vordem in dem ehemaligen Brabant die alten Albertus- und Kreuzthaler, welche $8^1/_3$ pro C. besser waren, als das dortige Courant, und in welchem erlaubt (permissum) war, die Wechselzahlungen zu leisten. Nach dem allmäligen Verschwinden jener Thaler blieb das Permißgeld stets in höherem Course gegen das Courant, und nach der Verordnung vom Jahre 1749 bestand es in den gröberen Landesmünzsorten, welche $16^2/_3$ pro C. mehr als das brabantische Courant galten, und dieserhalb behielten sechs Gulden Permißgeld einen beständigen Werth von sieben Gulden brabantischem Courant. (*K. Pässler.*)

PERMISSION (Bernhard, Bluet, Graf de la). Dieser Mensch, welcher sich nur durch seine Narrheiten bekannt gemacht hat, wurde 1566 im Dorfe Arbères bei Divonne, im Lande Ger, geboren und mußte, da seine Ältern arm waren, Anfangs das Vieh hüten. Wenig dadurch beschäftigt, überließ er sich kindischen Träumereien und glaubte sich bald überzeugt, daß ihn die Vorsehung zu etwas Großem bestimmt habe. Er trug kein Bedenken, dies andern Hirtenknaben mitzutheilen, indem er ihnen sagte, sie würden, wenn er groß geworden sei, Fürsten und selbst Könige in seinem Gefolge, ihn aber in Sammt und Seide gekleidet einhergehen sehen. Erfüllt von diesen thörichten Erwartungen fing er an, Panzer aus Baumrinde und Säbel aus Holz zu verfertigen, mit welchen er seine Spielgenossen ausrüsten wollte, um sie dem ersten, besten Fürsten zuzuführen, der ihrer Dienste benöthigt sein würde. Um Fahnen anzuschaffen flocht er Körbe aus Weidenruthen und verkaufte diese in Genf. Als er mit diesen Vorrüstungen zu Stande gekommen war, theilte er den Vertrautesten seiner Genossen seinen Plan mit, bewaffnete sie, legte ihnen Adelstitel bei und erklärte sich zu ihrem Anführer, ohne zu erwarten, ob sie ihn dazu haben wollten. So erreichte er das Alter, in welchem man sich zu einem bestimmten Lebenszweck entschließen muß; allein da er dies zu thun nicht Lust hatte, überhaupt es seiner für unwürdig hielt, das Brot durch Arbeit verdienen zu müssen, so entfloh er dem älterlichen Hause. Ein bemittelter Mann in Rumilli nahm ihn aus Mitleid auf und bestimmte ihn, als er fast heirathsfähig war, Wagner zu werden. Als solcher arbeitete er eine Zeit lang am Annonciadenfort in Savoyen; kaum aber hatte er einiges Geld in den Händen, so eilte er, seiner Voraussage gemäß, sich in fleischfarbenen Boccasin zu kleiden, und kehrte, den Säbel an der Seite, den Dolch im Gurt und den Federbusch auf dem Hute in seinen Geburtsort zurück. Hier verrückten ihn die Schmeicheleien, welche ihm seine früheren Genossen sagten, den Kopf völlig. Sie seines hohen Schutzes versichernd, nannte er sich jetzt Großmeister des Artilleriegebirges des Annonciadenschlosses, verließ seinen Geburtsort, bald darauf auch Rumilli und bot seine Dienste dem Gouverneur der Citadelle von Montmélian an, welcher ihn auch in Arbeit nahm. In dieser Stadt spielte ihm seine Eitelkeit manchen Streich, wie er dies selbst

naiv genug, doch immer die beste Seite herauskehrend, in seiner Lebensbeschreibung erzählt. Er verließ deshalb Montmélian, schweifte einige Zeit, und zwar nicht in den glücklichsten Umständen, bei Chambéri herum und kehrte darauf zum zweiten Male nach Arbères zurück, wo er sich als einen von Gott zur Bekehrung des Landes gesendeten Propheten ankündigte. Die Reden, welche er in seinem neuen Berufe hielt, fanden jedoch keineswegs den erwarteten Beifall; dies bewog ihn, den Staub von seinen Füßen zu schütteln und (1597) nach Chambéri zu gehen, wo sich damals der Herzog von Savoyen aufhielt, welchem er in seiner Schrift den Namen David beilegt. Dieser Fürst belustigte sich an Permission's Narrheiten, ließ ihn seine Livrée tragen und reichte ihm seinen Unterhalt. Im Gefolge dieses neuen David's durchreiste Bluet Piemont, sah Alessandria, Asti, Turin, und verlebte in der letzteren Stadt einige Jahre als Hansnarre (plastron) der Hofleute. Diese machten ihm unter anderem weiß, daß alle Mädchen Turins sich es zur Ehre rechneten, ihm zu gefallen, allein Bluet blickte mit Stolz auf diese herab, denn die Königin seines Herzens war die Maitresse des Herzogs und er trug ihre Farben. Doch diese Huldigung hatte sehr üble Folgen für ihn. Denn als er eines Tages vor seiner Herrin auf den Knieen lag, ließ ihn der Herzog von einigen Dienern ergreifen und, gleich dem armen Sancho Pansa, wie einen Fuchs prellen. Diese unzarte Behandlung bewog unsern Grafen, denn diesen Rang hatte sich Permission aus eigener, hoher Machtvollkommenheit beigelegt, seine Entlassung aus des Herzogs Diensten zu fodern, und er begab sich, da man sein Ansuchen gern gewährte, nach Frankreich an den Hof des großen Kaisers Theodosius, wie er Heinrich IV. zu nennen beliebet. Hier fand er jedoch nur eine kalte Aufnahme und l'Estoile (Journ. de Henri IV. T. III. p. 126) redet von ihm als einem Narren, welcher die Straßen durchlaufe, um kleine Schriften an Personen des Hofes zu verkaufen, von denen er geringe Almosen erhalte. Er starb hier, wie man glaubt, im J. 1606 und zwar in traurigen Verhältnissen*). (*G. M. S. Fischer.*)

Permissivus Modus, s. Modi (grammatische).

*) Man hat unter Permission's Namen ein Werk mit folgendem treu abgeschriebenen Titel: Recueil de toutes les oeuvres de *Bernard de Bluet d'Arbères*, comte de Permission, chevalier des Ligues des treize cantons suisses; et le dit comte de Permission vous avertit qu'il ne sait ni lire ni écrire et n'y a jamais appris; mais par l'inspiration de Dieu et la conduite des anges, et par la bonté et miséricorde de Dieu etc. (Duodez mit einigen Holzschnitten). Dieser Recueil enthält 103 einzeln gedruckte Bücher, welche in Debure's Bibliographie (T. IV. no. 3990) nach Gaignat's Exemplar, dem vollständigsten, welches man hat, beschrieben sind. Die ersten Bücher enthalten Sprüche, Reden, Gebete und Gesichte. Die Bücher 53—55 liefern die Namen derjenigen Personen, von welchen Bluet bei seiner Ankunft in Frankreich beschenkt worden war und im 72. Buche beginnt seine Lebensbeschreibung. In dem Exemplare, welches die Bibliothek Mac-Carthey besaß, befanden sich außerdem noch in einem Werke, welches den Titel führt: Dernières oeuvres de *Bernard de Bluet d'Arbères* etc. die Bücher 141—173, welche den Zeitraum bis zum 9. April 1605 umfassen (M. s. le Manuel du libraire. 3. édit. 1, 224). Eine ausführlichere Beschreibung, welche jedoch nach einem nur 92 Bücher enthaltenden Exemplare gemacht ist, findet sich im Catalogue Delaleu, par *Nyon*. 1775. nr. 1055. Vergl. Biogr. univ. T. XXXIII. Art. Permission.

PERMISS-SCHILLING, war eine ehemals und bis zum J. 1749 in Brabant geprägte Silbermünze, welche 103 holländische As wog, 9 Loth 4 Grän Gehalt hatte, 59,3 holländische As feines Silber enthielt und einen Werth von 3 Groschen und 11 Pfennigen im Conventions-Zwanzigguldenfuße hatte. (*K. Pässler.*)

PERMOSER (Balthasar)*), war zu Kammer in Baiern, einem in das Gericht Trauenstein gehörenden Dorfe, nicht, wie sein Grabstein sagt, am 1. Aug. 1650, sondern am 3. Aug. 1651, laut seines Taufscheins, geboren. Sein Vater, Christian Permoser, und seine Mutter Anna, waren schlichte Landleute. Als Knabe mußte er das Vieh hüten, zeigte aber da schon eine entschiedene Neigung für Bildnerei, indem er auf seinen Hirtenstab oder sonst in Holz Figuren schnitzte. Der Vater war der sich immer mehr entwickelnden Bestimmung für Sculptur nicht entgegen und brachte daher den Sohn nach Salzburg, wo ihm Weißenkirchner in dieser Kunst Unterricht ertheilte. Während eines vierzehnjährigen Aufenthaltes in Italien vervollkommnete er sich ungemein. In Florenz machte er sich durch verschiedene Arbeiten in Elfenbein, die er für den Großherzog fertigte, rühmlichst bekannt. Nach Teutschland zurückgekehrt ging er zuerst nach Berlin, wo er ebenfalls Denkmäler seines Fleißes hinterließ, und von da, als Hofbildhauer des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, August II., nach Dresden.

Außer mehren Kunstgebilden, die sich von ihm in Florenz und in Berlin befinden, sind dergleichen auch in Stuttgart, Bautzen, Oberlichtenau bei Pulsnitz und in Freiberg. Das in Oberlichtenau sich befindende ist eine große, aus Sandstein gefertigte Gruppe, König Friedrich August den Starken oder den Zweiten, die Siegsgöttin, die Fama und einen Tatar vorstellend. Von ihm ist ferner im Dom zu Freiberg das Denkmal der Witwe des Kurfürsten Johann Georg III., Anna Sophie, Prinzessin von Dänemark, welche 1717 starb und deren Schwester, Wilhelmine Ernestine, des Kurfürsten Karl von der Pfalz Gemahlin, welche 1706 starb und 1811 hier beigesetzt ward.

Permoser's größtes Werk ist das aus einem achtzig Centner schweren Marmorblocke verfertigte Standbild des Prinzen Eugen in Wien. Als er es arbeitete, war er schon 76 Jahre alt. Das grüne Gewölbe in Dresden bewahrt sehenswerthe Producte seiner Geschicklichkeit. Als ein solches ist auch die Kanzel in der katholischen Hofkirche daselbst anzuführen, Wolken und Engel tragen sie; auf ihrer Decke sind die Werkzeuge des Leidens Christi angebracht. Unter den Marmorstatuen, die vor dem siebenjährigen Kriege den großen Garten bei Dresden zierten, waren mehre von Permoser gefertigt. Eine davon, ein Mohr aus schwarzem Marmor mit weißen Adern, wurde darunter als ein ganz vorzügliches Stück bewundert. Viele davon ließ Friedrich II. nach Berlin führen, wo sie viel-

*) Der Sammler 1. Bd. 1835. S. 505.

leicht noch sind. Einige zertrümmerte der Vandalismus der Kroaten, welches Schicksal auch noch 1813 zwei vortreffliche Statuen: Ceres und Merkur, durch Franzosen hatten. Sein Grab auf dem katholischen Friedhofe in Dresden bezeichnet ein Kreuz, das er auch verfertigte.

Permoser war ein frommer, menschenfreundlicher und dabei fröhlicher Mann. In seinem Geburtsorte stiftete er im J. 1692 eine katholische Schule und sendete dazu 1000 Gulden an die Hauptpfarre: „damit die Jugend auf ewige Zeiten sowol im Lesen, Schreiben, Rechnen, auch andern guten Sitten und christkatholischen Lehrstücken durch taugliche Statthalter unterrichtet werden solle.“ Auf seine Kunst stolz, zerschlug er ein aus Elfenbein gefertigtes Bildniß einer hohen Dame, weil deren Mann ihm nicht die dafür bedungene Summe ganz bezahlen wollte. Den König Karl XII. von Schweden bewunderte er und sprach gern von dessen Thaten. Auf die Äußerung eines Gegners desselben: daß er doch das Standbild seines Helden meißeln möchte, antwortete Permoser: „O ja, wenn er (der König) nur nicht so eigensinnig wäre und mir stände.“ Als nun jener meinte: „daß Beide mit einander aufheben könnten,“ entgegnete Permoser: „Allerdings, denn er ist König und ich bin Künstler.“

Gleich seinen Zeitgenossen trug Permoser einen ansehnlichen Bart, und soll, zur Vertheidigung der Bärte, woran der Spott sehr stark zupfte, eine kleine Schrift geschrieben haben. Er starb in Dresden am 20. Febr. 1752 81½ Jahre alt. Sein Vetter und Erbe, Michael Permoser, auch Bildhauer, ließ mit folgenden Worten das Kreuz auf Permoser's Grabe bezeichnen:

Diesem Meister im Bildhauen
Kann nicht jeder sich getrauen
Gleich zu kommen an Ähnlichkeit,
An Stellung, Stärke, Feinigkeit;
Er gab Alles, doch kein Leben,
Das kein Mensch, nur Gott kann geben.

(*Gottschalk.*)

PERNA, teutsch **Bergen**, ein zur fürstlich Dietrichsteinischen Fideicommißherrschaft Nickolsburg gehöriges Dorf im südlichen Theile des brünner Kreises von Mähren, am Fuße des klentnitzer Hügels malerisch zwischen Gärten gelegen, mit 193 Häusern, 945 teutschen Einwohnern, welche sich von Wein- und Feldbaue ernähren, einer eigenen katholischen Pfarre (nickolsburger Dekanate des Bisthums Brünn), einer katholischen Kirche und Schule. (*G. F. Schreiner.*)

PERNA, ein zur Herrschaft Weißenburg gehöriges Dorf im V. O. W. W. des Erzherzogthums Österreich unter der Ens, im Mittelgebirge an einem Seitenbache der Bielach gelegen, nicht weit von Laubenbach entfernt, mit einem sogenannten Gauhammer, mit drei Hämmern und vier Feuern. Die Gegend ringsum ist noch reich an Waldung. (*G. F. Schreiner.*)

PERNA (Petrus), einer der vielen Italiener, welche im 16. Jahrh. ihr Vaterland verließen, um frei ihrer religiösen Gesinnung folgen zu können. Er war von Lucca gebürtig und ließ sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. zu Basel nieder, wo er eine Buchdruckerei errichtete. Allein weder sein Geburts- noch sein Todesjahr werden angegeben. Thuanus, der 1579 zu Basel war, besuchte seine Druckerei und fand den greisen Druckerherrn Perna noch so kräftig, daß er selbst arbeitete. Von seinen Lebensschicksalen ist wenig bekannt. Nur in einem Briefe des berühmten Rechtsgelehrten Franziskus Hotomannus vom 25. Dec. 1580 an den zürcherischen Antistes Gwalter findet sich eine Notiz über ihn. Hotomannus hielt sich damals zu Basel auf und führte eine lebhafte Correspondenz mit Gwalter, welche die damaligen politischen und kirchlichen Verhältnisse der Reformirten in Frankreich und der Schweiz betraf (*Francisci* et *Joannis Hotomannorum* Epistolae. Amstelaedami 1700. 4.). Er erscheint darin als sehr lebhafter Gegner sowol freierer Ansichten über religiöse Dinge, als der Umtriebe des baslerischen Antistes Sulzer, der auf zweideutige Weise sich heimlich den Lutheranern in der Lehre vom Abendmahl näherte, und nur aus Furcht nicht wagte, die Annahme der Concordienformel zu betreiben. Hotomannus sagt nun (in der angeführten Sammlung S. 139): „Idem ille bonus Typographus Perna, qui toties a magistratu ob impios et execrandos libellos a se impressos in carceres detrusus fuit, detestanda opera omnia Machiavelli, ab eodem illo Stupano latine conversa, hic imprimit. Scis illa opera propter tam apertas in Mosem et Christum blasphemias ne in Italia quidem aut imprimi aut divendi licere.“ „— — Haec tamen blasphemia et verborum portenta *Basileae* cum Magnifici D. Rectoris (damals der Jurist Basil. Amerbach) privilegio et auctoritate promulgantur, latine conversa ab eo, qui biennio ante illam magnificam Rectoris personam gessit, diu mendiculus, pane pauperum et Senatus eleemosyna educatus, nunc nuper opulentae uxoris secundae maritus: qui mihi biennio ante rectoratu fungens coram D. Urstisio dicere ausus est, se nescire an missa papistica esset blasphemia; neque talia ad se pertinere.“ Dies betrifft Hotomann's Händel mit dem Arzt und Professor Joh. Nicolaus Stupanus, der seiner Übersetzung des Principe von Machiavelli eine Dedication an den Bischof von Basel beigefügt hatte, welche schon an sich wegen der damaligen gefährlichen Verwickelungen der Stadt Basel mit dem Bischofe, theils wegen ihres Inhalts großen Unwillen erregte, sodaß es Hotomannus wirklich dahin brachte, daß Stupanus durch einen Beschluß des Rathes vom 31. Dec. 1580 suspendirt wurde. Erst im Juli 1583 wurde diese Suspension wieder aufgehoben. In diese Sache war auch Perna, welcher die Schrift druckte, verwickelt. Der Bogen, welcher die Vorrede enthielt, mußte umgedruckt werden, allein Hotomann sagt in einem andern Briefe an Gwalter vom 27. Sept. 1580, der erste Abdruck werde doch in katholischen Gegenden verkauft. Ochs erwähnt in seiner Geschichte von Basel diese Ereignisse so wenig als die andern Vergehen von Perna, welche Hotomannus andeutet, obschon man im sechsten Band seiner Geschichte von Basel (S. 360) Verschiedenes findet, was auf die Buchdruckerei Bezug hat, unter Anderm das Verbot, die Übersetzung des Alcoran, welche

Oporinus 1542 gedruckt hatte, zu Basel zu verkaufen. Unter Anderm, was Perna gedruckt hat, verdienen Erwähnung: *P. Jovii* Elogia virorum literis et virtute bellica illustrium, *Petri Pernae*, Typographi Basil. opera ac studio. 1577. Fol., wozu er mit bedeutendem Aufwande eine Menge von Bildnissen stechen ließ, und hierauf das Werk in einer ausführlichen Vorrede dem Herzog Julius von Braunschweig und Lüneburg dedicirte. (*Escher.*)

Perna (Schiffsbau), s. Perm.

PERNA, Schinkenmuschel, eine von Bruguières aufgestellte Muschelgattung, welche allgemein zu der Familie der Schalmuscheln (Malleacea) gerechnet wird. Sie zeichnet sich von den verwandten Gattungen dadurch aus, daß ihr Schloß eine Reihe in gerader Linie parallel neben einander liegender, sich gegenseitig entsprechender Grübchen hat, in welcher ebenso viele elastische Bänder festsitzen. Die Schalen sind ungleichseitig, unregelmäßig, flach und blätterig wie die der Austern. Unter dem Schloß befindet sich ein Ausschnitt zum Durchgange des Byssus. Den Namen hat diese Gattung von der Ostrea perna *Lin.*; Linné rechnete nämlich alle hierher gehörigen Arten zu Ostrea. In neuerer Zeit hat man von Perna noch mehre Nebengattungen gesondert: Crenatula *Lam.*, Gervillia *Defr.*, Inoceramus *Sowerb.* und Catillus *Brongn.*, von denen die drei letztern nur fossile Arten enthalten. Die Thiere sämmtlicher Gattungen sind unbekannt und nur von denen der Gattung Perna s. str. weiß man, daß ihre Mantellappen getrennt sind, ohne hintere Röhren, daß der Mantel sich nach Hinten fortsetzt; daß der Fuß konisch ist und dem der Schwalbenmuschel (Avicula) ähnelt und daß ein dicker, grober Byssus vorhanden ist, mit dem sie sich an Felsen festhalten.

Von Perna p. s. d. kennt man ungefähr zehn lebende und sieben fossile Arten. Jene finden sich in den heißen Meeren; zwei sind allgemein bekannt geworden, finden sich in allen Cabineten, werden von Privatsammlern sehr gesucht und theuer bezahlt. Es sind:

P. Isogonum *auct.* = Ostrea Isogonum *Lin.*, von den Naturalienhändlern Winkelhaken oder Winkelmaß genannt, wird nur etwa zwei Zoll lang, aber fünf Zoll breit und hat ein sehr verlängertes Ohr, wodurch die Gestalt eines Winkelmaßes entsteht; außerhalb schwarz und violettbraun gefärbt, innerhalb perlmutterglänzend. Das Schloß bildet wol an zwanzig Furchen. Diese Art findet sich im ostindischen Ocean. Große und gut erhaltene Exemplare sind früher mit 40 Gulden bezahlt worden. Abbildungen finden sich in Martini's systematischem Conchyliencabinet, fortgesetzt von Chemnitz. (Nürnberg 1768). 6. Bd. Taf. 59. Fig. 584. Rumph's amboinische Raritätenkammer. Taf. 47. Fig. 1 rc.

P. Ephippium *auct.* = Ostrea Ephippium *Lin.*, teutsch die Husarentasche genannt, wird etwa vier Zoll groß, ist nach Oben kreisrund, flach, mit scharfen Rändern; das Schloß ohne Ohren und nur mit einem Dutzend Kerben. Die Außenseite der Schale ist schwarz, braun oder roth, mehr oder weniger in's Violette spielend, die Innenseite perlmutterartig. Diese Muschel wird für sehr selten angesehen und daher sehr theuer bezahlt. Sie findet sich ebenfalls im ostindischen Ocean — eine Varietät in den Meeren von Australien — und kommt selten vollständig zu uns. Abbildungen: Martini, Chemnitz a. a. O. 7. Bd. Taf. 58. Fig. 576. Knorr, Vergnügen der Augen und des Gemüthes. 6. Bd. Taf. 21. Fig. 1 u. dgl. m.

Was Linné unter Ostrea perna verstanden hat, ist noch nicht recht ermittelt worden; wahrscheinlich hat er mehre Arten verwechselt. (*Streubel.*)

PERNACCIANO, Dorf in der päpstlichen Delegation Urbino und Pesaro, am östlichen Abhange des Apenninus, in der Nähe einer der Quellen des Metauro gelegen. Das Gebirge besteht hier aus engen und wilden Schluchten, die häufig von hohen, furchtbaren, nackten Felsen umstanden werden. (*G. F. Schreiner.*)

PERNAGUA. 1) Ein See an der Südgrenze der brasilischen Provinz Piauhy, soll erst seit der Zeit der Portugiesen durch den ihn abführenden Pirahim, welcher dem Rio Gurgea zufließt, gebildet worden sein. In der trocknen Jahreszeit zwei Leguas lang und eine Legua breit, wird er in der Regenzeit vier Leguas lang und zwei Leguas breit. Die Tiefe des Sees soll beträchtlich und sein Reichthum an Fischen bedeutend sein. 2) Eine kleine Villa in der vorhergenannten Provinz und auf dem Ostufer des ebenerwähnten Sees in einer Hochebene liegend. Die besitzt eine hübsche, aus Steinen aufgeführte Pfarrkirche zu U. L. Fr. der Befreiung, und ihre Bewohner, unter denen sich einige europäische Familien befinden, beschäftigen sich mit Pferde- und Rindviehzucht, erbauen ihre Lebensmittel und soviel Zucker, als sie zu Rum rc. nöthig haben. (*G. M. S. Fischer.*)

PERNALLA, Stadt in der vorderindischen Provinz Guzerat, liegt unter 20° 35′ nördl. Br. und 72° 53′ östl. L. und ist 38 engl. Meilen in südlicher Richtung von Surat entfernt. (*G. M. S. Fischer.*)

PERNAMBUCO, eigentlich PARANAMBUCO, ehemals eine Capitanie, jetzt Provinz von Brasilien, zwischen den Provinzen Piauhy, Alagoas, Bahia, Goyaz und Minas gelegen. Ihre Gestalt ist sehr unregelmäßig und wird durch den Fluß S. Francisco bestimmt, indem sie eigentlich nur aus dem Thale desselben besteht, welches bei einer Länge von mehr als 200 geogr. Meilen selten mehr als 15 geogr. Meilen in der Breite mißt. Gebirgsketten von geringer Höhe bilden die natürlichen Grenzen, und gehören ungeachtet ihrer sehr wechselnden Benennungen demselben Systeme an. Sie entsenden eine große Menge von Seitenzweigen, durch welche die Oberfläche des Landes sehr hügelig wird. Der Hauptstrom ist der von Minas herabkommende San Francisco, der nur theilweise beschifft werden kann, indem Felsen, Stromschnellen und große Wasserfälle, unter welchen der von Paulo Affonso der berühmteste ist, seinen Lauf unterbrechen. Indessen sind die Strecken, welche völlig freie Befahrung gestatten, immer noch von ansehnlicher Länge; die Verbindung des Innern mit der Küste ist daher ziemlich lebhaft. Man bringt die Erzeugnisse dieser entlegenen Gegenden, die Unterbrechungen, wo Landtransport

für ihre Zeit brauchbar, griffen doch nicht sehr um sich: Nouvelle Méthode de Pianoforte und Méthode courte et facile de Pianoforte, beide in Paris. Es waren dies auch nicht seine Hauptfächer, ebenso wenig, wenn auch noch weit mehr, als die eigentliche Composition tondichtender Art, wovon nur einige Arbeiten bekannt gemacht wurden, als ein Domine salvum fac regem. Bei dieser Gelegenheit wollen wir darauf aufmerksam machen, daß Perne ohne und mit dem oben angeführten Vornamen, den das neue stuttgarder Lexikon der Tonkunst nicht kennt, eine und dieselbe Person ist. Wir bemerken dies darum, weil neuere Literaturbücher einen Unterschied zwischen einem Perne ohne Vornamen und einem Franc. L. Perne annehmen, wodurch sie zu Unrichtigkeiten verleiten. Gewöhnlich wird auch nach beliebtem Gebrauche flüchtiger Abschreibereien erzählt, Perne sei in Teutschland erst 1828 durch seine Widerlegung der Driebergischen Schrift über die altgriechische Musik, worin auch Chladni, unser berühmter Akustiker, sich als Gegner Drieberg's zeigte, bekannt geworden. Dem ist nicht so. Unsere heutigen Literatoren über Gegenstände der Tonkunst (es versteht sich, dem großen Haufen nach; es gibt noch sehr würdige) werden sehr vergeßlich und erinnern sich oft nicht einmal an mancherlei Leistungen solcher Werke, aus denen sie doch so viele andere Artikel, natürlich ohne ihre Quelle zu nennen, abschreiben, und zuweilen sogar halb verstanden. — Unsere leipziger allgemeine musikalische Zeitung erwarb sich schon 1821 das Verdienst, den Mann durch folgende Abhandlung in Teutschland einzuführen: Nachricht von der im Übungssaale des königlichen Conservatoriums der Musik in Paris aufgestellten crescendo und decrescendo spielbaren Orgel (Orgue expressif), welche unter seinem Namen S. 133 in Nr. 9 und 10 des genannten Jahres zu lesen ist. Es sollte darin die Erfindung einer Orgel mit an- und abschwellenden Tönen dem Franzosen Grenié beigemessen werden. Gegen diese angebliche Erfindung, sowie gegen mehre in Perne's Aufsatze vorkommende Unrichtigkeiten setzten sich zwei im Fache des Orgelbaues gekannte und erfahrene Männer, Friedr. Wilke und Friedr. Kaufmann, deren erhärtete Widersprüche 1823 S. 113 fg. in derselben Zeitschrift mitgetheilt wurden. Zeigte sich nun auch Herr Perne in diesem Aufsatze nicht als einen der Sache vollkommen kundigen Mann, so war er doch ganz gewiß dadurch in Teutschland eingeführt und sein Name war durch den Streit darüber, den auch andere Blätter, wie gewöhnlich, später aufnahmen, nur noch bekannter geworden. Perne's Erklärung gegen Fried. v. Drieberg's Werk: „Aufschlüsse über die Musik der Griechen" ist also die zweite kleine Schrift, durch welche sich Perne in Teutschland bekannt erhielt. Er hatte sie nach Teutschland gesandt, damit sie in einer Übersetzung verbreitet werde. Unser Chladni nahm es auf sich und unsere Zeitung machte auch diesen Aufsatz nicht erst 1828, sondern 1826 S. 762 den Teutschen zugänglich. Man mag aus dem Bisherigen sehen, wie wenig man sich auch auf namhafte Bücher der neuesten Zeit in tonkunstgeschichtlichen Nachrichten, des überaus leichtfertigen Abschreibens der ersten der besten Notizen wegen, verlassen kann. Der Übersetzer der Perne'schen Gegenschrift, Chladni, nannte Herrn Perne in seiner Einleitung einen ausgezeichneten Kenner der ältern und neuern Musik, dessen Privatbibliothek in Hinsicht auf die Geschichte der Musik noch reichhaltiger sei, als die königliche Bibliothek. Seit der Zeit setzte sich dieses Urtheil über Perne in Teutschland fest. Wirklich war auch das Fach der Geschichte der Musik, namentlich der alten und der mittelalterlichen, was Perne immer mehr bethätigte, des Mannes Hauptfach. Manche von seinen Untersuchungen, jedoch immer nur die wenigsten, sind in verschiedenen französischen Zeitschriften und einige einzeln im Drucke erschienen. Unter diese gehört Nouvelle exposition de la seméiographie ou notation musicale des Grecs. (in einem französischen Dictionnaire mitgetheilt). Auch Übertragungen alter Gesänge des Mittelalters in unsere Notenzeichen lieferte er, wenn auch nicht immer richtig, und gab nicht wenige sehr lobenswerthe Beiträge in Fétis' Revue musicale. Mehre größere Werke geschichtlicher Art über die Tonkunst sind Manuscript geblieben. Unter Anderem arbeitete er sehr eifrig an einem großen Geschichtswerke der Tonkunst, wozu er die vielen wichtigen Handschriften und seltenen Druckwerke der reichen pariser Bibliothek benutzte. Als Perne etwa 1838 seinen Tod herannahen fühlte, sprach er gegen die Umstehenden und seine Frau den Wunsch aus, man möge seine handschriftlichen Arbeiten sämmtlich der pariser Bibliothek überantworten, daß sie ihr einverleibt blieben. Man sagte ihm das fest zu; allein die öffentliche Bibliothek hat seine Handschriften nicht erhalten. Aus Paris wurde uns gemeldet, es gehe die Sage, die namhafte Männer als Thatsache bestätigt haben sollen, Hr. F. J. Fétis, jetzt in Brüssel, vormaliger Herausgeber der Revue music., habe alle Manuscripte Perne's der Witwe abgekauft, mit dem Versprechen, das Geeignete unter Perne's Namen herauszugeben, was bis jetzt freilich nicht erfolgt ist. Hr. Fétis lebt und schreibt noch; er wird sich schon vertheidigen, wenn die mislichе Sache nicht wahr ist. (*G. W. Fink.*)

PERNECK. 1) Ein zur fürstlich Palffy'schen Herrschaft Detrekeö gehöriges Dorf in dem jenseit des Gebirges liegenden (transmontanen) Gerichtsstuhle der presburger Gespanschaft im Kreise diesseit der Donau Niederungarns, an einem Wildbache gelegen, mit 154 strohgedeckten Häusern, 1115 slowakischen Einwohnern (22 Juden, die übrigen Katholiken), einer eigenen sehr alten katholischen Pfarre, einer katholischen Kirche und Schule. Zu diesem Dorfe gehören ausgedehnte Waldungen. 2) P., auch Berneck genannt, kleiner Marktflecken und Hauptort einer gleichnamigen Religionsfonds-Herrschaft im V. O. M. B. des Erzherzogthums Österreich unter der Ens, in hoher Lage zwischen dem Pulkau- und Mödringbache, nordwestlich von Horn, mit 26 Häusern, 178 Einwohnern, einem Schlosse, in welchem bis zum J. 1783 ein im J. 1160 gegründetes Prämonstratenserstift bestanden hatte, das von alten und reichen Grafen dieses Namens gestiftet wurde. 3) Ein romantisch im Thale südöstlich von Ischl liegendes Dörfchen im Districtscommissariate Ischl des oberösterreichischen Salzkammergutes

zugedacht, es wurde jedoch auf Veranlassung Gottschalk's, des ersten Abtes zu Seelau, mit Schwestern desselben Ordens, die zeither das Kloster Lunewick inne gehabt hatten, besetzt. Der ihnen auf Ansuchen Egnard's von Pernegg von Abt Gottschalk als Propst vorgesetzte Engelbert starb den 2. März 1171, im allgemeinen Rufe der Heiligkeit. Im J. 1249 wurde das Kloster von Konrad von Playen, dem Grafen von Hardeck, mit verschiedenen Weingärten und einem Hofe zu Pulkau, dann 1281 von der Gräfin Kunigunde von Mörn mit einem ihrer Herrschaft Burgschleunitz dienstbaren Hofe und mehren andern Grundstücken beschenkt. In demselben J. 1281 findet sich in einer Urkunde des Nonnenklosters St. Bernhard ein Propst Ulrich von Pernegg, und wiederum wird 1314 ein Propst Konrad genannt; von andern Pröpsten ist das Andenken erloschen, oder es regierte statt ihrer der Abt von Geras, dessen Kloster von Pernegg nur eine Meile entlegen. In einem 1327 für Pernegg ausgefertigten Bestätigungsbriefe spricht jedoch Kaiser Friedrich III. von einem dasigen Propst, der vermuthlich Johannes hieß. Jedenfalls starb, laut des Nekrologs, ein Propst Johannes den 21. Sept. Dessen Nachfolger, Wilhelm, behielt, obgleich 1348 in Geras zum Abt erwählt, die Propstei noch mehre Jahre bei, bis er durch richterliches Erkenntniß dem Kloster Pernegg die Pfarrei Hösting erstritten. Da er hierauf dem Convent vergönnte, sich einen unabhängigen Propst zu erwählen, fiel die Wahl auf Tilmann, denselben, der anstatt der in unbequemer Entfernung gelegenen Güter die in Schirmannsreith eintauschte. Der nächste Propst Hermann, der die zu Padendorf gestifteten Grundholden verkaufte, starb den 19. Oct. 1399, und fand in Johann von Russin einen ungemein wirthschaftlichen Nachfolger. Dieser starb den 30. Jan. 1405. Sein Nachfolger, der 1432 auch zum Abte von Geras erwählte Wilhelm, hat das Dorf Rödersdorf zum Stifte gebracht. Als Wilhelm der Propstei, die er längere Zeit sammt der Abtei besessen hatte, entsagte, trat an seine Stelle Gerhard, der zwar die gesuchte Aufhebung des Filialverbandes zu Geras nicht erreichte, aber 1451 mit St. Johann von Capistran, dem für Teutschland bestellten Generalvicar des Franziskanerordens, Namens des Klosters zu Egenburg, eine Fraternität, quoad suffragia pro defunctis, errichtete, und 1457 verschied. Sein Nachfolger, Oswald, scheint, vor 1466, zur Regierung der Abtei Geras berufen worden zu sein. Der Propst Nicolaus, gest. 6. Sept. 1482, erkaufte das landesfürstliche Lehen in Nondorf. Lorenz, als Priester und als Ökonom gleich ausgezeichnet, starb den 16. Oct. 1505, Christoph, der Pingendorf und Mödring veräußerte, 1511, Christian Zarnwolf den 23. Juli 1515, Johann Kolb den 16. März 1520, Thomas 1532. Gregor beschäftigte sich ernstlich mit der Klosterzucht, bemühte sich, den zerrütteten Umständen des Hauses wieder aufzuhelfen, und starb 1545, sein Nachfolger, Kollmann Radt, den 6. April 1551. Dieser hat das Aussterben der sämmtlichen Klosterfrauen erlebt, und wurde nach seinem Tode Pernegg als eine simpliciter, nach Geras gehörige Propstei behandelt. Der erste auf diesen Fuß bestellte Propst, Johan Rüpl, wurde von und aus dem Capitel zu Geras erwählt, den 17. April 1551, und starb den 23. Jan. 1558. Ihm folgten Urban Leser, der 1563 nach Geras als Abt berufen wurde, Christoph Weber, gest. um 1570, Matthias Leser, gest. den 21. Dec. 1582. Bis dahin hatte der Propst nur einige Conventualen, als Expositi, bei sich gehabt. Georg Sumper, ein geprüfter Ökonom, brachte es dahin, daß in Pernegg ein förmlicher Convent, aus den von Geras dahin entsendeten Capitularen, gebildet werden konnte, 1584, und beschaffte auch die Mittel, diesen Convent zu ernähren. Er starb den 12. Dec. 1586, sein Nachfolger, German Ranzel, den 24. Juni 1591. Johann von Beyer, unglücklich in allen seinen Bemühungen um die Wiederaufnahme des häuslichen Wohlstandes, sah sich genöthigt, die Mildthätigkeit des Ordinarius anzurufen; Bischof Christoph von Passau bewilligte eine auf den ganzen Umfang der Diöcese auszudehnende Collecte, die, wie es scheint, reichlich ausfiel, zumal von da an für das Stift eine neue Ära des Wohlstandes beginnt. Johann von Beyer wurde 1600 als Abt nach Geras gefodert, Sebastian Fuchs, der resignirte Abt von Bruck, in Mähren, ließ sich durch vieles Bitten überreden, das Regiment der Propstei Pernegg zu übernehmen. In Bruck hatte er von den Akatholiken viel zu leiden gehabt, um so mehr befleißigte er sich in seinem gegenwärtigen Wirkungskreise, den Fortschritten der Reformation zu widerstehen. Durch diesen Eifer hat er für sich und seine Nachfolger bei Papst Paul V. den Gebrauch der Pontificalien erlangt. Er starb den 15. Oct. 1618, im Beginn demnach der böhmischen Unruhen, die auch über Pernegg viele Leiden verhängten, ohne daß sie den Propst Valentin Sprinzel hätten verhindern können, in Gebäuden und Wohlstand das Kloster zu bessern. Zwölf Jahre hindurch führte Valentin zugleich in Geras die Administration; er starb den 2. Mai 1642. Norbert Bratig, Chorherr im Stifte Wildau, wurde nach Pernegg postulirt. Dem in dem 30jährigen Kriege verwüsteten Kloster, und besonders der Kirche, gab er die heutige Gestalt. Kaum seiner Schöpfung in Pernegg froh, wurde er von dem verarmten und verschuldeten St. Vincenzkloster in Breslau zum Abt begehrt; auch da hat er nicht nur die von den Vorfahren hinterlassenen Schulden bezahlt, sondern auch veräußerte Güter wiederum zum Stifte gebracht. Die Propstei Pernegg, die er einige Jahre hindurch zugleich mit der Abtei besessen, gab er den 27. Oct. 1653 auf; er ist zu Breslau den 22. Jan. 1656 gestorben. Nach einer Sedisvacanz von 18 Monaten wurde den Chorherren in Pernegg, die sich über einen Nachfolger nicht zu einigen wußten, von dem Landesherrn ein Capitular des Stiftes Strahow, Lorenz Weigel, als Propst vorgesetzt, der schon am 7. Jan. 1657 starb. An seine Stelle trat, durch Postulation, Nicolaus Maister, ebenfalls Capitular im Strahow, der durch mehre Jahre den Posten eines landschaftlichen Raithrathes bekleidete und am 4. April 1677 starb. Franz Edler von Schöllinger, der erste aus dem Mittel des Stiftes erwählte Propst, war zugleich ständischer Verordneter des Prälatenstandes und nachmals

Namen in die neuere Zoologie aufgenommen und damit eine Falkengattung, die Wespenbussarde oder Wespenfalken (französisch Bondrées), bezeichnet. Diese Gattung unterscheidet sich von ihren Verwandten durch folgende Kennzeichen:

Der Schnabel ist sehr schwach, wenig gekrümmt, stark zusammengedrückt und völlig ungezähnt, dem der Gabelweihe (Milvus) ähnlich; die Nasenlöcher ritzförmig, dem Kieferrande parallel. Die Augenlider ohne Wimper; die Zügel sind mit kurzen, dicht stehenden, eiförmig zugespitzten, steifen Federchen besetzt; die Federn des Kopfes derb und scharf abgerundet, die des Hinterkopfes und des Nackens ausnehmend lang, aufsträubbar, bei einer Art (P. cristatus) eine sehr deutliche, lange Haube bildend. Die Läufe sind kurz, vorn bis zur Hälfte stark befiedert (Hosen), an den nackten Theilen wie die Zehen rauhschuppig; letztere ziemlich lang, die innere derselben ebenso lang und kaum stärker als die äußere; die Nägel sämmtlich schwach, sehr wenig gebogen, unterhalb jederseits mit einer scharfen Kante. Die sehr langen Flügel sind zum Stoßen untaugliche Schwebeflügel, haben 24 (zuweilen nur 23) Schwungfedern, von denen die drei ersten eine tief unten beginnende Verschmälerung der Fahne zeigen; die vierte Handschwinge ist in der Regel die längste von allen, aber nur wenig länger als die dritte (manchmal ist diese sogar die längste), die erste ungefähr so lang wie die siebente und die zweite länger als die sechste. Der lange, am Ende abgerundete, Schwanz überragt etwas die Flügel. Das Gefieder ist ziemlich hart, dem Körper locker anliegend; die großen Schwingen und die Schwanzfedern sehr zerbrechlich. Die Pterylose stimmt mit der der Bussarde (Buteo) überein (vgl. Nitzsch, System der Pterylographie, herausgegeben von H. Burmeister S. 91, Taf. II. Fig. 4). Das Weibchen ist merklich größer als das Männchen; auch ändert die Farbe des Gefieders, der Wachshaut und des Augensterns in jedem Alter, wodurch früher verdienstvolle Ornithologen zu der irrigen Ansicht verleitet wurden, daß mehre Arten Wespenbussarde in Teutschland vorkämen. — Die Wespenfalken sind unedle, langsame und feige Raubvögel, welche sich gern von Eidechsen und Fröschen nähren, aber auch Mäuse fangen, Vogelnester plündern, Käfer haschen und zur Heckezeit sogar Blüthenkätzchen, Heidelbeeren, Obst, grünes Getreide u. dgl. m. fressen, am liebsten aber stechende Kerfe verfolgen und Wespen- und Hummelbrut aufsuchen. Da die einzige, bei den verwandten Falken verwundbare, Stelle an der Oberfläche des Leibes, nämlich die Augengegend, bei ihnen von den harten Zügelfedern geschützt wird, so haben sie die Stiche von den Immen nicht zu fürchten, und damit diese ihnen auch nicht in der Mundhöhle gefährlich werden können, beißen sie den gefangenen, bevor sie dieselben verschlucken, den stacheltragenden Hinterleib ab und werfen ihn fort. — In ganz Europa findet sich nur eine Art dieser Falkengattung, nämlich:

P. apivora *Cuv.* = Falco apivorus *Lin.* = Falco incertus *Lath.* = Falco poliorrhynchus *Beckst.* = Buteo apivorus *alior.* = Aquila variabilis *Koch.* (der europäische Wespenfalk oder Wespenbussard, an einigen Orten auch Honig-, Bienen-, Läuferfalk, Froschgeier, Mäusewächter rc. genannt). Er ist oben braun, unten braun und weißlich gewellt; der Schwanz mit drei dunklen Binden — deren letzte von der mittleren jedoch so weit absteht, daß noch eine vierte dazwischen zu fehlen scheint — und weißer Spitze. Die ganze Körperlänge beträgt 23—25 Zoll, wovon der Schwanz allein 11 Zoll einnimmt; die ausgespannten Flügel klaftern 53—55 Zoll. Im ersten Jahre sind die Schnabelwurzel, die Wachshaut und die Füße gelb, die Augensterne braun, die Hauptfarbe beim Männchen braun, beim Weibchen gelbbraun, auf dem Hinterkopfe und dem Nacken gewöhnlich lichter gefleckt. Zuweilen ist besonders am Vorderkörper Weiß die herrschende Farbe und das Braun zeigt sich nur in Flecken, an dem Schwanze und den Schwingenspitzen stark. Später wird der Augenstern goldgelb, die Wachshaut schwarz wie der Schnabel, die Hauptfarbe des Gefieders bald einfach braun, an den Spitzen der Schwungfedern am dunkelsten, bald auf dem Oberleibe braun, auf dem untern braun und weiß gefleckt, bald auf der Unterseite fast ganz weiß. Das alte Männchen ist auf dem Kopf stets graublau, wovon das Weibchen nur höchst selten im hohen Alter eine Spur, besonders an den Kopfseiten zeigt. — Der europäische Wespenbussard ist bei uns ein gegen Kälte sehr empfindlicher Zugvogel, welcher erst im April bei uns ankommt, besonders gern waldige Gebirgsgegenden bewohnt, nicht ungesellig, aber scheu ist, im August bereits herumstreicht und um die Mitte des Octobers, gewöhnlich familienweise, von uns fortzieht. Er findet sich fast in ganz Europa und dem angrenzenden Theil von Asien, ist jedoch nirgends gemein, wol aber in manchen Gegenden, z. B. in Holland, sehr selten. Er baut seinen Horst erst im Mai oder Juni hoch oder niedrig auf Waldbäume und belegt ihn mit grünen Laubzweigen. Seine zwei bis vier Eier sind schmutzig weiß, sehr dicht rothbraun marmorirt, sodaß man oft die Grundfarbe nicht erkennt. Seine Stimme ist gewöhnlich kick kick kick, besonders zur Begattungszeit; doch läßt er auch diese Töne hören, wenn er von seinen Erbfeinden, den Krähen, hart verfolgt wird. Seine Jungen lassen sich sehr leicht zähmen. Vgl. Naumann, Naturgeschichte der Vögel Teutschlands, zweite Auflage, 1. Band, Seite 367, Taf. 35 und 36; Gloger, Handbuch der Naturgeschichte der Vögel von Europa 1. Band, S. 76—77, und Brehm, Handbuch der Naturgeschichte aller europäischen Vögel, 1. Band, S. 37 u. dgl. m.

Eine andere Art, welche Leschenault von Java mitgebracht hat, der gehäubte Wespenbussard, Pernis cristata *Cuv.*, ist ganz braun; der Kopf aschgrau wie beim unsrigen, aber der Schwanz schwarz mit einer weißen Querbinde in der Mitte und einem langen, braunen Federbusche am Hinterhaupte. Abbildungen finden sich in *Cuvier*, le règne animal, vol. I. pl. III. fig. 4, und *Temminck*, recueil de planches coloriées d'oiseaux pl. 44 (Buse ptilonorhynque).

Eine dritte, aber noch zweifelhafte Art, vielleicht mit der vorigen identisch, hat Lesson in Belanger's Reise un-

eingegangenen Tuch- und Bandfabrik befindet, 1060 meist deutschen Einwohnern, (695 Lutheraner, 365 Katholiken), einer eigenen katholischen Pfarre des Bisthums Stein am Anger, einem evangelischen Pastorate, einer katholischen Kirche, einem Lutherischen Bethause, Schule; einem alten ausgebesserten herrschaftlichen Schlosse, das sich einer umfassenden Aussicht erfreuet, einem Serpentinsteinbruche, einem flötzweise übereinanderliegenden blauen Schieferfelsen, der in senkrechter Erhebung aus der Tiefe des Thales bis zum ersten Stockwerke des Schlosses emporsteigt und im Thale Kupfer, Vitriol und Schwefel enthält, auf die früher durch mehr als hundert Jahre gebauet wurde; dem Verwaltungssitze der Herrschaft, zu der noch 17 andere Ortschaften gehören. Der Ort liegt 1291 Fuß über dem Meere [1]). 3) Eine große gräflich mittrowsky'sche Herrschaft im westnordwestlichen Theile des brünner Kreises von Mähren, die außer der Burg gleiches Namens zwei Märkte und 47 Dörfer einschließt, welche von 9346 Seelen (fast sämmtlich Slawen), bewohnt werden. Sie wird von der Schwarzawa und den Bächen Nedwiediczka und Lodunka bewässert und von zwei Handels- und einer Verbindungsstraße durchschnitten. Die Oberfläche der Herrschaft ist meist gebirgig, nur im Westen entfaltet sie sich mehr in kleine, von sanften Anhöhen unterbrochene Flächen. Die Berge erheben sich bis zu einer absoluten Höhe von 3600 wiener Fuß (der Czepinku-Wrch.) und bestehen theils aus Urkalk und theils aus Glimmerschiefer und Gneus; auch an trefflichen Kalk- und Bausteinbrüchen ist das Gebirge an mehren Orten reich. In diesen Hauptgebirgsarten finden sich nicht selten der Cölestin, Lepidolit, Wolfram, Andalusit u. s. w. vor. Der tragbare Boden ist fast durchgehends sandig. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner bildet die Landwirthschaft; die Obstbaumzucht ist nicht von großer Bedeutung; an Schafen werden 1566 Stück gehalten. Zur Gewinnung und Verarbeitung des Eisens sind ein Schmelzofen, eine Schmelzhütte, 4 Eisen- und 1 Zainhammer auf dem Gebiete der Herrschaft im Betriebe. 4) Eine zur Herrschaft gleiches Namens gehörige Gemeinde von 41 Häusern, 251 Einwohnern und der berühmten Burg Pernstein, Mährens größtem Ritterschlosse, unweit des rechten Ufers der Schwarzawa gelegen, noch immer in vollkommen bewohnbarem Stande erhalten [2]). 5) Ein Districtscommissariat im Traunkreise des Erzherzogthums Österreich ob der Ens, unter einem eigenen Pfleger, umfaßt einen Markt (Kirchdorf) und fünf Dörfer mit 1075 Häusern und 6459 Einwohnern, eine größere Herrschaft, einen Freisitz, ein Landgut, und acht kleinere Dominien. Seine Oberfläche ist größtentheils gebirgig. Die Landschaft ist überaus anmuthig und der Boden ergiebig. 6) Neu-Pernstein, eine dem Benedictinerstifte Kremsmünster gehörige, früher unter dem Namen Hampfelleiten bekannte größere Herrschaft, mit dem nur eine halbe Viertelstunde vom Kirchdorf entfernten, von dem Abte Anton Wolfradt im J. 1632 erbauten Schlosse, in welchem der Amtssitz sich befindet. 7) Alt-Pernstein, ein altes, zum Theil noch bewohnbares Schloß, auf schroffem Felsen, der Ruine Schellenstein gegenüber gelegen, mit einer Wallfahrtskapelle, in welcher die Andacht ein Madonnenbild aus Titian's Schule aufgestellt hat. Diese Burg ist wahrscheinlich das Stammhaus der alten Herren von Pernstein, die sich im 11., 12. und 13. Jahrhunderte theils als Schirmvoigte und theils als Geschenkgeber und Wohlthäter um das Stift Kremsmünster verdient gemacht haben [3]). (*G. F. Schreiner*.)

PERNSTEIN, Bernstein, Borostyánkö, die in dem eisenburger Comitat von Ungarn belegene Herrschaft, ist als eins der Stammhäuser der großen Grafen von Pernstein und Güssing merkwürdig. Als Stammvater dieser Grafen nennt Lazius (de gentium aliquot migrationibus) einen der Söhne des Grafen Engelbert von Sponheim und Lavant. Dieses Sohn, Bernhard, Bruder des Grafen Siegfried von Liebenau in der Steiermark, und des von Heinrich von Murzthal, dem Herzoge von Kärnthen, an Kindes Statt angenommenen Heinrich, soll in den Zeiten der Kaiser Heinrich V. und Lothar gelebt, und als ein Reichslehen den ganzen von den norischen Alpen und den Grenzen von Österreich und Steiermark in die pannonische Ebene sich herabsenkenden Landesstrich mit den Festen Martersdorf, Stuben, Kirchschlag, Güns, Rechnitz, Schleining, Güssing, Lukenhausen und Pernstein empfangen haben. Gebhardi dagegen hält diese Abstammung für unzuverlässig, da Bernhard von Sponheim vielmehr als Ahnherr des Grafen von Ortenburg betrachtet werden müsse. Dieser Ansicht ist gewissermaßen der Verf. des Art. Ortenburg beigetreten, indem er mit dem Ritter von Lang, Sponheim, auf dem Hundsrücken, für das Stammhaus der Grafen von Ortenburg hält, obgleich Huschberg, der neueste Geschichtschreiber dieser Grafen, sie von den alten Grafen des Rotach- und Kinzinggaues herleitet. Mir sind gegen das hierdurch vorausgesetzte sehr hohe Alter der Grafen von Sponheim große Bedenklichkeiten aufgestoßen, die ich hier in einer Note [1]) mittheile. Lazius läßt auf den Gra-

1) Vergl. noch den Artikel Bernstein, wozu der gegenwärtige Artikel als Ergänzung dienen kann. Red. 2) Vergl. den zweiten genealogischen Artikel Pernstein.

3) B. Pillwein's Geschichte, Geographie und Statistik des Erzherzogthums Österreich ob der Ens und des Herzogthums Salzburg (Linz 1828). 2. Th. S. 39. 394—403.

1) Zillesius und Kremer, die Väter der sponheimischen Geschichte, gehen doch nur von einem ungenannten Grafen von Sponheim aus, dessen Gemahlin Hedwig und Sohn Eberhard 1044 vorkommen; auch ich habe ihnen diese sponheimischen Ahnen gläubig abgenommen, bis ich kürzlich zu der Entdeckung gelangte, daß Hedwig, eine der Töchter des Herzogs Hermann III. von Schwaben, nicht an einen Grafen von Sponheim, sondern seit 1009 an den Grafen Eberhard I. von Nellenburg verheirathet gewesen ist. Ihr Vater, ein Sohn Udo's, des großen Grafen in dem rheinischen Franken, besaß einen reichlichen Antheil an den in Nah- und Wormsgau belegenen Stammbesitzungen des salisch-wormsischen Hauses, darein theilten sich die Töchter, nachdem ihr Bruder Herzog Hermann IV., ein Knabe noch, am 28. Juli 1012 gestorben war. Der Gräfin von Nellenburg wurde ihre Erbportion in der reizenden Umgebung von Kreuznach angewiesen; dort zu Schwabenheim, an der Appel, erbaute sie, mit Zuziehung ihres Sohnes, des Grafen Eberhard II. von Nellenburg, das späterhin unter dem Namen Pfaffen-Schwabenheim bekannte Kloster. Hedwig war aber schwerlich

den Magister Tavernicorum, mit dem er von jeher in Feindschaft gelebt hatte. Unerwartet kehrte der Graf nach Ungarn zurück, wo er nicht nur Ottokar's feindliche Absichten verkündigte, sondern auch den Prinzen oder Herzog Bela von Bosnien anklagte, daß er dem königlichen Knaben die Krone zu entreißen trachte. Hierüber geriethen Herzog und Graf in Wortwechsel; jener wurde von diesem auf der Hasen- oder Margaretheninsel bei Pesth erstochen, 1272. In gerechtem Zorne gelobte König Ottokar den Mord seines Schwagers zu rächen; alsbald erfolgte der von Graf Güssing sehnlich gewünschte Bruch mit Böhmen. Bereits im Febr. 1273 wurden die Feindseligkeiten durch gegenseitige Grenzverwüstungen eröffnet. Presburg ward von den Ungarn wieder genommen, Österreich von den Cumanen verheert, misvergnügte Vasallen des Königs von Böhmen fanden in Ungarn bereitwillige Aufnahme. Dafür streiften österreichische Parteigänger bis Raab und Neutra, und Ottokar ließ in seinen Ländern ein allgemeines Aufgebot für S. Jacobs Tag verkündigen. Bevor das Aufgebot versammelt war, überschritt Heinrich von Güssing mit 30,000 Mann die March, siegte in offener Feldschlacht über den böhmischen Feldherrn Ulrich von Dürnholz, mußte sich aber, als König Ottokar selbst 60,000 Streiter herbeiführte, eiligst über die March zurückziehen. Bis jenseit der Waag verfolgt, blieb er ein unthätiger Zuschauer des Falls von Presburg, St. Georgen und Ödenburg, ja er vermochte die Fortschritte des Feindes nur dadurch zu hemmen, daß er das eigne Land zur Wüste machte. Diese Kriegsmanier und noch mehr die Botschaft von der am 1. Oct. 1273, ungeachtet der Einwürfe der böhmischen Abgesandten, vorgenommenen Kaiserwahl flößten dem König von Böhmen friedlichere Gesinnungen ein; die Fehde wurde daher im Laufe des Jahrs 1274 ausgeglichen. Doch blieb beiden Höfen mancherlei Stoff zur Zwietracht; die ungarischen Barone schieden sich in zwei feindliche Parteien, wovon die eine, an deren Spitze Joachim Pectari stand, zum Kaiser hielt, die andere sich für den König von Böhmen erklärte. Als der thätigste unter dessen Anhängern erwies sich Graf Ivan von Güssing, derselbe, der einmal das siegende böhmische Heer beinahe in den Thälern von Valbach oder an der Rabnitz ersäuft hätte, indem er in dunkler Nacht auf den ringsumher gelegenen Höhen die Dämme der wasserreichen Teiche und kleinen Seen durchstechen ließ, während die Vorhut den böhmischen Spionen jegliche Kenntniß von diesem Beginnen durch ungewöhnliche Bewegungen und kriegerisches Getöse zu benehmen suchte. Von dem hohen Ansehen, dessen Ivan bei seinen Landsleuten genoß, zeugt der Umstand, daß ihm der jüngste von König Stephan's IV. Prinzen, Coloman, zur Erziehung übergeben wurde, nicht damit der Graf einen Ayo nach heutigem Zuschnitte vorstelle, sondern damit er, der gepriesene Ritter, den Prinzen erziehe als seinen Sohn, in der Weise, wie sie vordem in den schottischen Hochlanden beobachtet wurde, und noch heute bei den Tscherkessen beobachtet wird. Der Prinz starb aber in seiner Kindheit. In seinem Streite mit Pectari erlag Ivan, weil der Gegner die Person des Königs in Händen hatte, doch blieb dieses Misgeschick ohne Einfluß auf Ivan's Beziehungen zum Auslande. Während eine ungarische Hilfsmacht bei Stillfried für Kaiser Rudolf stritt, streifte Ivan, belebt durch die vom wiener Bürger Paltram, einem eifrigen Anhänger Ottokar's, empfangenen Subsidien, in Österreich und Steiermark, um den Schwaben eine Diversion zu machen; zugleich veranstaltete er, daß König Ladislaus, als ein Gönner der heidnischen Cumanen, bei dem Papst verklagt wurde. Jedoch bei der Trauerbotschaft von Stillfried fühlte Ivan sein Unvermögen, der vereinigten Macht des römischen und ungarischen Reichs zu widerstehen; er bat den Kaiser um Verzeihung, und erbot sich, in dessen Dienste zu treten. Rudolf erwiederte, vermöge des Bundesvertrags könne er keinen, dem König von Ungarn Ungetreuen in seine Dienste aufnehmen, theilte auch diese Antwort dem Könige Ladislaus mit, und überließ dessen Weisheit die fernere Entschließung über den Grafen von Güssing; sollte Ivan Verzeihung erhalten, so bedingte sich Rudolf Ersatz für den von ihm in Österreich und Steiermark angerichteten Schaden; sollte dagegen Ladislaus den Ivan für seine gegen Ungarn und gegen das Reich verübte Treulosigkeit strafen wollen, so erbot sich Rudolf, hierzu als treuer Bundesgenosse des Königs wirken zu wollen. Graf Ivan starb aber in demselben Jahre 1278. Mithin wird der Graf Ivan von Güssing, welcher 1280 den König Ladislaus gefangen hielt, sein Sohn, oder wahrscheinlicher sein Neffe und ein Sohn Heinrich's gewesen sein.

Die Gefangenschaft hatte der König dadurch verschuldet, daß er, abwechselnd zu der schismatischen griechischen Kirche oder zu dem cumanischen Heidenthum sich hinneigte, und als er deshalb vom päpstlichen Legaten bedroht wurde, diesen aufheben und den Cumanen zu beliebiger Mishandlung überantworten ließ. Gegen solche Verrücktheit erhoben sich mit Recht die geistlichen und weltlichen Magnaten, und als sie den thörichten König bei Graf Ivan wohl verwahrt wußten, bedeuteten sie die Heiden, daß die Behandlung des Legaten wesentlichen Einfluß auf das Schicksal des Königs üben werde. Hierdurch wurde der Legat, dem man schon angekündigt hatte, daß er mit stumpfen Pfeilen erschossen werden solle, vom Tode gerettet. So reuig Ladislaus, als er der Haft entlassen wurde, sich bezeigte, so ernste Maßregeln er gegen seine bisherigen Lieblinge, die Cumaner, ergriff, so wenig konnte er im Herzen demjenigen, dessen Gefangener er gewesen, verzeihen. Als der König den günstigen Augenblick herangekommen wähnte, erklärte er den Grafen Ivan aller seiner Güter verlustig, und sandte, im Einverständnisse mit Albert von Österreich, ein ungarisch cumanisches Heer gegen die Burg Pernstein aus (1284). Die Belagerer, namentlich die seit den letzten strengen Verfügungen dem Könige tödtlich verfeindeten Cumaner, thaten jedoch ihre Schuldigkeit nur mit Widerwillen, am Ende zogen sie unverrichteter Dinge ab. Ivan behandelte mit steigendem Übermuth nicht nur den König, sondern auch das anstoßende Österreich, welches er von nun an häufig verwüstete. Als er auch gegen Steiermark einen Raubzug richtete, eilte der Abt Heinrich von Admont, zu Folge

ließ, daß dieser Lebensunterhalt und Hemden sogar von der Barmherzigkeit eines Mönchs annehmen mußte. Ivan's bewegliche Scharen bedrohten und verheerten abwechselnd Österreich und Steiermark. Der Herzog beschwerte sich hierüber bei König Ladislaus, der ihm erwiederte, er sei jetzt zu sehr mit andern Rebellen beschäftigt, als daß er die Güssinger zu Gehorsam zu bringen vermöchte, habe aber nichts dagegen, wenn sich ihre Feinde nach Belieben und Vermögen an ihnen rächen wollten. Eine solche Antwort fand Herzog Albrecht erwünscht; ungewöhnliche Anstrengungen wurden von den Vasallen erzwungen; verstärkt durch den Zuzug der Bischöfe von Bamberg, Passau, Freising und Seckau führte Albert ein Heer von 15,000 Mann ins Feld (1289). Seine erste Unternehmung galt Ivan's Vettern, den Grafen Simon und Michael, die in Mattersdorf, Nagy-Marton, belagert wurden. Ivan eilte zum Entsatze herbei, allein seine leichte Reiterei vermochte nichts gegen die Linien, von welchen das österreichische Heer umschlossen war; den vergeblichen Versuch, sie zu durchbrechen, büßte er mit Verlust seines halben Heeres; die Vettern, froh, daß ihnen das Leben bewilligt wurde, öffneten den Siegern die Feste. Hierauf galt es dem benachbarten, heute der Stadt Ödenburg zuständigen Agendorf; weder vermochte der hölzerne mit Fellen belegte Wall dem Feuer, noch der mächtige Thurm dem furor teutonicus zu widerstehen; Weiber und Kinder wurden ausgewiesen, die Männer, ohne Unterschied, verfielen als Straßenräuber dem Galgen oder Henkersbeil. St. Margarethen (Szent-Margita), ebenfalls ein sehr gefürchtetes Raubnest, kam demnächst an die Reihe, und wurde vom Herzog Albrecht dem Heinrich von Kreußbach, als seinem Burggrafen, anvertraut, während Berthold von Emerberg die Hut von Kabersdorf, Mattersdorf und Agendorf, Ulrich von Stubenberg jene von Rechnitz, und Heinrich von Stubenberg jene der Schlösser von Schleining übernahm. Als auch Ungarisch-Altenburg mit Sturm genommen war, zogen die Landwehren von Österreich und Steiermark nach Hause, doch wurde der Abgang bald durch die nicht weiter zu der salzburgschen Fehde zu verwendenden Streiter ersetzt; Herzog Albert, angespornt durch die von seinem kaiserlichen Vater empfangene Zusage einer schleunigen Reichshilfe, legte sich vor der Güssinger Hauptfestung, vor die schon damals bedeutende Stadt Güns (Ende Sept. 1289). Österreicher, Steirer, Kärnthner, Tyroler, Schwaben fühlten sich, unter den Augen des Fürsten, durch den gegenseitigen Haß zu den kühnsten Anstrengungen begeistert, aber auch Ivan bot die letzten Mittel auf, das Kleinod seines Hauses zu retten. Im Voraus hatte er, um die Belagerung möglichst zu erschweren, die Umgebungen der Stadt verheert, auch die Bürger gezwungen, ihm als Bürgschaft ihrer Treue ihr kostbarstes Eigenthum, ihre Kinder, auszuliefern; die Fortschritte der Belagerer suchte er auf alle mögliche Weise durch Abschneiden der Zufuhr, durch partielle Angriffe und Überfälle aufzuhalten. In einem auf solche Weise herbeigeführten Gefechte erlegte er gegen 500 Feinde, der übrige Haufen mußte sich gefangen geben; es waren mehrentheils Krainer, denen Ivan Hände und Füße abhauen ließ, worauf er sie als einen Gegenstand des Schreckens den Belagerern zuschickte. Doch war für Herzog Albert jede Schwierigkeit immer nur eine Auffoderung zu erhöhter Thatkraft; unbekümmert um alle Zwischenfälle vollendete er die Krone von Werken, welche die Stadt umschließen sollte, dann wurden am 11. Tage die Mauern mit Sturmleitern erstiegen; die Vertheidiger flüchteten sammt dem wehrlosen Volke in das Schloß. Die Österreicher, in ihren Hoffnungen auf Rache, Mord und Raub betrogen, warfen Feuer in die verlassenen Häuser. Härtere Arbeit fanden sie an dem Schlosse. Sie zimmerten einen mächtigen Widder, der mit Eisen reichlich beschlagen wurde, und die Mauern erschüttern sollte; einer der Vertheidiger erfand, um die Stöße aufzufangen, eine Art Korb von doppeltem Flechtwerk, der an Stricken herabgelassen wurde; dieser erwies sich sehr praktisch, ehe die Österreicher zum Fuß der Mauern vorgedrungen waren; denn nun konnten die Belagerer mit an Lanzen gehefteten Sicheln die Stricke, woran der Korb geheftet war, abschneiden. Ivan, der jetzt an der Wirksamkeit seiner Waffen verzweifelte, suchte sein Heil in List und Bestechung. Mehre von Albert's Räthen ließen sich durch sein Gold blenden, und suchten ihren Fürsten zu überreden, er möge nicht durch hartnäckiges Bestehen in seinen Unternehmungen ganz Ungarn, wo der Haß alles Teutschen noch immer so lebendig wäre, zu den Waffen rufen. Ja, der betraute Freund der Herzogs, Graf Hugo von Taufers, ließ sich unter dem Vorwand einer Krankheit nach Wien bringen, nicht zufrieden, solche Rathschläge ertheilt zu haben. Beharrlich in seiner Ansicht, unermüdlich in seinen Anstrengungen, schickte Albert, nachdem ein Stück Mauer gefällt, einen Trompeter vor die Bresche, um Allen, die sofort den Ort verlassen würden, Leben und Sicherheit, den Hartnäckigen qualvollen Tod zu verheißen. Da sank den Entschlossensten der Muth, und Alle ohne Unterschied beeilten sich, den letztern Gnadenschimmer zu benutzen; 800 Männer und 150 Frauen sind am 1. Nov. 1289 abgezogen, die letztern waren besonders dem Belagerungsheere ein Gegenstand der Neugierde und Bewunderung, denn sie hatten mit siedendem Wasser, mit Feuerbränden, mit dem Ausschütten von Bienenstöcken den eigenen Herd zu vertheidigen gewußt. Berthold II. von Emmerberg wurde in Güns als Burggraf aufgestellt, sorgte auch sofort für die Wiederherstellung der Festungswerke [3]). Der Bischof von Weszprim, Peter, unternahm es, seine Brüder zu rächen und das ihnen Entrissene wieder zu gewinnen, wurde aber auf seiner Heerfahrt ermordet. So lange

3) Außer Güns nennt das Chron. Australe noch viele andere den Güssingern entrissene Orte, als Mattersdorf, Karlburg, Rohrbach, Baumgarten, Walbersdorf, Ungarisch-Probersdorf, Kremsdorf, St. Margarethen, Ödenburg, Neckenmark, Kabersdorf, Landsee, Trauersdorf, Steinberg, Pilgreimsdorf, Willemsdorf, Rechnitz, Pinkafeld, Reterstaigen, Albernsdorf, Steegreifenbach, Oneiuze, Das Drin Warten, St. Nicolaus, Schleining, Pötelsdorf, Rumpelsdorf, Neubaden, Weikersdorf, Brandorf, Wartenkirchen, Lukenhausen, Zuganochsen, Altenburg, Eisenburg. Wir schreiben dieses großentheils berichtigte Verzeichniß ab, damit man nach demselben die Ausdehnung von den Besitzungen der Güssinger im ödenburger und eisenburger Comitat, sowie in dem benachbarten Österreich, beurtheile.

lern und Verließen, von denen diese, vor nicht gar langen Jahren, noch mit Menschenknochen angefüllt waren. Das ganze Schloß ist reichlich mit weißem Marmor überkleidet. Zu dem düstern, abgesondert stehenden Wartthurme gelangt man nur durch eine hölzerne, hoch in der Luft schwimmende Brücke, die aus dem oberen Gaden des Schlosses dahin führt. Rund um diese, noch immer in bewohnbarem Stande erhaltene, Burg lagern sich die im neueren Styl aufgeführten Wohnungen der Wirthschaftsbeamten und der Schloßdienerschaft; sie stehen in auffallendem Gegensatze zu dem Hauptgebäude; noch greller stechen die auf dem felsichten Südabhange des Berges, trotz so mancher Hindernisse, durch seltenen Aufwand von Kraft und Beharrlichkeit von den letzten Gutsherren im Geschmacke unserer Zeit hingezauberten freundlichen Gartenanlagen ab. Hier wechseln sogenannte englische Baumgruppen mit den Sandpartien der alten Ziergärten ab; Bassins und Eremitagen, Parapluies und groteske Felsengestalten vereinigen sich zu einem lieblichen Ganzen, das durch zwei steinerne Denkmale, von Schweigel, die den Manen des ehemaligen Herrschaftsbesitzers, Freiherrn von Schröfel, gewidmet sind, seine Vollendung erhält.

Wie diese Burg sich vor allen andern Mährens durch ihre kolossalen Formen, durch Alter und historisches Interesse auszeichnet, so entbehrt auch ihr Gebiet keineswegs der Merkwürdigkeiten. Der Blick aus ihren Fenstern hinab in die dunkeln, zu beiden Seiten sich verlängernden Bergwälder, deren melancholische Eintönigkeit lediglich durch kahle Felsenwände unterbrochen wird, trifft zwar keineswegs auf freundliche Ansichten, aber der feierliche dort waltende Ernst beschäftigt und erhebt ein denkendes Gemüth; vertieft sich der Wanderer in die entferntern Thäler des Burggebiets, so sieht er sich mit jedem Schritte neue Naturschönheiten entfalten. Die vielen Burgfesten, Stammhäuser untergegangener ritterlicher Geschlechter, die mit Waldung bekleideten Spuren verödeter Dörfer, die verlassenen Stollen und Schachten zeigen, wie einstmals in denselben Thälern frohe Regsamkeit herrschte, wo jetzt der Landmann dem unergiebigen steinigen Boden mit saurer Mühe spärliche Halmfrucht abgewinnt. Den reichen Bergwerken ihres Gebietes verdankten die Herren von Pernstein zum Theil ihren fürstlichen Reichthum, und noch zu Ende des 16. Jahrh. waren die hiesigen Gruben berühmt durch die häufig in ihnen brechenden Gold- und Silbererze. Späterhin gerieth dieser Bergbau in Verfall, und was auch die Nachkommen versuchten, um ihn wieder zu heben, blieb erfolglos; das war z. B. der Fall mit einem alten Kupferbergwerk, das, von einigen Theilnehmern unterstützt, der Ober-Bergamts-Administrator Lauer 1716 auf's Neue belegte, doch schon nach drei Jahren, unangesehen der bedeutenden Ausbeute, ins Freie verfallen lassen mußte. Nur die Eisengruben werden noch heute schwunghaft betrieben. Die Stiepanauer Hüttenwerke wurden durch einen Pächter, den Engländer Baildon, eine Zeit lang in namhaften Schwung gebracht, besonders durch die bei der Hütte angebrachten Cylindergebläse, und ähnliche, der fernen Heimath entlehnte Verbesserungen. Überhaupt hat die Natur das pernsteiner Gebirge, wenn auch die fruchtbaren Thäler ihm abgehen, mit mannichfachen, nur noch nicht hinreichend gewürdigten Reichthümern ausgestattet. Eine reiche Fauna erwartet hier den Zoologen, seltene und heilsame Kräuter und Pflanzen findet zwischen Felsenritzen der Botaniker, die verschiedensten Gesteinarten laden den Mineralogen zu emsigen Forschungen ein. Diesem ist eine Merkwürdigkeit von besonderer Auszeichnung der Lepidolith, bisher ausschließliches Eigenthum nicht nur der Provinz Mähren, sondern auch der Herrschaft Pernstein. Er kommt auf dem bei Rozna gelegenen Berge Hradisko vor, geht durch alle Abstufungen des Blaßrothen bis zum Dunkelvioletten und Olivengrünen fort, nimmt eine schöne Politur an, und wird zu Vasen, Leuchtern rc. verarbeitet. Die heutige Herrschaft Pernstein erstreckte sich über die Märkte Nedwieditz und Daubrawnik, die Dörfer Bischowetz, Boor, Bukowa, Chliwsky, Ober- und Unterczepy, Czenwir, Czernowitz, Gestrzeby, Hodonin, Hrdawes, Husle, Jablaniow, Klokocz, Kobilnitz, Korazna, Kowarzow, Kozlow, Krzeptow, Lesenowitz, Liskowetz, Litawa, Maniow, Milasin, Pischowetz, Piwonitz, Porowetz, Rakowa, Rotkow, Rozna, Schwaretz, mit der merkwürdigen Kapelle Seyrek, Skorolitz, Sladkow, Smrczek, Stiepanow, Srzitesch, Ugczow, Vierhöfen, Wieschny, Wietierzitz, Woleschniczka, das neuere Dominicaldorf Josephsdorf mit dem Lehensantheil am Dorfe Malostowitz, war aber vermöge ihrer gebirgigen Lage nur zu $43^{21}/_{64}$ Lahne, mit 6670 Fl. 17 Kr. obrigkeitlicher Schätzung angeschlagen. Sie zählte 1793 in 935 Häusern 1316 Familien und 6984 Seelen. Gegenwärtig enthält sie auf zwei □Meilen Flächenraum eine Bevölkerung von 9346 Köpfen. Bis gegen Ende des 16. Jahrh. gehörten auch die theils verödeten, theils veräußerten Ortschaften Kleczan, Jamne, Jwowetz, Niwsko mit dem wüsten Schlosse Zuberstein, ferner die wüsten Schlösser Mitrow und Bickowetz, und die Dörfer Rogetin, Widonin, Radin, Blaßkow, Rosiczka, Rozinka, Meziborz, Janowitz, Habrzi, Neudorf-Risowska mit dem Burgstalle Risow, Pawlowitz, Dworzisstie und Janowiczky zur Herrschaft.

Den Ursprung des Geschlechtes Pernstein leitet die Sage ab von dem Köhler Wienawa, der in heidnischen Zeiten in der Gegend, wo nun auf hohen, waldigen Felsenzacken oberhalb des Dorfs Pcionin die Trümmer einer Feste kühn über Abgründe hervorragen, sein Gewerbe trieb. Einstmals stürmte in toller Wuth gegen die Hütte des Mannes ein ungeheurer Auerochs heran; unerschrocken trat Wienawa dem Unthier entgegen, faßte dasselbe mit der einen Hand am Horn und zog ihm mit der andern eine Ruthe durch die Nase. Meister der Bestie, führte er sie an des Königs Hof, indem er sie, wegen ihrer ungewöhnlichen Größe, als ein des Monarchen würdiges Geschenk betrachtete. Bewunderung erregte hier die Gestalt des Ungethüms, noch mehr wurde Wienawa's Stärke bewundert, zumal er auf Geheiß und in Gegenwart des Königs und der Lopoten auf einen Hieb mit seinem Beile dem Thiere den Kopf abschlug. Aufgefo-

dert, sich eine Gnade zu erbitten, bat er, man möge ihn auch fortan nicht in seinem Gewerbe hindern; diese Bescheidenheit gefiel dem König dermaßen, daß er die um Piwonitz sich ausdehnenden Berge dem Köhler zu Eigenthum schenkte, auch ihm, der fortan ein Rittersmann sein sollte, auferlegte, im Schilde einen Büffelkopf mit einem Nasenringe zu führen. Darum sah man noch in späten Zeiten auf dem Thurm zu Pernstein, auf den Schlössern Leutomischl, Landsberg, Pardubitz, Kunietitz, das Bild eines Starken, der einen beringten Auerochsen führet, und daneben die Inschrift: Wilim wede zubra (Wilhelm führt den Auerochsen). In seine Berge zurückgekommen, erbaute Wienawa auf der Stelle der vormaligen Holzhütte ein geräumiges, festes Haus, das von ihm, zum Andenken an den besiegten Auerochsen, Zubr, Zuberstein, genannt und einst unter die festesten Schlösser des Landes gezählt wurde, jetzt aber nur noch in einigen Ruinen bei dem Dorfe Piwonitz übrig ist. Wienawa's Sohn, Perszten (Ring), gefiel sich nicht in Zuberstein, und erbaute sich, nach dem Tode des Vaters, auf dem felsigen Berge unweit des Baches Nedwiediczka, eine andere Wohnung, die zwar nur von Holz, aber sorgfältig befestigt, um die feindlichen Einfälle der Czechen abweisen zu können. Nach dem Namen des Erbauers ward die Feste Perszten, in der Folge Pernstein, genannt. Derselbe Perszten soll auch die Umgegend zuerst urbar gemacht und die umliegenden Städtchen und Dörfer angelegt haben. Einer seiner Nachkommen, Dobeslaw, befand sich, so erzählt man, unter den Gesandten, welche um 962 die Tochter des Herzogs Boleslaw des Gütigen von Böhmen, Dombrowka, ihrem Bräutigam, dem polnischen Herzog Mieczislaw, zuführten; ihm gefiel die Landesart von Hochpolen; er ließ sich daselbst häuslich nieder, und wurde der Stammvater des großen Hauses Leszczyński und anderer Geschlechter Herbu Wienawa oder Perszten (mit dem Büffelkopf), wie z. B. der Bronisz, Dlugoß ꝛc. Zibrzid, vielleicht der Sohn dieses Dobeslav, ward als Pole von Geburt, als Mährer von Abstammung, dem Herzog Boleslaw von Polen besonders wichtig in seinen Entwürfen für die Unterjochung von Böhmen und Mähren. Unter den polnischen Starosten, welchen der Herzog das seiner Meinung nach vollständig bezwungene Mähren anvertraute, nahm sicherlich Zibrzid eine ausgezeichnete Stellung ein. Aber schwer lastete auf dem unglücklichen Lande der Druck dieser Starosten, daß dem Volke zuletzt nur die Verzweiflung als Rathgeber blieb. An einem bestimmten Tage erhoben sich einmüthig Czechen und Mährer, erschlugen viele von den unvorbereiteten Polen und verfolgten die andern bis weit in ihre Heimath hinein. Ein einziger Punkt wagte es, dem Gesammtwillen des mährischen Volkes zu widerstehen: es war die Burg Pernstein, wo, als auf seinem Erbgute, Zibrzid gebot. Mit unerschütterlichem Muthe wies er die wiederholten Stürme der Belagerer ab, sein Geist, sein Zorn hatte sich der ganzen Besatzung mitgetheilt, und selbst seine Töchter, zarte Jungfrauen, verrichteten Wunder der Tapferkeit. Durch die heldenmüthige Vertheidigung stutzig gemacht und eingedenk der ihnen mit dem Burgherren gemeinsamen Abstammung, stellten die Belagerer die Feindseligkeiten ein, um mit Zibrzid eine Unterhandlung zu eröffnen. Schon war ein Vertrag abgeschlossen, aber zu großer Unzufriedenheit der einen von den Töchtern des Burgherrn. Abrathend, zürnend äußerte sie sich gegen den Vater, während sie zugleich ihre und ihres Häufleins Waffen gegen den Feind richtete. Zibrzid, ergrimmt über diesen Ungehorsam, bestrafte und ermordete in ihrem heißen Kampfe die eigene Tochter; ihren Namen hat die Sage nicht aufbewahrt, aber ihre vielfältigen Erscheinungen haben Jahrhunderte lang die steilen Treppen, die winkligen Gänge, die düstern Gemächer von Pernstein nach dem Glauben der Zeitgenossen belebt. Wenn sich das Fräulein zeigte, erwartete das Gesinde jedesmal einen ungewöhnlichen Vorfall im Schlosse; ängstlich fragte dann jeder, ob ihre Züge warnend ausgesehen oder Freudiges verkündigt hätten. Im weißen Kleide, die goldenen Locken aufgelöset, begegnete sie Laien und Priestern; sittige Anreden erwiederte sie mit freundlichem, stummem Lächeln, freche Äußerungen bestrafte sie nicht selten mit schnellem Tode [1]).

Wir müssen bekennen, daß die Herleitung des Ge-

---

1) So saßen einmal am späten Abend des Jahres etwa 1601, die Knechte in der Burgherberge beim Trunke, und erzählten sich um die Wette schauderhafte Mährchen von dem Burggeiste. Der frevelhafteste von den Knechten vermaß sich mit einem Eide, er wolle bei der ersten Begegnung dem Fräulein einen Kuß rauben. Nach wenigen Tagen sah er die Gestalt auf sich zuschreiten. Eingedenk des Eides stürzte er wahnsinnig auf sie zu. Der Kuß wurde dem Anschein nach ihm nicht verwehrt, aber er sank in demselben Augenblicke todt zur Erde. Ein anderer Spuk begegnete dem Jesuiten P. Johannes Drachowski aus dem wittingauer Collegium, welcher im Laufe seiner fruchtbaren Missionsreise durch Böhmen, 1626, auch das Schloß Pernstein zu besuchen hatte. Kaum angelangt, besah er sich alle Merkwürdigkeiten des Schlosses, bestieg die stolzen Thürme, durchlief das Labyrinth der Gemächer. Als er im höchsten Gaden der Burg angelangt war, trat ihm aus der nächsten Stube eine stattlich aufgeputzte Jungfrau, die einen Schlüsselbund in der Hand hatte, entgegen. Der Pater nahm sie für eine Zofe, redete sie an; sie blieb stehen, der Pater gab sich ihr zu erkennen: ein Gast, sei er gekommen, um die Unterthanen in dem katholischen Glauben zu unterrichten. Auch ihr trage er seine geistlichen Dienste an. Die Jungfrau lächelte freundlich und bescheiden, machte einen tiefen Knix und ging ihres Wegs. Einige Tage darauf, als der Pater an der abzuhaltenden Predigt studirte, suchte er die einsamsten Gänge der Burg auf. Wiederum traf er auf die Jungfrau, die in einem Erker saß, das lang herabhängende Haar kämmte, doch als sie den Pater sah, sogleich die Haare auf den Rücken warf und das Gesicht enthüllte. Dem Pater, „qui naturae severioris semper est habitus," mißfiel die Beschäftigung der eitlen Schönen. Er sagt: am Sonntage ist übertriebene Sorgfalt für den Putz zumalen unschicklich. Viel nothwendiger wird es, durch frommes Gebet das Gemüth zu Anhörung des göttlichen Wortes vorzubereiten. Da verbarg die Jungfrau schnell den eben noch so geschäftigen Kamm, legte den Finger auf den Mund, beugte das Haupt zum Boden und ging von dannen. Darauf ging der Pater hinunter zur Kirche, die ganz von weißem Marmor erbaut, und sang die Messe; während der Predigt suchten seine Augen die wohlbekannte Zofe; da er sie nirgends bemerkt, eilte er nach dem Schlosse zurück, um dem Burggrafen zu verweisen, daß die Personen des Hausgesindes, von denen vorzüglich ein gutes Beispiel gegeben werden sollte, den öffentlichen Andachtsübungen sich entzögen. Verwundert ließ sich der Burggraf die Jungfrau beschreiben, auch den Ort bezeichnen, wo sie der Pater zum ersten Mal gesehen; es ergab sich, daß der seit un-

schlechtes Pernstein von Wirnawa und Persztyn vornehmlich auf dem Zeugnisse des Paprocki beruhet, der in der Materie so bewandert ist, daß er die über einer Pforte angebrachte Inschrift: 490 Wratislaw z Perssteina, zum Beweise anführt, wie das Schloß 490 erbaut worden sei. Deswegen wollen wir nicht verschweigen, daß eine andere Sage die Pernsteine von einem teutschen Ritter herleitet, der von König Ottokar herbeigerufen und mit Ländereien beschenkt, einstmals auf der Jagd einen mächtigen Bären Niedzwiedz, erlegte, und darauf zum Andenken an den bestandenen harten Strauß den Markt Nedwiedice (Bärenau) und ganz in dessen Nähe, an dem Bache Nedwiedizka, die Burg Bärenstein (Pernstein) erbaut hätte. Wo jener teutsche Einwanderer hergekommen, ob aus Oberösterreich, aus dem Thurgau, aus dem meißnischen Erzgebirge, darüber sind die Chroniken nicht einig, doch glauben wir die meißnische Herkunft schon aus dem einzigen Grunde, weil die von Bärenstein bei Altenberg einen aufgerichteten schwarzen Bären im Wappen führten, verwerfen zu müssen, überhaupt scheint uns die Herkunft aus der Fremde mit dem großen Besitzthum und dem langen Bestand des pernstein'schen Geschlechtes gleich unvereinbar. Denn es ist vielleicht das wichtigste, wenn gleich bisher übersehene Ergebniß der Genealogie, daß eingewanderte Familien niemals das Alter der Autochthonen erreichen. Es bewähret sich das in der Geschichte der normannischen Eroberer von England, noch auffallender in den Beziehungen der Iren, oder der Urbewohner von Dacien, der Walachen, zu spätern Einwanderungen. Bereits im Anfange des 12. Jahrh. erscheinen in mährischen Urkunden die Perstayn. Ihnen wird auch Philipp der Fromme, Bischof zu Posen von 1196—1209, zugezählt, der 1172 das Augustiner-Eremitenkloster in der mährischen Stadt Gewitsch stiftete. Ludomir und Jesko von Pernstein sollen, um 1200 in den väterlichen Nachlaß sich getheilt, eine handfestliche Erbverbrüderung errichtet haben, vermöge welcher, bei dem Erlöschen der männlichen Nachkommenschaft des einen von ihnen, der ganze Nachlaß an die Abkömmlinge des andern Bruders fallen sollte. Es fiel demnach mit Jesko's Ableben dessen Erbportion, die Stadt Strazek mit der Burg an Ludomir, zurück. Seine Söhne Burian und Wraczek nehmen abermals eine Theilung in der Art vor, daß Burian die Burgen Pernstein und Namiest behielt, dem Wrazek aber Strazek zufiel. Dieses Besitzthum vertauschte Wraczek 1231 an den König Wenzel, gegen die Burg Eichhorn, wo er bisher als königlicher Burggraf geboten hatte. Bald darauf trat Wraczek in den Tempelorden, dem er zugleich Eichhorn zuwandte; dagegen erhob sich Burian, in Kraft jener von zwei andern pernstein'schen Brüdern eingegangenen Erbverbrüderung. Sein Widerspruch führte ihn zu einer langwierigen und blutigen Fehde mit dem Orden, zu dessen Gunsten endlich König Przemisl entschied. So berichtet die eichhorner Handschrift, die nach Schwoy in dem Nachlasse eines berühmten gelehrten Mannes gefunden worden sein soll, uns hingegen schon vor 30 Jahren eine unbegreifliche Unwissenheit in allen Zuständen des Mittelalters zu verrathen schien, und deshalb schon damals für eine freche Betrügerei, und alles, was sie von den Pernsteinen, von den Burggrafen von Eichhorn, von dem Tempelorden erzählt, für eitel Lug und Trug erklärt worden ist; eine Erklärung, die wir hiermit wiederholen.

Die Brüder Stephan und Albert von Pernstein, genannt von Medlau, begleiteten 1218 den Fürsten Theobald von Brünn in seinen Zug gegen die heidnischen Preußen; Stephan stiftete, als er glücklich in die Heimath zurückgekehrt war, in Erfüllung eines Gelübdes, in dem, bereits 1208 von seinem Vater Gotthard von dem Bischof Robert von Olmütz eingetauschten Dorfe Daubrawnik, ein Nonnenkloster, Augustinerordens, und in dessen Kirche sich und seinem Geschlechte ein Erbbegräbniß. Vir nobilissimus wird Stephan 1233 von Bischof Robert von Olmütz genannt. In dem Kloster Daubrawnik waren die Brüder Stephan und Gallus von Pernstein gegenwärtig, als der Bischof von Olmütz Theodor 1285 den Nonnen die ihnen von Demetrius von Lukow gemachten Schenkungen bestätigte. Drei andere Brüder de Pernsteyn, Phylippus camerarius Moravie (er kommt noch 1308 in diesem Amte vor), Bohuzlaus camerarius Pacsouiensis provincie et Yngramus, erlassen, Brune in colloquio generali, proxima secunda feria post dominicam invocavit 1293, dem Kloster Saar den Zehnten und das Bergrecht, das es wegen eines Weinberges zu Medlau zu entrichten verpflichtet war. Indessen beginnt Balbin's Stammtafel keineswegs mit einem dieser drei Brüder, sondern mit einem Bornissa, der mit einer Pogarell in erster, mit einer Wrbna in anderer Ehe verheirathet, 1315 gestorben sein soll. Ihm legt Balbin drei Söhne, Philipp, Dobislaus und Bohuslaus, bei; in der That haben die Gebrüder Philipp und Robiß von Pernstein, am 9. März 1326, dem Kloster Saar einen halben Lahn in Heinrichsdorf zur Unterhaltung des Geleuchtes vergeben, ohne Zweifel in Betracht, daß ein dritter Bruder, Johann von Pernstein, im besagten Kloster Saar das Ordenskleid empfangen hatte. Überhaupt traten damals mehre geistliche Personen in dem Hause auf, wie z. B. der pernsteiner Burgherr Ingram (wahrscheinlich der 1349 urkundlich vorkommende Ingram von Pernstein), welcher mit Bewilligung seiner Söhne, Stephan, Bohuslaw und Gerhard, mehre Dörfer und Zinsen an das Kloster Daubrawnik verschenkt hat, wo seine Tochter Blanka, seine Nichten Clara und Agnes, den Schleier genommen hatten. Johanna und Lucia von Pernstein werden bei Balbin als Äbtissinnen von Daubrawnik genannt; ebendaselbst kommt Anna als Äbtissin von Oslawan vor, und werden hoffentlich diese drei Namen besser begründet sein, als jene von Dobeslaw, Peter und Wenceslaw von Pernstein, die Balbin als Äbte zu Saar aufführt, oder als seine Ludmilla von Pernstein, Äbtissin zu Tischnowitz. Überhaupt scheinen die ersten sieben Generationen der Balbinschen Tafel mehrentheils nur auf Er-

vordenklichen Zeiten im Schlosse einheimische Spuk den Jesuiten geäfft habe, dessen Unwille hierauf dem Gelächter weichen mußte.

dichtung, seltener auf Hypothesen zu beruhen. Przemisl von Pernstein mußte 1335 Eichhorn an den Markgrafen von Mähren, nachmaligen Kaiser Karl IV., zurückgeben. Im J. 1358 besaß Pischoletz, das Bergschloß in der pernsteiner Herrschaft, durch Kauf von einem von Pernstein, Markgraf Johann. Ingram von Pernstein kommt 1371 vor. Wilhelm von Pernstein, vielleicht der Enkel jenes Wenceslaus, den Balbin als Freiherrn bezeichnet, nachdem die frühern Pernsteine nur Ritterstandes gewesen, Wilhelm erheirathete mit der Witwe des Albert von Sternberg-Swietlau, mit Agnes von Pottenstein, Borschitz, Feste und Dorf, Luka, Spinek und Unyrow 1385, Güter, die er jedoch 1408 verkaufte, und später der Herrschaft Ostrau, hradischer Kreises, einverleibt worden sind. Wilhelm mag zu dieser Veräußerung durch das Verlangen, den Tod des Markgrafen Prokop zu rächen, veranlaßt worden sein. König Siegmund hatte nämlich diesen Fürsten, von dem Pernstein als Lohn ausgezeichneter Tapferkeit das Lehen Luczicz empfangen, im Kerker zu Brünn morden lassen. Um die Blutrache zu üben, erhob sich zuvörderst Johann von Sokol, und gleich schlossen sich diesem viele von den bedeutendsten Burgherren Mährens an, wie Wilhelm von Pernstein, Erhard Pußka von Kunstadt, Hinko von Kunstadt, der dürre Teufel, Hassek von Waldstein, Heinrich von Waldstein mit der eisernen Tasche, Heinrich von Krawarz. Die Blutrache artete schnell in unbezähmte Raubgier und Mordlust aus; die sich einander bekämpfenden Parteien erlaubten sich jede Art von Greueln. Die Kaufleute aus Brünn, Olmütz und Neuhaus wurden, wenn sie die Märkte zu beziehen wagten, ihrer Waaren beraubt und ausgeplündert, der Bischof von Leutomischl wurde auf seiner Reise durch Mähren mishandelt, einem Priester wurde bei Budwitz die Zunge ausgeschnitten, Iglau, Pohrlitz, Eibenschitz und andere feste Punkte wurden befehdet und förmlich belagert, die Juden zu Trebitsch geplündert und mishandelt, überhaupt alle Ruchlosigkeiten verübt, welche Willkür im Bewußtsein ihrer Unverletzbarkeit ersinnen mag. Der von den Gesellen des Pernsteiner zusammengebrachte Raub an Pferden, Gewürz, Schnittwaaren, Kleinodien und baarem Gelde wurde abwechselnd nach den Burgen Pernstein, Zaispitz und Goldenstein geschleppt, und daselbst unter die Bundesverwandten vertheilt.

In solcher Weise lastete auf dem Lande eine unvertilgbare Geißel, bis die schrecklichen Zeiten des Hussitenkrieges den unruhigen Geistern eine andere, noch verderblichere, Richtung gaben. Für diesen hat in Mähren wenigstens die Religion die Rollen nicht vertheilt, die Parteien blieben, wie sie in den unmittelbar vorher gegangenen Unruhen einander gegenüber gestanden hatten, nur der Vorwand für Gewaltthat, Raub und Mord war ein anderer geworden. Deshalb finden wir das ganze pernstein'sche Geschlecht auf Seite der Hussiten, den Oberstkämmerer bei dem olmützer Landrecht (1417), den Wilhelm von Pernstein, der vielleicht eine Person mit dem oben genannten Wilhelm, den Johann, der als Besitzer von Meblau 1417, Johann von Meblow genannt wird; den Johann von Pernstein, der von 1421—1430 als Besitzer von Bistrzitz, von dem Schlosse Zuberstein und dem Dorfe Pischoletz vorkommt, den Landeshauptmann Peter von Pernstein, der nach Balbin zwei Frauen gehabt hat, eine Boskowicz und eine Ludanicz. Aber dieser Peter, entschieden in seinen Richtungen, war nicht, wie andere Männer seiner Partei, von blindem Hasse gegen die Teutschen erfüllt, ein reifes Urtheil ließ ihn bei Zeiten den Abgrund erblicken, der sein Vaterland zu verschlingen drohte; er vereinigte sich mit dem Bischof von Olmütz, Johann dem Eisernen, um bei Zeiten die Rotte zu vernichten, die vor allen andern die öffentliche Ruhe gefährdete, jene Taboriten nämlich, die, gleich einer Setscha, von der befestigten Marchinsel, bei Straznitz aus, die ganze Landschaft beherrschten. Bischof und Landeshauptmann trafen mit ihren Söldnern unfern der Burg Buchlau zusammen, und zogen, nach gehaltener Berathung in verschiedenen Richtungen der untern March zu. Von drei Seiten bestürmt, wurde die Insel genommen, die grimmige Rotte versprengt, und zuletzt in ihren Überbleibseln bis nach Böhmen verfolgt (1421). Den Ausbrüchen der Zwietracht war hiermit nur kurze Zeit gewehrt, die Ursachen des Grolls blieben dieselben. Um sie zu heben, wurde für die Stände der Schwesterlande, Böhmen und Mähren, eine Unterredung in Czaslaw beliebt. Daselbst erschienen, außer den böhmischen Deputirten, Abgeordnete des Königs Siegmund, und von Seiten der Mährer sieben der mächtigsten Landherren, den Landeshauptmann an der Spitze; ein bedeutendes Resultat wurde aber nicht erreicht. Denn die vier prager Artikel, die noch dazu bald darauf als ketzerisch von dem Landtage zu Brünn verworfen wurden, ließ sich wol Peter von Pernstein gefallen, aber einen fünften Artikel, der die Absetzung Siegmund's und die Wahl eines neuen Königs verfügte, misbilligte und bestritt er in der entschiedensten Weise. Die Nachkommenschaft dieses Peter stellt Balbin in folgender Weise dar:

Peter von Pernstein. Gem. 1. Ludmilla von Boskowicz. 2. Margaretha v. Ludanicz.

Hinko. — Johann V. Gem. Margaretha v. Lippa.

Jaroslaus I., Gem. 1. Martha v. Sternberg. 2. Ludmilla v. Lomnitz. — Magdalena, Gem. Einer v. Krawarz.

Elisabeth, Gem. Einer v. Lomnitz. — Johann VII., Landeshauptmann in Mähren 1515. Gem. 1. Bohunka v. Boskowitz. 2. Magdalena Kragirz v. Krageik.

Wilhelm IV., Obersthofmeister, gest. 1521. Gem. Ursula v. Berka. — Bohunka, Gem. Heinrich's V. von Lippa.

Ursula v. Pernstein, Gem. Einer v. Schellenberg. — Katharina, an einen von Ludanicz verheirathet.

Johann VII. kommt 1516 nicht nur als Landeshauptmann, sondern zugleich als Oberstkämmerer bei dem brünner Landrecht vor; er wurde in dem Kloster Smilheim, hradischer Kreises, beerdigt 1521. Seinem Sohne, Wilhelm IV., dessen Todesjahr 1521 wol nur auf einer Verwechslung beruht, wurde von Berchtold von der Lippa 1480 um 2200 Schock Groschen und 800 ungarische Gulden die Stadt Eybenschitz verpfändet, und dazu, von dem Gebiete der Herrschaft Kromau, der Markt Rauchowan, die Dörfer Leipertitz, Herzmanitz, Kutkowitz, Czuczitz und Rapotitz, ferner die Teiche bei den zum Burgstall Rapstein gehörigen Dörfern, und der Zehnte zu Seitz, Kobily und Pawlowitz, Güter, welche zwar derselbe Wilhelm 1496 an den Gemahl seiner Tochter (nicht aber Schwester) Bohunka, an Heinrich V. von der Lippa auf Kromau abtrat. Bohunka besaß noch 1539 die Burg Sadek, znaymer Kreises, mit Schamnikowitz, Laukowitz und Milotitz. Diese Güter waren ihr von dem Vater zum Genusse angewiesen, der sie 1491 sammt dem Flecken und der Pfarre Starz, den Dörfern Czaslawitz und Slawitz und dem Hofe Przibislawitz gekauft hatte. Nicht minder irrt Balbin, wenn er diesem Wilhelm IV. das Obersthofmeisteramt beilegt; der Obersthofmeister gehört vielmehr einer Linie an, die Balbin von Peter's Bruder, von Wilhelm I., ableitet, und die in ihrer Feindschaft gegen den alten Glauben und den Landesherrn noch auffallender hervortritt, als die Nachkommenschaft Peter's. Wilhelm I. werden vier Kinder beigelegt, Anna, die Äbtissin von Oslawan, Johann IV., Hinko und Bawor. Hinko soll in der Ehe mit Anna Zagimacz von Kunstadt Vater von zwei Töchtern geworden sein, von denen nach Balbin's Versicherung Elisabeth den Herzog Victorin von Münsterberg, Barbara den Zdenko Lew von Rozmital heirathete. Aber die Herzogin von Münsterberg ist wieder nur eine erdichtete Person. Bawor, der vertraute Freund und Anhänger Boczek des ältern von Podiebrad, verheerte mit diesem 1422 die Besitzungen des Bischofs von Olmütz, belagerte auch Kremsier, das der Bischof noch glücklich entsetzte. Um sich für den hierbei erlittenen Verlust zu entschädigen, nahm Bawor Besitz von den sämmtlichen Gütern des Klosters Daubrawnik, dem schon vorher der Burggraf auf Pernstein, Waniek, das Dorf Kleczan entrissen hatte. Bevor noch die Äbtissin Elißka die gesuchte Abhilfe für das ihr angethane Unrecht erhalten konnte, durchbrach ein Hussitenhaufen das anstoßende Gebirge, erstürmte das wohl bewehrte und tapfer vertheidigte Kloster, und verwandelte dasselbe durch eingeworfene Pechkränze in einen ungeheuren Scheiterhaufen, der die Leichname der wehrlosen Nonnen, wie der entschlossenen, in ihrer Vertheidigung gefallenen Krieger verzehrte. Der katholischen Kirche war aber ein Vertheidiger geblieben, der Bischof von Olmütz, der, unerschütterlich in den dringendsten Gefahren und beharrlich, mit Recht den Beinamen der Eiserne trägt. Noch im Laufe des J. 1424 triumphirte Bischof Johann XIII. über die meisten seiner Feinde; durch sein Waffenglück fand sich beinahe die ganze Provinz beruhigt, keines Bleibens war hier länger für die Hussitischen Horden, nur Bawor von Pernstein und Boczek von Podiebrad setzten noch in ihren Burgen Pernstein und Kunstadt den Widerstand fort, behaupteten sich auch gegen die wiederholten Anstrengungen des Bischofs, der sich zuletzt begnügen mußte, sie durch die in die Festen Czernahora, Lettowitz, Lukow, Lomnitz und Tollstein vertheilten Besatzungen im Zaum zu halten. Der Bischof vermochte jedoch nicht, den Pernsteinen und Podiebraden allen Verkehr mit alten Freunden abzuschneiden; es bildete sich von 1426 an ein neues und engeres Bündniß Hussitisch gesinnter Familien, der Boskowicze, Pernsteine, Krawarze und Cymburge zuvörderst. Das von ihnen aufgebrachte gewaltige Heer durchstreifte Ungarn und Österreich, und bezeichnete überall durch Brandstätten und Blut seine Bahn; von weiterm Vordringen konnte es nur durch die Meldung abgehalten werden, daß ein unzählbares teutsches Kreuzheer in Böhmen eingefallen sei.

Im J. 1412 hatte Elska von Sternberg-Swietlau, Gemahlin des Wok von Krawarz, den Jarosch von Sternberg-Swietlau und den Stephan von Pernstein in die Gemeinschaft der Burg Swietlau, hradischer Kreises, und der jetzt zur Herrschaft Luhaczowitz gehörigen Dörfer Rzetechow, Prowodow, Poplowitz, Zillin und halb Ustie aufgenommen. Der Johann von Pernstein, der 1432 die Bergschlösser Pischoletz und Zuberstein, und kraft markgräflicher Verleihung die Herrschaft Bistrzitz inne hatte, in solchem Besitze aber von Johann von Lomnicz angefochten wurde, ist ohne Zweifel der Johann IV. Balbin's, demnach der Vater von Wilhelm II., der mit seinem, dem Jesuiten Balbin unbekannten Bruder Adalbert, sich um die Mitte des 15. Jahrh. mit dem Landeshauptmann Johann von Cymburg verbündete, um dem von manchen Großen mit Selbsthilfe und Wegelagerung getriebenen Unfuge durch gewaltsame Einnahme und Zerstörung der Raubschlösser ein Ende zu machen. Ein Bruder Wilhelm's und Adalbert's, Johann VI., der in erster Ehe mit Agnes von Wartenberg, in anderer Ehe mit Katharina von Sowinecz oder Eulenberg verheirathet war, kaufte 1453 von Machna von Lomnicz und Mesericz und ihrem Gemahl, Wock von Sowinecz, den Frau Machnen zustehenden Antheil an Schloß und Städtchen Krzizanau und an dem Städtchen Bobrowa um 600 Schock Groschen, 1463 aber von Agnes von Lomnicz und Mesericz, und ihrem Gemahl, Smil Ossowsky von Dubrawitz, um 480 Schock Groschen den ihr zustehenden Antheil an besagtem Schlosse und den beiden Städtchen, wie auch einige Dörfer. Im J. 1454 hatte König Ladislaw ihm die Burg und das Dorf Wiczkow, mit dem benachbarten Drahonin, verliehen, 1452 erkaufte derselbe Johann um 25 Schock Groschen zu Pernstein die Dörfer Strzitesch und Luczka, mit dem Hof in Pawlowitz, dann 1462 den Flecken Ingrowitz mit den Dörfern Jaworek, Ubussin, Sulkowitz, Ruczin und Antheilen an Pawlowitz und Piczulin von Johann von Cymburg. Im J. 1470 verpfändete ihm König Georg gegen ein Darlehen von 3000 ungarischen Gulden den halben Ertrag der tischnowitzer Klostergüter. Einer ungleich wichtigern Erwerbung, der Herrschaft Groß-Meseritsch, in welcher Johann 1459 er-

so ungemessenen, selbst über die Rosenberge ihn erhebenden Erwerbungen gelangte, können wir uns kaum Vermuthungen erlauben; die Klostergüter mag er sehr wohlfeilen Kaufs gehabt haben, der Bergbau, den er mächtig unterstützte, mag ihm mit reichen Ausbeuten gelohnt haben, doch genügt das alles nicht, um in der geldarmen, jeder Art von Circulation entbehrenden Zeit, in einem durch die Folgen der Hussitenkriege so schrecklich zerrütteten Lande jenes Phänomen zu erklären. Wir finden uns daher beinahe genöthigt, anzunehmen, daß Wilhelm den von so vielen Chroniken und in so fabelhafter Weise besprochenen, doch keineswegs fabelhaften Schatz des Klosters Opatowitz entdeckte und zu seinem Gebrauche verwendete. Opatowitz, von dem einst das fürstliche Stift Grüssau eine Propstei gewesen, das auch noch Propsteien in Neumark, Wahlstadt und Hohenelbe gehabt hat, war mit der Herrschaft Pardubicz, gleich den vielen mährischen Klöstern Oslawan, Tischnowitz, Daleschitz, znaymer Kreises, Trebitsch, St. Jacob zu Olmütz, Prostnitz, gleich den vielen einzelnen Klostergütern, an den Freiherrn von Pernstein gekommen. Ihn scheint nicht der Wahn des Volkes von Klostergut gekümmert zu haben, ebenso wenig die uralte Fabel von dem Adler, der die Kohlen von dem Opferaltar raubte und sein Nest in Brand steckte. Wilhelm hat auch, als hätte er an den eigenen Werken nicht genug zu tragen, keinen Anstand genommen, seine beiden Söhne an die allerdings sehr reichen Erbtöchter des Johann Kostka von Postupicz zu verheirathen, und hiermit für seine Nachkommenschaft die gesammte Schuld der Kostka, dieser Erzpicarditen, in Blut und Kirchenraub übernommen. Denn noch war Stanislaus Kostka, der sarmatische Heilige, nicht geboren, der für den Frevel der

---

Kauf von Heinrich von Lippa und um einen Preis von 5000 ungarischen Gulden den übrigen Theil des Marktes Ruslau mit den Lahnen im Dorfe Nikoltschitz fügte. Im J. 1486 kaufte er um 600 Gulden das später dem Gute Wesseliczko unterthänige Dorf Groß- oder Oberaugezd, und 1487 wurde ihm von den Königen Matthias und Wladislaw seine Herrschaft Prerau zu Erbrecht verliehen, zu welcher er 1488 noch die Brücke und Mauth, und 1505 den Hof des Procop von Zamosti ankaufte. Im J. 1489 erkaufte er von Dobrsch und Benesch von Boskowitz Gebrüdern das Dorf Kleintapar, auch um 100 Gulden von Victorin Friczek von Weltzinsdorf einen daselbst belegenen Hof. Im J. 1491 wurde die Abtei Hradisch veranlaßt, ihm die von dem von Schattny eingelösten, dann wieder um 2000 Gulden an Albrecht Kostka von Postupicz verpfändeten Güter vollständig abzutreten. Im J. 1491 erkaufte Wilhelm auch um 100 Schock Groschen das jetzt zu Mitrow gehörige Pawlowitz, und von König Wladislaw um 15,500 ungarische Dukaten das Kloster Trebitsch, sammt der Stadt und den noch übrigen Klostergütern, Wolein und Studnitz mit einbegriffen. Einige andere Klostergüter, wie Radostin und Mesericzko, hatte Wilhelm schon vorher von dem Convent pfandweise erhalten, und indem ihm von dem König zugleich die Befugniß ertheilt wurde, die anderweitig verpfändeten Güter des Klosters einzulösen, finden wir ihn häufig beschäftigt, von dieser Befugniß Gebrauch zu machen, wie er denn z. B. die Elißka von Slaupna zwang, ihm das Pfandgut Kochanow abzutreten. In demselben Jahre, 1491, erkaufte Wilhelm das Gut Wesseliczko, wo die Oder entspringt; dann erlangte er von der Abtei Hradisch, daß sie ihm ihre Rechte auf die Stadt Weißkirch, sammt dem Gebiete erbeigenthümlich abtrat. Im J. 1492 erkaufte er, zu Handen der Herrschaft Pernstein, das aus vielen Ortschaften bestehende Gut Litawa, sammt dem Dorfe und öden Schlosse Wiczkow, dem Dorfe Rzikonin, dem verfallenen Bergschlosse Risow und Neudorf-Risowa. Im J. 1495 erkaufte er um 75 Schock Groschen das jetzt zu Gurein gehörige Lazanko, 1496 aber um 1000 Schock Groschen das Bergschloß Luka, mit dem darunter gelegenen Dorfe, den Marktflecken Ölsen und das Dorf Czebin, und in demselben Jahre um 2000 ungarische Gulden das Städtchen Neustadtl, mit den Dörfern Mnichow, Wlachowitz, Hrochow, Petrowitz und dem damals schon wüsten Dorfe Wrzisst, endlich auch um 1130 ungarische Gulden das nachmals an die Herrschaft Pirnitz gekommene Dorf Chlistow. Im J. 1497 erkaufte er das in unsern Tagen dem Gute Roketnitz unterthänige Buk, 1498 das Dorf Eibis sammt Antheil Krepitz, 1501 das später zu Seelowitz gezogene Dorf Woykowitz und den Antheil des St. Jacobsklosters zu Olmütz in Klopotowitz; ferner bald nach 1502, in welchem Jahre er Hradisko an die Abtei Hradisch überließ, die Stadt Kojetein, sodann 1503 Rozinka, bei Bistrzitz, Kralitz, die er in der Folge mit Tobitschau vereinigte, das Bisthumslehen Lobotitz, das seitdem und bis 1710 der Herrschaft Tobitschau verblieb, und endlich um 24,000 Schock Groschen die große Herrschaft Tobitschau, für welche er 1513 auch das Dorf Czertoreg erwarb. Im J. 1507 übernahm Wilhelm von Benesch von Boskowicz die Dörfer Sokolnicz, Telnicz und Woykowicz, und 1508 erkaufte er Markt und Schloß Seelowitz, mit dem Patronatrechte, den Markt Lautschitz mit der Pfarre, das Dorf Hunkowitz mit der Pfarre, das damals schon öde Dorf Kowalow um 15,400 Schock Groschen, und indem er diesen Gütern seine frühern Erwerbungen Ruslau, Eybis und Woykowicz hinzufügte, sowie das ihm 1514 von König Wladislaw zu Erbe verliehene Städtchen Pohrlitz, bildete er die heutige Herrschaft Seelowitz. Im J. 1511 erkaufte Wilhelm, in Gemeinschaft mit seinem Sohne Johann, von Heralt von Kunstadt um 9000 ungarische Gulden das Gut Oberbojanowitz bei Auspitz; König Wladislaw verlieh ihm 1512 die Herrschaft Göding, mit dem Rechte, in derselben Bergwerke zu bauen, und in demselben Jahre überließ ihm und seinen Söhnen der König alle landesherrlichen und Stifterrechte an das Kloster Tischnowitz, auch das Eigenthum an den sämmtlichen Klostergütern, deren Administration sammt den klösterlichen Patronatrechten ihm bereits 1486 überlassen worden war. Ebenso übertrug ihm Wladislaw 1512 das Eigenthum an den sämmtlichen noch übrigen Gütern des St. Jacobsklosters zu Olmütz, sammt dem Patronatrechte auf das Kloster selbst, dann hat er in demselben Jahre um 130 Schock Groschen sechs Unterthanen, das Burgrecht und das Patronatrecht der Pfarre zu Duban, und zu besserer Arrondirung der ihm von dem Bruder angefallenen Herrschaft Plumenau einen Hof in Bilowitz erkauft. Im J. 1517 erkaufte Wilhelm in Gemeinschaft mit seinem Sohn Johann, Ober- und Unterborzitz mit Bohuniow, und 1520, Samstag nach Christi Himmelfahrt, um 15,500 Schock Groschen die Herrschaft Kunstadt. Aber nicht auf Mähren sich beschränkend, hat er weit über dessen Grenzen hinaus nach Böhmen seine Herrschaft getragen. Dort in dem königgrätzer Kreise besaß er bereits 1490 die Herrschaft Kostelecz am Adlerflusse, und in demselben Jahre erwarb er das benachbarte Pottenstein, dessen uraltes und berühmtes Bergschloß er neuerdings befestigte, dann die Güter Daudleb und Jeleny. Im J. 1491 erscheint er zum ersten Male als Besitzer der im chrudimer Kreise belegenen, Herrschaft Pardubicz (von 12 □Meilen Flächeninhalt), und 1492 wird er als Besitzer der großen, im königgrätzer Kreise belegenen Herrschaften Neustadt, Senftenberg mit Liticz und Reichenau genannt; Neustadt, das er von den Czeruczizky von Kaczow ererbt haben mag, zählt 80, Reichenau 72, Senftenberg, wo er 1492 die Bürgerschaft begnadigte, 24 Ortschaften. Im J. 1507 erkaufte Wilhelm um 2500 Schock Groschen das Gut Holicz mit Chwogno, Rzedicz und Wostrzetin, das er sofort, gleichwie das 1511 angekaufte Gut Daschitz, mit Heczan, Prachowicz, Platenicz, Morawan und Koztieticz, der Herrschaft Pardubicz einverleibte. Endlich erscheint er 1516 auch als Besitzer der Herrschaft Brandeis am Adlerflusse. Bereits 1490 hatte König Wladislaw ihm die Herrschaft Frauenberg, in dem heutigen budweiser Kreise, gegen ein Darlehn von 24,000 ungarischen Gulden pfandweise verschrieben

pfandweise, mit allen Hoheitsrechten die Grafschaft Glatz. 1538 erkaufte er die Burg und Herrschaft Eichhorn von einem von Ludanicz und das im prerauer Kreise belegene Gut Paskau, 1540 das ihm schon vorher um 700 Schock verpfändete Dorf Radkow (heutzutage des Gutes Morawetz). Am Sonntag nach Christi Himmelfahrt 1545 verpfändete ihm sein Schwiegersohn, Herzog Wenzel Adam von Teschen, um 12,000 ungarische Gulden, die durch die Ostrawicza von Mähren geschiedene schlesische Minderherrschaft Friedeck; der Herzog sicherte auch zugleich für den Fall, daß er ohne männliche Nachkommenschaft abgehen sollte, dem von Pernstein die Nachfolge in dem gesammten Herzogthum Teschen zu. Im J. 1547 erkaufte Johann die der Stadt Königgrätz wegen ihrer Widersetzlichkeit zur Zeit des schmalkaldischen Krieges entzogenen Güter, Stößer, Libczan, Nedelischt, Prim, Popowitz und Rosnitz. Hierdurch wird die Angabe, daß seine den Widersachern des sächsischen Kriegs bezeigte Sympathie mit der Einziehung seiner Herrschaft Neustadt bestraft worden sei, wenigstens zweifelhaft. Johann's letzte Erwerbung möchte wol die von Auertschitz, Lesitz, Narnitz und Eywan oder Eybis gewesen sein; diese Güter, die er der Herrschaft Seelowitz hinzufügte, wurden ihm von der Hofkammer zu Lehen verkauft, auch hat von ihm der Markt Auertschitz 1548 einen Begabnißbrief empfangen. Überhaupt haben die Städte und Märkte seines weiten Gebietes ihm Großes zu verdanken, denn er half dem Gewerbe durch verliehene Vortheile und Freiheiten auf, sorgte für die Verbesserung des innern und äußern Wohlstandes der Gemeinden, unterstützte die Schulen und bewährte sich als Gönner und Beschützer der Wissenschaften; unter ihm kam vornehmlich in Mähren der Meistergesang in Aufnahme, zu dessen Betrieb sich mit seinem Zuthun in einigen der Städte seines Gebiets, wie zu Trebitsch und Großmeseritsch, Genossenschaften bildeten, die auch durch manche Begünstigungen von ihm unterstützt wurden. Es haben von Johann Freiheitsbriefe erhalten die Städte Weißkirch, 1517, 1536, 1538, 1540, und Leipnik 1519, 1536, 1540, 1541; er erließ 1538 für ewige Zeiten den Bürgern von Pardubicz den wegen des Dorfes Prerow schuldigen Zins, 1539 aber den Bürgern von Prelautsch die Robot und eine Zinsung. Diesen gestattete er zugleich den Ankauf gewisser Grundstücke im Dorfe Lhota, und er gab ihnen das Recht, über ihr Vermögen frei zu schalten und zu walten, mit dem Zusatze, daß wenn ein Eigenthümer ab intestato und ohne Anverwandte sterben würde, alsdann sein Nachlaß zur Hälfte an die Gemeinde, und zur Hälfte an das Hospital fallen solle. Im J. 1536 bestätigte er der Stadt Landskron den Besitz ihres Waldes und erlaubte zugleich, daß die Gemeinde darin jährlich zweimal, bei der Rathserneuerung und am Fastnachtdinstag, auf Hasen und Rehe jage; die Herrschaft Landskron hatte ihm sein Bruder Adalbert noch bei Lebzeiten abgetreten. Johann nennt sich darum in einer Urkunde von 1527: „Pán a Drzitel panstwj Lansskronského," Herr und Besitzer der Herrschaft Landskron. Im J. 1543 sprach Johann für alle Zukunft die Bürger von Sezemicz, pardubiczer Herrschaft, von der Entrichtung des Rathhauszinses frei, eine Gunst, die er bereits 1539 den Bürgern von Daschitz erwiesen hatte. Nach dem großen Brande vom 18. März 1538, welcher die Stadt Pardubitz bis auf fünf Häuser verzehrte, ließ er, wie die noch unter dem Chor der St. Bartholomäuskirche vorhandene böhmische Inschrift besagt, nicht nur die Kirche, sondern auch die Stadt auf seine Kosten wieder aufbauen. Er vergrößerte auch die Burg Kunietitz, wogegen er 1539 das auf seiner Herrschaft Wallachisch-Meseritsch belegene und von einer Räuberbande eingenommene Felsenschloß Hradisko, ob Rozna, nach Überwältigung der Bande, zerstörte. Im J. 1540 begann er auf den Ruinen der alten Klosterkirche zu Daubrawnik die heutige Pfarrkirche aufzuführen; bei dieser Gelegenheit fand man Grabsteine alter Herren von Pernstein aus den Jahren 1422, 1440 und 1475. Johann hat sich aber nicht nur um seine böhmischen und mährischen Herrschaften verdient gemacht, auch von seiner Verwaltung der Grafschaft Glatz wird viel Rühmliches erzählt, wenn er gleich die Landgüter schätzen ließ, auch eine außerordentliche Steuer von 1 p. c. einfoderte. In seiner Eigenschaft als Graf von Glatz hat er Dukaten, Thaler, Gulden und Groschen münzen lassen[5]). Als Johann's Landeshauptmann zu Glatz wird 1542 Hans von Prag genannt. Von Johann's öffentlichem Leben ist nicht viel zu berichten, ein so großer und mächtiger Baron konnte mit dem ohnmächtigen Staate nur selten in Berührung kommen, mußte vielmehr seine eigne Bahn verfolgen, über die uns nur ein Schriftsteller belehren könnte, wie ihn die Rosenberge an Brzezan gefunden haben; auch eine solche pernstein'sche Hausgeschichte, sollte sie auch irgendwo begraben liegen, haben wir wenigstens nicht benutzen können. Einmal, zur Zeit des schmalkaldischen Krieges, erhob sich Johann mit Lebhaftigkeit zur Vertheidigung der bedrohten Freiheiten des Vaterlandes. In einer weitläufigen Rede suchte er die Gründe des obersten Burggrafen, der die versammelten Stände zu schleuniger Unterwerfung ermahnt hatte, zu widerlegen, und die Nothwendigkeit, bei dem ständischen Bündnisse

---

kaufte er 1534 um 14,000 Schock, doch hat er selbst noch 1548 Wsetin veräußert, den Bürgern von Meseritsch und Krasno hingegen 1546 ein Privilegium über die Schenkgerechtigkeit verliehen. Frischau, die kleine Herrschaft, mit dem öden Dorfe Libitz und einigen Weingärten bei Znaym, erkaufte er 1536 um 2526 Schock von der Abtei Wellebrad, doch hatte er den Zehnten zu Frischau, sammt dem Patronatrechte, 1539 an die Abtei Bruck überlassen.

5) Auf den Dukaten heißt es: Av.: Johan. baro. a Bernstein in Helff. Von den zwei zwischen Laubwerk zusammengesetzten Wappenschilden ist das eine der pernstein'sche Büffelkopf, das andere zeigt drei Schrägbalken, wegen Glatz. Rev. Mone. Aure. Comitatus Glacen. 1546. Der böhmische gekrönte Löwe. Auf einem Thaler, dergleichen es auch von 1540 und 1542 gibt, heißt es: Johan. baro. a. Bernstein. in Helff. Das pernstein'sche und glatz'sche Wappen, nebeneinandergestellt und mit Blumenwerk geziert. Rev. Mone. no. comitatus Glacensis. 1541. Der gekrönte böhmische Löwe. Das Guldenstück hat im Av. das pernstein'sche und glatz'sche Wappen, wie oben, dann die Umschrift: Johan. baro. a. Bernstein. in Helff. Rev. Der gekrönte böhmische Löwe. Mone. no. Comitatus Glacens. 1541.

Schriftsteller, auch die ihnen zugehörige Buchdruckerei, aufgenommen und fortwährend zu beschützen suchte, hatte in hohem Grade des Kaisers Unwillen herausgefodert, gleichwol erwirkte ihr Wratislaw wider alles Erwarten die Bestätigung sämmtlicher Privilegien (1564), deren 27 an der Zahl. Die Angabe aber, daß er zu Glatz Münzen aller Art habe prägen lassen, beruht lediglich auf einer Verwechselung mit seinem Vater. Er starb sehr verschuldet den 20. Oct. 1587 als Ritter des goldenen Vließes, k. k. Geheimrath, Oberstkämmerer, wie auch oberster Kanzler des Königreichs Böhmen „non senza gran sentimento del Papa" und wurde in der pernstein'schen, jetzt kinsky'schen Kapelle des Doms zu Prag beigesetzt[9]. Er war vermählt mit Maria Manrique, der Tochter von Garcias Manrique[10]), dem Gouverneur von Piacenza, vertrat mit ihr bei dem am 13. Nov. 1559 geborenen Erzherzog Albert, dem nachmaligen Beherrscher der Niederlande, Pathenstelle. Er wurde durch sie Vater von acht Kindern, als Johanna, Elisabeth, Hedwig, Agnes, Johann X., Polyxena, Bibiana und Maximilian.

Johanna heirathete nicht, wie Balbin annahm, den Grafen von Fürstenberg, sondern den sechsten Herzog von Villahermosa, Don Ferdinand de Aragon und Guerrea; sie wurde Mutter von einer einzigen Tochter, welche die großen Güter ihres Hauses, insonderheit Villahermosa in dem Königreiche Valencia, und die weitläufige Grafschaft Ribagorza, die Wiege des Königreichs Aragon, ihrem Gemahle, dem Enkel des heil. Franziskus, dem Don Carlos de Borgia, Grafen von Ficallo, zutrug. Johanna von Pernstein ist demnach die Ahnfrau des neuern Hauses Villahermosa geworden. Ihre Schwester Elisabeth wurde die Gemahlin des Grafen Albrecht I. von Fürstenberg-Kinzigerthal; Kaiser Rudolf gab den Brautleuten zu Ehren auf dem altstädter Ringe zu Prag ein Turnier, das drei Tage währte (vom 31. Aug. 1578 ab), und mit verschiedenen andern Schauspielen abwechselte. Hunderttausend Schock Groschen kostete dem Kaiser diese Feier. Elisabeth hat den väterlichen Namen Wratislaw in das Haus Fürstenberg getragen.

Polyxena von Pernstein wurde 1587 an Wilhelm von Rosenberg verheirathet. Unter den Hochzeitgästen befand sich Kaiser Rudolf selbst mit einem großen Gefolge von Reichsfürsten und Magnaten aus allen seinen Gebieten; die Vermählung wurde auch von verschiedenen vaterländischen Dichtern besungen[11]). Polyxena blieb aber, gleich Wilhelm's von Rosenberg drei andern Frauen, kinderlos; sie ging, als Witwe den 31. Aug. 1592, eine zweite Ehe ein mit Zdenko Adalbert von Lobkowitz, dem böhmischen Oberstkanzler. In dem rosenberg'schen Hause war Polyxena durch das Gewicht der Verhältnisse erdrückt; in dem lobkowitz'schen Hause erscheint sie in dem Glanze einer souverainen Gebieterin, zu welcher Stellung zu gelangen, der von ihrem ersten Manne ererbte Reichthum ihr besondern Vorschub geleistet haben mag. Aus dem Testament ihres Schwagers, des Peter Wok von Rosenberg, wissen wir z. B., daß ihr dieser u. a. vermuthlich in Folge der Ehepacten, die große und einträgliche Herrschaft, das heutige Herzogthum Raudnicz, dann das nachmals der lobkowitz'schen Herrschaft Chlumecz einverleibte Gut Sedlczany zu Eigenthum abtreten mußte. Wir ersehen ferner, wie sie über ihre Erbrechte mit ihrem Bruder die genaueste Rechnung hielt, und dieser genöthigt wurde, ihr die ganze Herrschaft Leutomischl abzutreten, sicherlich ein unverhältnißmäßiges Erbtheil, in Betracht des so sehr verkürzten Stammgutes. Polyxena fand auch Mittel, diesen, nach den Regeln der strengsten Ökonomie geordneten Reichthum zu erhöhen, indem sie eine Menge der confiscirten und feil gebotenen Güter böhmischer Rebellen meist um sehr billige Preise erstand[12]). In dem tragischen Ereignisse, das für 30 schreckliche Jahre Prolog und Losung werden sollte, hat Polyxena ihren Namen in unauslöschlichen Zügen eingeschrieben, zugleich ihre Unterthanentreue zu bewähren und das Prädicat einer Maitresse-Femme zu rechtfertigen gewußt. Die ganze Stadt Prag war Zeuge von dem am 23. Mai 1618 an den getreuen Dienern des Kaisers, an Martinitz und Slawata, verübten Frevel. Viele Tausende

9) Seine Ruhestätte ist durch einen großartigen Sarkophag von rothem Marmor bezeichnet, auf dem sein Marmorbild in Lebensgröße, auf einem Löwen ruhend, angebracht ist. 10) Garcias war der fünfte Sohn von Honorat Mendoza, folglich der Bruder des ersten Marques von Cañete. Den Namen Manrique, den er auf die meisten seiner Kinder vererbte, hatte er von seiner Großmutter, Agnes Manrique, der Tochter des achten Herrn von Amusco, entlehnt. Indem er, ohne ein Manrique zu sein, ihren Namen führte, hat er zu vielen Irrthümern über die Herkunft der Frau von Pernstein Anlaß gegeben. Gualdo Privrato z. B. verwechselt sie mit einer andern Maria Manrique, Tochter des zweiten Herzogs von Najera, welche der Kaiserin Maria, Gemahlin Maximilian's II., Camarera mayor gewesen ist, widerlegt sich aber sogleich selbst, indem er die von Pernstein Maria Manrique de Lara e Mendoza nennt. Nach Hormayr wäre unserer Maria Vater „der berühmte kaiserliche Feldherr und spanische Grande Don Juan Manriquez de Lara" gewesen. Wo mag unser sehr geehrter und verdienter Mitarbeiter das gefunden haben? Auch Wolny (5. Bd. S. 755) ist über diesen Gegenstand in wunderliche Verwickelung und Verwirrung gerathen, wie er denn Johann X. und Maximilian von Pernstein nicht für Wratislaw's, sondern für seines Bruders Adalbert Söhne hält. Von den Brüdern der Frau von Pernstein ward der älteste, Peter Gonsalez Manrique, Graf von Bignasco, während der dritte, Johann Manrique, als Gobernador die Markgrafschaft Finale regierte, nachmals aber ließ er sich, vielleicht in Folge seiner Ehe mit Dorothea von Fels, in Österreich nieder und übernahm die mährische Herrschaft Tobitschau von seinem Schwager.

11) Ein solches Carmen führt den folgenden Titel: Epithalaminm in nuptias Guil. de Rosenberg cum Polyxena, Wratislai a Pernstein, regni Bohemiae Cancellarii etc. filia, a Jacobo Chimarchaeo, 1587. 12) So kaufte sie im eigenen, nicht in ihres Mannes Namen, Unter-Berschkowitz, die Herrschaft, rakonitzer Kreises, um 76,000 Schock, die Herrschaft Obrzistwy, kaurzimer Kreises, um 106,000 Gulden, Borotin, taborer Kreises, um 17,000 Gulden, Brozan, zur Hälfte und Priesen, leutmeritzer Kreises, um 19,500 Schock, Czachorzitz, um 6000 Gulden, Czelakowa Lhota, taboror Kreises, um 450 Gulden, Domausnitz, bunzlauer Kreises, um 46,862 Schock, Arnau, die Herrschaft, im bidschower Kreise, antheilweise um 6000 Gulden, Luczowan um 71,494 Schock, Mezdrzicz, taborer Kreises, um 7000 Gulden, Nedrahowitz um 1600 Gulden, Skaupy um 11,000 Gulden, Swatkowitz, taborer Kreises, um 5000 Gulden, Weszcze, ebendaselbst, um 4000 Gulden, Wlasenicz, ebendaselbst, um 4514 Schock, Kameik, berauner Kreises, um 28,000 Gulden, Wobolin-Woda und Drinow, kaurzimer Kreises, um 9000 Gulden.

Katholiken sahen und verabscheuten die That, aber nicht ein Arm bewaffnete sich gegen die Mörder, nicht eine Hand versuchte die Schlachtopfer des wildesten Fanatismus dem unverdienten Tode zu entziehen, bis Polyxena (ihr Herr war nach Wien gefahren) aus einem Fenster ihres Hauses eine Leiter in den Schloßgraben legen ließ. Mittels derselben stieg zuerst der Kanonikus ecclesiae Pragensis, Ctiborius Kottwa von Freyenfeld, in die Tiefe, um seinem Beichtkinde, dem von Martinitz, in der äußersten Noth beizuspringen, dann, als sich noch einige getreue Diener der Frau von Lobkowitz, „obwohlen nicht ohne zimlicher Forcht, wegen des stetten Schüssens," bei ihm eingefunden hatten, unternahm er es, zuerst den von Martinitz, dann den bedeutend verletzten Slawata, in das Haus der Frau von Lobkowitz zu schaffen. Das gelang nach großer Anstrengung, aber kaum war den so wunderbarlich Erhaltenen die erste Erleichterung verschafft, so „ist eine Truppe von Standes Personen sub utraque samt ihren Dienern zu Roß, vor das Haus der Frauen Obrist-Kanzlerin gekommen, aus denen der Herr Graf von Thurn, und andere vornehmbste Stifter dieses Werks gerade hinauf in das Zimmer der Frauen gegangen, derselben wegen deren beyden Herren zugeredet, wo solche wären, starck nachgefragt und begehrt, wenn sie in ihrem Hause seynt, daß sie dieselbe herausgeben solle, welche fromme Frau mit ihrer beherzten und vernünftigen Antwort alle von sich ganz glimpflich abgewiesen hat." Namentlich erinnerte sie den Grafen von Thurn, wie es eben eilf Jahre her sei, daß sie, in demselben Hause, ihn vor des Erzherzogs Leopold Zorn verborgen gehalten und die Hoffnungen der ihn zu greifen ausgesendeten Häscher getäuscht habe. Alle ihre Erwerbungen hat Polyxena ihrem einzigen Sohne, dem Fürsten Wenzel Eusebius von Lobkowitz, hinterlassen, nur daß sie, vielleicht eine früher begangene Härte bereuend, durch letztwillige Verordnung von 1627 Leutomischl ihrem Brudersſohn, Wratislaw III. von Pernstein, verschrieb.

Ihre Schwester Bibiana heirathete den Prinzen Franziskus von Gonzaga, Marchese von Castiglione, den Bruder des heil. Aloysius, aus dieser Ehe stammten zwei Prinzen.

Maximilian von Pernstein erwählte sich den geistlichen Stand, und erscheint als Domherr zu Olmütz, während der ältere Bruder, Johann X., einsam und allein den Kampf gegen die finstern Geschicke des Hauses bestand. Wiederum mußte das traurige Hilfsmittel der Veräußerungen angewandt werden. Noch im J. 1587 wurde Neustadtl verkauft, dem folgte etwa 1588 das Gut Ingrowitz; 1595 sah sich Johann gemüssigt, der Stadt Prerau die Freiheit sammt der nach ihr benannten Herrschaft, um 52,000 Thlr. mähr., 1596 endlich die ganze verschuldete Herrschaft Pernstein selbst, um 44,000 Thlr. zu verkaufen. Es blieb ihm Plumenau, auch gelangte er wiederum zum Besitze von Tobitschau, indem er, unter päpstlicher Dispens, um 1591, sich mit der einzigen Tochter seines mütterlichen Oheims, Anna Manrique de Lara, verheirathete. Allein selbst diese Erwerbung scheint ihn belästigt zu haben, er verpfändete sie an einen Zierotin, wozu er vielleicht ebenso sehr durch die ererbten Schulden, als durch die Ausgaben für seine beständigen Kriegszüge gezwungen wurde. Denn Johann lebte allein für den Krieg, den er praktisch, unter Farnese, in den Niederlanden erlernte. Bereits 1591 hatte er sich so berühmt gemacht, daß er im September dieses Jahres zugleich mit Salentin von Isenburg und dem Grafen Simon von der Lippe von dem Kaiser ausersehen wurde, um ein Abkommen der empörten Niederländer mit ihrem König zu vermitteln. Die Gesandten verkehrten mit dem Herzog von Parma in Brüssel, mit den Demagogen im Haag. Pernstein, ergrimmt über die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen, that, wie jener römische Gesandte zu Clusium den Galliern gethan hat. Das Sagum anlegend, nahm er nochmals Dienste bei dem spanischen Heere; wir treffen ihn besonders im Zug des Mansfelders nach der Oise, Februar 1593, fortwährend in den vordersten Reihen. Ihm wurde, namentlich auf den Antrag des ligistischen Gubernators von Laon, der Auftrag, das angeblich die Sicherheit von Soissons und Laon gefährdende Schloß Neuville zu nehmen. Mit seinem und des Obersten Kurz teutschen Regiment, mit zwei päpstlichen Schwadronen und zwei Kanonen begab er sich auf den Weg; der Besitzer der Feste, der bisher eine gewisse Neutralität beobachtet hatte, schien im Anfang über die Annäherung des fremden Volkes wenig bekümmert. Noch weniger wollte er aber von der ihm zugemutheten Übergabe wissen. Pernstein, dem man versichert hatte, er dürfe, um Einlaß zu finden, sich nur vor Neuville zeigen, sah sich genöthigt Gewalt zu brauchen, obgleich ihm nicht eine Kanonenkugel zu Gebote stand. In einem verwegenen Angriffe büßte er mehre Leute ein; ein Volontair, Pegello Pagelli aus Vicenza, wurde schwer verwundet. Pernstein wartete das Eintreffen seiner Munitionskarren ab, und ließ alsdann regelmäßig Bresche schießen. Vier Compagnien rückten zum Sturme, die Belagerten warfen sich, nach hartnäckiger Vertheidigung in den Hauptthurm, ergaben sich aber in der folgenden Nacht auf Gnade. Mit gleicher Auszeichnung diente Pernstein in den beiden nächsten Feldzügen, sodaß der provisorische Generalgubernator der Niederlande, der mannhafte Graf von Fuentes, als er sein Volk zum Hauptsturme gegen die vor Cambray gelegte Bresche führte, sich ihn zum Begleiter, zum Nebenmanne erkiesete (Oct. 1595). Wir können daher nicht glauben, daß der mährische Freiherr in demselben Jahre eine ungarische Festung, Kochern, den Türken hätte entreißen, oder dem Fürsten Karl von Mansfeld beim Siege von Gran (4. Aug. 1595 helfen können. Wol aber diente er in dem Feldzuge von 1596. Pernstein war im Heere des Erzherzogs Maximilian als Feldzeugmeister; es war demnach seines Amtes, für die Schlacht von Keresztes[13]), 26. Oct. 1596, die Geschütze aufzustellen. In diesem Geschäfte entwickelte er

13) Keresztes liegt in der Nähe von Erlau, lat. Agria. v. Hormayr macht aus Agria Agram, will auch, daß erst nach der Schlacht Agram in die Hände der Türken gefallen sei.

die größte Einsicht [14]). Gewonnen war auch die Schlacht, als die Ungeduld der Sieger, das von den Türken verlassene Lager zu plündern, sie aller Ehren und Früchte des Tages beraubte. In wilder Flucht zerstäubte das Heer, eine Menge der vornehmsten Anführer wurde erschlagen [15]). So erzählt Isthuanffi; nach andern Berichten hat sich Pernstein nach verlorner Schlacht mit dem Markgrafen von Burgau und mit Palffy in das Lager geworfen, und noch in der Nacht einen Kriegsrath über die Frage, ob irgend ein Mittel vorhanden sei, um den Rest des Heeres und das Geschütz zu retten, gehalten. Es sei aber unmöglich befunden worden, die schweren Stücke zu bewegen, darum habe man sie, sammt den Zelten, ihrem Schicksale überlassen müssen. Darauf sei der Befehl gegeben worden, die Bagage zu verbrennen, und es habe das noch übrige Heer in der stillen Nacht den fernern Rückzug angetreten. In dem Feldzuge von 1597 bekleidete Pernstein abermals das Feldzeugmeisteramt. Er hatte aus den Niederlanden das Geheimniß der Petarde mitgebracht; mittels einer solchen sprengte er das Thor der von den Türken stark besetzten Feste Dotis. Es gelang ihm, nach mäßiger Gegenwehr, zuerst das Städtchen zu überwältigen, dann auch den Hauptthurm, bei dessen Ersteigung er der erste auf der Leiter gewesen (19. Mai). Der Pascha und dessen sämmtliche Angehörige wurden seine Gefangene. In dankbarem Gedächtnisse an diese Begebenheit hieß lange Zeit die Petarde bei den kaiserlichen Heeren die Pernstein'sche Maschine. Nach der Einnahme von Papa wurde im christlichen Lager viel über die ferneren Operationen verhandelt. Pernstein und Aldobrandini stimmten für die Belagerung von Raab, als der für die Sicherheit der Erbstaaten und insbesondere von Wien unentbehrlichen Festung. Die Meinung des im Belagerungskriege besonders erfahrenen Feldherrn gab in dem Kriegsrathe den Ausschlag. Die Belagerung von Raab, welcher Pernstein durch die Wegnahme von St. Martinsberg präludirte, wurde sofort vorgenommen und ungeachtet mancher Hindernisse bedeutend gefördert. Am 29. Sept. 1597 wollte Pernstein, wie es sein täglicher Brauch war, die Arbeiten und Geschütze in Augenschein nehmen, zögerte aber über die Gebühr, sein Pferd zu besteigen; die Aufmerksamkeit und die Geschosse der Feinde wandten sich dem Punkte zu, eine 30 pfündige eiserne Kugel riß dem Feldzeugmeister Kopf und Schulter weg [16]). Dieses Ereigniß verbreitete im Lager solche Bestürzung, daß sofort das Unternehmen aufgegeben und der Rückzug angetreten werden mußte. Die Leiche wurde, nach Balbin, der trauernden Witwe überliefert, und zu Leutomischl in der Ahnen Gruft beigesetzt, v. Hormayr hingegen versichert, sie sei mit großer Feierlichkeit zu Brünn, in der Kirche des Jesuitencollegiums, bestattet worden, und man sehe daselbst noch die Ruhestätte des großen Feldherrn. Von den Schicksalen der *Witwe wird nichts berichtet*, nur weiß man, daß sie sich genöthigt *sah, die* wichtige, aber schwer verschuldete, Herrschaft Plumenau an das lichtensteinische Haus, sowie ihr persönlich, zwar bereits von dem Erbherrn in Pfand gegebenes Eigenthum, die Herrschaft Tobitschau, an den Grafen Stephan Illeshazy zu verkaufen. Mit den letzten Trümmern vormaligen Reichthums scheint sie die Herrschaft Solnitz, königgrätzer Kreises, erkauft zu haben. Die von dem Gemahl gesammelte schöne Bibliothek schenkte sie 1600 dem Clementinischen Collegium zu Prag. Daß sie eine treue und glückliche Mutter gewesen, läßt sich nach der ihren beiden Kindern gegebenen Erziehung kaum bezweifeln. Ihr Sohn, Johann Wratislaw *III.* Eusebius, kann zur Zeit von des Vaters *Ableben höchstens* fünf Jahre alt gewesen sein. In der großen *Rebellion* zeigte er sich unverbrüchlich dem Kaiserhause ergeben; er befand sich in Ferdinand's II. Gefolge, als derselbe, um die Kaiserkrone zu empfangen, am 28. Juli 1619 in Frankfurt einzog. Von demselben Kaiser wurde ihm die Pfandschaft Leutomischl in Erbe verwandelt. Am 24. Juli 1629 schloß er mit der Stadtgemeinde von Leutomischl den noch bestehenden Vertrag, worin die Stadt auf die Braugerechtigkeit verzichtete, dagegen das Recht Branntwein zu brennen und denselben im ganzen Umfange der Herrschaft abzusetzen, den freien *Weinschank* und einige andere Begünstigungen empfing. In *demselben* Jahre 1629 treffen wir den Freiherrn als *Obersten eines* k. k. Cuirassierregiments, vor Magdeburg; *vier Cornetten* seines Regiments, von dem Oberstwacht*meister*, Grafen von Portia, geführt, bestanden am 8. September ein sehr unglückliches Gefecht mit der magdeburgischen Reiterei. Wiederum nach den magdeburger Grenzen führten den Pernsteiner die Ereignisse des Feldzugs von 1631. Tilly, dessen Heere sein Regiment zugetheilt war, *eilte aus* Thüringen herbei, dem Pappenheimer *gegen die einbrechende* Macht der Schweden hilfreiche *Hand* zu bieten, und traf den 17. Juli in Wolmirstädt an der Ohre ein. Sein ermüdetes Fußvolk vertheilte er in die Stadt und die nächsten Dorfschaften, die Reiterei bezog, dem Gebrauche nach, die entferntern, am meisten ausgesetzten, Quartiere. Indem der König von Schweden auf eine solche Anordnung rechnete, zog er sofort seine Reiterei und Dragoner in Arneburg, unterhalb Tangermünde, zusammen, nahm dann seinen Weg südwestwärts und schickte von Bellingen aus den Major von dem ortenburgischen Regiment auf Recognoscirung [17]).

14) Adeo ut nulli ictus absque certa et cruenta confertissimorum strage emitti viderentur. 15) Joannes Perstinscius, relictis omnibus tormentis et apparatu bellico, cui praefuerat, se in tutum recepit. 16) Magno cum exercitus Christiani dolore, sed aeterna apud omnes, praesertim Ungaros, a quibus summe amabatur, relicta memoria.

17) Als nun derselbe mit fünf Gefangenen den 17. Juli des Abends wiederkommen, und Nachricht gebracht, daß nur zwei Meilen von da, nämlich zu Borgstall und Angern, des Montecuculi und Holckens Regimenter sich einquartirt gehabt, ist der König auffgebrochen, und mit einfallendem Abend ein halbe Meil für Borgstall ankommen, daselbsten er sein bei sich habendes Volk in drey Hauffen vertheilet, den einen auf Borgstall, den andern auf Angern commandiret, mit dem übrigen aber zwischen benannte zwey Dörfer eingangen, da er über Verhoffen, für den Dorff Wendorff das Pernsteinische Regiment, welches den zu Borgstall geschehenen Einfall schon vernommen, in Schlachtordnung angetroffen, und ist solcher Ein- und Überfall solchergestalt abgelauffen. Zu Borgstall, als

Der letzte Freiherr von Pernstein starb unverehelicht, seine Erbschaft gelangte daher, namentlich die ihm von der Fürstin von Lobkowitz zurückgegebene Herrschaft Leutomischl, an seine Schwester Frebonia oder Febronia Helena Eusebia. Febronia hat ihr Leben einzig in Gebet und frommen Werken zugebracht. Namentlich hat sie in Leutomischl die prachtvolle Kirche, unter dem Titel der Mutter der Gnaden, gegründet, auch bei derselben am 8. Sept. 1640 das Collegium der Piaristen mit dem später sehr blühend gewordenen Gymnasium gestiftet. Es war das die erste, in Böhmen dem Orden der frommen Schulen gewidmete Stiftung, daher ist das Bildniß der Stifterin bis auf den heutigen Tag im Speisesaal des Collegiums aufgestellt. Später bestimmte Febronia, daß jährlich 58½ Strich Korn zu 4368 Laib Brod verbacken, und diese Brode wöchentlich unter die studirenden armen Knaben vertheilt werden, wogegen die Knaben, nach der jedesmaligen Austheilung, dreimal das Gebet des Herrn und den englischen Gruß beten sollten. Febronia starb den 5. Februar 1646 und wurde in der Kirche der unbeschuhten Karmeliten auf der Kleinseite zu Prag beigesetzt. Diese Karmeliten, von der Reform der heiligen Theresia, waren damals und hundert Jahre länger, die Lieblinge der vornehmen Welt. Darum hat auch Febronia ihre Herrschaft Solnicz dem Kloster hinterlassen. Die Herrschaft Leutomischl betreffend, setzte sie in ihrem Testament vom 28. Nov. 1645 ihren Vetter, den Fürsten Wenzel von Lobkowitz, zum lebenslänglichen Nutznießer ein, nach dessen Tode sollte ihm als Erbe der Herrschaft der Graf Maximilian von Trautmannsdorf folgen. Jedoch durch Vertrag vom 4. Aug. 1649 übernahm Trautmannsdorf noch bei Lebzeiten des Fürsten die ganze Herrschaft, den Lobkowitzen ist von der Pernstein'schen Erbschaft nichts geblieben, als der noch heute in ihrem zusammengesetzten Wappenschilde vorkommende schwarze Büffelskopf im goldenen Felde.

Die Herrschaft Pernstein, die 1596 an Paul Katharin von Kathar auf Ingrowitz verkauft worden, überließen dessen Erben, doch ohne Mitrow und Rozinka, 1602 um 31,000 Thlr. an Johann Rageczky von Mirow, dem von 1613—1617, Adam Lew Liczek von Riesenburg folgte. Dessen Witwe und Erbin, Esther von Seidlitz-Schönfeld, trug 1625 die Herrschaft ihrem zweiten Gemahl, dem Grafen Christoph Paul von Liechtenstein-Castelcorn, zu. Die Liechtensteiner belegten Pernstein mit einem Fideicommiß, und setzten mittels dessen ihren Besitz bis zum Jahre 1712 fort. Nachdem ihnen aber 1694 die ungleich wichtigere Herrschaft Teltsch erblich zugefallen, wurde auf solche das Fideicommiß übertragen, und Pernstein 1712 von dem Grafen Franz Anton von Liechtenstein um 110,000 Fl. an Franz von Stockhammern verkauft. Dieser überließ die Herrschaft 1721 um 216,000 Fl. an Franz Paul von Stockhammern, von dessen in den Grafenstand erhobenen Nachkommen sie 1798 um 300,000 Fl. an den Freiherrn von Schröffl, dann, mit der Hand einer Erbtochter, an den Grafen Wilhelm Mittrowsky von Nemischl gedieh. In den ersten Zeiten der liechtensteinschen Herrschaft diente die Burg bald als Zufluchtsort den Bedrängten, bald gab sie einen Schauplatz kriegerischer Ereignisse ab. In der Rebellion von 1619 flüchtete dahin mit ihrem Convent die Äbtissin von Tischnowitz Kunegundis Scheigebein von Komorzan, und starb daselbst den 14. Febr. 1624. Am 4. Mai 1645, an demselben Tage, da Torstensohn die Belagerung von Brünn eröffnete, legte sich eine starke Abtheilung des feindlichen Heeres vor Pernstein und versuchte zuerst durch Drohungen, dann durch eine regelmäßige Belagerung, die Eröffnung der Burg zu erzwingen. Der benachbarte Adel, eine Menge Geistliche und Bürger hatten sich dahin geflüchtet. Am dritten Tage wurden die Belagerer durch einige Tausend Mann, denen auch Geschütz beigegeben war, verstärkt; sie errichteten auf den benachbarten Bergen Batterien, beschossen auch das Schloß und die hölzernen Außenwerke ununterbrochen mit Achtzehn-, Zwölf- und Sechspfündern. Eine muthvolle Vertheidigung und mehre glückliche Ausfälle zwangen indessen die Schweden, am 21. Mai die Belagerung aufzuheben und sich nach der Gegend von Brünn zurückzuziehen. Kaum waren die Schweden abgezogen, als die Besatzung des Pernstein's mitten durch das feindliche Lager einen bedeutenden Succurs in das geängstigte Brünn brachte. Überdies that sie durch Streifparteien dem feindlichen Heere bedeutenden Abbruch, sodaß nicht weniger als 1300 gefangene Schweden in die Burg eingebracht und in zwei lange, enge und dunkele Gewölbe, die noch vorhanden sind, zusammengesperrt wurden. Auch die vielen, im Holzwerk und in dem Gemäuer steckenden Kugeln erinnern noch heute an diese drangvollen, aber glorreichen Tage der Burg, die bis zu Ende des österreichischen Erbfolgekrieges immer als eine Landesfestung betrachtet, im Vertheidigungsstande erhalten von Zeit zu Zeit von einem Ingenieurofficier revidirt [illegible]

dem nächsten Quartier, ist deß von Montecuculi *) Regiment unversehens zuerst überfallen, was nicht mit der Flucht davon kommen, niedergehauen, gantz aber getrennet und ruiniret, und alle Bagage geplündert worden. Als indessen der König auf das Bernsteinische Quartier gerathen, dasselbe aber (sechs Compagnien stark) in voller Schlachtordnung für dem Dorff angetroffen, hat sich dasselbe in zwo Truppen getheilet. Derwegen der König ein Trupp von Schwedischen Reutern auf sie commandiret. Wie die Bernsteinische solches gesehen, haben sie von weitem ihre Pistolen gelöset, und damit ein Caracol gemacht. Weil aber die Schwedischen in sie gesetzet, und noch zwo andere Schwedische Truppen dieselbe secundiret: als sind die Bernsteinischen in vollem Spornstreich davon, hinter dem Dorff weg nach dem Paß gangen, was nun sobald nicht entkommen können, ist von den Pferden gefallen, und hat selbige neben der Pagage im Stich gelassen, welche zwar guten Theils geplündert, aber Ihre Maj. haben, Unordnung zu verhüten, das Dorff müssen anzünden lassen, und ist neben andern bei diesem Treffen ein junger Herr von Colobrat und der Obriste Bernstein geblieben. Die Schwedischen sind den Flüchtigen zwar in den Eisen gewesen, aber wegen Finstere der Nacht sie nicht ferner verfolgen können.

*) Nicht der große Raymund Montecuculi, der damals erst eine Compagnie Cuirassiere erhielt, sondern dessen Vetter, Ernst Montecuculi, dem Pernstein aber keineswegs im Commando untergeordnet.

führt. Die Kinder der Pero und des Bias werden sehr verschieden angegeben. Theokrit nennt die Tochter Alphesiböa; Söhne sind Talaus, Areïus und Laodokos nach Argon. Orph. 146, welche in dieser Stelle Abantiaden genannt werden, ein Name, der auch, durch die Annahme, daß er als nomen gentile stehe, nicht erklärt scheint; Pherekydes Perialkes, Areïus und Alphesiböa; Apollodor blos den Talaus und als Tochter des Bias, doch wol von der Pero, Anaribia (Vergl. *Sturz Pherecyd.* p. 123. *Heyne Apoll.* p. 67). Tzetzes (Chil. IV, 137) nennt Prote, des Neleus Tochter, als Mutter des Phaethon und der Heliaden. Außer der genealogischen Bedeutung, die dieser Fabel zukommt, liegt auch die geschichtliche Andeutung eines früheren Zusammenhanges des Thessalischen Landes um den Othrys mit dem minyeïschen Orchomenos und Triphylien in ihr ausgesprochen (Vergl. Müller, Orchomenos S. 371. *Buttmann* Mythol. II. p. 213 sq.). Dagegen ist es unzulässig, der durch den Raub der Heerden des Iphiklos bewerkstelligten Heirath des Bias und der Pero eine symbolische Bedeutung auf Sonne, Mond und Sterne unterzulegen (Uschold, Vorhalle zur gr. Mythologie I. p. 474.), zumal da die Heerden als das Erbtheil der Pero erscheinen und daher auch „Rinder der Pero" genannt werden (*Phavorin* v. *Melampus*), auf die ja auch Bias, als Enkel der Tyro, gegründete Ansprüche machen konnte. Übrigens vermuthet Welcker, nach Böckh's Vorgange, aus Schol. *Soph.* O. C. 793 und *Pollux* X, 39, daß Sophokles diesen Mythus zum Gegenstand einer Tragödie „Iphikles" gemacht habe (vergl. Welcker die griech. Tragödie I. S. 430.). Und zu tragischer Behandlung mochte dieser Stoff um so mehr geeignet sein, als, wie man aus einiger Andeutung im Homer erkennt, der Verlauf der Begebenheit in seinen hauptsächlichsten Scenen und Situationen durch das Walten der Moira und der Erinnys bedingt war.

2) Eine bloße Namenverwechselung scheint es zu sein, wenn gesagt wird, daß Elegeïs die Tochter des Neleus, welche die Ionische Colonie nach Karien führte (vergl. *Tzetzes* ad *Lycophr.* 1385), eigentlich Pero oder Peiro geheißen habe. Etym. M. v. Ἐλεγεΐς.

3) Eine Pero wird von Apollodor (III, 12, 6, 5) als Mutter des Asopus genannt. (Vergl. jedoch *Paus.* II, 12, 5). (*Krahner.*)

PERO. 1) Eine Ortschaft im Herzogthume Savoyen, nördlich von La Roche (La Rocca) gelegen, von hohen Gebirgen umgeben, die durch ihre höchst romantische Gestaltung die Landschaft ringsum sehr anziehend machen. Er gehört zum sogenannten Genevois, das mit Faucigny, Chablais und dem oberen Theile von Chambery, worin Rumilly liegt, vom wiener Congresse für ewige Zeiten für neutral erklärt worden ist. — 2) Ein Flecken (borgo) der Insel und des französischen Departements Corsica, und zwar des Districts von Bastia, auf der ebenen Anhöhe eines felsigen Hügels gelegen, von dem ein rascher Gebirgsbach von Felsen zu Felsen sich hinabstürzt, nach Tavagna eingepfarrt, mit ungefähr 100 Häusern, von denen man sagen kann, daß sie ein städtisches Ansehen haben, ungefähr 800 Einwohnern, die größtentheils Grundeigenthümer sind, sehr großen und schönen Gärten, die fast durch neun Monate im frischesten Grün prangen, und sehr starker Bienenzucht. Die Gegend ist reich an Quellen, unter denen sich einige Mineralwässer befinden. Die Aussicht auf das nahe Mittelmeer, die vielen stämmigen Kastanienbäume und die Üppigkeit der ganzen Vegetation machen den Aufenthalt in dieser Gegend zu einem der angenehmsten der ganzen Insel. Pero ist der Hauptort des Cantons gleiches Namens. Hier wurde auch der Kanonikus von Aleria, Franc. Renucci, ein sehr geachteter Schriftsteller, geboren. — 3) Cassina del Pero, ein bedeutendes Gemeindedorf im Districte III. der lombardischen Provinz Mailand gelegen, mit einer eigenen katholischen Pfarre, einer Kirche, einem Verwaltungsausschusse und einer Versammlung (Convocato) der Grundeigenthümer, welche die Gemeindeverwaltung besorgen. — 4) Villa — P., ein zur Gemeinde Breda gehöriges Dorf im Districte I. der venet. Provinz Treviso, in ebener, an Getreide, Wein und Maulbeerbäumen reichen Gegend, mit ungefähr 600 Einw., einer kathol. Pfarre, Kirche und einem Oratorium. Der Boden ist auch hier stark mit Gerölle erfüllt, aber doch mit einer genug tiefen und fruchtbaren lehmigen Erdschicht bedeckt. (*G. F. Schreiner.*)

Peroa *Pers.*, s. Leucopogon.

PERODICTICUS, eine von Bennett in dem Philosophical Magazine by Taylor X. (1831) p. 389 für den von Bosman beschriebenen Potto (Nycticebus Potto *Geoffr.* = Lemur Potto *Lin.* = Galago guineensis *Desm.*) aufgestellte Affengattung, welche folgende Kennzeichen hat: Der Kopf ist rundlich mit vorspringender Schnauze; die Augen klein, die Ohren mäßig und schwach behaart; die Zunge ziemlich groß, rauh von kleinen Warzen; Vorderzähne im Oberkiefer vier, im Unterkiefer sechs dünne und liegende, wie bei den echten Maki; Eckzähne vorhanden; zwei einfache Lückenzähne und zwei dreispitzige Backzähne, im Unterkiefer ein Backenzahn weniger*). Alle Nägel flach, mit Ausnahme des krummen und aufrechten auf dem hinteren Zeigefinger; der vordere Zeigefinger sehr kurz und fast ganz verwachsen. Der Schwanz ist bedeutend kürzer als der Leib, aber doch viel länger als bei Stenops. — P. guineensis, der Potto oder Buschhund, ist mit rothem, wolligem Haar bedeckt, findet sich in Guinea, lebt sehr zurückgezogen, ist träge und zeigt sich selten, außer bei Nacht, wo es Pflanzen frißt. Vergl. Oken's Isis, Jahrgang 1834. Seite 836 und die Artikel Prosimiae und Stenops. (*Streubel.*)

PEROE. Πηρόη, Tochter des Asopus. Wesseling wollte diesen Namen aus *Paus.* IX, 4, 3 auch bei *Herod.* IX, 51 herstellen; doch zeigen die Handschriften an beiden Stellen den Namen Ὠερόη. Schol. Il. II, 517 wird Προνόη, die Tochter des Asopus, als Mutter des Phonus genannt. Vergl. über die Töchter des Asopus *Hagen*, De Asopi liberis (Regiomont. 1833). *Unger.* Paradoxa Theb. I. p. 365 sq. (*Krahner.*)

*) Es ist jedoch zu bemerken, daß der Gattungscharakter künftig wahrscheinlich etwas geändert werden muß, da das einzige Thier, nach welchem die Gattung aufgestellt worden, jung war und wol nicht alle Zähne hatte.

Beendigung, welche man, wie auch den ganzen dritten Band, der den nautischen Theil der Reise behandelt und die Anfertigung des Atlanten dazu, Herrn Freycinet verdankt. Peron hat von diesem allgemeinen Werke mehre Abhandlungen, welche sich mehr über specielle Gegenstände ausbreiten, getrennt und in der Akademie der Wissenschaften, in der medicinischen Gesellschaft u. a. m. vorgelesen. Sie sind theils seinem Reisewerke angehängt, theils in den Annales du Muséum abgedruckt. Darunter sind folgende bemerkenswerth: Notice sur l'habitation des animaux marins (Annales du Muséum tome XV.). — Mémoire sur le nouveau genre Pyrosoma. — Observations sur la dysenterie des pays chauds et sur l'usage du bétel. — Précis d'un mémoire sur la température de la mer, soit à sa surface, soit à diverses profondeurs (ein Auszug daraus in Gilbert's Annalen, 19. Bd. S. 410 und fg.). Auch hat er es zuerst unternommen, eine vollständige Naturgeschichte der Quallen zu bearbeiten, weil er über dieselben die meisten Untersuchungen gemacht und eine große Anzahl neuer Arten gesammelt hatte. In Verbindung mit Lesueur publicirte er zwei Abhandlungen: Histoire générale et particulière des Méduses und Mémoire sur les Méduses du genre Equorée (Aequorea), welche dem genannten größeren Werke vorangehen sollten. Außerdem hat er sich viel mit einer philosophischen Geschichte verschiedener Völker in Rücksicht auf ihre physischen und moralischen Eigenheiten beschäftigt und gedachte später eine ausführliche Naturgeschichte des Menschengeschlechts zu geben; doch wünschte er noch vorher drei Reisen zu machen: eine nach dem Norden von Europa und Asien, eine andere nach Indien, die dritte nach Afrika. Er hatte auf seiner Reise zu diesem Zwecke viele Notizen gesammelt und ein Bruchstück (in Manuscript), welches die Naturgeschichte der Bewohner von Timor behandelt und wozu die Abbildungen von Lesueur an Ort und Stelle gefertigt worden, war beinahe beendigt. Unter seinen Manuscripten befanden sich auch noch die genauen Beschreibungen aller Thiere, welche er gesehen hatte und zu denen über tausend, nach dem Leben gemachte Zeichnungen von Lesueur gehören. Seine sämmtlichen Schriften zeichnen sich durch genaue, naturgetreue Darstellung, allseitige Behandlung und ein Streben nach allgemeinen Resultaten aus. Es wäre zu wünschen, daß er mit derselben Sorgfalt, wie er das Thierreich studirt hat, auch die Gesammtschilderung der Vegetation der verschiedenen von ihm besuchten Länder gegeben hätte. Auch hat man ihm vorgeworfen, daß sein Styl zuweilen mit Schmuck überladen sei und nicht recht für eine einfache, klare Darstellung passe. Der Verfasser des Artikels Peron im Brockhaus'schen Conversations-Lexikon fügt zu der von ihm gegebenen Biographie noch folgende Bemerkung: „Die Engländer beklagen sich, daß die Franzosen viele Entdeckungen für die ihrigen erklärt haben, die Flinders vor ihnen gemacht hat, daß sie diesen auf Isle de France gefangen gehalten, und dadurch seinen Tod befördert haben, obschon die Franzosen in Neuholland von den Engländern alle mögliche Unterstützung empfangen hatten, was Peron selbst nicht genug loben konnte." Sollte auch diese Anklage gegründet sein, so ist es doch gewiß, daß Peron seine Entdeckungen nicht Andern verdankte, sondern sie alle selbständig gemacht hat. Seinen Nekrolog hat Deleuze verfaßt und ihn mit Alard 1811 publicirt. Einen Auszug davon hat Eyries in der Biographie universelle ancienne et moderne, tome XXXIII. p. 391. (Paris, 1823) gegeben. Viele der ausgezeichnetsten Naturforscher haben sich beeifert, Peron's Andenken der Wissenschaft zu bewahren, indem sie eine Pflanzengattung und eine große Menge Thierarten nach ihm genannt haben. In der letzten Zeit endlich haben die französischen Naturforscher auf Veranlassung seines noch lebenden Freundes Lesueur ihm auf sein Grab ein seiner würdiges Denkmal von Stein gesetzt, damit sein Andenken auch bei denjenigen seiner Landsleute, welche keine Naturforscher sind, recht lange erhalten werde. (*Streubel.*)

Perona *Pers.* ist Helotium.

PERONAEA. Der berühmte Anatom Poli hatte das Thier einer Art der Gattung Tellina *Lin.* und einer anderen aus dem Geschlechte Donax *Lin.* anatomisch untersucht, beide in ihrem Körperbau ähnlich gefunden und zu einem Genus Peronae vereinigt, dessen Charakter nach ihm folgender sein soll: zwei sehr lange Athemröhren, welche in eine Mantelfalte zurückgezogen werden können; die Mantelränder mit Ranken besetzt und am Grunde der Mantelröhren durch ein sehr dichtes Muskelband vereinigt; Kiemen offen, nur an dem hinteren Ende verwachsen; Fuß sehr stark. Die beiden von Poli angeführten Arten sind: P. cristata *Poli.* = Tellina planata *Lin.* und P. ramosa *Poli.* = Donax trunculus *Lin.* — Man hat jedoch die Gattung Peronaea nicht beibehalten können. Vergl. übrigens Donax und Tellina. (*Streubel.*)

PERONAEA ARTERIA s. A. fibularis, Wadenbeinschlagader, geht beim Menschen unter einem spitzen Winkel von der Arteria tibialis postica ab, läuft etwas geschlängelt an der hinteren Fläche des Wadenbeins und des Ligamentum interosseum herab, gibt zahlreiche Äste an die benachbarten Muskeln und spaltet sich oberhalb des äußern Knöchels in zwei Endäste, die Arteria peronaea anterior und A. peronaea posterior, welche das Rete malleolare externum und calcaneae bilden helfen. Die Vena peronaea entsteht aus denselben Netzen in zwei Ästen, und geht endlich in die Vena poplitaea über, wobei sie mit ihren Zweigen denselben Verlauf aufwärts wie die Arteria peronaea abwärts macht.

(*J. Rosenbaum.*)

PERONAEI MUSCULI, Wadenbeinmuskeln, gibt es drei an jedem Unterschenkel des menschlichen Körpers. 1) M. peronaeus longus s. primus, der lange Wadenbeinmuskel entspringt vom Kopf, dem vorderen und äußeren Winkel und der äußeren Fläche der fibula, bis zu ihrem unteren Drittheil hinab; seine starke, plattrunde Sehne tritt hinter den äußeren Knöchel in dessen Rinne nach Vorn, läuft am äußeren Rande des Fußes an der äußeren Fläche des Fersenbeins zur Fußsohle, geht schräg nach Vorn gegen den inneren Fußrand hin und spaltet sich in mehre Zipfel, welche sich an die Fußwurzelknochen, der stärkste namentlich an die Basis des Os metatarsi der

zog und 898 eroberte Balduin die Feste[2]. Im J. 914 nahm der Graf von Vermandois, Herbert, den König Ludwig den Einfältigen hier gefangen und hielt ihn bis an seinen den 7. Oct. 929 erfolgten Tod in Gewahrsam. Ein ähnliches Schicksal erlitt König Ludwig XI. durch den Herzog Karl den Kühnen von Burgund, der ihn hier drei Tage gefangen hielt, bis er ihm Alles, was er zu seiner Reise nach Lüttich bedurfte, bewilligt hatte. Im J. 1209 ertheilte König Philipp August dem Orte das Stadtrecht mit mehren Privilegien, und König Karl V. erneuerte beides 1368. Im J. 1536 vertheidigten sich die Bewohner der Stadt, unterstützt und ermuthigt durch das Beispiel und den Rath der Herren von Destourmel, Sesseval und Cercus so tapfer gegen den Grafen, Heinrich von Nassau, daß dieser sich genöthigt sah, die Belagerung aufzuheben. Franz I. bewilligte ihnen zur Belohnung ihrer Tapferkeit außer andern Vorrechten als Wappen ein gekröntes P mitten zwischen drei goldenen Lilien. Péronne ist der Geburtsort des Benedictinermönchs Michael Germain. Er wurde 1645 geboren, war ein treuer Studiengefährte des Paters Mabillon und starb 1694 in der Abtei St. Germain des Prés. Auch der gelehrte Orientalist Langlès ist hier geboren. Der Bezirk Péronne enthält auf 21,16 Quadrat=M. in den acht Cantonen: Albert, Bray, Chaulnes, Combles, Ham, Nesle, Péronne und Roisel 182 Gemeinden und 103,243 Einw. Der Canton Péronne zählt in 22 Gemeinden 15,434 Einw. (*G. M. S. Fischer.*)

PERONNE (Pferdew.), eine kleine, hinten am oberen Theile der Lendenknochen des Pferdes sich abwärts neigende Knochenspitze. (*William Loebe.*)

PERONS-HALBINSEL, P.=Berge und P.=Cap, nach dem verdienten Reisenden dieses Namens (s. d. Art.) benannt, gehören der Westküste des Festlandes Australien an. Die Perons=Halbinsel erstreckt sich innerhalb der Haienbai (die fälschlich auch Seehundsbai genannt wird nach der fehlerhaften teutschen Übersetzung des Französischen: Baie de chiens marins) in einer Länge von 12 Meilen und einer Breite von 1 bis 3 Meilen in nordwestlicher Richtung von 26° 21′ S. B. und 131° 48′ O. L. bis 25° 30′ S. B. und 131° O. L., und theilt jene Bai in die Häfen Hamelin östlich und Freycinet westlich. Mit dem festen Lande hängt sie durch den Isthmus Taillefer zusammen. Ihre nördlichste Spitze ist das Cap des hautsfonds, neben welchem westlich sich die Dampierbai hineinbiegt, der beste Ankerplatz in der Haienbai. Auf der Ostküste der Halbinsel ist die Bai Lharidon und die Bai de l'attaque zu bemerken, erstere der in dem Hafen Hamelin liegenden Insel Faure gegenüber. Die Küsten der Halbinsel sind überall steile, hohe Dünen, das Innere eine wellige, dürre Ebene mit sandigem, salzhaltigem Boden, einer kümmerlichen, meist aus einzelnen Gesträuchen bestehenden Vegetation, ohne Trinkwasser, aber mit großen salzigen Teichen. — Peron= und Lesueur=Berge ist der Name einer nur aus der Ferne gesehenen Bergkette, die sich unter dem 30° S. B., etwa zwei Meilen von der Küste entfernt, hinzieht. — Das Perons=Cap, noch weiter südlich und schon zur englischen Colonie Westaustralien gehörig, liegt unter 32° 18′ S. B. und 133° 24′ O. L. Es schließt südlich den Cockburnsund und ist ganz von Riffen und Felsen umgeben. (*A. Keber.*)

PERONSINSEL. Man hat zwei Inseln dieses Namens. Die erstere gehört zu der Gruppe der Louisiaden, bei welchem Art. man das Nähere über sie zu suchen hat, die zweite, welche von den Franzosen im Anfange dieses Jahrhunderts entdeckt und nach dem Naturforscher Franz Péron (s. d. Art.) benannt wurde, liegt in dem zum Van Diemens=Lande gehörigen Joseph=Buonapartebusen, zeichnet sich durch einen auf ihrer Nordseite emporragenden Spitzberg aus, ist unbewohnt und wenig durchforscht. (*G. M. S. Fischer.*)

PEROPHORA, eine Molluskengattung aus der Ordnung Perigymna aggregata. Vergl. Burmeister's Handbuch der Naturgeschichte 2. Bd. S. 476. (*Streubel.*)

PEROPODA, s. Peropodes, Schlinger, Stummelfüßer, eine zu den giftlosen Schlangen gehörige Familie, welche sich dadurch auszeichnet, daß sie die größten Schlangen enthält und daß bei den meisten nach Außen hervortretende Rudimente der hinteren Extremität vorhanden sind (Aftersporen). Der Kopf ist gegen den Rumpf mehr oder weniger deutlich abgesetzt; oberhalb ganz oder nur auf seinem hinteren Theile mit Schuppen bekleidet; die Pupille ist länglich; Rinnenschilde fehlen; die mehr oder weniger sichtliche Kinnfurche ist von Schuppen eingefaßt; Bauchschilde schmal; Schwanz kurz. Diese Familie zerfällt in zwei Rotten:

a) Rollschlangen (Acrochordea): Kopf nicht abgesetzt; Mund eng; Bauchschilde klein, sechseckig; Schwanz sehr kurz, stumpf. Gattungen Acrochordus *Hornst.* und Eryx *Daud.*

b) Riesenschlangen (Boina): Kopf deutlich abgesetzt, verlängert eiförmig; Mund weit; Leib mehr oder minder zusammengedrückt; am Bauche Halbringe; ein kurzer Greifschwanz. Hierher die Gattungen Boa *Laur.* und Python *Daud.* Diese Familie ist von allen neueren Herpetologen bis auf die letzte Zeit beibehalten worden. Schlegel nennt sie jedoch in seinem vortrefflichen Werke: Physionomies des serpens „Les Boas“ und trennt von ihr die Gattung Eryx. Vergl. Eryx und Python. (*Streubel.*)

PEROPTERA, eine von Duméril in der Zoologie analytique aufgestellte Familie der Knochenfische aus seiner Abtheilung Holobranchii. Er charakterisirt sie durch den Mangel der Bauchflossen und einiger anderer Flossen, und rechnet hierher die Gattungen Aperichtus, Ophisurus, Notoptera, Leptocephalus, Trichiurus, Gymnonotus, Monopterus, Apteronotus u. a. m. Goldfuß hat nach dieser Gruppe seine Ordnung Peropterygii gebildet. Vergl. Peropterygii und Pisces. (*Streubel.*)

---

2) Trotz dieser Eroberung führt Péronne doch den Zunamen la Pucelle (die Jungfrau), und es scheint, daß man auf sie keine Rücksicht genommen und die Stadt erst seit ihrer Befestigung durch den Chevalier de Ville als Festung betrachtet habe, wo ihr dann freilich das Prädicat mit Recht zukommt.

wird. Der Hügel, welcher die längs des Flusses sich dahinziehende Straße überragt, schien ganz zur Vertheidigung des Passes geeignet. Die Fürsten von Acaja waren daher auch darauf bedacht, ihn zu befestigen und das Schloß durch eine starke Besatzung zu vertheidigen. Der Ort ist auch geschichtlich merkwürdig, denn seine Bewohner, vereinigt mit jenen der vier benachbarten Thäler von Angrona, Lucerna, Sammartino und Pragelato nahmen die Meinungen der Waldenser an, weswegen Perosa, welches den Mittelpunkt der ganzen zu jenen Lehren sich hinneigenden Bevölkerung bildete, im 17. Jahrhunderte viel zu dulden hatte, ob der Hartnäckigkeit, womit sie diese Lehren festhielt. Auch durch das Erdbeben, dessen Mittelpunkt Pinerolo war, litt dieser Flecken im J. 1808 viel. Perosa ist der Geburtsort des Giov. Leggeri, des gelehrten Verfassers der Geschichte der evangelischen Kirche in den piemontesischen Thälern [2]).

(*G. F. Schreiner.*)

PEROSA (Villar-), eine zur Gemeinde und zum Mandamento Perosa gehörige Ortschaft der Provinz Pinerolo, welche aus zerstreuten Häusern besteht, worunter sich durch ihre edle Architektur ein Landhaus der Marquise von Priero besonders auszeichnet, die einen Platz umgeben, dessen Mitte die vereinzelt liegende Pfarrkirche S. Pietro in vincoli einnimmt und die hoch über dem linken Ufer des Clusoneflusses, vier Miglien nordwestlich von Pinerolo entfernt, an dem von Fenestrello herabführenden Alpenwege liegt. (*G. F. Schreiner.*)

PEROSAJA, eine bedeutende Ortschaft in der päpstlichen Delegation Macerata am Zusammenflusse des Senano- und Gianoflusses an der von Jesi nach Fabriano führenden Straße gelegen. Die Landschaft ringsum ist ausgezeichnet schön, voll sanft anschwellender Berge, deren zahlreiche Bäche ein seltenes Leben in die üppige Vegetation bringen. (*G. F. Schreiner.*)

PEROS BANKOS, kleine Inselreihe, welche unter 5° 30′ S. Br. und 72° 10′ O. L. von Greenwich im ostindischen Meere liegt. (*G. M. S. Fischer.*)

PEROTE, Villa im mexicanischen Staate Veracruz, liegt 7060 Fuß über dem Meeresspiegel in einer vulkanischen, mit Bimsstein bedeckten und mit Wald bestandenen Gebirgsgegend, besitzt, außer den kirchlichen Gebäuden, ein Kloster und zählt gegen 1000 Einwohner. In der Nähe liegen der 12,534 Fuß hohe Coffre de Perote, sowie das Fort St. Carlos de Perote. (*G. M. S. Fischer.*)

PEROTINUS, mit dem Zunamen Magnus. Unter diesem Namen schreibt Gerber, dem fast alle spätere Biographen, ohne es zu sagen, es nachgeschrieben haben: Perotinus Magnus war ein französischer Contrapunktist und vortrefflicher Descanter (Singmeister) aus dem Mittelalter, welcher die durch den Leoninus vor seiner Zeit verfertigten Gradual- und Antiphonenbücher für die Orgel verbesserte, abkürzte, den Canto Fermo umarbeitete und verschiedene vortreffliche Quadrupeln und Tripeln dazusetzte, welche Bücher man dann auch in dem Chore der großen Kirche B. Virg. zu Paris bis zu den Zeiten des Robert de Sabilone zum beständigen Gebrauche beibehalten hat. Seine Werke machten sechs Bände aus und enthielten Alles, was in jenen Zeiten in der Musik nur Schönes und Kunstreiches zu erfinden war. So lautet es von diesem Perotinus in einem der Tractate des Cotton Ms., dessen Alter man in das Jahr 1326 setzt, wovon Hawkins im zweiten Bande seiner Geschichte weitere Auskunft gibt. Dieses ehrenvolle Andenken wünscht nun Hawkins einem seiner Landsleute zuzuwenden. Ohne also darauf zu merken, daß hier von einem Franzosen, vielleicht des 12. Jahrhunderts, die Rede ist, glaubt er, es sei Robert Perrot, ein Doctor der Musik und Organist am Magdalenen-Collegium zu Oxford, geboren zu Haroldston in der Grafschaft Pembroke, welcher zu verschiedenen Hymnen die Musik gemacht und 1550 gestorben ist, damit gemeint. S. *Hawkins* Vol. II. p. 197. Allerdings muß der Mann genannt werden, nicht damit man Alles, was ihm nachgerühmt wird, buchstäblich glaube, sondern daß man sich Mühe gebe, vielleicht von seinen Arbeiten etwas zu Gesicht zu bekommen, was uns im Zeitraume beinahe eines Jahres nicht gelungen ist. So lange uns aber nicht ein Augenzeuge genauere Nachricht von der Art seiner Wirksamkeit gibt, sind wir ganz ungläubig, weil wir namentlich von italienischen, französischen und englischen Lobrednern ihrer noch weit geehrteren Landeskinder zu oft getäuscht worden sind, und zwar auf eine Weise, die alle Erwartung sogar bei allem Unglauben übersteigt. Man macht sich von den Übertreibungen, die nicht selten vorkommen, immer noch keinen rechten Begriff, wenn man ihn nicht bis aufs Höchste treibt. Die Liebe zum Vaterlande und die Freundschaft thun unglaubliche Dinge sonst und jetzt. — Aber solche Untersuchungen, die wir auch über diesen Mann fortsetzen werden, helfen der Geschichte oft bedeutend auf. (*G. W. Fink.*)

PEROTIS. Eine von Aiton aufgestellte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der dritten Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Saccharinen der natürlichen Familie der Gräser. Char. Die Blüthen ährenförmig; der Kelch zweispelzig, mit sehr langen Grannen; die Corolle zweispelzig, sehr klein, unbewehrt; zwei Schüppchen unter dem Fruchtknoten; die Karyopse walzenförmig, vom Kelche umschlossen. Es sind drei Arten bekannt, von denen die erste durch die bei einem Grase ungewöhnlich breiten Blätter sich auszeichnet. 1) P. latifolia *Ait.* (Hort. Kew. I. p. 85. *Palisot de Beauvois* agrost. t. IV. f. 9., Anthoxanthum indicum, Saccharum spicatum und Agrostis spicaeformis *L.*) in Ostindien und auf den canarischen Inseln. 2) P. rara *R. Brown* (Prodr. fl. nov. holl., Xystidium maritimum *Trinius* fund. agrost. t. I. f. 2) in Neuholland und auf den philippinischen Inseln. 3) P. hordeiformis *Nees* (Illustr. p. 139) im südlichen Afrika bei Port Natal und auf dem Himalaya. — P. latifolia *Thunberg* ist Imperata Thunbergii *Nees* (Saccharum) und P. polystachya *Willdenow.* = Pollinia polystachys *Spr.* (*A. Sprengel.*)

PEROTRICHE. Diese von Cassini (Bull. de la soc. philom. 1818. Mai p. 75) gestiftete, mit Stoebe

2) Corografia dell' Italia di *G. P. Rampoldi.* (Milano 1835.) T. III. p. 158. Art. *Perosa.*

und Seriphium sehr nahe verwandte Pflanzengattung gehört zu der ersten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und zu der Gruppe der Eupatorinen (Senecionideae Gnaphalieae Seriphieae *Candolle*) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der gemeinschaftliche Kelch besteht aus wenigen Reihen ablanger, stachlicht-stumpfer, angedrückter Schuppen; der Fruchtboden ist nackt und trägt ein einziges Zwitterblümchen mit fünfzähnigem Saume; das Achenium ist glatt, walzenförmig, ohne Stiel, Schnabel und Krone. Die einzige Art, P. tortilis *Cassin.* (Dict. des sc. nat. 38. p. 526., Gymnachaena bruniades *Reichenbach* in *Sieber* herb. cap. n. 23) ist am Vorgebirge der guten Hoffnung in der Nähe der Capstadt einheimisch, als ein kleiner Strauch mit zusammengedrängten, steifen, spiralförmig gedrehten, linienförmigen, langzugespitzten, innen filzigen Blättern und zu einem erbsengroßen Knäuel zusammengehäuften gelben Blüthenknöpfen. (*A. Sprengel.*)

PEROTTI (Giov. Domenico), geboren in Vercelli, machte sich bekannt durch die Oper „Zemira e Gandarte," welche 1788 zu Alessandria aufgeführt wurde. Ein Jahr darauf sah man von seiner Arbeit in Rom die Oper „Agesilao." Allein sein Stern verließ ihn und seines Namens wird nicht mehr gedacht. Ein Baritonist Perotti war am Ende des vorigen und in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts in Dresden unter den italienischen Theatersängern angestellt, war aber nur in der Opera buffa an seiner Stelle. Der wichtigste dieses Namens ist Giannagostino Perotti di Vercelli, ein Sohn des Erstgenannten (von dem Sänger ist nicht einmal der Vorname bekannt); er war als erster Kapellmeister an S. Marco in Venedig angestellt, hatte als Italiener recht gute, wenn auch nicht tiefe Kenntnisse, die er mehr in Schriften als in Compositionen an den Tag legte. Besonders war es eine gekrönte Preisschrift, die ihm nicht nur in Italien, sondern auch anderwärts Ehre machte. Es ist folgende: Dissertazione di *G. Perotti* di Vercelli. Accademico filarmonico di Bologna —, coronata della Società Italiana di scienze, lettere et arti di 24 Giugno 1811. (Venezia 1812) p. 120. Eine auszügliche Übersetzung mit Weglassung des Jedermann Bekannten und Unerheblichen dieser Preisschrift über den Zustand der Musik in Italien lieferte die Leipziger allgemeine musikalische Zeitung 1813 in Nr. 1, 2 und 3. Übrigens ist auch von diesem Manne nichts Wichtiges weiter zu berichten. (*G. W. Fink.*)

PEROTTI (Niccolo), latein. Perottus, war zu Sassoferrato geboren 1430 [1]). Es gibt mehre irrige Nachrichten über seinen Geburtsort: so die, er sei in Cavelli bei Capua geboren; dann die, worin die beiden Orte Sentino und Sassoferrato unterschieden werden [2]). Perotti selbst nennt seinen Geburtsort lateinisch: Saxumferratum, und bemerkt, dieser Ort sei das alte Sentinum, an dem gleichnamigen Flusse, der diesen Namen noch damals hatte. Er erzählt ferner selbst, daß ihn auch einige Fanensis nennen; als Grund gibt er dafür an, daß seine Ältern in Fano vor und nach seiner Geburt sich *aufgehalten hätten.* So ist es erklärbar, daß er in beiden Orten erzogen und Bürger sein konnte, wie er selbst berichtet [3]); doch war der Hauptsitz des Geschlechts der Perotti in Sassoferrato. Aus der Lage des Ortes, der rings von Wasser umflossen ist, und deshalb: Isola Centipera genannt wurde, leitet Perotti selbst den Geschlechtsnamen ab; den das Volk Pira oder Pera nannte [4]). Was sein Vater Francisco Perotti ursprünglich war, ist unbekannt; späterhin erscheint er als Kriegsmann in päpstlichem Dienst, indem der Papst Nicolaus V. denselben in einer Bulle vom 16. April 1449 [5]) mit: Dilecto filio nobili viro Francisco Perotto de Saxoferrato. Militi Apostolico, et Lateranensis Palatii Comiti. Salutem et Apostolicam benedictionem. Familiae tuae nobilitas etc. anredet. Papst Calixtus III. nennt ihn in einer Bulle vom 12. Juni 1454 [6]) [1455?] einen: Familiare, und: *Nobile.* Ebenso geehrt erscheint der Vater unseres Perotti durch den Kaiser Friedrich III. Derselbe zeichnete ihn in einem Diplom, in Wien 1460 am 23. Juni unterzeichnet, aus als: Nobile Milite, d. h. Ritter, als: Conte dell' Isola Centipera, und ernennt ihn zu seinem: Ambasciadore in Roma, mit der Erlaubniß, auch unter den Waffen den kaiserlichen Adler tragen zu dürfen. Eine andere kaiserliche Zuschrift vom 26. Juni beweist ebenfalls das große Zutrauen, welches der Kaiser in diesen Mann setzte. Die Mutter unsers Niccolo Perotti stammte aus dem angesehenen Geschlecht Lanci in Fano [7]). Daraus erklärt sich sehr natürlich der *längere und wiederholte* Aufenthalt der Familie Perotti zu Fano; zugleich sieht man aus diesen, auf Urkunden gegründeten, Nachrichten, wie unwahr es ist, wenn diese Familie eine herabgesunkene genannt wird. Sie mag freilich nicht grade sehr reich gewesen sein, aber weder würden der Kaiser noch auch zwei Päpste einen Mann so ausgezeichnet haben, dessen bürgerliche Verhältnisse solchen Ehren nicht entsprachen; ja auch das widerspricht jener Angabe, daß er durch eine Urkunde von 1458, 26. Januar das Bürgerrecht in Venedig erhielt [8]). Diesen Irrthum hat Paul Jovius durch eine Stelle seines Elogiums auf Perotti veranlaßt, und verbreitet haben denselben Moreri [9]), Bayle [10]), Niceron [11]) u. A., ohne die Sache zu prüfen. Jovius ist nicht durchaus zuverlässig, sobald man seine Angaben ohne Weiteres annimmt, und dies ist namentlich durch die französischen Biographen ohne Ausnahme geschehen, ohne daß sie eine ernste Widerlegung bis jetzt gefunden hätten.

So wie Jovius das Urtheil über Perotti's Vermögensumstände irregeleitet hat, ebenso über seine Studien. Er spricht von dem Unterricht, den derselbe mit

1) Die Zeit seiner Geburt ist im Nachfolgenden genauer nachgewiesen. 2) *Toppi*, Bibl. Napoletana. p. 223. Vergl. Niceron, Mémoires. T. IX. p. 374.

3) Cornucop. ed. Ald. 1513. col. 32. 278. 4) *Perotti*, Cornucop. col. 947. 5) *Torrigio*, Grott. Vat. p. 226. 6) Obgleich Zeno diese Bulle mit 1454 ausdrücklich dem Papste Calixtus III. zuschreibt, so ist es doch unmöglich, weil damals Nicolaus V. noch Papst war. 7) *Apostolo Zeno*, Dissertazioni Vossiane. p. 258. 8) *Dorio* l. c. p. 278. 9) *L. Moreri*, Le grand Dictionnaire historique et critique de l'Histoire sacrée et profane. (Paris 1759. Fol.) 10 Voll. 10) Dictionnaire histor. crit. 5e éd. T. III. p. 679. 11) l. c. p. 375.

großem Beifall in seiner Jugend im Lateinischen erthellt habe, während er die darauf verwendete Zeit durch Nachtwachen seinen Studien ersetzte, und seine Kräfte nur durch bürgerliche Mäßigkeit bei guter Körperconstitution im besten Verhältniß erhielt, aber er spricht davon ohne Zeitangabe und überhaupt so unbestimmt, daß man keineswegs daraus sieht, ob es von dem Aufenthalt Perotti's in Bologna gilt oder nicht, und dennoch kann dies alles nur auf den dortigen Aufenthalt bezogen werden. Darauf sagt Jovius weiter, Perotti habe sich dann zu Rom sehr ernsthaft mit dem Studium der griechischen Sprache beschäftigt, unterstützt durch die Gunst seines hohen Gönners Bessarion, und zwar mit so glücklichem Erfolg, daß er Polybios übersetzen konnte. Diese Erzählung haben die französischen Biographen Perotti's ohne weiteres aufgenommen, und durch Zusätze, die ebenso falsch als unnatürlich in dem Ganzen sind, gleichwie durch willkürliche Verbindungen noch mehr verunstaltet. In jeder Beziehung verdienen die italienischen Biographen den Vorzug, weil sie sorgfältig prüfend ihren Gegenstand behandeln. Sie sind jedoch unbenutzt geblieben, weil man dieselben nicht zu benutzen verstanden hat, indem sich mit den Ergebnissen ihrer Untersuchungen die hergebrachten Angaben nicht vereinigen ließen; vielleicht auch zog man diese letztern vor, weil Armuth und unermüdliche Anstrengungen der Jugend eines später sich auszeichnenden und beglückten Gelehrten einen poetischen Reiz verleihen, und weil man diesen nicht aufgeben mochte. Diese Rücksicht, oder welche es sonst sei, vermag es nicht, eine Verletzung der historischen Wahrheit aufzuwiegen. Indem ich mich bemüht habe, die Quelle jener Irrthümer nachzuweisen, um für die Zukunft vor deren Misbrauch zu warnen, erkläre ich mich auch gegen die daraus abgeleiteten. Wir haben es allerdings nur mit einer Person und nicht mit einem großen, weltgeschichtlichen Ereigniß zu thun, aber das Leben dieses Mannes hat in der Zeit, wo er lebte, mehr als eine blos persönliche Bedeutung, um ihm die größte Aufmerksamkeit zu widmen, wenn es nicht an sich schon die Wahrheit foderte.

Jovius bezeichnet durch jene beiden bezeichneten Angaben gewiß nur den Aufenthalt Perotti's auf der Universität in Bologna, und nachher zu Rom in päpstlichem Dienst. Dies hat man wunderbarerweise nicht eingesehen. Perotti machte seine Studien zu Bologna, wo er bald einen solchen Ruf gewann, daß er an der dortigen Universität die Professur der Rhetorik und Poesie erhielt, die er von 1451 bis ungefähr 1456 bekleidete. Die Angabe, er sei bis 1458 in Bologna als Professor geblieben[12]), wird deshalb wol mit Recht bezweifelt, weil er schon in einem Breve des Papstes Calixtus III., vom Jahre 1456, 8. Juli, Graf des Palastes des heiligen Lateran und apostolischer Secretair mit der Bestimmung zu wichtigen Sendungen genannt wird. Wenn aber Zeno sagt[13]), Niccolo Perotti sei schon unter dem Papst Nicolaus V. päpstlicher Secretair gewesen, so scheint dies ein Irrthum zu sein, weil dann Perotti ja schon vor 1456 nicht mehr in Rom sein konnte. In der Zeit seines Aufenthalts zu Bologna begründete er seine nachherige Stellung und seinen anerkannten Ruf. Die erste öffentliche Auszeichnung wurde ihm zu Theil, als er im Auftrage der Stadt 1452 den zu seiner Krönung nach Rom gehenden Kaiser Friedrich III. bei seiner Ankunft in Bologna mit einer lateinischen Rede begrüßte. Dem Kaiser gefiel dieselbe aus dem Munde eines so jungen und beredten Mannes so vorzüglich, daß er denselben zum Dichter krönte und zum kaiserlichen Hofrath mit andern Auszeichnungen ernannte[14]). In demselben Jahre vollendete und sendete er auch die lateinische Übersetzung des ersten Buchs von Polybios dem Papst Nicolaus V., der dem Verfasser dafür in einem Briefe vom 28. Aug. desselben Jahres dankte und ihn zur Fortsetzung der Arbeit, die ihm gefallen, aufmunterte. Das dritte Buch vollendete Perotti schon im J. 1453 zu Bologna. Auch diesen Theil seiner Arbeit brachte er durch Giovanni Tortelli in die Hände des auf ihn aufmerksamen Papstes. Das Wohlgefallen, welches der Papst an dieser Fortsetzung gefunden, beweist derselbe dem Verfasser in einem Briefe vom 3. Jan. 1454[15]). Später, und zwar unter dem nach Calixtus III. folgenden Papst Pius II., fügte er noch die beiden folgenden Bücher hinzu. Das erste Werk, welches er jenem Papst überreichen ließ, war Polybios nicht, wie wir nachher sehen werden.

Diese Ausbildung seiner glücklichen Naturgaben verdankte Perotti dem Professor Niccolo Volpe, der an der Universität zu Bologna von 1440 bis 1460 Rhetorik, Grammatik und Poetik lehrte. Dieses Schuldbekenntniß legte Perotti selbst in einer Elegie auf seinen Lehrer nieder[16]).

Als historisches Moment im Leben Perotti's betrachtet, beweiset die Übersetzung des Polybios genügend, wie sinnlos und durchaus unbegründet die Angabe des Jovius ist, Perotti habe sich erst zu Rom mit ausdauerndem Eifer dem Studium der griechischen Sprache gewidmet, und zwar erst, wie er noch hinzufügt, vermöge der Gunst Bessarion's. Eine solche willkürliche Verunglimpfung der

12) Dies sagt auch Zeno (l. c. p. 262), obwol er p. 261 nachweist, daß er schon 1456 zum päpstlichen Secretair gemacht worden sei. *Durante Dorio*, Cronache di Gualdo. p. 268. 13) l. c. p. 261. Nicolaus war bis 1455 Papst, und Niccolo Perotti wurde erst 1456 Secretair. Tiraboschi (Storia della Letteratura ital. T. VI. P. II. p. 356) führt richtig die betreffende Stelle aus dem vom Papst Calixtus III. ausgefertigten Ernennungsbreve von 1456, nach Buonamici (De Claris Pontif. Epist. Script. p. 179) an, wonach man den Irrthum Zeno's einsieht. Diese Stelle heißt: Cum necesse sit Nos interdum pro nostris, et Romanae Ecclesiae negotiis mittere ad diversas mundi partes dilectum filium Nobilem virum Nicolaum Perottum Poetam Laureatum, Secretarium Nostrum, et Nostri Sacri Lateranensis Palatii Comitem etc. Wäre Perotti schon vor 1456 päpstlicher Secretair gewesen, so hätte er auch damals schon nicht mehr in Bologna sein können.

14) *Zeno* l. c. p. 262. *Tiraboschi* l. c. p. 356 sq. 15) Zeno (l. c. p. 262) entlehnt diese Angaben aus *Georgii* Vita Nicolai. V. p. 183 sq. 206 sq. 16) Miscell. Lazzaron. T. VIII. p. 183. *Alidosi* Dott. Forest. di Medic. p. 56. Alidosi berichtet, Perotti habe bis 1458 zuerst Rhetorik und Poetik, darauf Philosophie und Medicin gelehrt, über Medicin sogar bis 1462 Vorlesungen gehalten, eine Angabe, die sehr unwahrscheinlich ist.

hauptung: **Turcas omnibus Imperatoribus praestantiores** esse, entgegentrat [25]).

Nach dem Tode des Papstes Paul II. nahm der Cardinal Bessarion den Erzbischof Perotti zu seinem Conclavisten, und wie man erzählt, verscherzte derselbe in diesem Conclave durch seine Unklugheit Bessarion das Papstthum und sich, wie ihm derselbe deshalb bedeutete, den Cardinalshut [26]). Wäre diese Anekdote, wie sie erzählt wird, wahr, so müßte man Perotti für sehr unklug oder gar für einen sehr verschmitzten Intriguanten halten; denn sonst hätte er den drei bedeutendsten Cardinälen, welche Bessarion in seinem Gemach, der eben arbeitete, sprechen wollten, um demselben ihre Absicht auf ihn, als künftigen Papst, anzuzeigen, den Eintritt nicht verweigern können. Vielleicht möchte Jemand noch sagen, Perotti habe die Studien, in denen er Bessarion nicht stören wollte, überhaupt höher geschätzt, als jene kirchlichen Ehrenstellen; aber auch dies läßt sich nicht erweisen.

Soviel wissen wir von Perotti's äußern Lebensverhältnissen. Sie waren nicht bewegt, aber auch keineswegs einförmig. Ein Mann wie Perotti, von der regsten Liebe zu den damals noch nicht zu lange erwachten classischen Studien beseelt, fand darin seine volle Befriedigung. Dies beweisen seine zahlreichen Schriften, durch die er sich in der Geschichte der Entwickelung jener Studien seit ihrem Wiedererwachen einen bedeutenden Platz erworben hat. Selbst abgesehen von seiner anerkannten lateinischen Übersetzung einiger Bücher des Polybios haben in der neuesten Zeit seine Phädrischen Fabeln sein Andenken erneut und die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt; denn durch das Auffinden einer Handschrift in der Vatican-Bibliothek hat man den Streit über die Echtheit oder Unechtheit der zu Neapel in einem andern **Codex Perottinus** aufgefundenen Fabeln, die D'Orville zuerst entdeckt und die Nachricht davon Burmann für dessen Ausgabe von *Phädri* fabulae 1727 mitgetheilt hatte, dahin entschieden, daß Perotti Verfasser dieser Fabeln ist. Der jetzige Cardinal Angelo Mai hat dieselben, als er Bibliothekar der Vatican-Bibliothek war, im verbesserten Text bekannt gemacht [27]). Perotti indessen sagt selbst in dem der Fabelsammlung vorgesetzten Prologus an seinen Neffen ausdrücklich: **Non sunt hi mei, quos putas, versiculi; Sed Aesopi sunt, Avieni, et Phaedri: Quos collegi ut essent, Pyrrhe, utiles tibi, Tuaque causa legeret posteritas, Quas edidissent viri docti, fabulas. Honori et meritis dicavi illos tuis, Saepe versiculos interponens meos, Quasdam tuis quasi insidias auribus.** Den entlehnten Fabeln fügte er eigene Verse ein. Es sind deren 32, bekannt unter dem Titel: **Fabulae novae sub Phaedri nomine editae.** Das Zeugniß aus Perotti's Munde widerspricht also jener Ansicht über den Verfasser der Fabeln, und dieses Zeugniß ist um so entscheidender, als Perotti ausdrücklich bemerkt, er habe eigene Verse eingeschoben. Perotti hat dieselben, wie der Titel beweist, seinem Neffen Francesco gewidmet, auf den er seine vorzügliche Sorge gewendet zu haben scheint, indem er für denselben auch die: **Rudimenta Grammatices** im J. 1468 zu Viterbo abfaßte. Wegen einer Fabel, die in seinen **Cornucopiae** sich befindet, hat man Perotti des Plagiats aus Avienus angeklagt, aber gewiß mit Unrecht: denn er fand diese Fabel in einem alten Codex mit dem Namen des Avienus und fügte sie seinen **Cornucopiae** ein.

Der Zeit nach scheint eine lateinische Übersetzung von: **Simplicius in Politica Aristotelis**, Perotti's erste, wenigstens größere, literarische Arbeit gewesen zu sein; denn nach einem Briefe an Giovanni Tortelli vom 31. Dec. 1451 hatte er dieselbe damals schon fertig, um sie dem Papst Nicolaus V. zu übergeben [28]). Dies Werk Perotti's liegt noch ungedruckt in der Vatican-Bibliothek. Nach dieser Arbeit beschäftigte ihn wol vorzugsweise Polybios, wodurch er die Aufmerksamkeit des Papstes auf sich zog, und betrachten wir diese Übersetzung in ihrer beschränkten und genügsameren Zeit, so verdient sie ohne Zweifel das Lob, welches ihr Zeitgenossen zollten. Sabellico zählt Perotti deshalb zu denen, welche die lateinische Sprache wieder erweckt hätten, und zieht ihm nur Valla vor [29]). Auch Papst Pius II., dem Perotti die beiden letzten Bücher zugesendet hatte, erkannte den Werth der Arbeit an. Strenger mit höheren Ansprüchen beurtheilte eine gründlicher gebildetere Zeit dieses Werk Perotti's, dem er seinen Ruf verdankte. Der gediegene Casaubonus spricht dieser Übersetzung in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Polybios [30]) die Treue ab, indem er diese zugleich mit Recht als die nothwendigste Eigenschaft einer Übersetzung bezeichnet; außerdem rügt er Perotti's Unwissenheit in den Dingen, welche Taktik und Krieg betreffen, worauf aber bei Polybios in seinen Beschreibungen von Schlachten so viel ankomme. So habe Perotti aus Unkunde des Sachlichen grade die vorzüglichsten Eigenthümlichkeiten des Polybios seiner Übersetzung nicht einverleibt, und dabei die größten Fehler verschuldet. Vossius (de hist. lat.)

25) *Zeno* l. c. p. 269. 26) *Jovii* Elogia. c. XXIV. *Varillas*, Anecdotes de Florence. p. 174 sq. 27) In Classicorum Auctorum e Vaticanis codd. editorum. Tom. III. p. 278. Die Ausgaben aus der neapeler Handschrift, sowie der Streit darüber werden in dem Artikel Phädrus verzeichnet werden.

28) *Zeno* l. c. p. 266. 29) *Marcant. Sabellico*, Dialog. de Lat. ling. reparatione: Nicolaus Perottus, Sipontinus Antistes, post Laurentium Vallam, quem velut Homericum illum Achillem semper excipiendum duxi, omnium, quos diximus, latinae elegantiae longe studiosissimus merito habetur. Nihil ipsius Polybio candidius, nihil minus elaboratum, quum elaboratissima alioqui omnia appareant. Philelphus nennt Perotti in einem Briefe an Alb. Zanconi im J. 1453 disertissimum, indem er schreibt: Accepi literas tuas ad me, et cum his eas binas, quas duo disertissimi Nicolai, et Perottus et Vulpes, ad te dederunt. Die Übersetzung Perotti's von Polybios machte ein solches Aufsehen, daß man dieselbe für ein altes Werk hielt, das sich Perotti angemaßt, und mit seinem Namen herausgegeben hätte. Sie erschien zuerst: Rom. impr. *Conrad. Suueynheim*, *Arnoldus Pannartzque* MCCCCLXXIII. fol.; Brixiae per *Jacob. Britannicum* MCCCCLXXXXVIII u. ö. 30) Casaubonus' Urtheil ist unverkürzt aufgenommen in *Huetii* liber de claris interpretibus (Hag. Com. 1683). p. 220 sq.

tinischen Grammatikern: Venet. 1522. fol. Die Schrift: de Horatii Fl. metris fügte Aldus auch einigen seiner Ausgaben des Horaz bei. Dieselben erschienen auch in: *Fr. Maturantii Perusin.* de componendis carminibus opusculum; *Nic. Perottus* de generibus metrorum. *Eiusdem* de Horatii Fl. et Severin. Boethii metris. *Omniboli Vic.* de arte metrica libellus. *Servi Mauri Honorati* Centimetrum. Venet. 1484. 4; ib. per Maximum de Butricis Pap. 1491. 4; ib. per Damianum de Mediolano 1493. 4; ib. per Jo. Tacuinum 1497. 4. u. ö. — Wenn Erasmus in dem erwähnten Briefe schreibt: Nec Sulpitii Perottique doctrinam contemno, quibus in eis libris, quos Grammaticos ipsi vocant, haud Rhetoricos facultatis hujus (de conscribendis Epistolis) degustamenta quaedam praebere, consilium erat, so meint er damit wahrscheinlich kein besonderes Werk, was Perotti über das Briefschreiben verfaßt hätte, sondern wol nur einen Abschnitt in dessen Grammatik. — Einige italienische Verse Perotti's befinden sich in der Ausgabe der Gedichte Ant. Bruni's.

Torquato Perotti, ein Nachkomme unseres Perotti, Haus-Prälat des Papstes Urban VIII., ließ seinem berühmten Vorfahren im J. 1624 in der Kirche zu Sassoferrato ein Grabdenkmal mit einer Inschrift setzen, in der alle seine Verdienste gerühmt werden, aber auch irrigerweise gesagt wird, derselbe habe als Secretair des Papstes Eugenius IV. den Concilien zu Ferrara und Florenz beigewohnt. Diese Angabe ist durchaus irrig; denn jener Papst starb schon 1447, in der Zeit also, wo Perotti vielleicht erst seine Studien zu Bologna begann.

Ob die Briefe Perotti's, deren Zahl nicht unbedeutend zu sein scheint, da sie sämmtlich in der handschriftlichen Sammlung in die beiden Theile: Romanae, und: Perusinae getheilt sind, wie Pirro Perotti in der Vorrede zu den Cornucopiae berichtet, viel für das Leben Perotti's bieten, läßt sich ohne Einsicht derselben nicht entscheiden. Angelo Mai hat einen Brief Perotti's, wenigstens einen mit dessen Namen, bekannt gemacht, der aber keineswegs jener großen Sammlung entnommen ist, sondern, wie Mai sagt, sich einzeln in drei Vaticanhandschriften findet. Indessen muß ich meinen Verdacht, daß derselbe weder in Form noch Inhalt echt zu sein scheint, offen bekennen. Die Gründe dieses Verdachts liegen für den, der die Lebensverhältnisse Perotti's näher betrachtet hat, offen in diesem Machwerk des Ungeschicks. Sogleich das Beginnen, an einen Fanenser zu schreiben, um demselben: quae ratio sit studiorum meorum, ad te scribam, mitzutheilen, und außerdem demselben vorzuerzählen, daß er vom Vater für die Wissenschaften bestimmt gewesen sei, er aber dem Spiel und Vergnügen mehr Zeit als jenen gewidmet habe, erregt Verdacht gegen die Echtheit, denn Perotti selbst sagt in seinen Cornucopiae über Fanum und Sentinum: Mihi quidem utriusque oppidi jucundissima cogitatio est. In altero conceptus, in altero natus, in utroque educatus, utriusque Civis sum, utrumque est mihi solum, propter quod non immerito me alii Fanensem, alii Sentinatem. Par mihi ergo utrorumque caritas est, par benevolentia. Ein Fanenser kannte also gewiß Perotti's Lebensweise sehr gut. Aber noch sonderbarer wird die Erzählung in dem Briefe, wo es heißt, er habe in einem dem Jünglingsalter gewöhnlichen Wahn, er wisse schon etwas, die Studien aufgegeben, dagegen darnach gestrebt, wie er sich und für seine Familie Ehren und Reichthum erwerben könne. Dies sei ihm auch dadurch geglückt, daß er die Gunst eines Fürsten, der jedoch sonderbarerweise nicht genannt wird, gewann, der, selbst gelehrt, jeden Gelehrten liebte. So sei er gezwungen gewesen, die Studien niemals ganz aufzugeben; aber in seinem 25. Jahr, das er eben begonnen, sei er erst durch Nachdenken zu der Überzeugung gelangt, daß die Wissenschaften das Vorzüglichste seien in der Welt. Dies belegt er durch viele theologische Fragen, die einen großen Theil des Briefes ausmachen; endlich heißt es: jam enim senex mihi videor quintum et vigesimum aetatis annum ingressus. Nam quantulum est quod superesse potest, etiam si diutissime vixero? Schon diese wiederholte Angabe des Alters reizt zum Verdacht, der sich zur Gewißheit erhebt, wenn man sogleich liest: Volui tamen ante quam te consulerem, hanc vivendi rationem experiri. Itaque quintum iam mensem ita in studiis versor, ut vix tantum a libris secedam, quantum exiguum in principem meum servitium, et curandi corporis necessitas cogit; et tamen ita valeo, ut non solum quod verebar non obesse mihi otium intelligam, sed incredibilem etiam ad valetudinem corporis percipere fructum videar; sive natura mea talis sit, sive jucunditas ipsa mentis tantum ad salutem corporis conferat. Sed video te flagitare quid hoc tempore egerim: multa lectitavi, multa didici, nonnulla memoriae commendavi, aliqua scripsi. *Illorum rationem* mittam ad te alias, id est cum tu iudicium tuum ad me rescripseris. Diese letzten Worte widersprechen jenen ersten, worin als Zweck dieses Briefes die Mittheilung der Studienweise ausgesprochen wird. Wenn man sich aber außerdem aus dem gegebenen documentirten Abriß des Lebens Perotti's erinnert, daß derselbe 1451 schon 21 Jahre alt, und Professor in Bologna war, er auch 1453 die Übersetzung der drei ersten Bücher des Polybios vollendet, sogar 1451 schon eine Schrift des Simplicius übersetzt hatte, so leuchtet die Unmöglichkeit ein, daß Perotti im 25. Jahr erst fünf Monate ernsthaft sich mit den Wissenschaften beschäftigt haben konnte. In diesem Briefe heißt es nun sogleich weiter: Nunc quae scripserim intellige. Polybii libros tres; de metris librum unum; de ratione carminum, quibus Horatius Flaccus ac Severinus Boethius usi sunt, librum unum; praeterea juramentum Hippocratis; epistolas item plurimas; interdum etiam versiculos; et nuper iussu principis nostri epigramma Ptolemaei latinum feci, quod ille in eius geographia, quam nuper omnium quas unquam viderim et pulcherrimam et pretiotissimam fecit, supra Ptolemaei imaginem jussit inscribi. Haec omnia ad te mitto. Die Angabe von den

der Curve im Berührungspunkte senkrecht ist. Man bedient sich aber hier statt des Wortes Perpendikel gewöhnlicher des Wortes Normale (s. Normale). Übrigens erklärt sich hieraus, warum man sagen könne, alle Halbmesser eines Kreises seien Perpendikel auf die Peripherie desselben.

Ein sphärisches Perpendikel ist ein Bogen eines größten Kugelkreises, der auf einen andern Kugelkreis senkrecht ist, welcher Bogen also letztgedachten Kugelkreis trifft, und, genugsam verlängert, durch dessen Pole geht (s. Kugel und Kugelkreise). (*Gartz.*)

PERPENDIKEL. Derselbe ist die einzig denkbare gerade Linie, der Radius, während alle Horizontallinien einer Peripherie angehörig und gekrümmt sind. Ein mechanischer Gegenbeweis ist unmöglich, weil wir eine sichtbar mit dem Lineale gezeichnete gerade Linie sogar mit unseren engen Instrumenten dergestalt in einen Kreis bringen können, daß sie sinnlich in allen Punkten mit demselben zusammenfällt. Eine reale Horizontallinie kann nicht mathematisch gerade sein, weil sie nur an der Fläche der Planetenkugel denkbar ist, und wenn sie mathematisch gerade wäre, zu einem gewissen Maße verlängert, aufhören würde, horizontal zu sein. Aus diesem Umstande, und dem, daß die Perpendikel, mathematisch betrachtet, nie parallel sein können, sondern alle divergiren, diese Divergenz aber in ihren geringeren Graden nicht sinnlich wahrnehmbar ist, läßt sich mit großer Bestimmtheit eine Norm für Begrenzung landschaftlicher Sujets abstrahiren. Alle gegebenen Cautelen, als: die Landschaft nicht breiter zu machen, als man ohne veränderte Richtung des Rumpfes und Kopfes durch Drehung der Augäpfel nach beiden Seiten sehen könne &c., sind nicht hinlänglich, um eine Norm und Regel zu geben, innerhalb welcher die Licenz des Künstlers sich frei bewegen kann. Allerdings noch nicht ganz einer subjectiven Unbestimmtheit entledigt, aber doch viel bestimmter, als die anderen, ist die Regel, die Breite der Landschaft nicht bis zu den Punkten auszudehnen, wo am weitest sichtbarem Horizonte die Perpendikel sichtlich divergiren, und die Horizontallinie sichtlich gekrümmt wird. Hieraus ergibt sich sogleich, weshalb bei sehr hohem Vordergrunde und sehr fernem Horizonte die Landschaft schmaler gehalten werden muß, als bei flachem Standpunkte und engerer Begrenzung des Gesichtskreises. Z. B. die oben angegebene Messung durch Drehung der Augen wird in allen Fällen, sei der Horizont nahe oder fern, eine gleiche Breite bestimmen, was doch nach den gegebenen Erörterungen als unzulässig erscheint, indem der übersehbare Bogen der Erdoberfläche mit der Ferne wächst. In der Natur ist es nicht wohl möglich, eine Divergenz der Perpendikel wahrzunehmen, weil wir nicht Gegenstände von so eminenter Höhe bei geringer Flächenausdehnung haben, daß sie aus bedeutender Ferne noch ihre Richtung wol zeigen können; leicht ist es aber, bei schnellem Umblicken die Krümmung der Horizontalgrenze wahrzunehmen.

Es ist nur die Schwere, das Streben des Körpers, welche alle nicht perpendiculären Linien sich um das Centrum, wenn auch nur annähernd, krümmen läßt, und die perpendiculäre Linie zu einer unwandelbar geraden spannt.

Man findet sich sehr unangenehm berührt, wenn eine Linie, welche perpendiculär sein soll, es nicht ist; während in einer flüchtigen Skizze die sichere sorglos vollbrachte perpendiculäre Richtung einen sehr angenehmen Eindruck macht, und gewissermaßen eine Befriedigung bringt.

Diese Vergegenwärtigung des Perpendikels scheint es zu sein, welche Architektonik, besonders Thürme, auch Mastbäume, Pappeln u. dgl. wirksam und einen eigenthümlichen Reiz verleihend, in den mehr kugelichten Landschaftspartien auftreten läßt. In demselben Sinne liebt man, wo die Baumstämme einer Waldstrecke unter den Gipfeln mit ihrer Wurzelanheftung sichtbar werden, perpendiculäre Stellung derselben, wenn nicht ungemeine Stärke die Richtung verdunkelt.

Wo der Perpendikel nicht wirklich sichtbar gemacht werden kann, muß er gefühlt werden durch die Thürmung der Massen (vgl. d. Art. Schwerpunkt), sonst ist die Landschaft oder Gruppe, oder Gestalt haltlos, schwankend, bilderartig. Es zeigt sich die besondere Kunst des Malers, wenn er in flüchtigen Baum-, Menschengestalten &c. diese Sicherheit der Stellung, diese Nothwendigkeit der Gestalt versinnlicht.

In den Organismen kommen perpendiculäre Richtungen kaum vor. Die Pflanzenstengel haben in den meisten oder allen Fällen eine schiefe Richtung. Das Thier, der Mensch würde durch einen Perpendikel in zwei an Masse und Gehalt sehr ungleiche Hälften getheilt werden. Aber durch besondere Formverhältnisse zeigt der Organismus in Ruhe, wie in Bewegung eine vorherrschend senkrechte Stellung, von deren Auffälligkeit wir eben gesprochen haben.

Es ist bemerkenswerth, daß das Auge so sehr empfindlich für Wahrnehmung des Senkrechten ist, und darf uns eine subjective Überzeugung von der Bedeutsamkeit dieser Richtung der Gestalt geben.

Deutlich perpendiculäre Richtung vergegenwärtigt die Gravitation in solchem Maße, daß es z. B. unmöglich ist, eine schwebende Gestalt in solcher Richtung darzustellen; das Auge müßte besorgen, sie falle augenblicklich herunter, oder sei irgendwo heimlich aufgehängt. Es ist auch in der That noch keinem Maler eingefallen, sich der fraglichen Richtung in solchem Falle zu bedienen. Man lasse nur die gefiederten stab- oder keulenförmigen Samen irgend einer großen Species aus der Familie der Syngenesisten in der Luft fliegen, und belausche den sonderbaren Zustand des Auges, welches sich gar nicht überzeugen will, daß der perpendiculär herabhängende Stab schwebe, sondern immer glaubt, denselben wie an einem Baldachin aufgehängt zu sehen.

Diese höchst lebhafte Vergegenwärtigung der Gravitation, der unsichtbaren, dunkeln Tiefe, des Strebens und Dringens in dieselbe hat wol im Sinne des Volkes mit zu Erweckung der Idee vom siderischen Pendel (vgl. d. Art.), wie ihn Kieser nennt, beigetragen.

In plastischen Kunstwerken, welche ihrer ganzen Er-

scheinung nach die Schwere oft mehr, als es dem Künstler lieb ist, vergegenwärtigen, hat man nicht danach gestrebt, den Perpendikel vor Augen zu führen, sondern vielmehr denselben zu verhehlen gesucht. Es existirt aber in der dresdener Sammlung ein antiker Amor, welcher in fast ganz perpendiculärer Richtung emporschweben wollend gebildet ist. Der Ausdruck dieses Hebens ist im Rumpfe wunderbar deutlich. Diese kleine Statue würde, wenn die Mittel, durch welche sie erreicht ist, und nicht so viele Thatsachen sprächen, leicht vermögend sein, die gegebene Theorie abzuweisen. Wir können aber nur sehen, daß das Genie des Künstlers keine Schranken und Regeln zu achten braucht, welche nur um das Gewöhnliche liegen.

Der Perpendikel macht seinen Einfluß noch weiter geltend. Ein Glied, welches sich ganz perpendiculär ausstreckt, erscheint gelähmt, wenn es herabhängt, wie ein Arm; erstarrt, wenn es sich aufstützt, wie ein Fuß.

Mit der erkannten Bedeutung des Perpendikels scheint es zusammenzuhängen, daß man die Säulen in ihren obern Durchmessern verjüngte, und eine Zwischenform des Cylinders und Kegels manchfach aufzustellen bemüht war.

Man ist auch in der gesammten Baukunst wenig geneigt, den Perpendikel frei heraustreten zu lassen, man unterbricht und verhüllt ihn vielmehr möglichst, als wollte man dadurch, daß man die Perpendikel auf intermediäre Flächen fallen, oder hängen läßt, das Auge oben und in den mittleren Räumen festhalten.

Der Perpendikel aus unterer Fläche ragend, ist endlich den alten Völkern das Symbol des Phallus (vgl. d. Art.). Er fällt hier zusammen mit der Pyramide, dem Symbol des Feuers. Diese Symbole können uns vielleicht darauf hinweisen, warum das Freie perpendiculär gesehen zum Falle zu bringen scheint, die erwähnte stehende Statue aber sich vor den Augen emporheben will. In der That läßt der Perpendikel immer das Streben zu einer Bewegung ahnen, dasjenige aber, welches schon den Erdboden berührt, kann sich nicht anders bewegen, als aufwärts, und so wäre es vielleicht eine Art bewußtloser Reflexion, die uns z. B. in dem angeführten concreten Falle den Willen des Künstlers so bestimmt erkennen läßt. Wie der Sinn eigentlich nie mit der bloßen Wahrnehmung zufrieden ist, so sieht er denn auch in dem aus dem Boden ragenden Perpendikel ein der Erde Angehöriges und aus ihr Strebendes, wie er im Hängenden das Hinabstreben zu bemerken gewohnt ist. Auf diese Art lassen sich alle scheinbar so verschiedenen ästhetischen und weiteren Bedeutungen des Perpendikels, wie sie von der concreten Erscheinung abhängen, wohl vereinigen.

(*D. G. O. Piper.*)

Perpenna, s. Perperna und Gallus Trebonianus.

Perpensum *Burm.*, s. Gunnera.

Perpera, s. Pepero (Numism).

PERPERENA (*Περπερήνα*), eine Stadt in Mysien, südöstlich von Adramytteion, mit einem Kupferbergwerke in der Nähe (*Strab.* XIII, 1, 607 *Cas.*). Plinius (N. H. V, 32) bezeichnet Perperene als civitas, Strabon zählt sie zu den *κατοικίαι*. Man hat diesen Ort für die spätere Stadt Theodosiupolis gehalten (*Hierokles p. 661.* Wessel.). Auch wurde hier ein sehr gerühmter Wein gewonnen (Galen περὶ εὐχυμίας p. 358. Mannert. Th. VI. 3. S. 426).

(*Krause.*)

PERPERNA. PERPENNA. Man findet beide Namensformen nicht nur bei *lateinischen* [1]) und griechischen [2]) Schriftstellern und zwar öfters von demselben Individuum, durch handschriftliche Auctorität hinreichend beglaubigt, sondern auch auf Inschriften und *Münzen* zahlreich Perperna's wie Perpenna's mit ihren beiderseitigen Derivatis. So z. B. gibt allein der Scaliger'sche Inder zum Gruter'schen Corp. Inscr. (p. 233) mehre Perpenna Argyrus, P. Charico, P. *Eutychus*, P. Favor, P. Firmius, P. Lura, P. Philo und *Perpennianus*, neben nicht wenigen Perperna Argyrus, Perperna *Fructus*, Perperna Magnus, P. Ombale (?), P. Statutus, P. Tertius und zahlreichen Perpernia's, Perpernianus, Perpernius [3]). Mithin haben beide Formen gleiche äußere Beglaubigung; daher wäre es unangemessen, die eine von beiden, wie mehre Gelehrte früher gethan haben, ganz zu verwerfen, vielmehr müssen wir die eine für eine mildere, die andre für eine härtere erklären, wovon die Schriftsteller der eine diese, der andre die andre, ja ein und derselbe Schriftsteller bald diese, bald jene vorgezogen haben mag [4]). Was es mit diesem Namen für eine Bewandtniß hat, ist schwer zu sagen; einer römischen Gens gehörte er gewiß nicht an; daß es eigentlich ein Sabinischer Familienname war, hat man, *ich weiß nicht*, aus welchen Gründen, vermuthet. — Ich *erinnere hier nur an* folgende bekanntere Personen dieses *Namens*. *1) Ein M.* Perperna wurde während des Kriegs gegen den macedonischen König Perseus, mit L. Petillius von den Römern als Gesandter an den illyrischen König Gentius geschickt, von diesem Fürsten mit seinem Collegen ins Gefängniß geworfen, aus dem sie erst der Sieg des Prätor Anicius befreite; Anicius entsandte Perperna nach Rom, um die Nachricht von der vollständigen Vernichtung und Gefangennehmung des Gentius dahin zu bringen [5]).

2) M. Perperna, der Besieger des Aristonicus. Nach Valerius Maximus (III. 4, 5) ist, nachdem sein Leben triumphirt hatte, sein Tod durch das Papische Gesetz verurtheilt worden; denn seinen Vater habe man, weil er sich unbefugt die Rechte eines römischen Bürgers angemaßt hätte,

---

1) Man vergl. die Ausleger zu *Nep.* Cat. I., [wo alle Manuscripte, die Van Staveren verglichen hat, Perpenna haben; dasselbe scheint der Fall zu sein bei Jul. Obseq. (de prodig. 113)] Arntzenius (zu *Vict.* Epitom. c. 30), Sigonius und Drakenborch (zu *Liv.* XLIV. 27, desgl. zu *Liv.* epitom. LIX), Burmann (zu *Vellej. Paterc.* II. 4), Ausleg. (zu *Justin.* XXXVI, 4), Duker (zu *Flor.* II, 20, 6. III, 22, 9). Grävius (zu *Cic.* pro Rosc. Com. 1) behauptet: Nullos Romani norunt Perpennas sed Perpernas. 2) Bei Appian findet sich überall, ebenso bei Plutarch (Sertor. 15, 25. Pompej. 10, 17. 8, 20) ein *Περπέννας*, dagegen bei Strabo (XIV, 646) *Περπέρνας*. 3) *Rasche*, Lexic. III, 954. 4) Vergl. *Heinrich* in *Cic.* Oratt. pro Scaur. Tull. Flacc. etc. p. 10. *Zumpt* in *Cic.* Verr. I, 55: Sermo communis *Perpennam* voluit, sed servavimus tamen (Perpernam), quia et h. l. tres Lagoma. habent et V, 58, qui optimi existimantur, et sic in fastis Capitolinis est. 5) *Liv.* XLIV, 27. 32. *Appian.* Maced. XVI, 1.

und deshalb durch die Anklage eines Sabeller gerichtlich belangt worden wäre, in seine Heimath zurückzukehren gezwungen. Ist in dieser Anekdote der Name lex Papia richtig, so müßte dieses jedenfalls eine andre, als die im J. d. St. 688, v. Chr. 65 vom Volkstribun C. Papius gegebene sein, durch welche, mit Ausnahme eines gewissen Glaucippus, alle Peregrinen, die nicht geborne Italiener waren, aus Rom entfernt wurden[6]); denn da Perperna bereits 129 v. Chr. gestorben ist, so hat doch sein Vater unmöglich durch ein 64 Jahre später gegebenes Gesetz verurtheilt werden können; überdies soll ja dieser von einem Sabeller zurück verlangt worden sein, also müßte er mindestens Italiener mithin gegen die Wirkung jener lex geschützt gewesen sein; wie hätte auch damals der Sohn eines Nicht-Italieners es nur soweit in Ehrenstellen bringen können, als unser M. Perperna? Ich vermuthe daher, daß es lange vor der lex Papia vom J. 65 eine andere lex dieses Namens gegeben hat, welche entweder die italienischen Städte, diejenigen ihrer Mitbürger, die sich in Rom niedergelassen hatten, ohne in ihrer Heimath ihre Familie zurückzulassen, zurückzufodern berechtigte, oder, eine Vorgängerin der lex Licinia Mucia de civibus regundis vom J. 659 d. St., 95 v. Chr., die socii, welche sich als römische Bürger gerirten, jeden in seine Heimath zurückschickte. — Genug, der Sohn von diesem Perperna wurde im J. 624 d. St., 130 v. Chr., mit C. Claudius Pulcher zum Consulat erhoben, und zum Nachfolger von P. Licinius Crassus Mucianus im asiatischen Kriege gegen Aristonicus bestimmt. Auf die Nachricht vom Tode dieses seines Amtsvorgängers und der Vernichtung von dessen Armee eilte er nach Asien, überraschte den Feind, der mit großer Sorglosigkeit auf seinen Lorbeern ausruhte, vernichtete ihn gleich beim ersten Zusammentreffen, sodaß er seine Truppen im Stich ließ und fast allein nach Stratonicea floh; auch hierher verfolgte er ihn, belagerte die Stadt und zwang ihn, sich ihm auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Perperna ließ nun die Pergamenischen Schätze einpacken und schickte sie sammt dem gefangenen Aristonicus nach Rom, wo er unzweifelhaft die Ehre des Triumphs erhalten hätte, wenn er nicht vorher auf seiner Rückreise in der Nähe von Pergamum plötzlich erkrankt und gestorben wäre[7]). Ich zweifle nicht, daß dieser Perperna eine Person mit dem Perperna ist, welcher den durch die Umtriebe eines syrischen Sklaven, Namens Eunus, in Sicilien aufgeregten furchtbaren Sklavenaufstand, dessen ein Manilius, ein Lentulus, ein Prätor C. Piso, ein Proprätor L. Plautius Hypsäus nicht Meister werden konnte, beendigte, eine Begebenheit, die wahrscheinlich ins J. 621 d. St. gehört; Perperna besiegte die Sklaven in einer Schlacht, und als sie darauf nach der Stadt Enna flohen, belagerte er sie hier und zwang sie durch Aushungern, sich ihm zu ergeben; sie wurden auf seinen Befehl gefesselt und erlitten den schimpflichen Tod am Kreuze; Perperna, um nicht die Würde des Triumphs durch Sklavennamen zu entweihen, begnügte sich mit der Ovation. Der Name Perperna's beruht hier freilich, meines Wissens, ganz allein auf dem Zeugniß von Florus (III, 19); dennoch kann ich ebenso wenig als Ducker mich davon überzeugen, daß zwei Mal bei Florus, blos durch die Schuld der Abschreiber, dieser Name für P. Rupilius gesetzt sei. Es lassen sich auch sehr wohl die Leistungen beider Männer, des Rupilius und Perperna, in diesem Sklavenkriege unterscheiden. Überdies hat es große Wahrscheinlichkeit, daß Perperna eben seiner im sicilischen Sklavenkriege erworbenen Verdienste wegen, das Consulat und das Commando im asiatischen Sklavenkriege erhalten habe; denn das war ja der Krieg gegen Aristonicus. Sicherlich ist er auch der Perperna, welcher dem Dianen-Tempel von Hierocäsarea Asylie bewilligte[8]).

3) M. Perperna Vento, ein Mensch von geringen Fähigkeiten, bei ungemessener Eitelkeit, bei grenzenlosem Dünkel und Ehrgeiz, der auf seinen Reichthum und seine adlige Geburt sich nicht wenig zu Gute that. In dem Bürgerkriege zwischen Marius und Sulla schloß er sich an die Marianische Partei an; ihre Unterstützung war es vermuthlich, durch die er zur Prätur gelangte[9]); als diese Partei in Italien vernichtet ward, behauptete er sich einige Zeit in Sicilien mit Allem, was sich von der besiegten Partei dahin geflüchtet hatte. Sulla schickte den jungen Pompejus mit einer bedeutenden Truppenmacht gegen ihn, wodurch er sich sehr bald veranlaßt sah, Sicilien zu räumen. Es scheint, daß sich Perperna damals noch länger in Sicilien hätte behaupten können und aus freundlichen Rücksichten für Pompejus die Insel früher verlassen habe; denn mehre erklärten das spätere Benehmen des letztern gegen den erstern für ein undankbares Vergessen des in Sicilien Geschehenen[10]). Als sich später, nach Sulla's Tode, der damalige Consul M. Ämilius Lepidus im J. d. St. 676, v. Chr. 78 anschickte, die vormalige Marianische Partei um sich zu sammeln, Sulla's Einrichtungen umzustoßen, und die Senats- oder Sullanische Partei zu stürzen, endlich das Jahr darauf von seiner Provinz Gallien aus mit einer Armee in Italien einrückte, und durch ein glänzendes Manifest alle Freunde der Freiheit auffoderte, sich mit ihm zu vereinen: schloß sich auch Perperna ihm an und übernahm ein Commando unter ihm. Lepidus wurde indessen vor den Thoren Roms von Catulus geschlagen, seine Anhänger zerstreuten sich, er selbst floh nach Sardinien, wo er bald darauf starb. Was sich aber von seinem Heer noch gerettet hatte und der vom Senat verkündigten Amnestie mistraute, wurde von Perperna nach Spanien geführt, wo damals ein Mann von ausgezeichnetem Talente für Kriegführung und Civiladministration, mit einem Wort der eines bessern Schicksals würdige Sertorius mit glänzendem Erfolge die Interessen der Marianischen Partei vertrat, die an ihm den begabtesten und ritterlichsten Chef hatte[11]). Perperna hatte bei seinem Einmarsch in Spanien die Absicht, gegen

6) *Dio Cass.* XXXVII, 9 fin. *Cic.* c. Rull. I, 4. de offic. III, 11. pro Arch. 5. pro Balb. 23 und vielleicht auch ad Attic. IV, 16. p. 66 b. 7) Vergl. *Strab.* l. c. und den Artikel Pergamenisches Reich. III, 16. S. 419.

8) *Tac.* Ann. III, 62. 9) *Vellej.* II, 30. M. Perperna *praetorius*, gentis clarioris quam animi. 10) *Plut.* Pompej. 10 et 20. 11) *Appian.* b. c. I, 107.

hierher seine Zuflucht zu nehmen[17]). Der Schauplatz der Gräuelthat war die Stadt Osca[18]). Zu gleicher Zeit wurde seine Leibwache, die ihn überall hin begleitete, auf Geheiß der Geschworenen getödtet[19]). Nach diesem Mord gerirte Perperna sich als Sertorius' Nachfolger im Obercommando; es zeigte sich aber bald, daß er ebenso wenig zu befehlen, als zu gehorchen verstünde. In seiner Armee, selbst unter den Römern, herrschte, als die That ruchbar wurde, der allgemeinste Unwille gegen die Mörder, das tiefste Mitleiden gegen den Ermordeten; der Tod hatte, wie immer, so auch hier seine versöhnende Kraft ausgeübt; man vergaß, was von Sertorius Kränkendes, Beleidigendes ausgegangen war, und erinnerte sich nur an die Vorzüge, die ihn ausgezeichnet hatten; als sich aber bei Eröffnung seines Testaments fand, daß er Perperna zu einem seiner Erben ernannt hätte, wuchs der Unwille gegen den Letzteren zur Empörung; man sah, daß er nicht allein gegen seinen Chef und General, sondern auch gegen seinen Wohlthäter und Freund eine so abscheuliche That verübt hätte. Die meisten der bei der Armee anwesenden Iberer verließen augenblicklich Perperna, schickten Abgeordnete an Metellus und Pompejus, und ergaben sich diesen auf leidliche Bedingungen; die zurückbleibenden Truppen suchte Perperna die einen durch Geschenke oder Versprechungen zu gewinnen, die andern durch Drohungen in Schrecken zu setzen; einige tödtete er zum abschreckenden Beispiel für die Übrigen. Dann suchte er die Städte dadurch für sich zu gewinnen, daß er diejenigen ihrer Bürger, die auf Sertorius' Befehl gefangen gehalten wurden, aus dem Gefängniß entließ und auch die von den Spaniern gestellten Geiseln zurückgab. So erlangte er allerdings, daß man ihm als Feldherrn gehorchte, denn er war einmal im Range der nächste nach Sertorius; aber es fehlte darum nicht an Unzufriedenheit, um so weniger, da Perperna, sowie er Vertrauen zu seiner Lage gefaßt hatte, sich auch höchst grausam zeigte und selbst drei der Vornehmsten, die mit ihm aus Rom geflohen waren, dazu seinen leiblichen Vetter (ἀδελφιδοῦν), tödtete. Metellus fand es für unnöthig, gegen einen solchen Gegner zwei Feldherren und zwei Armeen aufzustellen. Er überließ Pompejus allein die Besiegung Perperna's, er selbst übernahm die Beruhigung des übrigen Spaniens. Einige Tage lang kam es nur zu kleinen leichten Gefechten zwischen Perperna und Pompejus, man wollte sich erst gegenseitig kennen lernen; am zehnten Tage kam es zur Entscheidung; Pompejus hatte seinen Gegner zu sehr verachten gelernt, um diese länger hinauszuschieben, Perperna aber glaubte, so lange die Truppen ihm noch gehorchten, das Glück der Waffen versuchen zu müssen. Der Sieg über ihn war leicht: es fehlte ihm ebenso an Feldherrntalent als seinen Truppen an Eifer für ihn und Bereitwilligkeit. Pompejus schickte zehn Manipeln gegen ihn, denen er den Befehl gab, sich zum Schein zu zerstreuen; Perperna ging in die Falle und ließ sich dadurch zu unbesonnener Verfolgung verlocken; worauf Pompejus plötzlich mit der ganzen Armee hervorbrach und ihm die vollständigste Niederlage beibrachte; der größte Theil von Perperna's Unterfeldherren blieb in der Schlacht; er selbst versteckte sich im Gebüsch; er fürchtete sich vor seinen eignen Soldaten noch mehr als vor dem Feinde; hier fanden ihn einige feindliche Reiter, die ihn hervorzogen, und unter den Verwünschungen seiner eignen Leute, von welchen er laut Mörder des Sertorius genannt wurde, zu Pompejus führten. Perperna war jetzt ehrlos genug, um von einer neuen Infamie seine Rettung zu hoffen; er hatte sich in den Besitz von Sertorius' Papieren gesetzt; darunter befanden sich auch mehre eigenhändige Schreiben von verschiedenen hochgestellten Personen in Rom, selbst einigen Consularen, die mit der Gegenwart unzufrieden, Sertorius darin einluden, nach Italien zu kommen und ihm schrieben, wie die Sehnsucht nach einem Umsturze der Dinge und einer neuen Revolution weit verbreitet sei. Diese Papiere bot er Pompejus an. Pompejus erkannte augenblicklich die Gefahr, die das Bekanntwerden einer solchen Correspondenz für den Staat haben konnte: er ließ alle Papiere, die man in Sertorius' Nachlaß gefunden hatte, herbeibringen, und ohne sich oder einem Andern die Einsicht derselben zu gestatten, alsbald verbrennen und in aller Eile Perperna hinrichten. Obgleich manche persönliche Rücksicht für ihn zu sprechen schien, so überwog doch das hohe Staatsinteresse[20]). Nach Appian hat Pompeius seine Hinrichtung angeordnet, ohne ihn nur vor sich zu lassen, um sich selbst vor der Möglichkeit einer persönlichen Mittheilung gefährlicher Geheimnisse zu schützen[21]). Alsbald nach Perperna's Hinrichtung begab sich der größte Theil seiner Truppen unter Pompejus' Schutz und wurde von ihm zu Gnaden aufgenommen[22]).

4) M. Perperna ist am meisten dadurch bekannt, daß er ein Alter von 98 Jahren erreichte; daher er unter den Beispielen von bemerkenswerth hohem Alter aufgeführt wird. Da er im J. 705 d. St., 49 v. Chr., gestorben ist[23]), so muß er, wenn es mit der Angabe des Plinius[24]) von den 98 Jahren seine Richtigkeit hat, im Jahre 607 geboren sein; er war mithin im J. 662 d. St., 92 v. Chr., in welchem er das Consulat mit C. Claudius Pulcher bekleidete, 54, und im J. 668 d. St., 86 v. Chr., in welchem er mit L. Marcius Philippus die Censur verwaltete, 60 Jahre alt. Er überlebte alle Senatoren, welche zu der Zeit seines Consulats Mitglieder dieses Raths waren, und bei seinem Tode lebten nur noch sieben von allen Senatoren, die er als Censor bei

17) *Liv.* Epitom. XLVI. Sertorius a M' Antonio et M. Perperna et aliis conjuratis in convivio interfectus est octavo ducatus sui anno, magnus dux et adversus duos imperatores Pompejum et Metellum saepe par, vel frequentius victor, ad ultimum desertus et proditus. *Plut.* Sert. 26. Pompej. 20. *Eutrop.* VI, 1. *Oros.* V, 23. 18) Es wird nämlich bei Vellejus (II, 30) statt M. Perperna — Sertorium inter coenam Etoscae interemit und bei Strabo (III. p. 160) statt ἐτελεύτα δὲ νόσῳ dort Oscae, hier δ' ἐν Ὄσκῃ verbessert. 19) *Appian.* c. 113 fin.

20) *Liv.* Epit. XCVI. Imperium partium ad Marcum translatum est, quem Cn. Pompeius victum captumque interfecit. *Plut.* Sert. 27. Pomp. 20. 21) *Appian.* c. 115. 22) *Cic.* Verr. V, 58. 23) *Dio Cass.* XLI, 14. 24) *Plin.* N. H. VII, 48.

lichen Esplanade, welche 5—6000 Soldaten, in Schlachtordnung gestellt, zu fassen vermag. Über den Namen und das Alter von Perpignan sind die Ansichten verschieden. Nach von *Marca's* Hispaniae lib. I. p. 20 steht die Stadt an der Stelle des römischen Municipiums Flavium Eburosum, und er fand sie bereits auf zwei Landkarten verzeichnet, deren erste in das dreißigste Regierungsjahr Karl's des Einfältigen, die andere in das fünfte Regierungsjahr Lothar's gehörte und welche zu seiner Zeit sich bei den Urkunden der Kirche zu Elne befanden. Die Ableitung des Namens von Perre (Pierre) Pigna, welcher das erste Haus in der Stadt erbaut haben soll, verwirft dagegen Marca gänzlich. Im J. 813 wurde die alte Kirche zu St. Johann erbaut und 1324 legte Sancho, König von Majorca, den Grundstein zu der neuen Kirche St. Johann, welche 1493 vollendet wurde, und seitdem Papst Clemens VIII. im Jahre 1604 die Verlegung des Bisthums von Elne nach Perpignan gestattete, als Kathedrale dient. Im J. 1349 errichtete Peter III. König von Aragonien hier eine Universität; 1408 hielt der Gegenpapst Benedict XIII. ein Concil in Perpignan. Die Wichtigkeit, welche die Stadt ihrer Lage verdankt, indem sie die von Roussillon nach Catalonien führende Straße beherrscht, trug schon früh zu ihrer starken Befestigung bei. Im J. 1475 wurde sie von Ludwig XI. nach einer achtmonatlichen Belagerung eingenommen. Bei derselben zeichnete sich der Patricier*) Johann Blanc vorzüglich aus. Die Franzosen hatten seinen einzigen Sohn gefangen genommen und boten dessen Befreiung für die Übergabe der Stadt an, drohten aber auch zugleich, ihn, wenn diese verweigert würde, zu tödten. Blanc blieb unerschütterlich, und obgleich ihm sein König, Johann II. von Aragonien, erlaubt hatte, die Stadt zu übergeben, so vertheidigte er sie doch acht Monate lang und übergab sie erst, als Hunde, Katzen, Ratten, ja alles Leder verzehrt war. Er verlor seinen Sohn, erwarb aber dafür seiner Vaterstadt den Namen der sehr getreuen und sich die Unsterblichkeit in der Geschichte derselben. Eine zweite Belagerung erlitt Perpignan 1542 durch König Franz I. und dies bewog den Kaiser Karl V., auf einem die Stadt beherrschenden Hügel eine Citadelle anzulegen, welche 1577 unter seinem Sohne Philipp II. vollendet wurde. Noch zeigt man die Stelle, wo Karl bei einer nächtlichen Ronde eine schlafende Schildwacht fand, diese in den Wallgraben stürzte und so lange ihre Stelle vertrat, bis er abgelöst wurde. Diese Citadelle enthält ein kleines aus acht Thürmchen bestehendes, quadratförmiges Kastell, welches in alten Zeiten den Grafen von Roussillon zur Wohnung gedient haben soll. Im J. 1642 eroberte Ludwig XIII. die Stadt, Ludwig XIV. ließ ihre Befestigungswerke durch den berühmten Vauban vermehren und verstärken, und 1823 sind sie fast ganz erneuert worden. Seit 1819 befindet sich in der Nähe der Stadt eine königliche Schäferei von Tibetziegen, welche gut fortkommen. Der Bezirk Perpignan enthält auf 25,35 □M. die sieben Cantone: Latour, Millas, Ost- und Westperpignan, Rivesaltes, St. Paul de Fenouillet und Thuir mit 85 Gemeinden und 68,982 Einwohnern. Die vereinigten Cantone Perpignans enthalten 21 Gemeinden mit 13,360 und 12,624 Einwohnern. (Nach Expilly und Barbichon.) *(G. M. S. Fischer.)*

*) Die Bürgermeister von Perpignan hatten seit den ältesten Zeiten das Recht, jedes Jahr am 16. Juni mehre Bürger zu adeln, indessen wurde im J. 1691 die zu adelnde Zahl auf zwei festgesetzt. Die Rechte, welche die sogenannten Bourgeois-nobles erhielten, waren bedeutend und erbten fort. Sie berechtigten sogar zur Erlangung der Malteserritterwürden.

PERPINIANUS (Petrus Joannes) (franz. P. J. de Perpignan), war in der Stadt Elche im Königreich Valencia in Spanien geboren um 1530. Frühzeitig schon zeigte er eine entschiedene Naturanlage zur Beredsamkeit, durch die er sich später so glänzend auszeichnete und die Anerkennung der vorzüglichsten Zeitgenossen erwarb. Schon in seinem 21. Jahre trat er in die Gesellschaft Jesu, die damals in Spanien erst feste Wurzel geschlagen und sich große Theilnahme bei Hohen und Niedrigen erwarb. In diese wichtige Zeit des Aufblühens der kaum ins Leben getretenen religiösen Gesellschaft, die zu allen Zeiten nur von der Natur Reichbegabte als Glieder aufnahm, fällt die Aufnahme Perpinian's, und sehen wir von dem Geist jener durch eigenthümliches Gelübde und wohlberechnete Gesetze verketteten Gesellschaft ab, so hat sie unbestreitbar das große Verdienst, daß sie in dem damals verfallenen kirchlichen Leben der katholischen Kirche ein neues Leben erregte, und so derselben dem erstandenen Protestantismus gegenüber in sich eine neue sichere Stütze gründete, indem sie nicht blos durch Predigt für den Katholicismus im Volke wirkte, sondern auch durch entsprechenden Unterricht die eigenen Glieder für ihre keineswegs leichte Bestimmung zu befähigen wußte. Perpinian begann, den Einrichtungen der Gesellschaft gemäß, seine jesuitische Laufbahn zu Coimbra in Portugal mit vorzüglichem Erfolg vermöge seiner ausgezeichneten Beredsamkeit, und nicht minder als Knabenlehrer am dortigen jesuitischen Gymnasium, wie er selbst sagt in dem nachher zu erwähnenden Briefe an Adornus. Zeugniß seiner Thätigkeit hier sind fünf Reden; eine: De Societatis Jesu gymnasiis et de ejus docendi ratione habita Kalend. Octob. 1555; die zweite: Laudatio funebris Ludovici Principis Joannis III., Lusitaniae regis, m. Decembri a. 1555; die drei folgenden bilden drei Bücher, je eine eins, der: Laudatio in B. Elisabetham, Lusitaniae reginam, a. 1556, 1557, 1558. Von hier aus ward er nach Italien gesandt, wo er sich in Rom als Lehrer und Redner ebenso auszeichnete, und den Beifall und die Bewunderung eines Paolo Manuzzi, Ant. Muret und Q. Marius Corradus [1]) erwarb, wie die Urtheile dieser Männer über ihn, und die mit demselben gewechselten Briefe beweisen. Die erste in Rom, im Gymnasium der Gesellschaft Jesu, gehaltene Rede ist: De Rhetorica discenda, hab. cum schola Rhetoricae praepositus, ad explicandos M. Tullii de Oratore libros aggrederetur, pridie non. Nov. 1561. Darauf hielt er verschiedene Reden vor den Car-

1) *Pauli Manutii* epist. ad Zerbinum Ritium. Lib. VII. epp. *Ant. Mureti* Variarum lectt. XV, 1. Die Urtheile des Corradus befinden sich in dessen Briefen an Perpinian.

dort nur wenige Monate gewirkt hat, im Collegium von Clermont, Calend. Novembri anno 1566 nur 36 Jahre alt, nachdem er 15 Jahre als Jesuit gewirkt hatte [3]). Das Bedauern über das so frühe Dahinscheiden eines so reichbegabten Mannes war allgemein.

Die Ausgaben sind: Orationes XVIII. access. orationes V. Presbyterorum Soc. Jesu Romae dictae. (Romae 1589. Monast. 1602. Colon. Agrip. 1623. 12.) *P. Jo. Perpiniani* orationes duodeviginti, nunc pr. in Germania in lucem editae. (Ingolst. 1595). Besonders: De vita et moribus B. Elisabethae etc. (Colon. Agr. 1609.) Andere Reden auch in Sammlungen. Die Briefe erschienen: *P. Jo. Perpiniani* Aliquot Epistolae, ed. *Fr. Vavassore*. (Paris. 1683) mit einer Vorrede von Joan. Lucas. Die Ausgaben der Reden enthalten Vorreden in Briefform von Franc. Bencius und Horat. Tursellinus, und die des letzteren namentlich die Urtheile der Zeitgenossen über Perpinian. Eine Gesammtausgabe seiner Schriften ist: *Perpiniani* Opera. (Romae 1749). 4 Bde. mit Perpinian's Portrait, von Pet. Lazer besorgt. Der 4. Bd. enthält: *P. Lazeri* De vita et scr. Perpiniani diatriba. Indessen fehlen dieser Ausgabe die fünf Briefe in Zachariá excursus liter. (I. p. 283 sq.) (*W. Hoffmann.*)

PERPOLI, ein Marktflecken im Bezirke von Borgo a Mozzano des Herzogthums Lucca, zur Commune Gallicano gehörig, im höchsten und nördlichsten Theile des Herzogthums. Die Viehzucht und der große Reichthum an verschiedenem Marmor und anderen Steinarten geben der Umgegend ein besonderes Interesse. (*G. F. Schreiner.*)

PERPRESSA. Bei Plinius (Hist. nat. XXI, 77; XXVI, 55) ein mit Bacchar (*βάκχαρις Diosc.* mat. med. 3, 44), welches wahrscheinlich unsere Conyza squarrosa ist, synonymer Pflanzenname. (*A. Sprengel.*)

Per Procura, s. Procura.

PERQUAIM, kleine Insel in dem zur südenglischen Grafschaft Dorsetshire gehörigen Poolehaff, in welches bei Wareham an der Westspitze der From mündet. Sie wird auch Pelham genannt. (*G. M. S. Fischer.*)

PERQUIMANS, PERQUIMINS, PERQUMANS. 1) P., Fluß im nordamerikanischen Staate Nord-Carolina, welcher sich unter 36° 5′ nördl. Br. und 76° 32′ westl. L. von Greenwich in das atlantische Meer ergießt. 2) P., Grafschaft des ebengenannten Staates, grenzt nördl. und östl. an Pasquotank, südl. an Albemarle, westl. an Chowan und nordwestl. an Gates. Im Norden, wo eine Strecke des Dismalswamp in das an Reis reiche Land tritt, bildet der Perquimins, an welchem auch der Hauptort Hertford liegt, den Grenzfluß. (*G. M. S. Fischer.*)

PERRACHE (Michel), Bildhauer, geboren zu Lyon, den 12. Juli 1685. Mit sechszehn Jahren ging er auf Reisen, und besuchte behufs seiner Studien verschiedene Akademien in Italien, sodann auch Antwerpen. Zu dieser Zeit wurde ihm die Decoration der Kirche von Mecheln übertragen; seine Arbeit erwarb ihm, als Beweis großen Beifalls, das Bürgerrecht der Stadt. Im J. 1717 ließ er sich in Lyon nieder. Seine Werke befinden sich hier in vielen Kirchen und Gärten, doch sind sie noch keiner gründlichen Beurtheilung unterworfen worden, weil Perrache keine Epoche in der Kunst gemacht hat. Er starb am 21. Dec. 1750. Der Sohn des Michel Perrache war ebenfalls Bildhauer, hat jedoch nichts Bemerkenswerthes geleistet, und wird hier nur deshalb genannt, weil ein Damm bei Lyon seinen Namen trägt. Perrache machte nämlich im Jahre 1765 Vorschläge, die Stadt Lyon nach Süden auszudehnen; man ging darauf ein und legte zu dem Zwecke den genannten Damm an. Die weiteren Vorarbeiten wurden zu verschiedenen Zeiten begonnen, aber immer wieder unterbrochen, bis man zuletzt das Ganze für unzweckmäßig hielt und liegen ließ. Die öffentliche Bibliothek zu Lyon besitzt von diesem letzteren Perrache mehre Manuscripte. Er starb 1779. (*Piper.*)

PERRAINDA. 1) P., District der vorderindischen Provinz Aurungabad, welcher im Nordwesten an Ahmednuggur, im Nordosten und Osten an den Staat des Nizam, im Süden an Solapoor, im Südost an Bejapoor und im Westen an Jooneer grenzt. An der diesen District bewässernden Seena liegt unter 18° 18′ nördl. Br. und 63° 18′ östl. L. 2) P., Districtsstadt mit einem großen, doch dem Verfall nahen Fort. (*G. M. S. Fischer.*)

PERRAULT (Charles), ein Sohn des Parlamentsadvocaten Peter Perrault aus Tours, war zu Paris 1628, den 12. Januar, oder nach einer anderen und der gewöhnlichen Angabe um 1626 geboren [1]). Von der Natur mit vorzüglichen Fähigkeiten begabt, ergab er sich der Rechtswissenschaft, um die Laufbahn des Vaters zu betreten, widmete sich aber aus Vorliebe dem Studium der schönen Wissenschaften. Wir sehen ihn zuerst auf der

3) Diese Angaben sind der Bibliotheca scriptorum Soc. Jesu opus incept. a *Petro Ribadeneira* contin. a *Phil. Alegambe* (Romae 1676. Fol.) p. 677 entlehnt. Falsch ist die Angabe in *Teissier*, Les Eloges des hommes sçavans (Utrecht 1696). P. I. p. 307: il mourut dans le Collége de Clermont, à peine âgé de quarante ans, au grand regret de ceux qui aimoient les Lettres, et fut enterré à St. Benoit.

1) Die unmittelbaren Quellen einer Biographie Perrault's sind die Schriften der Zeitgenossen, die mit ihm näher verkehrten; ferner seine eigenen: Mémoires, contenant beaucoup de particularités et d'anecdotes intéressantes du Ministère de Colbert (publiés par *Patte*.) Avignon [Paris] 1759. 12. Sie umfassen den wichtigen Zeitraum seines Lebens vom J. 1662—1683, die Zeit des Staatsdienstes, sind zunächst nur für seine Kinder geschrieben, in einer Weise, welche die Vortrefflichkeit seines unbescholtenen Charakters beweist. Es scheint, als habe er Zeugniß über seine öffentliche Thätigkeit ablegen wollen. Ein besonderer Zeuge ist de Laboureur in der Epistre dédicatoire vor dem von ihm besorgten Recueil de divers ouvrages, der jedoch nicht unbefangen war. Ferner bietet Mehres Abr. Baillet (in seinen Jugemens des Savans, nouv. éd. par *de la Monnoye*. T. IV. P. II. p. 592 sqq.), Moreri (Dictionnaire. T. VII), Biographie univers. (T. XXXIII), worin die Biographie trotz ihrer Unvollständigkeit und Flüchtigkeit zu den besseren gehört. Niceron (Mém. T. XXXIII. p. 268 sq.) ist sehr oberflächlich, und brauchbar beinahe nur in den bibliographischen Angaben. Gar nichts mehr gibt Rotermund in der Fortsetzung von Jöcher's Werk. d'Alembert's Eloge auf Perrault befindet sich in der Histoire de l'Acad. franc. T. I, auch im zweiten Bande seiner Oeuvres philosophiques, histoir. et litér. (Paris 1821.)

Schulbank im Collège zu Beauvais, wo er schon durch seine scholastische Disputirweise die Aufmerksamkeit auf sich zog, und das verrieth, wodurch er sich später auszeichnete. Kaum hatte er seine Studien vollendet, als er von einem Freunde veranlaßt mit zweien seiner Brüder, dem Arzt und Architekten, nebst dem Doctor der Sorbonne, die Übersetzung des sechsten Buches von Virgil's Äneide in Scarron's Weise unternahm. Diese Arbeit blieb zwar ungedruckt, aber nicht unbekannt. Voltaire und Marmontel bezeichnen darin als die besseren Verse:

> J'aperçus l'ombre d'un cocher,
> Qui, tenant l'ombre d'une brosse,
> Nettoyait l'ombre d'un carrosse.

welche dem letztgenannten Bruder angehören. Auf diese Arbeit folgte eine andere poetische: **Murs de Troie ou de l'origine du burlesque**, die ebenfalls, wie eine Nachricht sagt, von den drei Brüdern, oder nach einer anderen von Charles und Claude Perrault im Verein mit ihrem Freunde Beaurain, verfaßt wurde. Davon erschien nur der erste Gesang im J. 1653. Zu Gunsten des Bruders Pierre entsagte Charles der mit Glück begonnenen Laufbahn im Rechtswesen und beschäftigte sich ausschließlich mit den schönen Wissenschaften. Sein **Portrait d'Iris** erregte Aufsehen, obwol es Boileau lächerlich machte; sein **Dialogue de l'amour et de l'amitié** gefiel Fouquet so außerordentlich, daß er denselben auf Velinpapier schreiben und mit schönen Miniaturgemälden verzieren ließ. Zwei Oden, auf den Frieden in den Pyrenäen, sowie auf die Heirath des Königs gewannen ihm Colbert's Aufmerksamkeit, durch den er einen seiner Neigung und seinen Fähigkeiten entsprechenden Wirkungskreis erhielt. Colbert machte ihn im J. 1664 zum **Premier Commis des Batiments du Roi**, während er selbst Surintendant war. Nachdem Colbert Perrault's Fähigkeiten für dessen Stellung und seine Absichten näher kennen gelernt hatte, erhob er denselben zum **Controleur Général**. Dadurch öffnete sich für Perrault ein Feld, wo er sich heimisch fühlte und mit der vollsten Thätigkeit wirkte. Seine in den damaligen Verhältnissen bedeutungsvolle Stellung gab ihm einen großen Einfluß; er benutzte denselben aber nur zu edlen Zwecken, und hat sich durch diese Wirksamkeit ein nie zu vernichtendes Zeugniß über seinen würdigen Charakter und sein höheres Streben gegründet. Beförderung der Künste und Wissenschaften galt ihm als die höchste Angelegenheit; deshalb fanden alle Künstler und Gelehrte in ihm einen Gönner. Aus diesem Verkehr erwuchs ihm aber auch wieder der Vortheil, alle und unter diesen die vorzüglichsten kennen zu lernen, welche die Auszeichnung verdienten. So erreichte er seinen Zweck, mitzuwirken, daß die Künste und Wissenschaften zu der eigenthümlichen Blüthe gediehen, wodurch sich Ludwig's XIV. Zeit auszeichnet; so entsprach er dem Vertrauen, welches Colbert in ihn gesetzt hatte. Eine anerkannte Thatsache ist es zwar, daß die Kunstbildungen jener Zeit weit entfernt sind von der antiken Einfachheit und deren Anmuth, aber auch von einem sinnlosen Putz, dagegen erscheinen sie als ein plastisch und bildlich verkörperter Ausdruck des damaligen Zeitgeistes, der Glanz liebte und foderte, worin man eine gewisse Würde und Einheit nicht vermißt, wie sie als Bedingung der Existenz galt. In diesem Sinne wirkte auch Perrault, ganz als ein Mann seiner Zeit mit nicht geringen Fähigkeiten. So ist sein Verdienst die Gründung der **Académie de peinture, de sculpture et d'architecture**; denn nach seinen Entwürfen und Eingaben wurde dieselbe ins Leben gerufen. Es scheint, als habe man dieselbe nicht als eine Schule für Künstler gegründet, sondern um dem erwachten Sinn für Kunst für die Zukunft eine Stätte zu sichern, damit er sicher in seiner Eigenthümlichkeit fortlebe und sich entwickele. Erweitert wurde jene Idee der Kunstpflege, als Colbert in Perrault, Chapelain, Cassagne und dem Abbé Burzeis ein **Comité de devises et médailles** bildete, aus dem darauf die **Académie des Inscriptions et Belles-Lettres** hervorging, die man zwar anfänglich nur **La petite Académie** nannte, die sich aber bald zu einer großen Bedeutung hob. Die Bestimmung jenes Comité's gehörte ganz den Zwecken der Gegenwart in den großartigen Bauunternehmungen auf königliche Kosten, sowie in der römischen Sitte, durch Medaillen und Inschriften das Andenken an die Ereignisse der königlichen Herrschaft zu verewigen; dem gemäß hatte er auch die Sammlung von Materialien zu einer Geschichte des Königs zur Aufgabe. Ehe Perrault noch Mitglied der neugegründeten **Acad. des Inscr. et Belles-Lettres** war, hatte er schon die Ehre des Zutritts, sogar wurde ihm der Auftrag, die Geschäfte des Secretairs zu übernehmen. Einige Zeit später, im J. 1671, den 23. Nov., trat er in die **Académie Française** mit einer Rede als Mitglied in die Stelle von de Leon und darauf auch in die sogenannte **Petite Académie**, wo er den Abbé Cassagne ersetzte.

Den sichersten Aufschluß über den Geist, in welchem man damals für Künste und Wissenschaften so eifrig wirkte, gibt Perrault selbst in dem Gedicht: **Le Siècle de Louis le Grand, Poëme. Avec l'Histoire poëtique de la guerre nouvellement déclarée entre les Anciens et les Modernes, par *M. de Callieres*** (Paris 1688. 12.). Man strebte, der höheren Bildung einen eigenen volksthümlichen Gehalt und Geltung zu verschaffen, dadurch daß sie unabhängig von dem classischen Alterthum werden sollte. Diese Absicht wäre allerdings untadelig gewesen, wenn nur jene Unabhängigkeit jetzt schon aus tiefem Verständniß des classischen Alterthums sich hätte entwickeln können; aber grade diese Bedingung beachtete man nicht, weil man die volle Bedeutung des Alterthums noch nicht erkannte. Eine Eitelkeit der damaligen ästhetischen Oberflächlichkeit war es, so ernst gemeint sie auch an sich sein mochte, eine Unabhängigkeit unter den beabsichtigten Bedingungen zu wollen; denn je genauer man später mit dem Wesen des Antiken bekannt geworden ist, desto williger hat man aus wahrer Überzeugung dessen unübertreffliche Meisterschaft anerkannt. Nirgend erscheint Idealität im Leben wie in der Kunst so rein, als im classischen Alterthum, obschon jede Zeit ihre besonderen Anfoderungen an die Menschheit macht. Daher artete jenes in Rücksicht auf das unerkannte Wesen

des Antiken misverstandene Streben in einen Modegeschmack aus, der jene Zeit charakterisirt, und vergessen ward. Keineswegs auch blieb Perrault's jetzt unumwunden ausgesprochene Ansicht über das Alterthum, der er im Staatsdienst längst thatsächliche Geltung in der Begünstigung der Künste und Wissenschaften zu verschaffen bemüht gewesen war, unangefochten. Die bedeutendsten Stimmen bekämpften sie, aber gewiß auch nur um eine ererbte Ansicht, die allein im Gefühl wurzelte, das der Eigenliebe schmeichelte, nicht eine geprüfte Überzeugung zu vertheidigen, und einen Mann zu bestreiten, der in der Gunst der Welt nach Colbert's Tode gesunken war. Anfänglich betrachtete man jenes von Perrault ausdrücklich über das Wesen des von ihm im Staatsdienst beförderten Strebens öffentlich ausgesprochene Zeugniß nur als eine Schmeichelei gegen den Hof, wie dies Racine aussprach; indessen heuchelte Perrault keineswegs, sondern was er in jenem Gedicht, welches er in der Académie Française mit Beifall vorgetragen hatte, ausgesprochen, war seine persönliche feste Überzeugung. Um jene geringschätzige Meinung zu widerlegen und seine Ansicht ausführlich darzulegen, schrieb er: Parallèle des Anciens et des Modernes en ce qui regarde les Arts et les Sciences. Dialogues, avec le Poëme du siècle de Louis le Grand, et une Epître en vers sur le Genie. (Paris 1688. 12. sec. éd. ib. 1692. 12.); Parallèle des Anciens et des Modernes, en ce qui regarde l'Eloquence, Tome 2. (Paris 1690. 12. sec. éd. ib. 1693. 12.); Parallèle des Anciens et des Modernes en ce qui regarde la Poësie, Tome 3. (Paris 1692. 12. nouv. éd. augm. de quelques dialogues ib. 1693. 12.); Parallèle des Anciens et des Modernes, où il est traité de l'Astronomie, de la Géographie, de la Navigation, de la Guerre, de la Philosophie, de la Musique, de la Médecine etc. Tome 4. (Paris 1696. 12.) Diese vier Bände enthalten in Dialogform Perrault's Ansicht über das Verhältniß des classischen Alterthums zu der Gegenwart auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft und Kunst ausführlich dargelegt. Sobald sein Gedicht: Le siècle de Louis le Grand in der Académie Française vorgelesen, und darauf 1687 besonders durch den Druck weiter verbreitet war, erhob sich, wie schon gesagt, beinahe die ganze literarische Welt gegen ihn[2]).

2) Nach einer Anzeige der Histoire poëtique de la guerre, nouv. déclarée entre les Anciens et les Modernes (Paris 1688. 12.), im Journal des Sçavans 1688, Janv. p. 203 sq., erschien dieselbe besonders, und war auch deren Verfasser nicht Perrault; denn der Verfasser der Histoire lobt den Verfasser des Poëme du Siècle de *Louis le Grand* deshalb, daß er behauptet hat, die Neueren hätten durch viele Entdeckungen in der Mathematik, Physik und Medicin den Sieg über die Alten davon getragen, und ermahnt die beiden lebenden Dichter, welche die Geschichte des Königs schreiben sollten, alle Kräfte aufzubieten, um der Größe des Gegenstandes nicht zu unterliegen. Übrigens bemerkt der Referent: L'instruction que donne cette guerre feinte n'est peut-estre gueres moins utile que celle que donneroit une histoire sérieuse.... On y voit un juste parallèle des Anciens et des Modernes. On y apprend à admirer les premiers sans mépriser les seconds, et à discerner ce qu'il y a d'excellent, de mediocre, et de vicieux dans les productions des uns et des autres.

Despreaux, sein unversöhnlicher Feind, richtete folgendes Epigramm gegen ihn:

> Clio vint l'autre jour se plaindre au Dieu des Vers,
> Qu'en certain lieu de l'Univers,
> On traitoit d'Auteurs froids, de Poëtes stériles,
> Les Homères, et les Virgiles.
> Cela ne sçauroit être, on s'est moqué de vous,
> Reprit Apollon en courroux,
> Où peut-on avoir dit une telle infamie?
> Est-ce chez les Hurons, chez les Topinamboux?
> C'est à Paris. C'est donc dans l'Hôpital des fous?
> N'on, c'est au Louvre en pleine Académie.

Auch Menage verfaßte ein gegen Perrault gerichtetes Epigramm:

> Cui Saecli titulum dedit, Sabelle,
> Peraltus tuus edidit Poëma;
> Quo vir non malus asserit putatque
> Nostris cedere Bruniis Appellem,
> Nostris cedere Tullium Patronis,
> Nostris cedere Vatibus Maronem.
> O saeclum insipiens et inficetum.

Beiweitem ernsthafter war der Angriff de Longepierre's in seinem Discours sur les Anciens et les Modernes (Paris 1687. 12.); eine recht gute Schrift. Auch Huet schrieb 1692 im October eine Abhandlung gegen Perrault's Parallèles in Form eines Briefes. Auf das Epigramm von Menage antwortete Perrault in einem Briefe, den er dem dritten Bande seiner Parallèles beifügte. La Fontaine enthüllte viele Misgriffe Perrault's in einem Briefe; aber der ungestümste Gegner war Boileau mit seiner Satyre. Er schrieb den Discours sur l'Ode, sowie die Reflexions sur Longin, jedoch verblendete ihn nicht selten seine maßlose Heftigkeit gegen die Wahrheit; häufig misdeutet er sogar Perrault's Worte, um einen ihm passenden Sinn darin zu finden. Dadurch gab er sich Blößen, die ihn endlich geneigt machten, sich mit Perrault durch die Vermittelung Arnauld's auszusöhnen. Indessen hatte Perrault dessen Angriffe nicht unerwiedert gelassen. Seine Reponse aux Réflexions crit. de *Nic. Boileau* befindet sich in der Mélange curieux de pièces attribuées à *Ch. de St. Denis de St. Evremont* (Amst. 1726). T. I. p. 471 sq. Gegen Boileau's zehnte Satyre antwortete Perrault in der Vorrede zu seiner anonym erschienenen Apologie des femmes (Paris 1694. 12. 33 S.), jedoch nicht mit der Mäßigung, die ihm sonst eigen war. Damals schrieb Arnauld an Perrault einen Brief, worin er den nicht ohne Erfolg bestürmten Satyriker so vertheidigt, daß dieser sich geschmeichelt fühlte, und willig die Hand zur Versöhnung bot. Diese erfolgte 1694 im August. Zum Zeichen der Sühne wechselten beide ihre Schriften sich zum Geschenk, wobei Boileau bemerkte: Nous agissons comme les héros d'Homère, qui terminaient leurs combats en se comblant de présents[3]). Man vermuthet nicht mit Unrecht, daß Boileau dadurch mit

3) Die Literatur dieses heftigen Streites s. in *Artigny* Mémoires. T. II. p. 256. Catalogus bibl. Bunav. T. I. Vol. I. p. 453. Vol. II. p. 1330. Catalogue de la bibl. de la *Vallière*. T. VI. p. 346.

einem nicht redlichen Blick auf die Waffen des Diomedes und des Glaukos deutete. In dem Briefe, wodurch die Aussöhnung abgeschlossen wurde, erwähnt Boileau mehre poetische Erzeugnisse Perrault's, z. B. das Poème sur la peinture, ferner: Epître à la Quintinye (in Instruction pour les Jardins de M. de la Quintinye. (Paris 1690. 4. u. ö.), mit anerkannter Auszeichnung, obgleich sich vordem über andere, namentlich über das Gedicht: St. Paulin, Evêque de Nole, avec une Epître Chrétienne sur la pénitence, et une Ode aux nouveaux convertis (Paris 1686), seine Geringschätzung in heftigen Sarkasmen ergossen hatte [4]). Perrault mochte endlich selbst den Frieden nach einem langen und harten Kampfe, den er in der literarischen Welt erregt hatte, wünschen, wie er selbst im vierten Bande der Parallèle offen bekennt; er scheint sogar mehre seiner früheren Ansichten geopfert zu haben, um eine Sühne zu bewirken. Sogar im Auslande ließ man Perrault's Unternehmen gegen das classische Alterthum nicht unbeachtet. Franz und Kortholt traten gegen ihn in die Schranken; ebenso Koch mit *Car. Perulli* comparatio Logicae priscae et novellae, c. animadv. *Corn. Diet. Koch.* (Helmst. 1721. 4.) Diese Schrift, welche lange nach dem Beginn des in Frankreichs Hauptstadt entbrannten Kampfs erschien, beweist genügend, daß Perrault einen Brand auf das Gebiet der classischen Studien geschleudert hat, dessen Feuer seitdem niemals gelöscht werden konnte, und noch fortbrennt. Damals war es freilich der Geist der französischen Romantik, welche durch die glücklichen politischen Erfolge der Regierung Ludwig's XIV. genährt, sich selbst fühlte, und deshalb mit einem gewissen aristokratischen Hochgefühl gegen das classische Alterthum erhob, weil ihm sowol jede Abhängigkeit die angewöhnte Würde zu beeinträchtigen schien, als auch eine neue Geschmackstheorie sich eigene Kreise öffnen wollte; anders dagegen sucht jetzt in Teutschland ein misverstandener religiöser Eifer und der Materialismus des Vortheils dasselbe aus den Angeln zu heben und niederzuwerfen, um die vermeintliche hemmende Schranke zu vernichten. Ohne Zweifel wird es, wenn auch hart angefochten, unerschüttert in seinen Grundfesten und unversehrt im Kampf stehen bleiben. Das Antike und das Christenthum sind die beiden einzigen Pfeiler eines humanen Lebens, denn ihr Wesen ist mehr als eine bloße Form; sie sind geistige Potenzen, deren Werth durch nichts herabgesetzt werden kann. So hat Perrault, so unbedeutend und oberflächlich an sich sein Werk auch erscheinen mag, durch seinen offenbar sehr kühnen und gewagten Schritt, eine seltene Genialität bewiesen, und dadurch sich in der Geschichte der höheren Bildung und der classischen Studien eine viel größere Bedeutung gesichert, als selbst die besten Köpfe, die ihn bestritten, ahnen konnten. Er trat offen mit seiner Ansicht hervor, obgleich es damals zum guten Ton gehörte, die Werke des classischen Alterthums zu kennen und dafür eingenommen zu sein, oder vielmehr nur eine Liebe für dieselben zu affectiren; denn man verstand sie nicht, wie es hätte sein müssen, wenn jener Eifer aus bewußtem Verständniß entsprungen wäre. Darum wirkte sein Unternehmen so verletzend, weil er damit das Modespiel berührte, und der tändelnden Mode ein beliebtes Spielzeug entwerthete. Offenbar erhob sich Perrault durch seine Würdigung des Alterthums weit über die Zeitgenossen, die ihn daher auch nicht begriffen, wol aber befeindeten und höhnten, weil sie sich verletzt fühlten. Ernste Folgen hatte Perrault's Unternehmen für die Zukunft der classischen Studien insbesondere.

Perrault zeigte sich in seiner Würdigung des Alterthums und der Neuzeit in einer Selbständigkeit, die ihm darum Ehre macht, weil sie aus dem edeln Streben hervorging, nichts ohne eigene Prüfung in sich aufzunehmen, und den betäubenden Weihrauchdunst zu zerstreuen, in den eingehüllt, das classische Alterthum nicht zur klaren Anschauung kommen konnte. Mag er auf der Schulbank schon, wie berichtet wird, scholastisch disputirt haben, er that dies wol keineswegs aus einer eiteln Rechthaberei, die sich auch des Gebrauchs der Spitzfindigkeiten nicht schämt, sondern in ihm regte sich gewiß schon damals der Geist, welcher keine Gründe unversucht läßt, um zu einer sicheren und vorurtheilsfreien Überzeugung zu gelangen. Wäre nun bei dieser Perrault eigenen Stimmung für die Wahrheit, die später noch durch ein hochherziges und edles Selbstgefühl erhöht worden war, sein späteres Streben auf gediegenere und umfassende Kenntnisse vom Alterthum gegründet gewesen, so würde er einen hohen Zweck wahrscheinlich ohne Anfechtung erreicht haben, weil er, frei von der Furcht vor Autorität, wenn dieselbe auch durch Jahrtausende geheiligt schien, seine Zeit durch die Gewalt gewichtiger Gründe zum Stillschweigen genöthigt haben würde; so aber litt er selbst durch den Geist der damaligen Oberflächlichkeit, die sich in dem äußeren Glanze befriedigt fühlte, in den er durch die eigenen Lebensverhältnisse eingeweiht war. Die Erziehung gewährte damals viel zu wenig Kenntniß des Alterthums, als daß Perrault in den späteren Jahren in den Geschäften seines Berufs hätte durch seine Studien alles nachholen können, was ihm für sein großes Unternehmen die nothwendige Bildung gewährte. Er besaß nur eine oberflächliche Kenntniß des Alterthums, wenn dieselbe auch mehr, als damals gewöhnlich war, umfaßte; das Streben allein nach Wahrheit, welches ihn beseelte, die Leistungen seiner Zeit von der Zurücksetzung gegen das Antike zu befreien und ihnen Anerkennung und Selbständigkeit zu verschaffen, genügte nicht, etwas Haltbares zu schaffen. Aber grade darin zeigte sich Perrault durchaus als einen tüchtigen Mann, und so frei von Vorurtheilen, als möglich, daß er sein Wissen

4) Baillet (l. c p. 595 sq.) sagt dagegen über dieses Werk: Mais le plus important de tous les Ouvrages Poëtiques de Mr. Perrault est le Poëme de saint Paulin, divisé en six chants, touchant la charité qu'eut ce Saint Evêque d'engager sa liberté pour racheter celle d'un de ses Diocésains, si nous en croyons Saint Gregoire le Grand dans ses Dialogues. Les Critiques trouvent dans ce Poëme beaucoup de noblesse, d'élévation, et de feu; et ce qui est plus considérable encore, une grande connoissance de l'Art Poëtique qu'il a réduite en une pratique exacte: enfin on ajoute que le corps de l'Académie dont l'Auteur est Membre, a jugé que ce Poëme est une Pièce achevée.

und seine Ansicht für das Leben anwendete, und nicht als todtes Capital, wäre es auch ein noch größerer Schatz von Wissen und Kenntnissen gewesen, in sich verschloß. So verband er mit dem Wissen die That. Freilich wurde sein Werk, das er eigentlich nur für seine Zeit schrieb, wenig gelesen, aber noch weniger überhaupt verstanden und bald vergessen, jedoch der Einfluß desselben währte fort, und dies ist der eigentliche Segen, der auf die Zukunft fortgewirkt hat. Die Achtung vor dem classischen Alterthum blieb seitdem nicht mehr ein angelernter oder modischer Autoritätsglaube, vor dessen Verletzung man sich wegen der herrschenden Mode fürchtete, sondern der furchtlose Widerspruch weckte die Prüfung desselben, wodurch es an Geltung nur gewinnen konnte. So öffneten sich durch Perrault's bedeutungvolles Bemühen, die Bildung der Gegenwart zur Selbstständigkeit zu erheben und sie durch Vergleichung mit den Leistungen des classischen Alterthums in unmittelbare Berührung damit zu bringen, den classischen Studien neue Aussichten, und neue Wege wurden seitdem angebahnt, die für allgemeine Bildung nicht ohne Einfluß blieben. Und in sofern ist Perrault's Unternehmen und Werk, wäre es auch in seinem sachlichen Gehalt noch mangelhafter und in der philosophischen Behandlung der Gegenstände noch oberflächlicher und von Irrthümern und Unwahrheiten noch weniger rein, keineswegs gleichgültig; es bezeichnet historisch betrachtet eine Epoche in der auf den classischen Studien beruhenden höheren Bildung, sowie insbesondere in der Behandlung des classischen Alterthums. Es ist das Mal eines ersten Schrittes, von dem aus sich eine fortlaufende Spur des immer mehr ins Bewußtsein dringenden Studiums des classischen Alterthums in seinem ganzen Umfange entwickelt hat. Der Schlag, den Perrault gegen das classische Alterthum übte, schien hart, ungerecht, und auf Vernichtung zielend; er bewirkte jedoch grade das Gegentheil, er zertheilte den Nebel, der es verbarg, und reizte zu Fortschritten. Das Alterthum hoch zu halten, dazu reichte nun eine schale Tändelei in schönen Worten und Floskeln nicht mehr aus; die scharfe Waffe der Kritik hatte die äffische Nachbeterei tödtlich verwundet. Nur der Schamlose konnte seitdem noch es wagen, wie ein leichtgeflügelter Schmetterling dem Alterthum zu nahen; der Ernste und Sinnige fand mehr darin, als Befriedigung eines romantischen Sinnreizes. Man erforschte es seitdem emsiger, gründlicher und allseitiger. So zeugt die Geschichte der classischen Studien. Mögen also Perrault immerhin die Zeitgenossen mit der ganzen Schärfe ihres Witzes und ihrer Satyre arg angegriffen haben, sie bewiesen dadurch nichts weiter, als daß sie die Bedeutung seines Werkes nicht begriffen und unverständig für ein selbstgeschaffenes Phantom kämpften.

Als Perrault's Hauptwerk sind ohne Zweifel die **Parallèles** zu betrachten. Er schrieb dieselben erst nach seinem Rücktritt aus dem Staatsdienst, wo er mit Lebenserfahrungen bereichert, zurückgezogen in der Vorstadt Saint-Jacques allein der Erziehung seiner beiden Söhne und seinen Studien lebte. Beurtheilt man dies Werk mit den Ansprüchen der heutigen Forschung, so findet man darin wenig; selbst die Ansicht von dem Verhältniß des Alterthums zu der Neuzeit und ihren Leistungen zeigt sich bei einer näheren Prüfung als bodenlos. Perrault ist nämlich weit davon entfernt, jedem Zeitalter sein Recht zu verschaffen durch eine sachlich wahre und allseitige Entwickelung des gegenseitigen Verhältnisses. Sowie er das dem Alterthum eigenthümliche Wesen nicht begriffen hatte, so vermochte er auch nicht dessen Vorzüge zu erkennen, am allerwenigsten aber die Neuzeit damit in eine wahre Vergleichung zu stellen. Indessen gelang ihm auch dieser erste und an sich freilich sehr schwere Wurf nicht, einen Vorwurf wird ihm darüber Niemand machen, sobald man ihn in seiner Zeit stehend betrachtet. Streitet man doch heute noch mit nicht geringerer Unsicherheit über die Anerkennung der Vorzüge des classischen Alterthums und über seinen Werth für die Bildung der Gegenwart, nachdem man sich seit Perrault länger als anderthalbhundert Jahre mit dessen Erforschung eifrig beschäftigt und dessen Eigenthümlichkeiten kennen gelernt hat. Nicht mit Gründen, sondern mit der Gewalt der Vorurtheile versucht man unwahren Behauptungen Geltung zu erzwingen, und sehr häufig in der verletzendsten Weise wider die Wahrheit, für die allein Perrault sein Unternehmen wagte; denn daß er irrte, das mindert den moralischen Werth seines Unternehmens als individuelle That nicht im mindesten. Aus dem Irrthum, ist dessen Quelle in der Gesinnung nur lauter, und die Absicht, welche ihn zur That zeitigt, edel, dann fördert er die Wahrheit.

So lange Perrault im Staatsdienste thätig war, wirkte er vorzüglich unmittelbar praktisch neben der Erfüllung der ihm obliegenden Pflicht für die Geschichte des Königs. In dieser Rücksicht schrieb er ebenfalls mehres, z. B.: **Course de Testes et de Bague faites par le Roi, et par les Princes et Seigneurs de sa Cour en 1662 décrites, avec figures (Paris 1670 Fol.)**, und was der **Recueil de divers ouvrages en prose et en vers (Paris 1675. 4.)** enthält. Die Stücke dieser Sammlung hatte Perrault handschriftlich in die Bibliothek zu Versailles niedergelegt, de Laboureur, ein Verehrer Perrault's, beförderte sie zum Druck [5]). Die

---

5) Laboureur urtheilt (a. a. O.) unter anderem über Perrault: Mr. Perrault a tout-à-fait bien parlé des victoires de Louis le Grand, et on ne sauroit exprimer avec plus de génie et de succès le caractère de ses vertus royales. Tout ce qu'écrit ce poëte sur les grandes actions de ce prince ne plaît pas moins qu'il persuade. On y trouve la vérité jointe avec la variété; le bon sens en soutient tous les ornemens, et ses expressions conviennent parfaitement aux sujets qu'il traite. Dasselbe gilt von seinen übrigen Schriften; er sagt davon: il (Perrault) instruit et recrée en même tems, il va heureusement à ses fins partout et ne prend jamais sur sa route que ce qui peut servir à son dessein. Rien n'est plus juste ni plus châtié que sa prose, rien n'est plus poëtique ni plus fleuri que ses vers. Als eine Eigenthümlichkeit bezeichnet er: que tous ses écrits ont une certaine nouveauté qui les lui a fait regarder comme autant d'originaux chacun en son genre. En effet ils ont toute la hardiesse, tout l'air de la beauté, et toutes les grâces des originaux, qui ne se trouvent pas même dans les imitations les plus parfaites des ouvrages des Anciens. Schon Baillet bezweifelt die Wahrheit dieses Urtheils, begründet jedoch seinen Zweifel nicht weiter als

verbunden mit ungeheuchelter Bescheidenheit ihm alle gültigen Zeugen zusprechen, so erfuhr er doch die Unbeständigkeit der Gunst der Welt. Mit Colbert war er zerfallen, und ließ sich nicht wieder bewegen, in den Staatsdienst zurückzutreten, so sehr auch Colbert, der Perrault vermißte, es wünschte. Nach Colbert's Tode, 1683 den 6. Sept. erhoben sich seine Feinde ungescheut, und sogar diejenigen, denen er einst genützt hatte, verfolgten ihn; ja diese Ungunst ging so weit, daß schon diejenigen als seine Freunde galten, welche ihn nicht gradezu vernachlässigten; Colbert's Nachfolger, Louvois, stieß sogar Perrault aus der Académie petite, die er erst hatte gründen helfen, so feindselig behandelte derselbe die Günstlinge seines Vorgängers. Die Nachwelt aber hat Perrault noch nicht vergessen. Seine Feenmährchen sind seit ihrem ersten Erscheinen 1697 als: Contes de ma mère l'Oye, ou histoire du temps passé, par *Perrault d'Armancour,* fils de l'auteur, in unzähligen Ausgaben, bald vollständig, bald in Auswahl, bis auf den heutigen Tag wiederholt worden, als: Contes des fees, en prose et vers. Diese Mährchen sind: le Chaperon rouge, les Fées, la Barbe bleue, la Belle au bois dormant, le Chat botté, Cendrillon, Riquet à la houppe, le Petit Poucet, l'Adroite Princesse, Grieselidis, Peau d'âne, les Souhaits ridicules. Sie fesseln noch jetzt die Aufmerksamkeit so sehr, daß sogar Gelehrte und Akademiker sich mit Untersuchungen über deren Echtheit beschäftigt haben. Anonym schrieb nämlich der bekannte gelehrte Akademiker Walckenaer darüber: Lettres sur les contes des Fées, attribués à Perrault, et sur l'origine de la Féerie. (Paris 1826. 12.) Unter anderem hat es derselbe versucht zu erweisen, daß die prosaische Erzählung Peau d'âne nicht ein Werk Perrault's ist, deswegen weil dieselbe lange nach dessen Tode erschien; indessen kann dieser Grund nicht als beweisend gelten, weil dann noch vielmehr die Erzählung: Adroite Princesse, als unecht gelten müßte, indem dieselbe erst in der Ausgabe der Mährchen von 1743 erschien. Von allen Ausgaben dieser Contes des Fées bemerke ich außer (à la Haye 1745. 12. mit KK. von Focke, Paris 1781. 12., und ib. 1784. 12. 4 Bde. (beide mit KK.) nur noch diejenigen, welche auch biographische Nachrichten enthalten. Dies sind Contes etc., avec notice historique sur la vie et les ouvrages de l'auteur par M. *Dufresnoy* (Paris 1816, 1824. 18.); ferner Contes etc. éd. augm. d'une Notice sur la vie et les contes de cet auteur, par M. *Cousin-d'Avalon.* (Paris 1833. 12.) Teutsch übersetzt findet man diese Mährchen in der blauen Bibliothek, sowie auch in verschiedenen besonders erschienenen Übersetzungen. Einige andere kleinere Schriften, die bis jetzt noch nicht genannt sind, werden in der Nachricht von den gesammelten Werken erwähnt werden. Er übersetzte auch die Fabeln des Faernus: Les Fables de Faërne trad. en vers franç. (Paris 1689. 12.; Amst. 1718. 12.).

Zwei Werke zeigen Perrault auf einem anderen Gebiet; nämlich: Le Cabinet des beaux Arts, ou Recueil d'estampes gravées d'après les tableaux d'un plafond, où les beaux Arts sont représentés avec l'explication de ces mêmes tableaux en vers et en prose, par M. *Perrault.* (Paris 1690. fol. oblong.; ferner: Les Hommes Illustres qui ont paru en France pendant ce siècle, avec leurs portraits au naturel. (Paris 1696. fol.; Tome deuxième, ib. 1700). Die Jesuiten misbilligten die Aufnahme von Arnauld und Pascal, und sie wußten es dahin zu bringen, daß die Censur beide in den meisten Exemplaren der ersten Ausgabe unterdrückte; indessen wurde die Aufnahme bald wieder gestattet, um das Aufsehen zu vermeiden. Daher wurden die Ersatzartikel Thomassin und Ducange in der zweiten Ausgabe wieder unterdrückt. Eine Ausgabe (à Paris 1698. 12.), die aber nur den Text und den ersten Theil der ersten Ausgabe umfaßt, enthält Arnauld und Pascal; die Ausgabe à la Haye 1698. 12. hat Arnauld, nicht aber Pascal. Alle vier Biographien befinden sich in der Ausgabe à la Haye 1736. 12. 2 Bde. Die neue Ausgabe (Paris 1805) wird nicht sehr gesucht. Perrault schrieb diese kurzen, aber gut gehaltenen Biographien damals Verstorbener auf den Wunsch eines Verwandten Colbert's. Es befinden sich darin unter anderen Sirmond, Petau, de Thou, de Peiresc, Descartes, Gassendi, du Fresne, Claude Perrault. Merkwürdig ist es, daß sich Perrault wegen dieses Unternehmens in der Vorrede entschuldigt.

Seine Schriften erschienen in einer Auswahl: Oeuvres choisies, avec les Mémoires de l'auteur et des recherches sur les contes des fées. Par M. *Collin de Plancy.* Edit. ornée d'un portrait. (Paris 1826.) Außer den Memoiren nebst den Zugaben des Herausgebers enthält diese Sammlung folgende Mährchen: Le Corbeau guéri par la cigogne, ou l'Ingrat puni, und l'Esprit fort, beide in Versen; Sept fables trad. de Faërne; dann unter dem besondern Titel: Oeuvres diverses, Apologie des femmes (contre la Satire de Boileau), Poëme sur la peinture; Le siècle de Louis-le-Grand; une Idée sommaire du Parallèle des anciens et des modernes; le Génie, épître à Fontenelle; le Portrait de la voix d'Iris; le Cabinet des beaux-arts; Apollon et les neuf Muses, l'Amour, l'Amitié; la Beauté et la Bonté, allégorie (en prose); Sujet du poëme de Saint-Paulin, en six chants. Diese Oeuvres div. veröffentlichte schon Lefort de la Morinière mit dem Titel: Passe-Temps poétiques, historiques et critiques. (Paris 1757. 12. 2 Bde.) Diese Sammlung enthält außerdem: L'esprit de Malherbe, le Porte-feuille posthume de *Bruzen de la Martinière.*

Alle vier Brüder Perrault zeichneten sich durch eine eigenthümliche geistige Begabtheit aus, besonders aber griffen Charles und Claude in die Bildung ihrer Zeit ein. Pierre war der älteste und lebte im Staatsdienst, anfänglich in der Nähe Colbert's in einer niederen Stelle; später wurde er Receveur Général des Finances de la Généralité de Paris, und war Advocat honoraire. Er schrieb: De l'origine des fontaines (Paris 1674. 12.); wiederholt in den Oeuvres diverses de Physique et de Mecanique des MM. *Cl.* et *P. Perrault* (Leyde 1721. 4., Amst. 1727. 4. 2 Bde.) Aus dem

lohnung für diese ruhmvolle Thätigkeit wurde Perrée bereits im nächsten Jahre zum Marinecapitain ernannt und erhielt das Commando auf der Minerva. Mit dieser und noch vier Fregatten und zwei Corvetten wurde er an die afrikanischen Küsten gesendet, um daselbst die englischen Niederlassungen zu zerstören. Diesen Auftrag vollzog er mit soviel Klugheit und Thätigkeit, daß Nichts der Zerstörung entging und es ihm außerdem gelang, 54 reich beladene Schiffe zu nehmen. Gleich glücklich war er im J. 1795, denn in diesem Jahre nahm er den Engländern eine Fregatte und zwei Corvetten wieder ab, welche sie den Franzosen entrissen hatten und führte dieselben in den Hafen von Toulon, aus welchem er wenige Tage vorher ausgelaufen war. Während der Ägyptischen Expedition im Mai 1798 gehörte Perrée als Divisionschef zur Flotte des Admirals Brueys und erhielt nach dem Unglück bei Abukir vom Oberbefehlshaber der Landtruppen den Befehl in den Nil einzulaufen, um die Unternehmungen des Heeres zu unterstützen und den Bewegungen desselben zu folgen. Perrée bewaffnete eine große Anzahl leichter und nicht tief gehender Schiffe und leistete große Dienste, indem er theils Geschütz und Munition an Orte brachte, wohin man zu Lande nicht gelangen konnte, theils der Armee Lebensmittel zuführte. Mehrmals hatte er dabei mit türkischen Kriegsschiffen zu kämpfen, von denen er mehre zerstörte; er erhielt von dem General en Chef zur Belohnung einen prächtigen Säbel, auf dessen Klinge der Name der Schlacht von Chébreis eingegraben war. Im Juni 1799 segelte er mit einer Division von Fregatten und Corvetten ab, welche er nach Toulon führen sollte, wurde aber unterwegs von einer überlegenen Flotte angegriffen, in einem blutigen Treffen überwunden und nach England geführt. Kurze Zeit darauf wurde er ausgewechselt und in Paris, wohin er sich begeben hatte, zum Contre-Admiral ernannt. Als solcher erhielt er im November 1799 den Auftrag, in Toulon den Oberbefehl über eine Division zu übernehmen, welche Malta von Neuem verproviantiren sollte. Perrée pflanzte seine Flagge auf dem Généreux auf und verließ am 10. Febr. mit einer Fregatte, zwei Corvetten und einer Flûte, welche mit 3000 Mann besetzt waren und vielen Proviant trugen, den Hafen. Widrige Winde verzögerten seine Fahrt, sodaß er erst am 18. Febr. auf der Höhe von Malta ankam, indessen hoffte er noch an demselben Tage in den Hafen einzulaufen. Doch dies sollte ihm nicht gelingen, denn bald sah er sich von vier englischen Kriegsschiffen und mehren Fregatten angegriffen, und hatte kaum soviel Zeit, den Schiffen seiner Division das Zeichen zu geben, daß sie wenden und die Flucht ergreifen sollten. Er selbst suchte dem Feinde zu entgehen; allein bald sah er sich zum Kampfe gezwungen und so ergriff er die Initiative und richtete sein Geschütz gegen den Foudroyant, auf welchem sich Nelson befand. Die drei anderen englischen Schiffe eilten dem genannten zu Hilfe; jetzt wurde der Kampf ungleich. Perrée wurde gleich im Anfange der Schlacht am linken Auge verwundet, verließ aber deshalb die Bank der Quartierwache keineswegs, nach einer Stunde verlor er das rechte Bein. Der ganz entmastete und rhedelose Généreux mußte sich ergeben, doch erlebte Perrée seine Niederlage nicht, indem er kurz vor derselben starb. Sein Körper fand in Syrakus in der Kirche der heiligen Lucia am 21. Febr. 1800 eine Ruhestätte *). (*G. M. S. Fischer.*)

PERRENOT DE GRANVELLE. Die Schriftsteller des 16. und 17. Jahrh. haben vielfältig und in verschiedener Weise über das Herkommen dieses Geschlechtes gehandelt. Den Einen ist der Vater von Nicolaus Perrenot ein Hufschmied, den Andern ein Edelmann. Diese stützen sich auf eine Grabschrift, worin Peter Perrenot, Ritter und Herr auf Cromarty genannt wird, dann auf die Ahnenprobe, welche Peter's Enkel, der Cardinal von Granvelle, im April und Mai 1540, vor dem Domcapitel von Lüttich bestand. Diese Ahnenprobe ist aber mündlich, zur Zeit, als der Recipient in höchster Gunst stand, gehalten worden; Zeugen und Richter werden schwerlich dem Einflusse solcher Gunst haben widerstehen können. Was zum andern die Grabschrift des Großvaters anbelangt, so ist es eine ausgemachte Sache, daß das Monument, dem sie eingegraben, viele Jahre nach Peter's Ableben errichtet wurde. Hingegen ist nicht weniger ausgemacht, daß dieser Peter einer der alten bürgerlichen Familien entsprossen ist, in deren Händen sich die Municipal- und Jurisdictionalämter ihres Wohnortes, nach der allgemeinen Sitte der Provinz, zu befinden pflegten, und daß diese Familie, indem sie mit einem anständigen Besitzthum einen ehr- und achtbaren Wandel verband, bereits eines solchen Ansehens genoß, daß der kleine Adel der Nachbarschaft es nicht verschmähete, in dieselbe seine Töchter zu verheirathen. Johann Perrenot, Juge-châtelain zu Ornans, war mit Wilhelmina Grospain verheirathet, errichtete am 15. Sept. 1482 sein Testament, ohne darin von fern ein adeliges Prädicat anzunehmen, und hinterließ zwei Söhne, Wilhelm und Johann II. Der ältere, Wilhelm, Bürger und Notarius zu Besançon, war mit Wilhelmina Paraudier verheirathet; Johann II., laut Eheberedung, d. d. Ornans, 6. Jun. 1472, mit Johanna Bidal, Tochter des Edelknechtes Jacob Bidal auf Meiche, die zwar als Witwe eine zweite Ehe einging mit Wilhelm Brenot auf Provenchère. Ihr Sohn erster Ehe, Peter Perrenot, Juge-châtelain zu Ornans, und später Lieutenant des Pardessus des sauneries zu Salins, wurde d. d. Valladolid, Aug. 1524 von Kaiser Karl V. geadelt, und erkaufte 1528 die nördlich von Besançon, an dem Dugnon, gelegene Herrschaft Cromary. Er starb den 22. März 1537; seine Witwe, Stephanie Philibert, den 19. März 1540. Jahre darnach wurde den beiden Eheleuten in der Pfarrkirche zu Ornans jenes Monument gesetzt, in welchem Peter das Prädicat „Chevalier" empfängt, seine Frau Stephanie war aus einem ungezweifelt adeligen Geschlechte, die Tochter des Edelknechtes Peter Philibert, aus Ornans, und der Johanna von Champagney; die mütterliche Herrschaft Champagney,

*) Vergl. Biogr. univ. T. XXXIII. p. 419 sq.

vor vielen andern verdiente, in die Papiers d'état du cardinal de Granvelle aufgenommen zu werden, (t. 2. p. 395—410). Eine nicht minder bedeutende Denkschrift, über die Frage eines Kriegs oder Friedens mit Frankreich, hat er im April 1536 an den Kaiser gerichtet (ib. p. 445—450). Im Dec. 1537 handelte Granvelle, zugleich mit Franz de los Cobos, als Bevollmächtigter des Kaisers auf dem Friedenscongresse zu Leucate: nur ein Stillstand der Waffen, bis zum 1. Juli 1538, wurde erreicht, aber an denselben knüpften sich neue Unterhandlungen, deren Resultat ein zu Nizza, am 11. Juli 1538, auf die Dauer von zehn Jahren abgeschlossener Stillstand, unstreitig, in Betracht der vorher zu überwindenden Schwierigkeiten, eins von Granvelle's Meisterwerken. Der Kaiser schickte ihn 1539 nach Loches, um die Reise des Monarchen durch Frankreich zu besprechen, und er wußte in gewandter Weise den Foderungen einer Partei auszuweichen, welche von Karl V. für den Gebrauch der Landstraße größere Opfer zu erzwingen gedachte, als diejenigen, zu denen, besiegt und gefangen, in dem Vertrage von Madrid Franz I. sich verpflichtet hatte; von Granvelle wenigstens empfing diese Partei, der Völker- und Naturrecht gleich fremde Begriffe gewesen sein müssen, auch nicht die fernste Zusage. In den Niederlanden wurde Karl durch den Besuch seines Bruders, des römischen Königs, erfreut. Nicht ermittelt sind die Gegenstände, welche von den beiden Brüdern in dieser Zusammenkunft verhandelt wurden, nur läßt sich aus den nächsten Ereignissen, auch aus der bekannten Sinnesart Ferdinand's, die durchaus friedliche Richtung der damals gefaßten Beschlüsse erkennen. Der Reichsvicekanzler, Dr. Matthias Held, der noch eben erst so emsig die katholischen Reichsstände zu dem nürnberger Bunde zu vereinigen gesucht hatte, fiel, bei dieser Stimmung des Hofs, in Ungnade, und Granvelle, bisher meist auf die Verhandlungen mit auswärtigen Mächten beschränkt, auch in der teutschen Sprache wenig bewandert, übernahm von dem an die Leitung der Reichsgeschäfte, wie Held sie geführt hatte. Die teutsche Nation von seines Herrn und von seiner eigenen Friedensliebe zu überzeugen, war sein erstes Bestreben. Zu dem Ende sollten die Grafen Dietrich von Manderscheid und Wilhelm von Neuenar, beide Reichsgrafen, aber beide vielfältig bei den Angelegenheiten der Niederlande betheiligt, den Bundestag zu Schmalkalden, angeblich nur in Granvelle's Namen, besuchen. Der v. Manderscheid erkrankte auf der Reise, Neuenar aber sprach zu den versammelten Bundesständen, zuerst betheuernd, wie Granvelle von Anbeginn stets dem Kaiser gerathen habe, nicht mit Gewalt, sondern durch Gründe und nach Vernunft die religiösen Streitigkeiten zu beruhigen. Bei dieser Ansicht, fügte er hinzu, werde Granvelle unverrückt bestehen. Nur glaube man kaum an dem kaiserlichen Hofe, daß es den Bundesverwandten eben um die Religion oder um die Erhaltung des Friedens zu thun sei, im Gegentheil schienen sie die Einziehung des Kirchenguts zu bezwecken. Nicht minder habe der Kaiser Kenntniß von der ihm ungeneigten Gesinnung der Bundesverwandten, die vielmehr seinen offenen Feinden zuhielten. Diese Communication führte zu dem am 25. Juni 1540 in Hagenau eröffneten, später nach Worms übergetragenen Religionsgespräch. In Hagenau präsidirte König Ferdinand, bis er durch die Ereignisse in Ungarn nach den Erbstaaten zurückgerufen worden, worauf an dessen Stelle, auf des Kaisers Geheiß, in Worms Granvelle treten mußte. Nicht gar vortheilhaft wirkte auf einen der vornehmsten dort versammelten Lehrer der Protestanten, auf Melanchthon, eine vorläufige, dem Minister entschlüpfte Äußerung. Melanchthon dachte nicht sowol über das Kirchenregiment und über die Gewalt der Bischöfe, als über die Gerechtigkeit des Glaubens, über das Gebet, über die Wohlthat des Evangeliums und die Zufluchtsstätte des menschlichen Herzens Bestimmungen durchzusetzen. Alles das, so ließ sich Granvelle vernehmen, sei bloßer Wortstreit, und könne, wie bei den Juden das Osterlamm, stehend abgethan werden. In anständigerer Weise, in wohlgesetzten Worten, sprach der Minister am 25. Nov. 1540 zu den versammelten Theologen, er führte zuerst die Ursachen an, welche den Kaiser und König in der Entfernung hielten. Dann gedachte er der zärtlichen Neigung und wahrhaft väterlichen Gesinnung des Kaisers zu dem Reiche, und seines eifrigen Wunsches, einmal die langwierigen, für Kirche und Staat gleich verderblichen Streitigkeiten gehoben zu sehen. Wie es des Bürgers Pflicht und Schuldigkeit, dem Brande zu wehren, also sei es der Stände Pflicht, die Mittel zu Herstellung von Frieden und Einigkeit aufzusuchen. Aus jenen Zwistigkeiten „kommt so viel Mord und Blutvergießen, in ihnen ist die Religion zu Grunde gegangen, und, was das Schlimmste, die Liebe ausgerottet, und der alte Schmuck der katholischen Kirche zerrissen worden. Keiner ist dazu hinreichend beredt, um alle hieraus entspringende Übel aufzählen zu können. Das vormals um seiner Frömmigkeit und Tugend wegen gepriesene Teutschland muß jetzt die Kränkung erleiden, daß seinem Schooße die Geburt dieser Übel zugeschrieben wird. Aber noch reicher als die Gegenwart dürfte die Zukunft an solchen Übeln werden. Darum bitte ich Euch, bei der Barmherzigkeit und dem Leiden des Herrn, nahet wieder zusammen den zerrissenen Rock Christi; gedenket des in der Taufe empfangenen Christennamens; gedenket an die teutsche Nation, deren Glieder ihr seid. Das gegenwärtige Gespräch hat der Kaiser veranstaltet zu Erforschung der Wahrheit und zu Beförderung der Ehren Gottes, darum mögen fern bleiben die hochmüthigen und habgierigen Herzens sind, und diejenigen allein hinzutreten, die in demüthigem und friedlichem Geiste Christum vor Augen halten. Hierzu beruft Christus selbst alle und jede mit ausgebreiteten Armen. Die Übel, welche jetzt und in der Zukunft über Euch und Euer Volk kommen werden, wenn beharrliche Verstockung in den vorgefaßten Meinungen jegliche Einigung unmöglich macht, alle diese Übel werden auf Euch, als deren Urheber, zurückfallen." So ergriffen fühlte sich der Redner vom Sinn seiner Worte, daß bei einer Stelle sein Vortrag durch Thränen unterbrochen wurde. Gleichwol und unangesehen der nachdrücklichen Erinnerung

Der Landgraf bestand auf den zu Speier gegebenen Reichsabschied und auf ein Nationalconcilium. Dergleichen Concilien, äußerte Granvelle, könnten nur gemeine Gebrechen (der Kirchenzucht), nicht aber Glaubensartikel vornehmen. Über diese dürfe nur mit Zuziehung des ganzen Körpers der Christenheit, Spanien, Italien, Frankreich rc., beschlossen werden; mit jenen (den protestantischen Theologen) sei nichts auszurichten; seltsame Leute wären sie unter sich irrig, schrieben dazu lange Dinge. Man solle vielmehr Kurfürsten, Fürsten, auch andere Personen heranziehen und Mittelartikel entwerfen. Durch hohe Personen Mittelartikel aufsetzen zu lassen, entgegnete der Landgraf, sei wol gut, wenn man treffen könnte, was dem göttlichen Worte gemäß wäre, er besorge aber, daß sich das schwerlich ohne Prediger und Theologen beschaffen lasse. Denn wenn solches geschähe, würden die Theologen sagen, es wäre wider Gott, sie würden dagegen schreiben und den Handel böser machen als vorher. In ähnlicher Weise von dem Kurfürsten von der Pfalz beschieden, suchte Granvelle wenigstens den Kurfürsten und den Landgrafen zu persönlichem Besuche des bevorstehenden Reichstags zu bestimmen. „Der Kaiser," versicherte er, „begehre nichts mehr, als Vereinigung in der Religion; unterbliebe diese, so wäre das Äußerste zu besorgen. Nicht Heller, noch Pfennig habe der Kaiser vom Reich, da es sich aber darum handele, Frieden und Ruhe zu pflanzen, sehe er die Ungelegenheit seiner Person nicht an, und komme heraufgezogen ohne Rücksicht auf seine Leibesschwachheit, ungeachtet er weder mit Frankreich noch mit sonst Jemandem zu schaffen habe. Er sei auch nicht gekommen, um einige Hilfe von den Ständen zu begehren. Beide Könige von Frankreich und von England versammelten viel Volkes, dessen er Aufsehens haben sollte, er aber setze das zurück. Auch sei die Frau seines Sohnes gestorben, wovon, wie von andern Sachen, er in Spanien zu schaffen hätte; dessenungeachtet begebe er sich zum Reichstag. Käme er nun da allein an, fände er die Fürsten nicht vor, so könnte er auch nichts ausrichten, und wäre nichts, denn daß man schrie: Hilf, Hilf! und wollte doch keiner die Hand mit anlegen." Vergebliche Worte! Den Reichstag beschickten die schmalkaldischen Bundesverwandten einzig durch ihre Räthe und unvermerkt verwandelte er sich in den schmalkaldischen Krieg.

Eine reiche Ernte wußte Granvelle in diesem Kriege zu finden. Er war es, welcher dem Kurfürsten von der Pfalz den Rath ertheilte, in Schwäbisch-Hall des Kaisers Verzeihung zu suchen, er war es, welcher den Sühnvertrag des Herzogs von Würtemberg zu Stande brachte, nachdem er für sich und seinen Gehilfen Naves ein Geschenk von 20,000 Gulden und für den Bischof von Arras 1000 Kronen stipulirt hatte. Was mag er nicht von minder mächtigen Reichsständen, insonderheit von den Städten bezogen haben? Diese Erpressungen betrieb er so offenkundig, daß ihn einmal der römische König öffentlich mahnte, er solle sich durch Geschenke nicht allzu sehr blenden lassen, er, der König, begehre nur sein Recht, oder gar nichts. Es handelte sich nämlich um die in dem Begnadigungsinstrument vorbehaltenen Ansprüche Ferdinand's an das Herzogthum Würtemberg, die Granvelle nach allen seinen Kräften bestritt, und selbst nach jenem beschämenden Austritte zu bestreiten fortfuhr. Unter andern gab er den Rath, daß der Herzog zu Gunsten seines Erbprinzen Christoph der Regierung entsage; hiermit hoffte er alle Ansoderungen des römischen Königs zu beseitigen.

Den Ertrag des schmalkaldischen Kriegs wird Granvelle ohne Zweifel zu neuen Erwerbungen im Vaterlande verwandt haben. Am 23. Mai 1547 erkaufte er von den Gebrüdern von Orsans das Erbmarschallamt des Erzstiftes Besançon, wozu der Kaiser am 30. Juni 1548 seine Bestätigung ertheilte. Der Handel selbst wurde von Granvelle in Besançon abgeschlossen; dahin war er gekommen, um seiner zerrütteten Gesundheit zu pflegen, vielleicht auch, um den Ausgang seines Streites mit dem kaiserlichen Beichtvater, mit dem P. Peter de Soto, abzuwarten. Viel länger, als er sich vorgesetzt haben mag, verweilte er in der Heimath, ohne zwar ernstliche Besorgniß über seine Stellung zu dem Hofe zu empfinden, indem sein Sohn, im Vollgenusse von des Kaisers Vertrauen, ihn allerwärts zu ersetzen mächtig. Ein Anschein von Besserung, verbunden mit der endlichen Niederlage des P. Soto, erlaubte dem alten Manne, die Reise nach Teutschland anzutreten. Es bildete sich aber auf solcher die Wassersucht vollständiger aus, der Patient erreichte Augsburg, wo eben, Juli 1550, der Kaiser einen Reichstag abhielt, und starb in der Nacht vom 27—28. Aug. 1550. Groß war des Monarchen Schmerz, ungewöhnlich in seiner Form das Leichenbegängniß. Auf Karl's Geheiß führte der Herzog von Alba, bekleidet mit dem langen Trauermantel, die Trauer der hinterlassenen Kinder; dem Zuge folgte der ganze kaiserliche Hofstaat, gekleidet in Wollenzeuch, woran kein Faden Seide sichtbar war. Die gesammten Stände des Reichs waren zu dem Traueramte gebeten. Noch im ersten Schmerze schrieb Karl an seinen Sohn: „ich bin unendlich gerührt durch den Tod Granvelle's. Wir beide verlieren an ihm ein bequemes Ruhebett." Umständlicher hat sich Karl über seinen Minister in einer eigenhändigen, geheimen Instruction ausgesprochen, die er, als er, um seinen Krieg mit Franz I. zu verfolgen, Spanien verließ, dem Prinzen hinterließ: „Ich bin überzeugt, daß Niemand genauer als Granvelle die Interessen meiner Reiche überhaupt, und insonderheit jene von Teutschland, den Niederlanden und den beiden Burgunden kennt, gleichwie die Art und Weise, mit den Königen von Frankreich und England zu verhandeln. Hierin hat er mir nützlich gedient und dient mir fortwährend in gleicher Weise. Es beherrschen ihn verschiedene Leidenschaften, namentlich ein unmäßiges Streben, seine Familie und was mit ihr in Verbindung steht, zu bereichern. Ich habe ihn merken lassen, daß ich solches weiß, und keineswegs gut heiße, dieser Fehler wird aber durch ausgezeichnete Eigenschaften und seltene Talente ausgeglichen, ich bin darum der Meinung, daß Ihr diesen Mann beibehalten, ihn bei dem Rath von Flandern anstellen, und seiner Rathschläge bei den auswärtigen Angelegenheiten Euch bedienen sollt. Nächst ihm kenne ich, als zu sol-

chen Verrichtungen gleich brauchbar, einzig seinen Schwager, den Abt von St. Vincent, Franz Bonvalot. Gleichwie Granvelle betreibt Bonvalot, jetzt mein Gesandter in Frankreich, die Erhöhung seiner Familie: in Fähigkeit, Erfahrung und Würde bleibt er wenig hinter dem Schwager zurück. Ich weiß auch, daß Granvelle für die Ausbildung seines Sohnes, des Bischofs von Arras, nichts versäumt hat, und rechne ich darauf, daß die dem jungen Manne gewidmete Sorgfalt dem Vater reichliche Früchte tragen werde.“ Anders urtheilte man in Teutschland, wenngleich Einzelne der seltenen Geschicklichkeit und der politischen Mäßigung des hingeschiedenen Ministers Gerechtigkeit widerfahren ließen. Dort haßte man den Ausländer, der daneben verdächtig war, daß er dem Kaiser ganz andere Grundsätze einflöße, als diejenigen, welche der teutschen Verfassung angemessen wären [1]). Nur an Granvelle pflegte Karl jeden Bericht, jeden Vortrag mitzutheilen: jegliche Information, alle Unterhandlungen mit den fremden Gesandten wurden ihm zugeschickt, und er hatte hergebracht, dem Kaiser alle Abende ein Billet mit seinem Gutachten um die Geschäfte des folgenden Tags zuzusenden. Ihn fanden die Botschafter immer bis auf die einzelnen von ihnen geäußerten Worte unterrichtet. Die Leiche des mächtigen Mannes wurde von Augsburg nach Besançon übertragen, und in einer Kapelle des dasigen Karmelitenklosters, die er seiner Familie zu einem Erbbegräbniß erbaut hatte, beigesetzt. In dem Todtengewölbe wurde die folgende, in der Note angeführte, angeblich von dem Geschichtschreiber de Thou herrührende, Grabschrift angebracht [2]).

Granvelle hatte ein ehrwürdiges, majestätisches Ansehen. Die ihm eigenthümliche, in spätern Zeiten so selten gewordene Gravität spiegelt sich besonders in seinem von Titian gemalten, bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Besançon, und seitdem in Paris aufbewahrten Bilde; ein anderes Bild für des Ministers Kapelle bei den Karmeliten, von Bronzin gemalt, ist während der Revolution verschwunden. In diesem Bilde, was zum Altarblatt diente, war Granvelle als Joseph von Arimathia vorgestellt; eine Statue des heil. Antonius, in der nämlichen Kapelle, trug ebenfalls seine Züge. Der Mann, der sich in solcher Gestalt abbilden ließ, muß in seinem Innersten an den Gebräuchen der katholischen Kirche gehangen haben; es scheint demnach der religiöse Indifferentismus, der ihm mit so vielen seiner Zeitgenossen gemein war, auch bei ihm nur durch Unwissenheit in Glaubenssachen hervorgerufen zu sein. Ob diese Unwissenheit auf seine Fehden mit den kaiserlichen Beichtvätern, mit Soto und Johann de Figueroa, eingewirkt hat, vermögen wir nicht zu ermitteln. Die heftigsten Angriffe hatte Granvelle stets von Seiten der Camarilla zu bestehen; hier regierten mit großer Gewalt die beiden Brüder Joachim und Gerhard de Rye, jener als primer Sumiller de corps (Oberkammerherr), und die hochgebornen, hochgestellten Burgunder haßten von ganzem Herzen den Plebejer, ihren Landsmann. Ein leidenschaftlicher Verehrer der schönen Künste hat der Minister den Palast von Granvelle zu Besançon erbaut und bis zum Jahr 1536 vollführt, auch in demselben eine Sammlung von Gemälden und Statuen angelegt, wie man seitdem in der Franche-comté nicht mehr gesehen hat. Er hat nicht minder die schönen Häuser zu Ornans und zu Dôle, die Schlösser zu Chantonnay, südwestlich von Gray, zu Fresne, zwischen Gray und Vesoul, zu Scey-en-Varaix, zu Vaux, unweit Besançon, zu Meiche gebaut, sämmtlich Denkmäler seiner geschmackvollen Prachtliebe und Zeugen seiner ausgedehnten Erwerbungen in der Heimath. Von seinen Besitzungen vermögen wir noch zu nennen Cromary, Champagney, Aspremont, Granvelle; in Flandern das Städtchen Ronse oder Renaix, und in Brabant die Herrschaft Cantecroy, welche er am 28. Mai 1549 von den Geschwistern von Pontaillier erkaufte [3]). S. Mauritiencolle-

1) Das Urtheil der Franzosen hat Marillac, der Erzbischof von Vienne, ausgesprochen, der zu der Zeit von Granvelle's Absterben bei dem kaiserlichen Hoflager accreditirte Gesandte. In einer an seinen König gerichteten Depesche, 28. Aug. 1550, schreibt er: „Le seigneur de Granvelle est decédé cette nuit d'hydropisie et de vieillesse. L'empereur a perdu au grand besoin de ses affaires un si prudent et si avisé serviteur, que les Allemands demeurent d'antant plus joyeux, qu'ils estiment qu'à peine recouvrera-t-il un ministre si propre à inventer dextrement les moyens qui pourroient tourner à la diminution de leur liberté.“ In einem zweiten Schreiben vom 2. Sept. fügt der Gesandte hinzu: „Au reste, encore que ce deuil par la qualité du personnage ait été grand, si est-ce qu'on n'en a point jetté tant de larmes, que les Allemands en ont bu de vin pour se rejouir, alléguant publiquement l'avarice et rapacité du défunt, et en parlant comme du plus mercenaire et corrompu ministre, que l'empereur ait jamais eu. Les électeurs s'en sont plaints les premiers... Je ne vois pas un seul seigneur étranger qui le regrette. Le roi des romains le haissoit.“ Hingegen schreibt Francisco Lopez de Gomara in seinen Nachrichten von dem Leben Karl's V. Muére Nicolas Perrenot Señor de Granvelle, que hizo muy grande amistad con el Emperador. Envióle Embaxador., empleóle como Secretario y Consejero; fue mucho tiempo en todos los negocios, especialmente con Franceses y Alemanes. Era hombre callado, negociador y grave, para no ser de linage. Enriquecióse mucho, no sé si bien. Vengóse disimuladamente de sus enemigos e invidiosos, como fueron el confesor frai Pedro de Soto, y el Padre Juan de Figueroa. Dexo muchos hijos, y todos bien puestos, mayormente el Secretario Antonio Perrenot, Obispo de Arras, que sin duda es principal en negocios, consejo y lenguas, y aun letras.“ Vom grenzenlosen Vertrauen des Kaisers zu Granvelle erzählt besonders Cavallo: „Si serve l'imperatore del' consiglio suolo de Mons. Granvella. La cosa si risolve tutta fra l'imperatore et Mons. Granvella. Rare volte, anzi dico rarissime sono discrepanti fra loro d'opinione o conclusione. Non solo nelli negotii di stato: ma in qual altra cosa posse occorrere a lui come d'andare, stare, far venire, licentiare et risolvere tutte le cose.“

2) Nicolaïo Perenotto, Equiti Ordinis de Alcantara, Commendatori Salameae, Domino a Granvella, Chantonai, Renans, Cantecroix; pacis ac publicae tranquillitatis studiosissimo; Caesaris Cancellario et intimi Consilii Praefecto; qui post innumeros pro republica Christiana labores susceptos, gestisque saepe negotiis pro illius incolumitate; cum in Germania et aliis provinciis Caesaris vices ageret, tandem Augustae Vindelicorum maximo reipublicae Christianae et sui relicto desiderio, pium animum superis reddidit. Uxor pientissima ac liberi moesti tristesque, posuerunt. Obiit VI. cal. Sept. Anno MDL aetatis suae LXIV. Requiescat in pace. 3) Irrig schreibt Büttens dem Cardinal von Granvelle den Ankauf von Cantecroy zu.

gium zu Besançon hat er 1545 gestiftet, um das Studium der Theologie und der Humaniora zu befördern. Es ist begreiflich, daß zu so vielen Erwerbungen und Schöpfungen der Gehalt beiweitem nicht hinreichen konnte.

Granvelle's Frau, Nicoletta, Tochter von Jacob Bonvalot auf Aurigny, war ihm ein treuer Beistand in allen seinen Entwürfen für die Größe des Hauses; mit ihm vermählt 1513 hat sie ihn um eine ganze Reihe von Jahren überlebt. Sie hatte eilf Kinder: Anton, Thomas, Hieronymus, Karl, Friedrich, Margaretha, Stephanie, Henriette, Margaretha II., Anna und Laurentia. Margaretha heirathete als Witwe Leonhard's von Grammont den Johann von Achey, Baron von Thoraise. Stephanie heirathete den Lieutenant von der Saline zu Salins, den Guyon Mouchet auf Château-Rouillaud. Henriette starb vor dem Vater, sie war an Claudius le Blanc auf Ollans, den Forstmeister der Grafschaft Burgund, und zugleich Gardehauptmann der Herzogin Christina von Lothringen verheirathet, gleichwie Margaretha II. in erster Ehe die Frau von Christoph de l'Aubepin, Baron von l'Aigle und l'Isle, in anderer Ehe von Ferdinand von Lannoy, Herzog von Bojano, geworden ist. Anna heirathete den Marcus de Beaujeu auf Montot, Laurentia den Claudius von Chalans, Baron von Verjon, und nachmals als Witwe den Peter von Monluet, Baron von Châteaufort [4]).

Anton Perrenot, als Cardinal von Granvelle welthistorisch, war zu Ornans oder Besançon den 15. oder 20. Aug. oder 1. Sept. 1517 geboren. Als der älteste Sohn hieß er von Jugend auf der Herr von Granvelle. Seine Erziehung war dem Vater ein Gegenstand vorzüglicher Sorgfalt, und einen reichen Schatz von Kenntnissen hatte der Jüngling gesammelt, bevor er die Universität Padua bezog. Seine Fähigkeiten, seine Fortschritt erregten die Bewunderung des berühmten Bembo, sein Gesundheit aber erlag den heftigen Anstrengungen, die e sich behufs seiner Studien auferlegte. Der Vater sah sic genöthigt, ihn zurückzurufen, um über seine fernere Ausbildung unmittelbar wachen zu können. Anton hat demnach auf der Universität Löwen Philosophie und Theologie absolvirt, auch daselbst die akademischen Würden empfangen. Unabhängig von dem nach den Begriffen der Zeit unentbehrlichen Wissen besaß er sieben verschieden Sprachen; mit seltenem Scharfsinne und unermüdlichem Fleiße verband er alle Vortheile einer äußerlichen Bildung und leicht mochte er durch die Feinheit und Anmuth seine Benehmens diejenigen gewinnen, die sich dem Strome seiner jetzt einschmeichelnden und verlockenden, dann wieder hinreißenden und stürmischen Rede unzugänglich gezeigt hatten. Wie er die Redekunst anzuwenden habe, um die Zuhöre zu gewinnen und zu berücken, wie zumal mit auswärtigen Mächten zu verhandeln sei, das lehrte ihn der Vater. Es hätte ihm auch des Vaters Laufbahn offen gestanden, und zwar auf ganz andere Bedingungen als diejenigen, denen Nicolaus einst begegnete, allein den jungen Mann drückte die plebejische Herkunft; um sie in den Hintergrund zu drängen, ergab er sich dem Stande, de allein den Proletarier dem Fürsten gleich erhebt. E wählte sich die Kirche, zuvörderst als Kanonikus zu Gent seine nächste Pfründe war ein Archidiakonat an dem Do zu Besançon, dann erhielt er 1538 das Bisthum Arras. Hiermit war seine Stellung zu den Großen des Hofs geordnet; von da an wurde die Politik der einzige Gegenstand seiner Bemühungen und seines Ehrgeizes. Er unterstützte den Vater in dem Religionsgespräch zu Worms und auf dem Reichstage zu Regensburg, 1541, und erkaufte, um größern Einfluß auf die Angelegenheiten de teutschen Reichs zu gewinnen, in demselben Jahre vo dem mit schweren Schulden belasteten Kurfürsten Albrech von Mainz, um einige tausend Gulden das Reichssiegel und hiermit die Leitung der Reichskanzlei. Im Janua 1543 hielt der Bischof von Arras zu Trident, wohin e den Vater begleitet hatte, Angesichts der päpstlichen Legaten und einer zahlreichen und glänzenden Versammlun einen ungemein durchdachten und lebhaften, jedoch den Könige von Frankreich durchaus feindlichen Vortrag, de gleichsam als der Prolog des Conciliums betrachtet werden kann; dann übernahm er verschiedene Gesandtschaften, wie z. B. die 1544 in das Feldlager des Königs von England vor Boulogne. In demselben Jahre wurde er al ordentliches Mitglied in den Staatsrath eingeführt. Selbständig handelnd finden wir ihn zum ersten Male bei den Falle des Landgrafen von Hessen. Philipp ergab sich au Gnade und Ungnade an den Kaiser, wurde aber nicht z Gnaden, sondern zu Gefangenschaft aufgenommen. Läng widerlegt ist der Vorwurf, daß der Kaiser sich hierin e ner unwürdigen List bedient habe; auf dem Bischof vo Arras wird ein solcher Vorwurf gleich wenig haften dür fen. In seiner Bedrängniß rief der Landgraf die Ku fürsten von Sachsen und Brandenburg an, indem er a

4) „Niclaas Perenot liet achter den Heer van Chantenay, den Heer van Champaigney, etlyke doghters, eene derwelke den Graaf van Rochepot in Boergonje, Landvooghdt van Arthois, en voor een wyle van Hollandt, troude," schreibt Hooft (Nederlandsche Historien), Leo hat (Niederländische Geschichte, II, 381) die Stelle abdrucken lassen, vermuthlich in der Meinung, hiermit eine vollständige Auskunft von der Familie Perrenot zu geben. Ganz verschieden hiervon ist unsere Absicht. Wir lassen den Hooft sprechen, damit sich jeder überzeuge, wie unzuverlässig, unwissend und lüderlich die niederländischen Geschichtschreiber sind, sobald sie von den Perrenot oder von den auf sie bezüglichen Wirren handeln. Granvelle hatte keine Tochter, die an den Grafen von la Rochepot verheirathet, und der Graf von la Rochepot konnte nicht Statthalter in Artois oder Holland sein, denn das in dem Herzogthum Burgund belegene la Rochepot, das der Connétable Anna von Montmorency von seiner Mutter, Anna Pot, erbte, überließen dessen Söhne durch Vertrag an Anton von Silly, dessen Mutter die Schwester des Connétable gewesen ist. Silly ließ hierauf la Rochepot zu einer Grafschaft erheben, begleitete den Herzog von Alençon in den wahnsinnigen Raubzug nach den Niederlanden. Jener Graf von la Rochepot war es, der einige Tage vor der Franzosen verrätherischem Unternehmen auf Antwerpen, 17. Jan. 1583, eine Runde hielt von Goldschmied zu Goldschmied. Unter dem Vorwand, für den Herzog von Alençon Diamanten einkaufen zu wollen, besah er sich die Schätze jeder Bude, damit er bei der bevorstehenden Plünderung allerwärts das Beste davon trage. Wahrscheinlich war der erste Ehemann von Margaretha Perrenot, Leonhard von Grammont, Herr von la Roche St. Hippolyte in Hochburgund, und werden die Flamänder la Roche St. Hippolyte in la Rochepot corrumpirt haben.

ihre Bürgschaft, daß kein Gefängniß für ihn zu fürchten sei, sich auf Gnade und Ungnade ergeben habe. Die beiden Kurfürsten sagen selbst in ihrem zu Augsburg herausgegebenen Manifest: „sie müßten bekennen, daß sie dem Kaiser in dieser Sache weder vorher noch jetzt etwas zur Last legen, oder ihn beschuldigen könnten, daß bei ihm an der Vollziehung der abgeredeten Capitulation einiger Mangel gewesen. Allein es wären allerhand Bei- und Nebenhändel vorgefallen, indem sie Anfangs mit dem Kaiser, ehe er sein Lager vor Wittenberg verlassen, und mit dem römischen König, hernach mit etlichen wenigen kaiserlichen Räthen verschiedene Unterhandlungen gepflogen, die ganz geheim und eng geschehen. Da könnte es sich nun wol zugetragen haben, daß aus Mangel und Unverstand der Sprachen mit den kaiserlichen Räthen allerlei Misverstand vorgefallen sein möchte, worüber sie sich jetzt in einige Disputation nicht einlassen wollten." Der Bischof von Arras, von kaiserlicher Seite der eigentliche Unterhändler, verstand nämlich, seinen sieben Sprachen unbeschadet, wenig oder gar kein Teutsch, und die beiden Kurfürsten verstanden wenig oder gar kein Französisch oder Spanisch. Wie leicht konnte zwischen solchen Unterhändlern der Irrthum sich ergeben, der zu dem bösen Leumund für den Bischof Anlaß gab. Wäre aber der Irrthum, oder gar Betrug in irgend einem schriftlichen teutschen Aufsatz eingeschlichen, wäre, nach der veralterten Sage, die einige in ewige Gefangenschaft umgeschaffen worden, wie konnten die Kurfürsten, die doch ohne Zweifel des Teutschen mächtig gewesen sind, klagen, daß der Mangel und Misverstand der Sprache sie irre geführt habe. Wie kommen die beiden Fürsten zu dem demüthigen Ton dieser Klage, der so sehr von ihrer gewöhnlichen, dem Kaiser gegenüber beobachteten, Redeform absticht, wenn sie sich von jenem Mangel und Misverstand frei wußten? Wie kommt es ferner, daß sie sich niemals auf einen schriftlichen Aufsatz berufen, der sich doch, wenn anders etwas geschrieben worden, in ihren oder der kaiserlichen Räthe Händen befinden mußte. Wahrlich, de Thou's Vorwurf, Perrenot habe sich gegen den Landgrafen einer vafra cavillatio bedient, so vielfältig er auch wiederholt worden, beruht allein auf blindem Hasse gegen Österreich und die Vertheidiger des alten Glaubens, und wir wollen, ehe er nicht durch gewichtigere Zeugnisse bestätigt wird, als das die Gerüchte eines hessischen Landstädtchens buchenden Gerichtsschreibers abgeben kann, nicht einmal Gewicht darauf legen, daß der Bischof in der ersten, die Verhaftung begleitenden, Verwirrung dem Landgrafen freigab, hinzureiten, wo er hergekommen sei, d. h. den ganzen Vertrag aufzuheben, eine Bewilligung, von welcher der Landgraf keinen Gebrauch zu machen vorzog. Die Reise des Vaters Granvelle nach der Heimath verwickelte den Sohn noch tiefer in die Geschäfte, die Lage der Dinge ließ ihn hierbei nicht viel anderes als Haß und Feindschaft gewinnen, zumal der junge Mann noch nicht gelernt hatte, herbe Maßregeln in verbindliche Formen einzukleiden, auch ungleich entschiedener, als der Vater, seine Abneigung für Glaubensneuerungen äußerte. Er leitete das harte Verfahren gegen die Stadt Constanz, er verjagte die lutherischen Prediger aus Augsburg, und zwar in einer seiner Stellung als Bischof und als Minister gleich unangemessenen Weise. Namentlich fragte er die in seinem Quartier versammelten Prediger, mit wilder Gebärde und in ungestümen Worten, ob sie etwa bezweifelten, „daß es dem Kaiser freistehe, in der Religion ebenso wol, als in dem bürgerlichen und öffentlichen Leben Gesetze zu geben und eine Formel der Lehre vorzuschreiben?" Wie nun in aller Namen der Senior erwiederte, hier sei nicht die Frage, ob dergleichen dem Kaiser zukomme oder nicht, sondern sie müßten darauf bestehen, daß sie diese Formel nicht annehmen, noch weniger billigen könnten, da soll der Bischof bis zu den Worten: „Hinaus mit der Bestie," sich vergessen haben [5]). In der gleichen Rücksichtlosigkeit verfuhr er gegen die nach Augsburg berufenen Kirchen- und Schullehrer aus Memmingen. Als diesen bedeutet wurde, sie könnten nicht nach der Heimath zurückkehren, sondern müßten sich andere Wohnsitze wählen, bat einer um die Vergünstigung, vorher noch einmal seine hochschwangere Frau sehen zu dürfen; hierauf soll der Bischof, gegen die Seinen sich wendend, im Tone der tiefsten Verachtung gesagt haben: Uxorem vocat, quae scortum est.

Als Anton förmlich zu der Nachfolge in den Ämtern und Würden des Vaters gelangte, ließ sich durch ganz Teutschland ein Schrei des Unwillens vernehmen. Den Vater hatten die Teutschen nicht geliebt, den Sohn haßten sie ärger als Türk und Tatar, wie Jasius in seinem Berichte an König Ferdinand sich ausdrückt. In der That, wenn der Kaiser manches, unbegreiflich Scheinende, vornahm, so kann als das Unbegreiflichste vielleicht gelten, daß er in seinen alten Tagen die wichtigsten Geschäfte einem Minister anvertraute, der nicht so viele Lebensjahre als er selbst Regierungsjahre zählte. Ein vorzügliches Talent war dem Bischof von Arras nicht abzusprechen, aber von der einem Minister unentbehrlichen Menschen-, Länder- und Völkerkenntniß besaß er wenig. Geistreich und witzig von Hause aus, gebildet durch das Studium der Classiker und durch den Verkehr mit den neuern romanischen Literaturen, erschienen ihm das plumpe Wesen, die pedantischen Juristen und Theologen der Teutschen, als gleich widerwärtige und verächtliche Gegenstände; er glaubte und hatte das kein Hehl, daß er ein solches Volk von Dummköpfen nicht nur übersehe, sondern auch nach Belieben überlisten könne, durch seine welsche Praktiken, wie man in Teutschland dergleichen Künste nannte. So unrichtig Granvelle die Männer beurtheilte, so wenig kannte er die teutschen Frauen. Ein großer Verehrer des schönen Geschlechtes kam er auf dem Reichstag zu Augsburg, 1550, zur Bekanntschaft mit einigen Frauen dieser Stadt, und setzte, von den Niederlanden aus, diese Bekanntschaft durch Schreiben fort. Bald wurden seine Briefe allenthalben veröffentlicht. Mögen sie noch so unschuldig gewesen sein, sie waren dem damals noch besonders zu Ernsthaftigkeit geneigten und über den Religionszwistigkeiten immer mehr zu Ernst sich stimmen-

5) Der Franzmann mußte nothwendig das Wort Beste gebrauchen, was aber, wie Jedermann weiß, nicht mit Bestio, sondern mit Dummkopf zu übersetzen.

den Volke ein Greuel, und kein Teutscher konnte ohne Abscheu vernehmen, daß in seinem Vaterlande ein Bischof, der erste Minister des so ungemein ernsthaften Kaisers, Liebesverständnisse unterhalte, während von einem zum andern Ende Teutschland durch Mord und Brand geängstigt ward. Von diesem Abscheu wendete sich, nicht ohne allen Grund, ein guter Theil dem Kaiser zu. Karl liebte freilich in dem Bischof nicht sowol seinen Minister, als einen Schüler, dessen vollständige Ausbildung er geneigt, als eine ihm persönlich gesetzte Aufgabe zu betrachten. Allein auch große Männer nehmen in dem fortgesetzten Umgange von den Gesinnungen ihrer nächsten Umgebungen mehr an, als ihnen selbst glaublich und bewußt ist, zumal wenn die Lieblinge in größerer Lebhaftigkeit und Zuversicht auftreten, wie der durch die Last der Jahre oder Erfahrungen gebeugte Patron. Der Haß, welchen Karl sich seines Ministers wegen auflud, erleichterte gar sehr des Kurfürsten Moritz Beginnen; wie groß aber der den Minister verfolgende Haß war, spricht der Markgraf Albrecht von Brandenburg in seinem Kriegsmanifest aus: „soweit sei es gekommen, daß fast alle Entschließungen abhängig von der Willkür einer einzigen Person, die weder von Adel noch ein Teutscher von Geburt; durch Praktiken sei das Reichssiegel in die Hände von Fremdlingen gekommen, die sich dessen nach ihrem Gefallen, dem teutschen Vaterlande zu Nachtheil und Schaden, bedienten. Hierüber dürfe man sich nicht beschweren, indem man sonst Gefahr laufe, sich die ärgste Feindschaft zuzuziehen; die Geschäfte von Teutschland blieben liegen, oder würden wenigstens verzögert, und soweit sei es beinahe gekommen, daß die Teutschen fremde Sprachen erlernen müßten, um in der Kürze und mit Vortheil ihre Geschäfte auszurichten." Gleichwie aber der Bischof von Arras nicht frei zu sprechen ist von dem Vorwurfe, daß er den allgemeinen Haß dem Kaiser zu erwecken wesentlich beitrug, so wird er auch von Einigen beschuldigt, daß er vornehmlich, befangen in einer irrigen Ansicht, den Kaiser in der scheinbar unbegreiflichen Sicherheit über des Kurfürsten Moritz Absichten und Anstalten erhalten habe. Sie ahnten nicht, diese Ankläger, daß Ohnmacht allein den Kaiser verdammte, ein unthätiger Zuschauer bei jenen Anstalten zu bleiben, daß er, wie ein Herzog von Guise, unmittelbar vor der Todesstunde, mit der Betrachtung, „ils n'oseront pas," sich zu beruhigen suchte. Die nämlichen Schriftsteller berichten auch, auf die Gewähr von Jacob Melvil, der die Sache aus des Kurfürsten von der Pfalz Munde vernahm, der Bischof von Arras habe die bedeutendsten von den Räthen des Kurfürsten Moritz, Christoph von Carlowitz und D. Ulrich Mordeisen, im Solde gehabt, und durch sie alle Geheimnisse ihres Herrn erfahren. Das für ihn wichtigste konnte ihm demnach unmöglich ein Geheimniß geblieben sein. Als Karl am Abend des 20. Mai 1552 Innsbruck verließ, um den unangesehen des Waffenstillstandes heranrückenden Conföderirten zu entgehen, soll sich Granvelle, geharnischt, mit eingelegter Lanze, auf einem leichten Renner beritten, zu des Kaisers Sänfte gehalten haben; Courchelet findet diesen kriegerischen Aufzug nicht un-

wahrscheinlich, vielmehr der Sinnesart seines Helden a
gemessen. Nach einer andern Version hätte Granvel
um nur von der Stelle zu kommen, sich auf den ers
ledigen Gaul, der ohne Sattel und ohne Zaum ihm a
gestoßen, geworfen. Beide Erzählungen sind gleich v
werflich: vielmehr begab sich der Bischof von Arras, b
gleitet von einigen Räthen, nach Aufbruch des Kaise
und des römischen Königs, in die Wohnung des vormali
gen Kurfürsten von Sachsen, auf dem Markt zu Inn
bruck, und entband daselbst den Fürsten der bisherig
Haft, gegen ein, durch Handschlag bekräftigtes, Verspr
chen, daß Johann Friedrich freiwillig bis auf weitere E
klärung dem kaiserlichen Hoflager folgen wolle. G
nugsam ergibt sich aus dieser Ceremonie, daß der A
zug nicht so übereilt gewesen sein kann, wie anderwä
zu lesen, und bei einer Vergleichung der Daten wird si
das vollends bestätigen. Denn die beiden Majestäten gi
gen am 20. Mai von Innsbruck ab, und erst am 2
ist Moritz daselbst eingetroffen. Ebenso wenig ist es
weislich, oder auch nur wahrscheinlich, daß der Bisch
besondern Einfluß auf den passauer Vertrag geübt, o
mittels desselben Teutschland gerettet haben sollte. A
Abgesandter des Kaisers konnte er nicht nach Pass
gehen, indem Kurfürst Moritz eben noch gegen den röm
schen König geäußert hatte, es sei nicht der Kaiser, d
er bekriege, sondern einzig gegen den Herzog von Alb
gegen den Bischof von Arras und gegen die übrigen k
serlichen Räthe führe er die Waffen: diese Räthe sei
diejenigen, die er als seine Feinde betrachten müsse. D
Friedensvertrag selbst zeigt deutliche Spuren, daß er oh
Zuthun, ja gegen die Ansicht des Bischofs entworfe
worden. Weit entfernt mit dem unzuverlässigen M
ritz unterhandeln zu wollen, wollte vielmehr Granvel
den unglücklichen Johann Friedrich in seine Gebiete w
der einführen, und also demjenigen, der durch die Gu
des Kaisers groß geworden war und die unverdiente Gu
so schlecht erwiederte, den gefährlichsten Nebenbuhler entg
genstellen. Auf seinen Rath war der Fürst in Innsbr
freigegeben worden, aber ein System weiter zu verfolge
das kaum trügen konnte, dazu besaß der Kaiser, gealte
vor der Zeit, nicht mehr die erfoderliche Kühnheit u
Stärke. Des Bischofs von Arras gewaltiger Geda
verfiel demnach zu bloßen Intriguen, verhandelt the
mit Johann Friedrich, theils und besonders mit dem Ma
grafen Albrecht von Brandenburg, in welchem der Bisch
dem Kurfürsten Moritz einen neuen und furchtbaren Fei
zu erwecken wußte, ohne daß doch jemals der Markgr
seinen gegen Granvelle, oder, wie er ihn nannte, geg
den Ketzer Arius (von Arras) gefaßten Vorurtheilen vo
ständig entsagt hätte. Das den Völkern Albrecht's, k
vor dem Treffen bei Sievershausen ausgetheilte G
soll durchaus niederländischen Gepräges gewesen sein, a
soll Granvelle zu Brüssel seine Freude über des Kurf
sten Moritz Katastrophe durch Bankette und andere Lu
barkeiten gefeiert haben — eine Freude, die uns natü
licher scheint, als Karl's angeblicher Ausruf, als er d
Fall des bösen Feindes vernahm: „Absalon, mein Sohn
Als gleich nach der Schlacht von Sievershausen, der fä

sische Prinz Johann Wilhelm nach Brüssel kam, um die Wiedereinsetzung seines Vaters in den vorigen Stand zu betreiben, soll vornehmlich Granvelle die dem Prinzen erwiesenen Ehrenbezeigungen, wie sie noch nie ein teutscher Fürst empfangen hatte, veranstaltet, auch dem hohen Gaste Zusagen gegeben haben, die freilich, bei der Unschlüssigkeit des Kaisers, auf welche der römische König und Kurfürst August zu wirken nicht verfehlten, unerfüllt blieben.

Dagegen ergab sich in andern Angelegenheiten der Einfluß des Bischofs mehr und mehr als unwiderstehlich; Gonzaga, gleich groß als Feldherr und als Staatsmann und gleich angefeindet, hatte aller Anschwärzung, aller Feindschaft der Spanier, allen Klagen der Lombarden widerstanden, als sich aber Granvelle durch Johann de Luna, den Castellan von Mailand, von dem Gehalte der gegen Gonzaga vorgebrachten Klagen hatte überzeugen lassen, war dessen Fall unvermeidlich. Der Gehaßte wurde von seinem Posten in der Lombardei abgerufen. Für die Heirath des Infanten Philipp wirkte Granvelle in besonders ersprießlicher Weise, hauptsächlich durch Vermittelung von einer der Creaturen seines Vaters, von Simon Renard, aus Vesoul, der zu dem Gesandtschaftsposten in England befördert wurde. In den Conferenzen von Mare, zwischen Gravelines und Ardres, wo unter englischer Vermittelung an dem Frieden mit Frankreich gearbeitet werden sollte, befand sich Granvelle in der Zahl der kaiserlichen Deputirten (23. Mai bis 1. Juni 1555). Dieses mag die letzte Angelegenheit der Art gewesen sein, in welcher er im Namen des Kaisers handelte. Denn am 25. Oct. entsagte Karl der Regierung der Niederlande, gleichwie am 16. Jan. 1556 der Krone von Spanien. Scheidend aus dem Weltgetümmel empfahl er dem Sohne den Bischof von Arras, und dieser empfing sofort von dem neuen Herrscher ein besonderes Zeichen der Huld und des Vertrauens. In Philipp's Namen mußte Granvelle die Rede beantworten, in welcher der Kaiser den Ständen der Niederlande seinen Verzicht eröffnete; selbst zu antworten, vermochte Philipp nicht, als der Flamändisch gar nicht, Französisch wenig sprach. Im Übrigen ist während der beiden ersten Jahre der neuen Regierung, die beinahe ganz durch kriegerische Begebenheiten ausgefüllt wurden, von dem Bischofe von Arras selten die Rede; um so folgenreicher sollte er auf das Friedensgeschäft einwirken. Christina, die verwitwete Herzogin von Lothringen, wünschte mit ihrem Sohne, dem fortwährend in Frankreich zurückgehaltenen Herzog Karl, eine Zusammenkunft zu haben; es wurde ihr behufs dieser Zusammenkunft von dem französischen Hofe die Stadt Peronne angewiesen. Den Herzog begleiteten dahin seine Vettern, der Cardinal von Lothringen und der Herzog von Guise, in Christine'ns Gefolge reisete der Bischof von Arras. Dieser benutzte eine, in den Conferenzen von Mare mit dem Cardinal von Lothringen angeknüpfte Bekanntschaft, zu Worten des Friedens. Geheime Zusammenkünfte folgten diesen einleitenden Eröffnungen: der Bischof sprach zu dem Cardinal von dem Widerwillen, mit welchem sein König einen durch nichtigen Ehrgeiz veranlaßten Krieg fortsetze, so lange, dieses scheine man zu begehren, bis der Sieger selbst unter der Last seiner Erfolge erliege. Eine mit jedem Tage zunehmende Feindschaft verzehre die besten Kräfte von zweien Völkern, die vielmehr berufen wären, gegen den gemeinschaftlichen und gegen des christlichen Namens Feind, gegen den Türken, in Gemeinschaft zu wirken; das unterließen sie, Angesichts der scheinbaren Entfernung der Gefahr. Einen andern, ungleich gefährlichern, Feind, die Ketzerei, nährten die beiden Völker unter ihrem Herzen; begünstigt von dem Zwist der Könige, verbreite diese Pest nach allen Seiten hin ihr Gift, verderbe die Gemüther, indem sie die Religion untergrabe. Von ihr seien Niederland und der größte Theil von Frankreich erfüllt, ohne daß man in den Wirren und Stürmen des Kriegs solchem Übel wehren könne. Einzig unter dem Schirm eines aufrichtigen und festen Friedens würde es möglich sein, das Ungeheuer zu ersticken; im Gegentheil stände zu befürchten, daß fortgesetzte Zwietracht auf beide Königreiche ein Verderben herabrufen würde, für welches selbst der glänzendste Erfolg nach Außen hin kein Ersatz wäre. Der Cardinal könne sich den Dank und die Verehrung aller Guten verdienen, wenn er seinen König zum Frieden stimme und die beiden mächtigen Herrscher in den Stand setze, durch Vereinigung ihrer Kräfte einen dauerhaften Frieden in dem Hause Gottes herzustellen. Der Bischof unterließ nicht, durch Hindeutung auf persönliche Rücksichten den Eindruck seiner Worte zu verstärken. „König Philipp verhehle sich keins der Hindernisse, auf welche sein Vorschlag treffen könnte. Darum müsse das Geschäft mit der äußersten Vorsicht und in der Aufrichtigkeit eines gläubigen Herzens eingeleitet werden. Darum habe er," der Bischof „sich nicht entschließen können, einem Franzosen sich anzuvertrauen, einzig die Persönlichkeit des Cardinals lasse ihn den Muth finden, um die bisherige Unschlüssigkeit zu besiegen. Frankreichs Schutzengel habe, inmitten der auf diesem schönen Reiche lastenden Unfälle, den Cardinal und seinen Bruder, den Herzog von Guise, für ein Werk aufbewahrt, das ihrem König vortheilhaft, dem durch religiöse Streitigkeiten beunruhigten Königreiche nützlich, für die Ehre Gottes so wichtig wäre. In Ausführung dessen würde der Ruhm des Hauses Guise den höchsten Gipfel erreichen und diesem erlauchten Hause die unvergängliche Verehrung des Volkes gewonnen werden: denn es sei dies Vorhaben dem Volke angenehm, während hinwiederum ein mächtiges Interesse dem Hause Guise auferlege, sich der Zuneigung des Volkes zu versichern, um mit dessen Beistand künftigen Umwälzungen wehren zu können." Der Cardinal lauschte mit sichtbarem Wohlgefallen den schmeichelhaften und zugleich überzeugenden Worten, und der Redner verfolgte seinen Text: „Die Vorsehung, indem sie den heilsamen Gedanken in meines Herrn Brust erweckt, bietet Euch die Gelegenheit zu dessen Ausführung. Der Connetable von Montmorency und der Mann seines Vertrauens, Coligny, der Admiral, liegen in Banden, sie, die Feinde von Eures erlauchten Hauses Ruhm, Euere Nebenbuhler, in einem Worte. Als solche kennt sie ein jeder, jeder weiß, daß die Coligny die Stütze aller Sek-

Großes verdankte er einer Affenliebe, die Granvelle für ihn hegte, und die bedeutend auf Karl V. eingewirkt hat. Nur um sich seinem Minister gefällig zu erzeigen, war Karl so angelegentlich bemüht, dem Hause Nassau den Besitz des Fürstenthums Oranien zu erstreiten, die Vermählung Wilhelm's von Nassau mit der Erbin von Buuren, gegen die ersten Regeln der Staatsklugheit durchzusetzen. Man pflegt diese Affenliebe Granvelle's als ein besonderes Zeugniß für des Prinzen von Oranien hohe Vollkommenheit anzuführen. Die, welche das versuchen, kennen die Heimath Granvelle's nicht. Gleichwie in den meisten Ländern der Prophet nichts gilt, weil er im Lande geboren, so gibt es hinwiederum Landschaften, in welchen das mäßigste oder zufälligste Verdienst, wenn es nur eingeboren ist, hinreicht, um Bewunderer und Lobpreiser ohne Zahl und ohne Maß und Ziel zu begeistern. Dergleichen Länder, die in dieser Eigenthümlichkeit nur die Spuren einer gegenwärtigen oder vormaligen Isolirung verrathen, sind, ganz in unserer Nähe, das vormalige Erzstift Cöln, das Herzogthum Berg, Westfalen überhaupt, ein dergleichen Land ist ebenfalls bis auf den heutigen Tag, Hochburgund, das dem übrigen Frankreich als der Sitz der Dummheit verschriene Gebiet, geblieben. Um sich davon zu überzeugen, durchblättere man nur des geistreichsten Hochburgunders, des Charles Nodier Schilderungen eines Pichegru oder Oudet, geschwätzigen Andenkens. Der Art Heroen waren freilich den Hochburgundern des 16. Jahrh. fremd, aber ihnen diente, als Gegenstand der innigsten Verehrung, nächst Gott und den Herren von Österreich, das Haus Chalon, unter den eingeborenen Geschlechtern zugleich das mächtigste und das berühmteste. Der letzte Chalon, Philibert, fiel in Karl's V. Kriege mit Florenz; der Erbe seines Reichthums und der althergebrachten Verehrung war Wilhelm von Nassau. In dem Verschwiegenen liebte der Bischof von Arras, gleichwie jeder andere Burgunder, das Haus Chalon, und er hat diese Liebe bewahrt, bis sie mit den Pflichten des Ministers unverträglich wurde, auch niemals sie gänzlich vertilgen können aus seinem Herzen. Selbst in dem revolutionären Sturm, mishandelt in seiner Persönlichkeit, in seinem religiösen und politischen Glauben, suchte noch der Bischof in mehren, spätern Schreiben sich und andere zu überreden, daß Oranien doch nicht der eigentliche Urheber von allen diesen Verbrechen und Drangsalen sein könne. Gebrochen hatte Granvelle mit den beiden einflußreichsten Großen des Landes, von allen Anhängern der neuen Lehre wurde er als der gefährlichste Feind gefürchtet, die Errichtung der neuen Bisthümer erweckte ihm eine Unzahl von Gegnern unter den Katholiken selbst, welche ihre persönlichen Interessen, die Freiheiten der Kirche und des Vaterlandes, durch die von der Regierung ausgehenden kirchlichen Veränderungen gefährdet glaubten, welche auch mit Unwillen eine große Zahl von religiösen Instituten, Gegenstände der Verehrung für Jahrhunderte, dem Bedürfnisse, die neuen Bisthümer zu dotiren, geopfert sahen. Es scheint nicht, daß Granvelle bei jenen kirchlichen Reformen zu Rathe gezogen wurde, die in ihren Folgen den Angriffen Joseph's II. auf die belgische Geistlichkeit so ähnlich waren. Grappin hat die Passivität des Bischofs in dieser Hinsicht durch seine eigenen Briefe erwiesen, die ohnehin nach seiner damaligen, allerdings wichtigen, doch dem frühern Einflusse auf Hof und Staat keineswegs vergleichbaren Stellung, wahrscheinlich. Nichtsdestoweniger übernahm Granvelle das Gehässige der ganzen Anordnung, indem er sich mit dem neu errichteten Erzbisthume Mecheln bekleiden ließ (28. Mai 1560), und dafür die Kirche von Arras aufgab. Seine Besitznahme in Mecheln wurde am 21. Dec. 1561 mit großer Pracht vollzogen. Bereits hatte sich unter dem Adel der Niederlande eine Coalition gegen den verhaßten Fremdling gebildet, der mit dem Primat von Belgien den römischen Purpur verbinden sollte, zumal ihm am 26. Febr. 1561 von Pius IV. die Cardinalswürde, tit. San Bartolomeo in Isola (dann von San Silvestro, ferner von Santa Prisca, Santa Anastasia, S. Pietro in Vincola) verliehen worden war. Eng verbunden mit seinem Freunde Viglius beherrschte er gewissermaßen den niederländischen Staatsrath; nun ward er das Haupt einer Geistlichkeit, die in den Gesetzen, sobald sie nur gehandhabt wurden, eine starke Waffe gegen alle ihre Gegner finden konnte; alle Macht der Verwaltung, der Gerichtshöfe, kam dem Erzbischofe zu Gute, befand sich in seinen Händen; der Purpur schien ihn über jeden Angriff zu erheben. Je größer das ihm beschiedene Glück war, um so hartnäckiger und feindlicher mußte sich der Widerstand gestalten, zu welchem solches Glück seine Gegner herausfoderte. Eine Coalition hatte sich, wie gesagt, gebildet, furchtbar in der Zahl, furchtbar in der Bedeutung der Mitglieder [7]). Diese Coalition versuchte sich in den heftigen Debatten über die Abführung des wenigen spanischen Volkes, das die alleinige Stütze der Regierung war. Granvelle widerstand lange, und einzig der Rückblick auf die Zusammensetzung des Staatsrathes, in welchem Verräther den Feigen geboten, konnte ihn bewegen, einer dem königlichen Ansehen verderblichen Maßregel seine Zustimmung zu ertheilen. Die nächsten Schritte der Coalition waren unmittelbar gegen ihn selbst gerichtet, kindisch in ihrem Gang, aber richtig berechnet, um denjenigen, den man verderben wollte, lächerlich zu machen. Ein in dem Hause des Großschatzmeisters Grobbendonk veranstaltetes Bankett vereinigte beinahe den sämmtlichen, in Brüssel anwesenden Adel; dieser Adel konnte es, abgesehen von den Einflüssen der zu jedem Bunde gehörenden Demagogen, nicht verzeihen, daß sich Granvelle mit einer Pracht umgab, wie sie wol einem Kirchenfürsten ziemte, der berufen war, den Ansprüchen hochfahrender Aristokra-

7) Si strinsero insieme il principe d'Oranges, li conti d'Egmont et Horn, il marchese di Berges morto, Monsignor di Montigni e il conte di Mega, conseguiti di molti altri Grandi per l'autorità et dipendentie grandissime che havevano quelli signori, et conclusero una lega contrá cardinal á difesa commune contra chi volessero offendere alcun di loro, la qual confortarono con solennissimo giuramento; ne si curarono, che se non li particolari fossero secreti per allhora: ma publicarono questa loro unione et questa unione fatta contra il cardinale, schreibt Tiepolo.

und mit einem zu Revolution erzogenen und herangereiften Volke zu thun habe, mit Gegnern, Angesichts deren einer jeden Regierung einzig zwei Wege übrigbleiben. Entweder muß sie die Thoren bekämpfen und vernichten, oder aber sie völlig und ungehindert walten lassen, damit sie in dem Übermaße ihres egoistischen Getreibes von selbst die wohlverdiente Strafe finden. Gleichwie der Cardinal seinen Verdruß über den häufigen Widerspruch der Statthalterin nicht geheim gehalten haben mag, so wird hinwiederum Margaretha, indem sie mehr die Unbequemlichkeit, als das Bedürfniß eines Mentors empfand, mit steigender Ungeduld dessen Entfernung gewünscht haben. Die Edelleute hatten sich mehrentheils von den Sitzungen des Staatsraths zurückgezogen, das Triumvirat erklärte unumwunden, einem Collegium, in welchem Granvelle sitze, nicht weiter angehören zu wollen. Da schickte die Herzogin ihren vertrauten Geheimschreiber, Thomas de Armenteros, versehen mit ausführlichen Instructionen und den nöthigen Belegen, an das königliche Hoflager. Philipp hörte den Vortrag des Abgesandten mit der ihm eigenthümlichen Aufmerksamkeit, ohne sich vor der Hand zu erklären, und empfing nach wie vor die schriftlichen Mittheilungen des Cardinals über den Zustand der niederländischen Provinzen. Diesen Zustand muß Granvelle selbst als unheilbar beurtheilt haben, wenigstens für einen Mann seines Standes, der aller Mittel, Gehorsam zu erzwingen, entbehre; diese trostlose Ansicht scheint endlich den König zu einem Entschlusse geführt zu haben. Eines Tags erschien der Cardinal, in der heitersten Stimmung, vor der Statthalterin, um ihr den ihm von dem König für einige Monate bewilligten Urlaub anzuzeigen, und ihr das darum ausgefertigte königliche Schreiben vorzulegen; er gedenke, fügte er hinzu, die Stunden der Muße seiner betagten, siechenden Mutter in Besançon zu widmen. Eine allgemeine Freude verbreitete sich auf diese Nachricht durch Stadt und Land, zumal Armenteros bei seiner Rückkehr von seiner Sendung die volle Bestätigung brachte. Auch er hatte zwar ebenfalls nur von einer einstweiligen, wenigstens scheinbar freiwilligen, Entfernung des Cardinals gehört, das Volk zweifelte aber im mindesten nicht, daß der Gehaßte für immer scheiden müsse. Zu einer etwa möglichen Rückkehr ihm alle Lust zu benehmen, bereitete der Adel ihm einen Abschied, der unvergeßlich bleiben mußte. War vorher die Verhöhnung arg gewesen, so steigerte sie sich jetzt in Maskenaufzügen, Satyren, Schmähschriften zu der ungezogensten und unglaublichsten Frechheit, bis der Cardinal, begleitet von seinem Bruder Chantonnay, am 10. März 1564, die Reise nach Besançon antrat [8]).

Der Cardinal hatte sich einer Stelle in dem Staatsrathe zu Madrid versehen, aber die Herzogin von Parma gab dem König zu bedenken, er würde, wenn er den Cardinal an seinen Hof beriefe, nothwendig bei den misvergnügten Niederländern den Verdacht erwecken, daß dieser noch nach wie vor ihre Angelegenheiten lenke. So groß war Philipp's Achtung vor der öffentlichen Meinung, daß er sich bequemte, für eine Reihe von Jahren auf die Dienste eines dem allgemeinen Dafürhalten nach ihm unentbehrlich gewordenen Mannes zu verzichten. In seiner Heimath angelangt und von seinen Mitbürgern empfangen (Mai 1564), wie wenn er sich in dem Vollgenusse der höchsten Gewalt befinde, suchte der Cardinal, nach so lange fortgesetzten, stürmischen Anstrengungen, Erholung bei den Wissenschaften. Ihm waren nach Besançon sein Secretair Just. Lipsius und sein Bibliothekar, der Hellenist Suffried Petri, gefolgt. Allen Gelehrten, allen Künstlern stand sein Palast geöffnet, und in ihrer Gesellschaft verlebte er, wenige Unterbrechungen abgerechnet, fünf Jahre, die glücklichsten seines Lebens, wie er selbst bezeugt hat. In Besançon feierte er auch den höchsten Triumph, der einem gekränkten Bewußtsein beschieden sein kann. Die Herzogin Margaretha, als sie nur zu spät den Fehler erkannte, der sie des treusten und umsichtigsten Beistandes beraubte, ersuchte ihn, zuerst durch Vermittlung des Königs, um seine baldige Rückkehr an ihren Hof, und daß er den verlassenen Posten wieder antreten möge. Sie bekennt, que le Roi aurait dû lui faire trancher la tête, pour avoir renvoyé un ministre aussi fidèle; nichtsdestoweniger blieb Granvelle unerbittlich, ob er gleich von dem an wiederum fleißiger schriftlichen Rath der Fürstin zukommen ließ. Hingegen hatte er nicht umhin gekonnt, vermöge Anordnung des Papstes Pius IV. das Protectorat des Jesuitenordens zu übernehmen. Nach Ableben dieses Papstes, 1565, reisete er, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, zu dem Conclave; er scheint diese Gelegenheit benutzt zu haben, um sich um das erledigte Erzbisthum Sevilla zu bewerben, ein Bemühen, welches indessen von dem ihm feindlichen, seine Gegenwart in Spanien scheuenden Ministerium vereitelt wurde. Vier Jahre verliefen, ohne daß der Cardinal irgend ein ferneres Zeichen des Vertrauens von dem Könige empfangen hätte, bis die wachsende Türkengefahr gebieterisch die engste Vereinigung der spanischen Monarchie und der unter sich selbst uneinigen Staaten von Italien foderte. Solche Aufgabe zu lösen, schien allein der Cardinal befähigt, und er wurde demnach zu dem Gesandtschaftsposten in Rom ernannt, 1570. In seiner Eigenschaft als Plenipotenz schloß er am 25. Mai 1571 das in seinen Folgen so wich-

8) Il était, so lautet des Van der Vynkt Nachruf, il était orgueilleux et procurait graces, charges, bénéfices à ses parents et ses amis: il protégeait quelquefois sans autre intérêt et sans autre vue, que de croiser la prétention ou la recommendation d'un autre protecteur. Non content de posséder la confiance de son maître, il en fit une vaine parade, qui choqua la cour et la ville. Rarement ou jamais, il se faisait la cour à la duchesse. Il était en voyage avec elle, ou logé dans le même palais sans la voir. On savait pourtant qu'ils s'écrivaient des billets presqu'à toute heure; le cardinal se servait quelquefois du style impérieux, et il n'était pas faché que cette correspondance fut connue. Ein ungleich bündigeres, ehrendes Zeugniß hat hingegen Graf Nenny, der Mentor Joseph's II., der Verwaltung des Cardinals, bezüglich der Niederlande, ausgestellt: Les Pays-Bas ne doivent jamais oublier ce qu'ils doivent aux Perrenots; leur ministère est une époque dorée pour ces provinces. Wie verschwinden vor solcher Äußerung des Mannes, der Belgien am genauesten kannte, die Beschuldigung gewissenloser Feinde, sammt den Äußerungen eines leeren Schwätzers, dergleichen Van der Vynkt.

lehrte empfingen von ihm Pensionen oder Schutz. Die Dichter Gambara und Michael Torita, der Archäolog Fulvio Orsino, der Rhetor Anton Lullus, Peter Nannius und Stephan Pighius, der Arzt Nicolaus Ellebodius werden als seine Schützlinge genannt; den Pighius hatte er sich an die Stelle des nach Cöln zu einem akademischen Lehrstuhl berufenen Suff. Petri zum Bibliothekar erwählt. Unter seinen Freunden nimmt Just. Lipsius eine ausgezeichnete Stelle ein. Auch die Talente der Heimath vernachlässigte er keineswegs. Pension, Beförderung oder ehrende Auszeichnung empfingen von ihm Anatol Desbarres, aus Salins, Kammerjunker Kaiser Karl's V. und Verfasser einer Lobrede auf diesen Monarchen, dann einer mathematischen Abhandlung; Anton Garnier aus Besançon, Geheimschreiber des Cardinals und nachmals des Kaisers, dessen Leben er gleichfalls beschrieben hat; Johann Morelot und Johann von Gilly, beide Poeten, deren jeder ein Gedicht dem Cardinal zugeeignet hat; Louis Marchant, sein Geheimschreiber, von dem wir Übersetzungen verschiedener Lebensbeschreibungen des Plutarch haben. Granvelle's Lieblingsstudien waren Astronomie, Physik, Arzneikunde, Naturwissenschaft. Mit dem Alchimisten Nic. Guibert lebte er in enger Vertraulichkeit, nicht selten legte er bei dessen Experimenten Hand an. Vollendeter und enthusiastischer Kunstkenner, unterhielt er in Italien und Sicilien eine Anzahl Künstler, die für ihn Alterthümer aufsuchen und zeichnen mußten. Anton Morillon, der Bruder Maximilian's, hat ihm hierin besonders ersprießlich gedient. Die von dem Vater geerbte Gemäldesammlung hat der Cardinal mit vielen Meisterwerken eines Albr. Dürer, Martin Devos, Mich. Angelo, Rafael bereichert. Die Alden empfingen von ihm vielfältige Aufmunterung und die Plantin'sche Buchdruckerei in Antwerpen bestand durch seine Freigebigkeit. Plantin's Polyglottenbibel, das typographische Meisterwerk, wurde zum Theil, das seltene Prachtwerk, Thermae Diocletiani descriptae a *Sebastiano ab Oya*; delineatae et in aes incisae ab *Hieron. Coccio* (Antverp. 1576. fol.) ganz auf seine Kosten gedruckt. Auch von der Summa des heil. Thomas veranstaltete er eine nur in Geschenken verwandte Ausgabe; seiner Freigebigkeit verdankt man den ersten Abdruck von den eben damals wieder aufgefundenen Schriften des Theophrastus. Mehr als hundert Autoren haben dafür auch ihm ihre Werke zugeeignet. Das von dem Vater gestiftete Collegium zu St. Mauritien hat er in Baulichkeiten verbessert und erweitert; auch gewann er für dasselbe Lehrer von Ruf, wie Alciat, Dumoulin, Richardot, Fr. Baudouin. Um dem Mangel an unterrichteten Priestern abzuhelfen, und der Armuth der Diöcese, welcher die Mittel zur Errichtung eines Seminariums unerschwinglich schienen, zu Hilfe zu kommen, gab er dem Collegium, das er fortan les Ecoles de Granvelle genannt wissen wollte, die Form und Richtung eines Seminariums, diese ist demselben bis zu der 1618 von dem Stadtmagistrat beliebten Veränderung geblieben. In Rom, Neapel und Madrid hat der Cardinal Paläste aufgeführt, von der Abtei Lobbes das Patronatrecht der Pfarreien Hove, Aërtselaër, Hemissem, Boom, Waërloos, Reeth, Moortsel sich abtreten lassen, um es seiner Herrschaft Cantecroy einzuverleiben. Das sind die einzigen Erwerbungen von denen wir Kenntniß haben, indem er den Ertrag seiner Pfründen, die Einkünfte seines Patrimonialvermögens, in dem Dienste seines Königs verwendete. Unbeträchtlich ist das Vermögen, über welches er nach einer Dienstzeit von 50 Jahren durch Testament verfügte, und doch hatte er eine Masse der reichsten Beneficien besessen, außer dem Erzbisthum Mecheln die Abteien S. Amand, in Flandern, la Thure, in Hennegau, Luxeuil, Montbenoît, Faverney, in Hochburgund, St. Vincent zu Besançon, die Priorate von Morteau und Moûtier-haute-pierre, ebenfalls in Hochburgund gelegen, die Propstei zu U. L. Fr. in Utrecht, und ein Archidiakonat zu Lüttich, wohingegen er das Archidiakonat von Brüssel an die Domkirche zu Cambray 1568 resignirt, und St. Ramboldеn, Propstei zu Mecheln als ein Tafelgut dem neuen Erzbisthum geopfert hatte. Von Gestalt hoch und wohlgewachsen, vereinigte Granvelle die edelste Haltung mit den feinsten Manieren und einer festen Gesundheit. Eine mächtige Stirn, kleine feurige, doch freundliche Augen, ein starker Bart gaben ihm die allen Zeitgenossen auffallende, sprechende Ähnlichkeit mit Sinan, dem türkischen Großvezier [12]). Man wird übrigens kaum einen großen Mann finden, dessen Bildniß so oft wie das des Cardinals vervielfältigt worden wäre, mehr als 600 Maler und Bildner haben ihn zum Gegenstand ihrer Studien erwählt. Seine Leichenrede hat Joh. Bapt. Sacco im Drucke herausgegeben. Von den ihm zu Ehren geprägten Medaillen hat das Museum Mazzuchellianum (I. Taf. 86 und 87), acht Stück abgebildet [13]).

12) Ranke's Ausspruch, „für Granvelle ist das keine Ehre," will uns nicht einleuchten. Einer der ausgezeichnetsten Helden des 30jährigen Kriegs trägt die Physiognomie des Wahnsinns, ein anderer, in Hoheiten aller Art jenem beinahe gleichgestellt, würde, in Bauerntracht, den Zügen und der Haltung nach als der Typus des Tölpels gelten können; gleichwol ist es noch keinem eingefallen, den seltenen Ruhm dieser beiden Kriegsfürsten verdächtigen zu wollen. Nach ihnen mag Granvelle's Ähnlichkeit mit dem grimmigen Türken beurtheilt werden. 13) Zwei derselben bieten lediglich das Brustbild ohne Revers; die dritte stellt im Revers die Kreuzigung dar. Auf der vierten heißt es: Ant. S. R. E. Pbr. Card. Granvelanus. Das bärtige Brustbild. Rev. Granvelle, im bischöflichen Ornate, sitzt vor dem Altar, und hält in der rechten Hand eine Fahne, worauf Jesus am Kreuze, und zu dessen Füßen Maria und Johannes abgebildet. Die Fahne erfaßt Don Juan, der barhauptig vor dem Cardinal kniet. Im Hintergrunde eine glänzende Versammlung von Kriegsbefehlshabern; ganz oben die Worte: In hoc vinces. Auf einer andern Medaille Ant. S. R. E. Pbr. Card. Granvelanus; das bärtige Brustbild. Rev. Ein Schiff mit der berühmten, von dem Cardinal in den wilden Bewegungen der Niederlande angenommen, und seitdem beibehaltenen Devise: Dvrate *). Ferner: Ant. S. R. E. Pbr. Card. Granvelanus; Brustbild. Rev. Ein Schiff, Angesichts des Hafens, die Weltkugel, Durando — Ant. S. R. E. Pbr. Card. Granvelanus; das Brustbild; Rev. Ein Schiff mit gebrochenen Masten. Dvrate — Ant. Perrenot S. R. E. Pbr. Card. Granvellanus; das Brustbild. Rev. Ein Schiff auf offenem Meere, gegen die Heftigkeit des

*) Durate, et vosmet rebus servate secundis (Aeneid. I, 207).

dem Erben des Reichthums von Chalon, zum Ayo gesetzt, begleitete seinen Zögling in verschiedenen Unternehmungen gegen die französische Grenze, und starb zu Béthune, Oct. 1554, an den Folgen einer, in der Belagerung von Montreuil empfangenen Schußwunde. Er war unvermählt und nur 30 Jahre alt. Sein jüngerer Bruder, Karl Perrenot, geboren zu Brüssel den 9. Jan. 1531, wurde für den geistlichen Stand bestimmt. Juris utriusque doctor und Protonotarius besaß er ein Archidiakonat zu Besançon, das Dekanat am Dom zu Brügge, eine Präbende zu Lüttich, wo er zugleich mit seinem Bruder recipirt worden, die Abteien Faverney, in Hochburgund und del Parco, in Sicilien; er war auch Mitglied des geheimen Raths der Niederlande, ohne sich doch je mit dem ihm aufgezwungenen Stande aussöhnen zu können. Nicht glücklich in seiner Stellung scheint er gleichwol gern Glückliche um sich gesehen zu haben; er starb im Juni 1567, aber das Andenken an den „bon abbé," wie er den Mönchen von Faverney hieß, hat ihn lange überlebt.

Friedrich Perrenot, Baron von Renaix und Aspremont, Herr von Champagney, Beaujeu, der prächtigen Herrschaft an der Saone, oberhalb Gray und von St. Loup östlich von Gray, war zu Barcelona den 3. April 1536 geboren. Als der jüngste Sohn, und in Erwägung seines folgsamen Gemüthes und seines Fleißes, wurde er im Testament seines Vaters bevorrechtet. Sein Bruder, der Cardinal, wollte ihn für die Diplomatie erziehen; er erwählte sich aber den Wehrstand, machte in Italien seinen ersten Feldzug, und focht 1554 bei Renty. Darauf wußte er sich dem Könige Philipp zu empfehlen, von dem er das Amt eines Sumiller mit 800 Franken Gehalt, sowie von dem Kaiser eine Compagnie Lanzen empfing. Viel größere Dinge mag sich der junge Mann von der Gunst des neuen Gebieters versprochen haben; getäuschte Erwartung, eine übertriebene Werthschätzung seiner selbst, die Aussicht, sich im Laufe bürgerlicher Unruhen einer unbequemen Behofmeisterung von Seiten seines Bruders, des Cardinals, zu entziehen, führten ihn in die Reihen der Misvergnügten. Die berühmte Compromißacte von 1566 ist großentheils sein Werk. Zur Strafe reif, fand er jedoch bei Alba, in Betracht der Verdienste von Vater und Bruder, Gnade; nur wurde ihm auferlegt die Niederlande zu räumen. Sein musterhaftes Verhalten während seines unfreiwilligen Aufenthalts in Hochburgund, bewog Alba, ihn zurückzurufen, um ihm die Statthalterschaft von Antwerpen aufzutragen, 1571. Champagney, so heißt Friedrich nach seinem Hauptgute, kannte den Mann, unter dessen Befehle er gestellt war. So lange Alba im Lande anwesend war, hat er und Philipp an ihm den treuesten Diener gehabt. Aus seinem Winterschlafe erwachte Champagney, unter dem nachsichtigern Regiment von Requesenes; er trat von Neuem mit den Oberhäuptern der Misvergnügten, die er nach seiner Versicherung durch Zugeständnisse aller Art für den Dienst des Königs wieder zu gewinnen hoffte, in Verkehr. In seiner Correspondenz klagt er: „que ses démarches allèrent en fumée par la faute du grand commandeur, homme timide et irrésolu." Es scheint aber, und nicht ohne Ursache, Requesenes ebenso sehr dem ungebetenen Vermittler, als den offenen Gegnern mistraut zu haben. Ohnehin ruhten auf dem Groß-Comthur zu viel Sorgen, als daß er die verschiedenartigen Geschäfte alle mit der gleichen Aufmerksamkeit hätte behandeln können. Nur war er bedacht, dem Statthalter von Antwerpen jede offene Demonstration zu Gunsten der Empörer zu verleiden. Wir finden in Folge dieser genauen Aufsicht, daß, als die Sieger von der mooker Heide quer durch Brabant nach Antwerpen zogen, 1574, um die Bezahlung des Soldrückstandes zu erzwingen, und die Citadelle ihnen von der Besatzung überliefert wurde, gleichwol Champagney in der Stadt alle Anstalten zur Gegenwehr traf, obschon er auf seine Mannschaft, vier flamändische und vier teutsche Fähnlein aus Freundsberg's und Fugger's Regimentern, nicht zu sehr rechnen konnte; denn auch diesen war seit Monaten die Löhnung ausgeblieben. Champagney war be-

ständlich. Sie mußten sich zwei Übersetzer zulegen; der eine bildete sich, nachdem er in Teutschland einige Studien gemacht hatte, ein, auch das Flamändische zu verstehen, ein Wahn, der in Teutschland ebenfalls gäng und gebe, den Teutschen im Allgemeinen die reiche holländische Literatur verschließt. Von der Entscheidung dieser beiden Übersetzer muß nothwendig die Aufnahme oder Verwerfung der in fremden Sprachen geschriebenen Aufsätze abhängen. Man bedenke die Kenntniß, die ein Franzose, ein Jüngling, von dem 16. Jahrhundert in Teutschland haben kann, und beurtheile aus diesem die Sicherheit der behufs der Publication getroffenen Auswahl. Überraschen darf es daher keineswegs, wenn in die beiden ersten Bände mitunter sehr geringfügige Dinge, Wichtigerm vielleicht den Raum nehmend, sich eingeschlichen haben. Die beigefügte Übersetzung der spanischen Documente können wir nur als eine an dem Geldbeutel des Publicums verübte Sünde beklagen. Übrigens beschränkten sich die Herausgeber auf das mäßige, jedem Abschreiber zugängliche Verdienst der Herausgabe eines Codex diplomaticus; die Noten sind gleich sparsam und unerheblich, nicht minder unerheblich ist die dem Werke vorausgesendete Lebensgeschichte der bedeutendern Perrenots, eigentlich nur ein magerer, blasser, ungetreuer Schattenriß; wem es um eine gründliche Kenntniß jener Männer und Zeit zu thun ist, muß nach wie vor sein Leben an die Lösung dieser Aufgabe setzen. Gewiß wäre es nicht zu viel gefodert, daß durch zweckmäßigere Behandlung die Herausgeber jene Aufgabe wenigstens erleichtert hätten. Einbegriffen in der Collection des documents inédits sur l'histoire de France publiés par ordre du roi et par les soins du ministre de l'instruction publique, erschien von den Papiers d'état du cardinal de Granvelle d'après les manuscrits de la bibliothèque de Besançon publiés sous la direction de M. *Ch. Weiss* (Paris 1841). T. I. p. 57. 628. T. II. (1841.) p. 701 in 4. Der dritte Band soll die französischen Kriege bis zum Frieden von Crespy, und den schmalkaldischen Krieg enthalten, der vierte wird die Jahre 1549—1555, der fünfte den Zeitraum von 1557—1560 umfassen. Angesehen die Masse und Wichtigkeit der fernern Documente, wagt die Commission es nicht, die Zahl der folgenden Bände zu bestimmen, doch glaubt sie im Laufe von 1843 zu Ende zu kommen. Außer den 82 Bänden der Boisot'schen Sammlung hat die Commission ein von Johann von Vandenesse geführtes Tagebuch der Reisen Karl's V. und Philipp's II., dann drei aus der bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel entlehnte Portefeuilles, in denen eine Menge eigenhändiger Briefe des Cardinals, meist aus den Jahren 1575—1586, enthalten, benutzen können. Hingegen sind sechs Foliobände Granvelle'scher Handschriften, Eigenthum des Seminariums zu Besançon, wie es scheint, vor dem Ausbruche der Revolution verloren gegangen. Beinahe hätten wir anzuführen vergessen, daß ein natürlicher Sohn des Cardinals, der sich den Vertheidigern von Harlem 1573 angeschlossen, nach der Einnahme der Stadt auf des Siegers Geheiß enthauptet wurde.

ohne Säumen wurde der Marsch nach Antwerpen angetreten. Am Allerseelentag — seit Jahren war es in Antwerpen nicht mehr Allerseelentag geworden — am Freitag, 2. Nov. 1576, war das sämmtliche Volk zu Borgerhout, vor den Thoren der Stadt vereinigt, den den Bürgern zu lebhafter Besorgniß. Indem sie die Freunde nicht minder, wie die Feinde fürchteten, bestimmten sie den Magistrat, den Anziehenden den Einlaß zu verweigern, bis der Befehl dazu von den Staaten erbracht worden. Die Gemüther fühlten sich dadurch beschwichtigt, aber keineswegs beruhigt. Jede Viertelstunde verkündigte neue Gerüchte und Schrecknisse, Gruppen bildeten sich in den Straßen, auf allen Punkten drängten sich verwirrte Massen, auf und nieder ohne Veranlassung und ohne Zweck. Anders war es in den Häusern, hier herrschte einzig der Gedanke an die persönliche Unsicherheit, hier war jeder beschäftigt, die kostbarste Habe zu bergen: von keinem wurde das gemeinsame Heil aller bedacht, auch nicht von Champagney, der viel mehr um seine amtliche Stellung, als um die ihm anbefohlne Bürgerschaft bekümmert war. Er fürchtete, in der Cidatelle möchte die Aufnahme fremden Volks in die Stadt als eine Herausfoderung betrachtet werden, und er befürchtete mit noch größerer Ängstlichkeit, die ungeladenen Gäste könnten ihn seiner Gewalt entsetzen. In seinem bangen Zweifel glaubte er, Zeit gewonnen, Alles gewonnen zu haben, und suchte darum ebenfalls den Einzug der Staatischen hinauszuschieben. Nach Brüssel, an den Staatsrath, wollte er schreiben; bis von dort Antwort eingetroffen und die Gemüther beruhigt wären, meinte er, würden des Ebersteiner Knechte hinreichen, die Wälle zu vertheidigen. Ersprießlicher, als innerhalb der Mauern, könnten die Hilfsvölker draußen verwandt werden, um eine etwa für die Citadelle bestimmte Verstärkung abzuweisen: an Proviant solle es ihnen nicht fehlen. Mittlerweile würden die Aufgeregten in der Bürgerschaft sich beruhigen und ihren Freunden den Einzug bewilligen. Ihm sucht hinwiederum der Marquis von Havré die Nothwendigkeit der alsbaldigen Aufnahme zu beweisen; der Rede und Gegenrede fehlte es nicht an spitzen Worten.

Härtere Worte mußte während dessen der Graf von Eberstein vernehmen. Von der Citadelle waren, um ihn an sein gegebenes Wort zu mahnen, die Freiherren von Freundsberg und Pollweiler, auch Karl Fugger, herabgekommen: nachdem nun die königlichen Prärogative, sprachen diese Herren, so offenbar von den Staaten angefochten worden, bleibe ihm nichts übrig, als ihrer Partei zu entsagen. Von Vorstellung und Bitten gingen sie zu Drohungen über. Als Fugger an dem Erfolg des Gesprächs verzweifelte, wandte er sich an die Officiere des Ebersteinschen Regiments, erinnerte sie und die Gemeinen, an die dem König geschworne Treue und an die reiche Beute, die in dem aufrührischen Antwerpen erobert werden könnte. Als dies endlich der Graf bemerkte, verlangte er zu wissen, was Fugger mit seinem Volke vorhabe, er möge sich um seine Sachen bekümmern und allenfalls nach Nivelle zurückkehren — von da er eben mit Schande vertrieben worden. Fugger empfand tief den Hohn, es wurde blank gezogen, und Eberstein, der seinen Gegnern überlegen war, drängte sie in die Citadelle zurück. Spät am Abend traf der Befehl der Staaten für die Aufnahme der Hilfsvölker ein, am andern Morgen kam es zur Ausführung, immer noch mit Widerstreben der Einwohner, die jedoch allmälig die Dringlichkeit des Augenblicks und die fortwährende Steigerung der Gefahr erkannten. Das Fußvolk wurde in der Nähe der Citadelle untergebracht, die Reiterei auf dem Roßmarkt aufgestellt. Alsbald richteten sich die Geschosse der Citadelle gegen die Stadt; weithin verbreitete ein vom Hauptmann Ortiz geleiteter Ausfall großen Schrecken; schon hatte Ortiz in die der Citadelle nächsten Häuser Feuer geworfen, als der Franzose de la Fontaine sich ihm muthig entgegenwarf. Die Spanier wichen, und Champagney, zur Stelle geeilt, bestimmte, nicht ohne Mühe, die Staatischen, an einem Aufwurf, der die vier gegen die Citadelle sich öffnenden Straßen verschließen sollte, arbeiten zu lassen. Ein einziges Wort hingegen hatte er an die Bürgerschaft zu richten; freudig versprach sie ihre Mitwirkung zu Errichtung eines zweiten Vertheidigungswerks, des in einiger Entfernung von dem Aufwurf anzubringenden Forts. Dieser Arbeit unterzogen sich zur Stunde 11,000 Menschen, und schon erhoben sich die Brustwehren, welche aus Fässern und Säcken zusammengesetzt waren, die mit Erde, mit Hopfen oder Heu gefüllt wurden. Aber ein Klag- und Wuthgeschrei ließ sich vernehmen, als von den im Dienste der Staaten stehenden Flamändern die reichsten Häuser gestürmt wurden, indem sie sich in den fetten Quartieren gütlich thun wollten. Die arbeitende Menge zerstreute sich, indem ein Jeder um den eigenen Herd besorgt ward, die ferneren Sicherheitsmaßregeln, von denen vielleicht noch Rettung ausgehen konnte, unterblieben. Nun wurden in verschiedenen Gärten Kanonen aufgeführt, um die Geschütze der Citadelle in Ehrfurcht zu halten. In Unruhe und Furcht durchwachten die Städter die lange Nacht, zu unruhiger Bewegung rief der grauende Morgen die Bewohner der Citadelle. Denn Vargas, aus Mastricht beschieden, führte ihr seine Spanier zu, Italiener und Hochburgunder mit etwa 1000 Reitern und sechs teutschen Fähnlein. Beinahe in derselben Stunde traf Julian von Romero aus Liere ein; dreimal hatte er auf dem kurzen Wege die Insurgenten, einmal sogar, denn ansteckend, wie das revolutionaire Fieber ist kein andres, einen Berlaymont bestreiten müssen, den Sohn jenes Getreuen, welcher, Angesichts der versammelten Gueux, der Statthalterin gerathen und zugesprochen hatte, wie ein Mann und wie ein Ritter. Es kamen auch aus Aelst, von der meuterischen Soldatenrepublik abgeschickt, 2000 Veteranen; was die dringendsten Vorstellungen, die steigende Gefahr der Landsleute nicht hatte von diesen wilden Gemüthern erlangen können, dazu wurden sie durch die Aussicht auf Mord und Raub bewogen. Eine bedeutende Macht hatte sich demnach an diesem Morgen in der Citadelle vereinigt, Hieronymus de Rueda trat vor die Fronte der Soldaten, der Mann, der, nachdem alle seine Collegen von den Staaten verhaftet, oder durch Geschöpfe ihrer Laune ersetzt worden

32*

Fontaine. „Il s'est fait et à nous du mal beaucoup pour être tant de son opinion, et sont les choses en termes qu'il est dangereux de se mêler de ses affaires." Als der Prinz von Oranien im August 1579 Gent besuchte, wurde Champagney in Freiheit gesetzt, denn zu klug war jener, um den tödtlich gehaßten Feind, der aber einer der Freiheitskämpen war, im Namen dieser Freiheit, ohne Urtheil und Recht, in Banden sehen zu wollen. Es waren aber alle Anstalten getroffen, um jedes Entkommen zu verhindern, und nicht sobald hatte Oranien den Rücken gewandt, als Champagney zu erneuerter Haft eingezogen wurde. Darauf sollte er, mit dem Grafen von Egmond und dem Baron von Selles gegen la Noue, den Eisenarm, ausgewechselt werden; dazu hatten die Staaten sich erboten, der König verwarf aber den Austausch, bestimmt hierzu, wie man glaubt, durch Champagney's eigenen Bruder, den Cardinal, und dessen übertriebene Meinung von la Noue's Wichtigkeit. Gleich wenigen Erfolg fand bei den Generalstaaten und bei Oranien die Verwendung sehr vieler „honnêtes gens." Champagney mußte sich überzeugen, daß er allein durch eigene Anstrengung die Riegel seines Kerkers brechen werde. Von seinen Träumen niederländischer Unabhängigkeit enttäuscht, suchte er, von der einsamen Zelle aus, die schwache Partei in Gent, die einer Aussöhnung mit Spanien nicht abgeneigt war, in ihrer Gesinnung zu bestärken und zu leiten. Diese Partei vorzüglich soll die Rückkehr des berüchtigten Demagogen, Johann van Imbize, betrieben haben. Denn in der Verbannung war Imbize zu näherer Berührung mit einflußreichen Katholiken gekommen, und indem er deren Ansichten ergriff, wollte es ihn allmälig bedünken, als sei der Sohn Karl's V., nicht aber ein Graf von Nassau der Erbherr der Niederlande. In solcher Stimmung zu Gent als Bürgermeister eingeführt, horchte Imbize willig auf Champagney's Einflüsterungen; zwischen beiden wurden die Mittel berathen, um die Stadt unter den Gehorsam des Königs zurückzuführen. Zu solchem Ende waren die Vorbereitungen getroffen, allein gleichwie die Gegenpartei noch immer so mächtig war, daß Imbize es nicht wagen durfte, seinen Rathgeber aus dem Gefängnisse zu entlassen, so kostete es dieser Partei auch nur mäßige Anstrengung, um den Entwurf der Legitimisten zu vereiteln. Am 25. März 1584 wurde Imbize verhaftet, des Bürgermeisteramtes und des Kriegsbefehls entsetzt, seine Leibwache aufgelöset, die bisher von ihm bekleidete Würde an Karl von Uttenhoven gegeben. Am 4. Aug. 1584 büßte Imbize auf dem Blutgerüste den Versuch, die Irrthümer und Verbrechen seines frühern Lebens zu tilgen, aber am 17. desselben Monats fiel Dendermonde durch Capitulation in die Gewalt der Spanier. Damit erwachten ihre Anhänger in Gent zu neuem Leben, und Champagney, der von seinem Gefängnisse aus die Partei, welche jetzt der Stadt gebot, beherrschte, vereitelte den Vertrag von Beveren, am 17. Sept. 1584. Die Stadt wurde mit dem König ausgesöhnt, Champagney im Triumph dem Kerker entführt, mit den Vollmachten eines Gouverneurs von Gent bekleidet, und in seine Güter, die theils für des Königs, theils für der Staaten Rechnung sequestrirt waren, wieder eingesetzt. Mit dem Vertrauen von Alexander Farnese beehrt, erscheint er in den Jahren 1587 — 1591 als Staatsrath und Chef der niederländischen Finanzen. Deputirt zu dem am 6. Juni 1588 in Bourbourg eröffneten Friedenscongresse wandte er die äußerste Thätigkeit an, um wenigstens mit England ein Abkommen zu treffen. Dieses vernünftige Streben, welches erlaubt hätte, alle Gewalt der unüberwindlichen Armada gegen Holland und Seeland zu wenden, wurde von dem Herzog von Parma, durch Vermittelung des ihm gänzlich ergebenen Präsidenten von Artois, des Johann Richardot, vereitelt, denn der italienische Alexander soll sich nichts weniger vorgesetzt haben, als die Eroberung von England, ein nach Don Juan's hinterlassenen Schriften nicht übermäßig schwieriges Unternehmen. Der Erzählung von Alexander's angeblichem Gelüste widerspricht aber die gegen ihn von dem Herzog von Pastrana und dem Prinzen von Ascoli erhobene, von dem großen Feldherrn den Eingebungen und der Feder Champagney's zugeschriebene Beschuldigung. In dieser Schrift wurde nämlich dem Herzog von Parma die Zögerung auf der Höhe von Calais, um seine Vereinigung mit der unüberwindlichen Flotte zu bewerkstelligen, als unverzeihliches Verbrechen angerechnet. Er hat auch dieser Anklage wegen vielen Verdruß ertragen müssen, bis er, der Zustimmung der Infantin Clara Isabella gewiß, eine entscheidende Maßregel gegen Champagney ergriff. Es wurde nämlich diesem befohlen, augenblicklich Brüssel und Niederland zu verlassen, und wie sehr auch der alte Mann seine Gebrechlichkeiten und seine der Legitimität erwiesene unwandelbare Anhänglichkeit geltend machte, er mußte gehorchen. Aus Dôle, wo er seit Juli 1577 als Chevalier d'honneur dem Parlament beigegeben war, führte er mit Philipp II. einen lebhaften Briefwechsel, worin er die politischen Ansichten Richardot's bekämpfte und den Krieg mit Frankreich misbilligte. Ehrenhaft, meint er, könne der unzeitige Krieg, der außerdem die Niederlande zu Grunde richte, niemals werden. Von der mächtigen Diversion begünstigt und in ihrer Rebellion gestärkt, würden die Holländer in kurzer Zeit sich stark genug fühlen, um gleich den Engländern, angriffsweise gegen Belgien zu verfahren. Spanien vergeude sein Blut, um eine ungerechte oder wenigstens gehässige Sache zu verfechten. Noch eine Zeit lang könnten vielleicht die Franzosen sich unter einander zerfleischen, aber durch die Erfahrung belehrt, würde zuletzt die eine, wie die andere Partei zu der jedem Franzosen mit der Muttermilch eingeflößten Gesinnung, zu unbegrenztem Hasse gegen Spanien, zurückkehren. Solche freimüthige Rede scheint zu der Annahme zu berechtigen, daß der Schreiber immer noch einigen Antheil am Vertrauen des Königs besaß, doch wurde, so lange Alexander Farnese beim Leben war, von dem Hofe nichts für ihn gethan. Erst nach dem 2. Dec. 1592 gelang es ihm, den Widerruf des Verbannungsdecrets und die Wiedereinsetzung in seine Ämter zu erhalten. Doch findet sich keine Spur, daß er jemals nach den Niederlanden zurückgekehrt wäre, denn seine Gedanken hatten sich allmälig in den engen Grenzen von Hochburgund concen-

der ältesten der kaiserlichen Prinzessinnen, der Erzherzogin Anna, und wird wol, in Betracht dieses Auftrags, mit der auf Cantecroy, der Besitzung des Cardinals, radicirten Grafenwürde begnadigt worden sein. In dem am 13. Juli 1570 zu Speier eröffneten Reichstage repräsentirte er den burgundischen Kreis, um sich von da nach Antwerpen zu begeben, begleitet von den Zeugnissen der kaiserlichen Zufriedenheit. Daß Maximilian ihn sogar zum Pathen bei einem seiner Kinder, Karl, geb. am 26. Sept. 1565, oder Margaretha, geb. am 25. Jan. 1567, oder Eleonora, geb. am 4. Nov. 1568, erwählt habe, wird versichert, doch wagen wir nicht, die Angabe zu bestätigen, weil sich bei keinem dieser Kinder der Name Thomas findet. Der Graf von Cantecroy, von welchem die granvelle'sche Sammlung neun Bände, die wiener Gesandtschaft betreffend, besitzt, genoß der ruhigen Einsamkeit in Antwerpen nur kurze Zeit, und starb daselbst im Februar 1571, seine Witwe, Helena von Brederode, Tochter Reinold's, den 6. Mai 1572. Sie war ihm zu Antwerpen den 13. Sept. 1549 angetraut worden, unter den Hochzeitgästen hatten sich Kaiser Karl V. und seine beiden Schwestern, die Königinnen Eleonora und Maria, befunden; die Feier war eine der prachtvollsten gewesen, die man je in dem reichen Lande gesehen [16]). Aus dieser Ehe kamen fünf Kinder, Octavius, Nicolaus II., Franz, Johann Thomas und Petronella. Octavius fand den Tod auf der kleinen Flotte, welche im Januar 1574 am lodykschen Gat bei Roëmerswaal mit den Geusen stritt, in der Absicht, um den Entsatz von Middelburg und Arnemuyden zu bewerkstelligen. Nicolaus II, Graf von Cantecroy, starb unvermählt zu Neapel. Johann Thomas, Herr auf Meiche, von seinem Oheim, dem Cardinal, zum Erben bestimmt, war nur 22 Jahre alt, als er sich auf der unüberwindlichen Flotte einschiffte, und nicht wieder kam. Franz Perrenot, Graf von Cantecroy, auf Chantonnay, Maizières, Meiche, Granvelle, le Perrenot, Auricourt, empfing nach Ableben des Cardinals, am 17. April 1587, die Belehnung über die Grafschaft Cantecroy [17]) und die derselben einverleibten Herrschaften Bouchout, Hove St. Lorent, Conticq, Artselaër, stand als Kaiser Rudolf's II. Gesandter bei der Republik Venedig und starb zu Prag 1607. Ohne Kinder in seiner Ehe mit Barbara Sanvitala, der Tochter Gilbert's, des Grafen von Sala, vermachte er seine Güter dem Sohne seiner Schwester Petronella, die an Anton d'Oyselay, Baron von Villeneuve, verheirathet gewesen. Dieser Schwester-Sohn, Franz Thomas d'Oyselay, mußte aber Namen und Wappen der Perrenot annehmen. Des Glücklichen Sohn, Eugen Leopold Perrenot de Granvelle, genannt von Oyselay, des h. r. R. Fürst, Graf von Cantecroy, Baron von Villeneuve und Chantonnay, starb im Februar 1637, der letzte Mann seines Hauses (vergl. den Art. Oyselay) und der von ihm besessene Antheil der Perrenot'schen Güter fiel als Regredienterbschaft an Jacob Nicolaus de la Baume-Poupet, den Sohn von Friedrich's Perrenot einziger Tochter, Helena. Von dem Hause la Baume wurde, unter französischer Herrschaft, der Palast von Granvelle zu Besançon für die Stadtgemeinde angekauft, um darin den Gouverneur der Provinz unterzubringen; der Garten, den für den Bau des Schauspielhauses verwendeten Raum abgerechnet, dient seitdem als eine öffentliche Promenade, welcher der anstoßende Palast mit seinen ehrwürdigen Formen einen eigenthümlichen Reiz verleihet. In Granvelle, so heißt diese Promenade, versammelt sich täglich zwei Mal die elegante Welt von Besançon. Von dem Palast berichtet ein teutscher Reisebeschreiber des 17. Jahrhunderts: „Obgedachter Palast hat sehr schöne und grosse Zimmer, mit stattlichen Tafeln, und in einer Cammer zwei Bilder, als Bacchi und Veneris, gantz nackend und natürlich vorgestellt. Item in einer andern Cammer ein hübsch Uhrwerk von Messing, auff die Art des straßburgischen. Item eine schöne und wol außgerüste Zeug- oder Rüstkammer, und zween schöne grosse Gärten, von mancherley schönen und seltzamen Gewächsen, und in dem grössern, in der Mauren, ein Bild Jovis, so von Rom dahin kommen sein soll." Eine andere Beschreibung rühmt „so viel wunderliche seltzame Sachen, als man fast zu sehen begehren mag. Da findet man allerhand alte Werck, Bilder von Marmor und Ertz, und sonderlich vornehme Stück auß Marmol in dem Lustgarten. Item fürtreffliche Gemählde, und einen köstlichen Schatz von alten geschriebenen Büchern, mit andern unzählbaren Schrifften hochgelehrter Leuthe." Von den Gemälden ließ Ludwig XIV. die werthvollsten nach der Eroberung von 1674, auslesen und den königlichen Sammlungen einverleiben. Heute noch bewahret das Musée royal diese Stücke, die doch ungezweifeltes Privateigenthum gewesen, und sie dienen zum Beweise, daß das droit de conquête für Kunstgegenstände mit Unrecht als eine Erfindung der Revolution betrachtet werde. — Das Wappen der Perrenot zeigt im silbernen Felde drei schwarze rechte Schrägbalken, darüber, als Schildeshaupt, im schwarzen Felde drei silberne Halbmonde, oder, seit der von Kaiser Karl V. bewilligten Wappenverbesserung, statt der Halbmonde den Reichsadler im goldenen Felde. Als Wahlspruch dient des Cardinals von Granvelle berühmte Devise: Durate. (*v. Stramberg.*)

PERRERO. 1) ein Bezirk, benannt nach dem Hauptorte gleiches Namens, gehört zur Provinz Pinerolo, zur Militairdivision von Turin der festländischen Staaten des Königs von Sardinien und umfaßt die Gemeinden Perrero, Bovile, Chiabrano, Faetto, Maniglia, S. Martino, Perosa, Mapello Praly. Riclaretto, Rodoretto, Salza und Traversa. Er liegt durchaus im höheren Gebirge, wird zum Theil von Waldensern bewohnt, deren es hier 3565, und darunter sieben Soldaten, gibt. Dieser Bezirk gehört zum Bisthum Pinerolo. An der Spitze der Gerichtsgeschäfte des ganzen Bezirkes steht ein Bezirksrichter (Giudice di Mandamento), zu dessen Gerichtsbarkeit die obigen zwölf Gemeinden gehören. An der Spitze der Administration des Mandamento

---

16) Es handelt von derselben eine gleichzeitig in Antwerpen erschienene Druckschrift, desgleichen *Prosp. Levesque* I, 182. 17) Des Cardinals übrige Nachlassenschaft, wie er sie dem Lieblingsneffen zugedacht gehabt, fiel auf seine Schwester Margaretha, verehelichte von Achey.

befindet sich ein Syndicus mit einem Secretair. Der Bezirksrichter ist zugleich Schulenaufseher (Delegato delle Riforme). Ein Steuereinnehmer (Esattore dei rr. tributi) sorgt für die Erhebung der königlichen Abgaben. Polizeilich ist der Bezirk dem Districte des zu Perosa stationirten Maresciallo d'alloggio a piedi der königlichen Carabiniere zugetheilt. 2) P., ein Dorf und zugleich Hauptort des Bezirkes (Capo luogo del Mandamento), in der Mitte des Thales von S. Martino (auch Valle della Germanasca genannt) eines Seitenthales des rechten Clusoneufers, rings von hohen Gebirgen umstanden, fern von jeder Hauptstraße gelegen, mit einer katholischen Pfarrpropstei, einer der h. Maria Magdalena geweihten katholischen Kirche, dem Gemeindehause für die Ortschaften des ganzen Thales, und 17 Waldensern.

(*G. F. Schreiner.*)

PERRET, Gemeindedorf im französischen Nordküstendepartement (Bretagne), Canton Goarec, Bezirksstadt Loudéac, hat eine Succursalkirche und 644 Einwohner, welche Hochöfen und Fabriken für eiserne Töpfe, Kessel und Backpfannen unterhalten. (Nach Barbichon.)

(*Fischer.*)

PERRET (Peter), ein niederländischer Kupferstecher des 16. Jahrhunderts, war geboren zu Audenarde gegen d. J. 1550 *), studirte einige Zeit in Italien und eignete sich die Manier des Cornel. Cort an, welcher viel in Italien arbeitete und den wesentlichsten Antheil an der Kupferstichschule des Augustino Carracci und dessen Nachfolgern hatte. In einigen Blättern von Perret findet sich theils einige Verwandtschaft mit dem Styl des Heinr. Goltzius, jedoch weniger die feine Bewegung dieses Meisters, theils der damals vorherrschende manierirte Styl in der Zeichnung des Nackten, wobei sich der sehr scharfe und reine Schnitt des Grabstichels etwas trocken ausnimmt. Perret stach nach verschiedenen ältern und gleichzeitigen Meistern seines Vaterlands, z. B. nach Peter Breughel, die Ehebrecherin vor Christus, eine sehr reiche Composition, bezeichnet P. Perret sc. 1579. qu. fol.

Dieses Blatt scheint eins der ältesten des Künstlers zu sein, nicht blos der Jahrzahl, sondern auch der Arbeit nach, die einen viel ältern Charakter zeigt, als seine übrigen Bilder; auch die Zeichnung, obgleich dem Charakter des ältern Breughel treu, deutet mehr auf einen strengeren oder vielmehr trockeneren Styl, ja gleicht sogar einigermaßen der Manier des Lambertus Suavius. Andere Blätter von Perret sind nach Speccard, Joseph und Potiphar's Weib. — Die Malerei, Allegorie; bezeichnet 1582. gr. fol. — Der h. Rochus nach ebendemselben. Ferner zwei Blätter, die Anbetung der Könige. — Die Anbetung der Hirten, diese Blätter sind zwar kräftig, nähern sich aber im Styl mehr an Goltzius. Zu mehren der im 16. Jahrhundert in Rom herausgegebenen Werke über antike Figuren und Statuen arbeitete er Vielerlei, z. B. den Laokoon 1581, gestochen, gr. fol. — Die große Fontaine aus dem Garten Cesi zu Rom 1581. gr. fol. — Zu den seltenen Blättern dieses Meisters gehören die Ansichten des Escurials in Spanien, sowol die Hauptansicht desselben, Scenographia Totius Fabricae S. Laurentii in Escoriali etc., als die andern drei Blätter mit den einzelnen Gebäuden, 1587 gestochen, s. gr. r. qu. Fol., und mehre ähnliche architektonische Blätter. — Auch nach Bernardino Passari, nach Franc. Parmeggiano, nach Perez di Alli von Malta und andern italienischen Meistern stach Perret Mehres; ausgezeichnet sind eine heilige Familie in einem Zimmer, Gruppe von fünf Figuren, nach Passari 1583 zu Rom gestochen, und nach Perez di Alli, die Marter der heil. Katharina 1582.

(*Frenzel.*)

*) Basan begeht in seinem Dictionnaire einen großen Fehler, indem er das Geburtsjahr Perret's auf 1569 setzt, wornach der Künstler bei Bearbeitung des unten genannten Blattes zehn Jahre alt gewesen sein müßte.

PERRET (-Gentil, Moses), eins der vielen Beispiele vorzüglicher Talente für Mechanik, wodurch sich die Bewohner von Locle und La Chaux-de-Fonds im eidgenössischen Canton Neufchatel auszeichnen. Er war ein gemeiner Landmann, der keine wissenschaftliche Bildung erhalten hatte, führte aber dennoch ein Werk aus, das von vielem Genie zeugt. Nahe bei la Chaux-de-Fonds entspringt eine Quelle, die sich sogleich in einen tiefen Schlund stürzt, und dort in der Tiefe bedeutende Aushöhlung bewirkt hatte. Hier legte er 1764, blos mit Hilfe seiner zwei Brüder, vier Mühlen an, deren Räder bis 60 Fuß tief unter der Erde sich befinden, je eins tiefer als das andere. Auch den Zugang, den er dazu machte, beweist eine seltene Erfindungsgabe. Ein ähnliches Werk findet man in Locle. Perret-Gentil ist im ersten Decennium dieses Jahrhunderts gestorben.

(*Escher.*)

PERREUX, 1) Marktflecken und Hauptort des gleichnamigen Cantons im französischen Loiredepartement (Forez), Bezirk Roanne, liegt 1¼ Lieue von dieser Stadt entfernt, auf dem rechten Loireufer an der Rhodon, ist der Sitz eines Friedensgerichts und hat eine Pfarrkirche und 1983 Einwohner, welche zwei Jahrmärkte unterhalten — Der Canton Perreux enthält in 10 Gemeinden 8280 Einwohner. 2) Gemeindedorf mit 724 Einwohnern im Yonnedepartement. 3) Fluß, welcher sich im Calvadosdepartement mit der Orne verbindet. (Nach Expilly und Barbichon.)

(*Fischer.*)

PERRHAEBI, die Bewohner der Thessalischen Landschaft Perrhäbia (s. d. Art.).

PERRHÄBIA (die ältere Schreibart bei Thukyd. *Περαιβία*, bei Livius Perrhaebia), die nördlichste Landschaft Thessaliens, welche einst von den kriegerischen Perrhäbi (*Περαιβοὶ* Homer und Thukyd.) bewohnt, nördlich von dem kambunischen Gebirge und von Makedonien, östlich vom Peneios und Ossa, südöstlich und südlich vom Peneios, westlich von Hestiäotis und vom Pindos umgrenzt wurde, bildete die Nordseite von Pelasgiotis, welches wir hier bereits beschrieben haben (Th. XV. S. 143—145). Perrhäbia hatte übrigens nicht immer gleichen Umfang, sondern erscheint bald größer, bald kleiner. Der größte und wichtigste Theil desselben war Gebirgsland, welches sich durch Bergfesten, besonders am Olympos, Peneios und Tempe auszeichnete (*Strab.* IX, 5, 441 *Cas.*). Die wichtigsten waren Oloosson, Kondylos und Gonnos,

deren letztere den Engpaß von Tempe beherrschten und als die Schlüssel zu Makedonien betrachtet wurden (s. Pelasgiotis XV. S. 144. Vgl. *Diodor. Sic.* XIX, 36, T. II. p. 345 *Wessel.*) — Homer bezeichnet die Perrhäber als kriegslustiges Volk (*μενεπτόλεμοι Περαιβοί*) und stellt sie nebst den Enienen unter den Befehl des Guneus aus Kyphos, welcher 22 Schiffe gegen Ilion führte (II, 748 ff.) Er läßt die Perrhäber um das winterliche Dodone und um den anmuthigen Fluß Titaresios wohnen, welcher sein schönes Gewässer dem Peneios zuwendet, das wie Öl obenhin schwimmt, ohne sich mit ihm zu vermischen (II, 750 ff.). Bekanntlich hat man zwei verschiedene dodonäische Orakel angenommen, ein älteres in Thessalien und ein jüngeres in Epeiros (Vgl. C. Ritter, Vorhalle europ. Völkergesch. S. 383 ff.) Wir würden demnach hier das ältere Thessalische in der Nähe des Peneios zu verstehen haben. Strabon (IX, 5, 434 *Cas.*) setzt zwar auch Perrhäber auf die Westseite des Pindos, also in die Nähe des Berges Tomaros, an welchem das epeirotische oder hellopische, also das jüngere, Dodone lag. Indessen nennt er diese Perrhäber *μετανάστας ἀνθρώπους*, welche sich demnach im Verlaufe der Zeit aus dem eigentlichen Perrhäbien hierher gewendet und sich daselbst angesiedelt hatten, wie sie überhaupt am liebsten sich auf Gebirgen festsetzten. (Auch Plinius kennt hier Perrhäber: N. H. IV, 1: Perrhaebi, quorum mons Pindus). Das spätere Perrhäbia umfaßte übrigens auch die meisten der Ortschaften, welche Homeros (Il. II, 738 sq.) der Herrschaft des Polypoites, dem Sohne des Peirithoos, zutheilt, insbesondere Elone und Oloosson. Er nennt aber die Bewohner derselben nicht Perrhäber, und das von ihm bezeichnete Perrhäbia hatte demnach engere Grenzen, als das spätere, von Strabon beschriebene. — Bei Thukydides (IV, 78) beginnt die Landschaft Perrhäbia unweit der Thessalischen Stadt Phakion (*ἐκεῖθεν δὲ ἐς Φάκιον, καὶ ἐξ αὐτοῦ ἐς Περαιβίαν*). Livius nennt als zwei perrhäbische Städte Cyretiä, welches im römisch-makedonischen Kriege von den Ätolern mit Gewalt weggenommen und geplündert, und Mallöa, welches sich den Ätolern sogleich ergab und in ihren Bund aufgenommen wurde (XXXI, 41. vgl. XXXVI, 13). Amynandros rieth nun aus Perrhäbia nach Gomphi (in Hestiäotis) zu marschiren. Allein die Ätoler folgten ihm nicht, sondern wandten sich zu den fruchtbaren Gefilden Thessaliens, um hier größere Beute zu gewinnen (*Livius* l. c.). Außer den genannten Orten gehörten zu Perrhäbia noch Phalanna, Doliche, Azoron, Pythion. Auch Elone wird als Stadt der Perrhäber betrachtet (*Strab.* IX, 5, 441 *Cas.*), sowie die Bewohner von Atrax ursprüngliche Perrhäber waren (*Strab.* IX, 5, 440. *Cas. Livius* XXXII, 15). —

Daß die Perrhäber zum großen Pelasgischen Volksstamme gehörten, haben wir bereits im Art. Pelasger (Th. XV. S. 116) nachgewiesen. Skylax (p. 60, ed. *Gron.*) bezeichnet sie als Hellenen, was sich mit jener Annahme leicht vereinigen läßt. Die Perrhäber waren einst ein ziemlich mächtiger Stamm, wie aus der Nachricht hervorgehet, daß durch sie die Histiäer aus Euböa nach Thessalien versetzt worden seien (*Strab.* X, 1, 446 *Cas.*). Dennoch wurden sie von den Lapithen unterworfen und beherrscht (*Strab.* IX, 5, 441 *Cas.*). Wir dürfen indessen vermuthen, daß dieses nur von den Bewohnern der Ebenen zu verstehen sei. Denn diejenigen, welche auf den Gebirgen Olympos und Pindos hausten, mochten größtentheils ihre Freiheit bewahren (vgl. O. Müller Dor. I, 25). Die Lapithen gingen aber früh zu Grunde, während sich die Perrhäber bis in die spätern Jahrhunderte behaupteten. (Vgl. H. G. Plaß Vor- u. Urgesch. d. Hell. 1. Bd. S. 325, 593, 609. f. 2. Bd. 295 f.) Ein bedeutender Theil hatte sich auch nach Athamanien gewendet (*Strab.* IX, 5, 442); daher ist es begreiflich, warum der genannte Geograph Perrhäber zu den Ätolern zählt (X, 2, 450 *Cas.*). Zur Zeit des Peloponnesischen Krieges waren sie den Thessalern unterworfen (*Thucyd.* IV, 78). Späterhin hatte Philippos II. von Makedonien diese und andere Thessalische Völkerschaften in seine Gewalt gebracht. Theopompos (bei *Athenäos* VI, 76, 260 a. b.) hat uns die Nachricht hinterlassen, daß dieser König den Agathokles, einen ursprünglich Thessalischen Penesten zu den Perrhäbern gesandt habe, theils um als Präfect ihr Gebiet zu beaufsichtigen, theils aber auch, um die noch rauhen, kriegerischen Männer zur üppigen, weichlichen und wollüstigen Lebensweise zu verlocken und sie dadurch ethisch zu verderben (*ἀπέστειλε διαφθεροῦντα Πεῤῥαιβούς κ. τ. λ.*), eine im Alterthume oft angewandte Maxime despotischer Herrscher*). Philippos mußte aber, nachdem er von den Römern besiegt worden, auf Befehl des Senats diese Völkerschaften wieder frei geben, worauf sie für völlig frei, selbständig und autonom (liberos, immunes, suis legibus esse etc.) erklärt wurden (*Liv.* XXXIII, 32). Bei Livius werden die Perrhäber überall von den Thessalern geschieden. (Vgl. XXXIX, 24: hier beschweren sich die Thessaler und Perrhäber bei den Römern über die Besitznahme ihrer Städte durch den makedonischen König. Vgl. c. 25. 26.) Während der spätern Zeit, nachdem Thessalien mit Makedonien zur römischen Provinz geworden, und noch später, während der Kaiserherrschaft bis zur byzantinischen Zeit, mochte Perrhäbia als partielle Landschaft alle Bedeutung und selbst seinen alten Namen verlieren. — Unter den neueren Reisenden hat auch E. D. Clarke den Norden Thessaliens besucht, und insbesondere Tempe, Gonnos, den Olympos

---

*) Äschylos hatte ein Drama unter dem Titel: „die Perrhäberinnen" geschrieben (*Αἰσχύλος ἐν Πεῤῥαιβίσι*), in welchem die Perrhäber noch als Männer von einfachen, rauhen Sitten erscheinen mochten. Sie bedienen sich hier der Hörner zu Trinkgeschirren (*ἀντὶ ποτηρίων τοῖς κέρασι χρωμένους κτλ.*), eine Sitte, welche wir auch bei andern, noch vom Luxus entfernten, Stämmen finden (*Athen.* XI, 51. p. 476, b. c). Nicht zu verwechseln hiermit sind die irdenen und metallenen Gefäße, welche von ihrer Gestalt den Namen *κέρατα* erhielten. Pindar (Fragm. sel. XI, 44. p. 228. ed. min. *Boeckh.*) läßt die Kentauren *ἐξ ἀργυρέων κεράτων* trinken. Irdene Gefäße, welche die Gestalt eines Horns haben, findet man in Vasensammlungen häufig. Sie sind gewöhnlich mit schwarzem Firniß überzogen, ohne bildliche Figuren. Die spätere Bezeichnung für diese Gefäße war Rhyton (*Athen.* XI, 98, 497, b. *ἐκαλεῖτο δὲ τὸ ῥυτὸν πρότερον κέρας*.

und Ossa, den Peneios und anderes hieher Gehöriges beschrieben (Tom. VII. p. 355 sq. ed. IV. Lond. 1818). (*Krause.*)

PERRHIDAE (*Πεῤῥίδαι*), ein von Stephanos Byz. angegebener und von ihm zur Antiochidischen Phyle gezogener Attischer Ort oder Demos. (*Krause.*)

PERRIER[1]. 1) **François**, berühmter französischer Historienmaler, geboren 1590 zu Macon im burgundischen Kreis (nach Felibien zu St. Jean di Laure, auch Salins in der Franche Comté), war der Sohn eines Goldschmieds; seine große Neigung zur Malerei und die Leichtigkeit seiner Hand bestimmten ihn, von der Kunst seines Vaters zu der bildenden Kunst überzugehen. Er verließ deshalb sehr zeitig das Haus seiner Ältern, um zu Lyon die Kunst weiter zu studiren, wo er sich bald soweit ausbildete, daß man ihm den Auftrag ertheilte, einige Altarbilder für die Karthäuser zu malen.

Sein lebhaftester Wunsch war Italien kennen zu lernen und dort die großen Meisterwerke zu studiren; da er aber von allen Mitteln entblößt war, und doch auf einen aus wahrer künstlerischer Neigung gewonnenen Entschluß nicht Verzicht leisten wollte, so beschloß er einem Blinden, welcher diese Reise unternahm, als Führer bis Rom zu dienen. In Rom trat er bei einem mittelmäßigen Maler und Kunsthändler in Dienst, der ihn mit Copiren nach Bildern guter Meister beschäftigte; hier bemerkte ihn eines Tages der berühmte Giovanni Lanfranco, erkannte das Talent des jungen Mannes, unterstützte ihn mit gutem Rathe und Humanität, und förderte so seine weitere Ausbildung.

Nachdem er längere Zeit in Rom verweilt und sich hier fleißig nach der Antike geübt hatte, kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er für einige Zeit Lyon zu seinem Wohnsitz erwählte. Hier vollendete er einige der früher begonnenen Gemälde in der kleinen Karthause, und kam dadurch zu einem ganz geachteten Namen. Später wohnte er in seiner Vaterstadt Macon, woselbst er auch mehre Arbeiten lieferte.

Der Wunsch, in der großen Hauptstadt Frankreichs sein Glück zu machen, brachte ihn 1630 nach Paris, wo sich schnell sein Ruf verbreitete und ihm bedeutende Mittel zu Theil wurden. Der berühmte Simon Vouet, welcher im Schloß zu Chilly arbeitete, ließ ihn nach seinen Zeichnungen die dortige Kapelle ausmalen, auch mehre andre Arbeiten von ihm fertigen. Es schien aber in der Folge, während Simon Vouet von allen Seiten her mit Arbeiten beauftragt wurde, sich weniger für Perrier's Talente vorzufinden; er verließ deshalb unmuthig Paris und unternahm 1635 eine zweite Reise nach Italien. Dort arbeitete er viel, beschäftigte sich besonders mit der Radirnadel, wodurch er nächst seinen eigenen Compositionen theils das Werk zu Stande brachte, das am meisten seinen Ruf gegründet hat, die Sammlung von Figuren nach antiken Statuen, theils die Bogen- und Deckengemälde der Farnesina von Rafael, auch Carracci's Gemälde, die Communion des heil. Hieronymus, in der Kirche Certosa zu Bologna, das letztere auf Veranlassung des Malers Lanfranco (um Dominichino zu schaden)[2] radirte. Im J. 1645 kehrte Fr. Perrier nach Paris zurück, wo er das Hôtel de la Vallière (Hôtel Toulouse) mit *großer Geschicklichkeit* malte, mehre mythologische *Scenen, Apollo,* Aurora, die Elemente u. a., hier darstellte, *worauf er* Professor an der dortigen Akademie wurde. Perrier *blieb* hierauf in Paris, wo er 1660 starb.

Perrier's Styl hat viel Freies und schließt sich durchaus an die italienische Schule an, besonders an Lanfranco; daneben ist jedoch auch der Charakter von Simon Vouet und Claude Vignon *sichtbar.* Vorherrschend ist eine sehr gute Anordnung, *übrigens fehlt es an* fester und correcter Zeichnung; ebenso sind mehre *Unrichtigkeiten* in der Perspective anzutreffen, wie auch Felibien *in seinem* Urtheil über diesen Meister bestätigt. Eins *seiner vorzüglichern* Gemälde ist ein Altarbild, eine Verkündigung der Maria darstellend, ebenso ist er, besonders als talentvoller Maler nach der Galerie im Hôtel Toulouse zu beurtheilen.

Von Fr. Perrier gibt es nach seiner eigenen Composition 22 radirte Blätter, darunter Abel's Tod, einige heilige Familien, die Kreuzigung, die Flucht Jesu *u. a.* biblische Scenen und drei Bacchanalien *u. a.* sich auszeichnen; noch andere (17) nach verschiedenen Meistern, darunter die Farnesina nach Rafael, das Bild nach Carracci's, sowie das Bildniß Vouet's und eine heilige *Familie* schön zu nennen sind. Das große Werk über die *Antike mit* einem Titelblatt, auf dem die Zeit am *Torso nagt,* besteht aus 150 Blatt kl. Fol meist mit F. B., auch F. P. B. (Franç. Perrier Burgundus) bezeichnet, und ist einige Male copirt worden, am besten in 100 Blatt von Cornelius van Dalen mit Titel: Eigentlyke Afbulding van handert der alder varmanderste Statuen etc. gr. 4. Auch sind nach Perrier viele Blätter von Cousway, Rousselet u. A. gestochen.

2) Guillaume, Neffe des Vorhingenannten, ebenfalls Historienmaler, geboren zu Macon, Departement de Saone, zu Anfang des 17. Jahrhunderts. G. Perrier malte mehre Gemälde für die Kirche der Minoriten in Lyon, in welches Kloster er sich in der Blüthe seiner Jahre zurückzog, da ihn sein Gewissen als Mörder anklagte; Nichts konnte ihm Trost gewähren, bis er durch sich selbst gefoltert, 1655 seinen Geist aufgab.

Das nicht kleine Talent dieses Künstlers war doch weniger ausgebreitet, als das seines Onkels, man *möchte* ihn sogar mehr Nachahmer nennen.

Auch G Perrier beschäftigte sich mit der Radiernadel; auf vier Blatt mit sehr geistreicher Nadel ist ein freies Spiel derselben sichtbar. Diese vier Blatt enthalten: 1) eine heilige Familie mit 1647 und mit G. p. bezeichnet 8. 2) Den Tod der heil. Magdalena, bezeichnet: G. perier Matisconensis inv. fecit. 1647. 8. 3) Das Bildniß von Lazarus Meysonnier Conf. Medic., bezeichnet G. P. P. Q. als Titel zu dem Werk über eine

---

1) Die übrigen Perrier suche man unter Perier. Red.

2) Lanfranco wollte nämlich der Welt zeigen, daß Dominichino Zampieri die Idee zu seinem berühmten Gemälde, „die letzte Communion des heil. Hieronymus," von Carracci entnommen habe.

Operation des Arztes Meysonnier zu Lyon. gr. 8. 4) Allegorie auf den Arzt Meysonnier zu demselben Werk; diese Allegorie stellt die heil. Jungfrau mit dem Kind in einer Engelsglorie und den Erzengel Rafael dar. Bezeichnet G. P. F. gr. 8. (*Robert Dumesnil*, Peintre-Graveur François Vol. III. p. 39).

Nach Guillaume Perrier hat G. Lebrun den heil. Stephan, welcher als erster Märtyrer über die Lehren des alten Gesetzes disputirt, in Kupfer gestochen, eine Composition von sehr schöner Anordnung. (*Frenzel.*)

PERRIER (le), Gemeindedorf im französischen Vendéedepartement (Poitou), Canton St. Jean de Mont, Bezirksstadt les Sables d'Olonnes, ist von dieser 13½ Lieues entfernt und hat eine Succursalkirche und 1798 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*G. M. S. Fischer.*)

PERRIÈRE (la), Gemeindedorf, nach Expilly kleine Stadt, im französischen Ornedepartement, Canton Pervenchères, Bezirksstadt Mortagne, ist 3¾ Lieues von dieser entfernt und hat 958 Einwohner. Wie es scheint, so hat eine Familie von diesem Orte ihren Namen bekommen. Wilhelm von la Perrière verband sich mit Robert von der Normandie, als dieser sich mit seinem Vater, Wilhelm, entzweite, und befestigte den schon von Natur starken Ort noch mehr. Heinrich I. eroberte ihn 1113 zugleich mit Bellême. König Ludwig VIII. übergab die Feste dem Herzoge von Bretagne, Peter von Dreux, mit dem Beinamen Mauclerc. Dieser empörte sich gegen Ludwig's Nachfolger, Ludwig IX., und befestigte deshalb la Perrière von Neuem. Allein der König eroberte im Januar 1229 Bellême und wahrscheinlich auch la Perrière, wenigstens mußte Peter in dem 1231 geschlossenen Waffenstillstande auf beide Orte verzichten. Da der Friede von 1234 hierin nichts änderte, so übergab Ludwig der Heilige la Perrière seinem jüngsten Sohne Peter und zog es nach dessen Tode wieder ein. Im J. 1290 erhielt Karl, Graf von Valois, Alençon und Perche, den Ort zur Appanage und seit dieser Zeit blieb es im Besitz seiner Nachkommen, bis es von diesen an das Haus Anjou kam. (Nach Expilly und Barbichon.)

(*G. M. S. Fischer.*)

PERRIÈRE, eine der besten Sorten Burgunderwein, den der Bezirk Issoire liefert. Die Trauben, von denen er gewonnen wird, sind klein, dicht, kurz, einfach; die Beeren klein, länglich, dünnhäutig, saftig, süß, wohlschmeckend und gelblichgrün. Er hat einen sehr feinen reizenden Geschmack, macht einen sanften, ruhigen Eindruck, ist von dauerhafter Wirkung, und seines Gehaltes wegen, besonders für alte schwächliche Personen, ein treffliches Stärkungsmittel. In den ersten Monaten seines Alters hat er zwar etwas Strenges, das sich aber mit der Zeit verliert. Den jungen verfährt man im März und April.

(*William Loebe.*)

PERRIERS, Dorf mit 500 Einwohnern im französischen Bezirke Issoire, Departement Puy de Dôme. In seiner Nähe befinden sich viele, zum Theil bewohnte, unterirdische, natürliche Höhlen, ein gleichfalls natürlicher Obelisk, sowie Trümmer des Thurmes von Marifolet.

(*G. M. S. Fischer.*)

PERRIGNY (Thailevis de). Dieser tüchtige Seemann stammte von einer alten, ursprünglich in Niedernavarra, später in dem Vendômois ansässigen Familie ab und wurde 1720 geboren. Indem er sich früh dem Seedienste widmete, stieg er sehr bald bis zum Schiffscapitain empor und führte 1757 als solcher den Oberbefehl auf der Corvette Emeraude, welche 22 Kanonen trug. Glücklich hatte er die letzte Hilfssendung Frankreichs nach Canada aus dem Hafen Lorient geleitet, als ihn die englische Fregatte Southampton von 40 Kanonen angriff. Gleich im Anfange des Kampfes riß ihm eine Kanonenkugel beide Füße hinweg; allein der Schmerz schien seine Tapferkeit nur zu erhöhen; denn er ließ sich in einem Kleiensack auf das Verdeck seiner Corvette tragen und führte hier das Commando mit einer solchen Kraft, daß er im Begriff stand, durch ein geschicktes Manövre die ihm weit überlegene englische Fregatte, welche bereits ihr Steuerruder verloren hatte, in seine Hände zu bekommen, als ihn eine zweite Kugel in Stücken riß. Der einzige, welcher sich aufrecht erhielt, war ein zwölfjähriger Knabe, Lisle-Adam, einziger Nachkömmling des erlauchten Hauses des Großmeisters von Rhodus, dieser ließ erst die Segel streichen, nachdem man dem feindlichen Schiffe noch eine volle Ladung gegeben hatte. Die Engländer selbst gestanden den Franzosen den Ruhm der Tapferkeit zu und gaben dies dadurch zu erkennen, daß sie dem Bruder des heldenmüthigen Seemannes, dem Marquis von Perrigny, welcher von seinem Commando zu St. Domingo zurückkehrend, auf einem Transportschiffe gefangen genommen worden war und durch einen im Kriege so oft vorkommenden Zufall zugleich mit der englischen Fregatte und der Emeraude im Hafen von Portsmouth einlief, große Achtung erwiesen und ihn ohne Auswechselung freigaben. Der Tod unseres Schiffscapitains war jedoch nicht blos für das kriegführende, sondern auch für das gelehrte Frankreich ein großer Verlust; denn er besaß ausgezeichnete Kenntnisse in der Hydrographie und legte diese durch seine Arbeiten an den Tag. Zu diesen letzteren gehört vorzüglich eine Senkbleikarte des Golfs von Gascogne. In dieser, welche dem Neptune français einverleibt ist, hat er mit der größten Genauigkeit und oft in weiter Entfernung vom Lande die Anlände der Küsten Frankreichs und eines Theils Englands bestimmt und sich dadurch die Dankbarkeit aller Schiffahrttreibenden Nationen Europa's erworben *). (*G. M. S. Fischer.*)

PERRIGNY, die vierte Sorte des Burgunderweins, mithin der geringste. Er wächst in Auxerre. In Frankreich genießt man ihn häufig, und zwar seiner Leichtigkeit halber, unvermischt, in Teutschland dagegen ist er weniger beliebt. (*William Loebe.*)

---

*) Ein Neffe Perrigny's, der Graf Théodat von Perrigny, zeichnete sich ebenfalls bereits im 14. Jahre seines Alters, wo er als Garde de la marine auf der von Herrn de Grasse befehligten Ville de Paris diente, unter den Seehelden aus. In dem Treffen, in welchem de Grasse am 29. April 1781 den englischen Admiral Hood schlug, verlor er durch eine Kanonenkugel den linken Arm, wurde sogleich zum Schiffsfähnrich ernannt und erhielt, 15 Jahre alt, das Ludwigskreuz. Vergl. Biogr. univ. T. XXXIII. p. 423.

PERRIN (Pierre), ein Genfer, Verfasser einer Histoire de Genève, 1633, die aber durch einen Beschluß des Rathes unterdrückt wurde. In wieweit die angeführten Motive dieses Beschlusses, daß der Verfasser *einige* Personen ungerecht getadelt und mehre falsche und boshafte Behauptungen aufgestellt habe, begründet waren, läßt sich in Ermangelung eines Exemplars dieser Schrift nicht mehr ausmachen. Es ist möglich, daß sich dies auf die Ereignisse des Jahres 1555 bezieht, wo Ami Perrin, gewesener Syndicus, und wahrscheinlich einer der Vorfahren dieses Geschichtschreibers, an der Spitze eines gefährlichen Auflaufes zu Genf stand, und da er sich flüchtete, in Contumaz zum Tode verurtheilt wurde. Dieser Aufstand wird von Spon (Histoire de Genève. I, 298) ausführlich erzählt. (*Escher.*)

PERRIN (Pierre), am bekanntesten unter dem Namen Abt Perrin, wurde zu Lyon geboren; sein Geburtsjahr ist ungewiß; selbst der Vorname schwankt. Beauchamps gibt ihm (in seinen Recherches sur les théâtres III, 146) den Vornamen François; la table du Catalogue de la Bibliothèque du Roi (Belles-lettres) nennt ihn Paul; Moreri, Leris, Goujet (Bibl.-fr.), Lavallière (Ballets, opéra etc.), Pernety u. A. nennen ihn Pierre. Er war nicht Geistlicher, hatte weder eine Pfründe, noch eine Abtei, sondern hatte nur den Titel eines Abtes angenommen, um einen Rang in der Welt zu haben. Übrigens hatte der Mann Witz (esprit) und war vorzüglich voll von Ränken, hatte sich auch Zutritt am Hofe zu verschaffen gewußt und war mit Voiture in Unterhandlung getreten wegen der Stelle eines Einführers der Gesandten (charge d'introducteur des ambassadeurs) bei Gaston, Herzog von Orleans im Jahre 1659. In demselben Jahre ließ er zu Issy in dem Hause des Herrn von La Haye ein Pastorale in 5 Acten singen, welches Cambert in Musik gesetzt hatte. Die Sache verhielt sich kürzlich so: der mächtige Cardinal-Minister Mazarin hatte bereits 1645 vor dem Hofe zu Petit-Bourbon das komische Singspiel „Finta Pazza“ von einer italienischen Gesellschaft zum ersten Male aufführen lassen. Noch besseren Eingang fand zwei Jahre später die von einer vorzüglicheren italienischen Gesellschaft aufgeführte, auch von Mazarin veranstaltete Oper „Orpheus und Euridice,“ die mit großer Pracht in Scene gesetzt worden war, was zu den ersten Singspielvorstellungen schlechthin gehörte. Der Erfolg, den die Italiener hatten, war bedeutend. Die Franzosen fingen an zu wünschen, etwas Ähnliches in ihrer Sprache zu besitzen, theils aus Nationalstolz, theils auch um der äußerlichen Vortheile willen, die davon zu hoffen waren. Da Mazarin, vielleicht noch besonders aus patriotischer Vorliebe gegen das Kind Italiens, in Leidenschaft für diese Unterhaltungen brannte, auch gern den Beschützer und den Kenner spielte, so wäre dies allein schon hinreichend gewesen, mehr als einen unternehmenden Künstler Frankreichs zu einem Versuche aufzureizen. Da aber diese Art kostspieliger Hofergötzlichkeiten auch die nicht hoffähigen Stände dafür lüstern gemacht hatte, so gab es der Lockungen zu einem ähnlichen Versuche so viele und so handgreifliche, daß man nur darüber erstaunen muß, daß sich nur Einer und nur der Abt Perrin, und endlich noch dazu erst im J. 1659 fand, der mit einem französischen Textbuche zu einem Hirtenspiele sich mit äußerster Vorsicht herauswagte.

Robert Cambert, Organist an der Kirche St. Honoré und später Surintendant der Musik *der Königin* Anna von Österreich, der Mutter Ludwig's *XIV.*, *hatte* die musikalische Composition auf sich genommen. *Diese* erste, sowol dem Texte als der Musik nach, erste Originaloper Frankreichs hatte sich jedoch in Allem, was wir noch davon zu sagen wissen, nach dem Vorbilde der Italiener gerichtet. Wie man in Italien mit Hirtenspielen begann, so auch hier; wie man dort noch nicht von Opern, sondern von in Musik gesetzten Dramen, Tragödien und Komödien sprach, so auch hier. Man kann sich leicht denken, welches Entzücken die auf dem Schlosse *des Herrn* de La Haye versammelten Freunde und Gönner der *Verfasser* über diese première comédie françoise empfanden. Das Stück hatte fünf Acte, wie damals gebräuchlich. Die Darstellung hatte im April stattgefunden. Wurde dabei auch die Genialität Cambert's, welcher die Flöte mit der Melodie der Violine zu vereinigen gewußt hatte, weit höher erhoben als die Worte des Dichters, so war doch auch der letzte mit dem glücklichen Erfolge vollkommen zufrieden, um so mehr, da Mazarin selbst das Pastorale einige Male in Vincennes vor Ludwig XIV. aufführen ließ, der beide Verfasser zum Fortschreiten auf diesem Wege ermunterte. Mit großen Hoffnungen gingen beide ans Werk und brachten ein zweites Stück zu *Stande:* Ariadne, ou le Mariage de Bacchus. Schon *wurde es* 1661 auf dem Landgute des Herrn de la Haye versucht, als der Tod Mazarin's die eigentliche Aufführung, wenigstens vor der Hand, vereitelte. Es ist überhaupt zweifelhaft, ob diese Ariadne jemals in Paris in Scene gesetzt worden ist. Um so gewisser ist es, daß Cambert sie in London zur Aufführung brachte und daß sie sich dort eines lebhaften Beistandes zu erfreuen hatte. Man erzählt, Perrin habe noch ein drittes Textbuch in jener Zeit verfaßt und zwar „über den Tod des Adonis,“ das jedoch nie gedruckt wurde. Fast zu gleicher Zeit hatte der Marquis de Sourdeac die zur Oper nothwendige Maschinerie verbessert und ließ auf seinem Schlosse zu Neubourg in der Normandie „la Toison d'or“ (das goldene Vließ) von Pierre Corneille darstellen. Auf alle diese Erscheinungen sah der weltkluge Perrin und verfolgte seinen Plan, sich das Recht zu erwerben, Musikdramen öffentlich vor dem Volke aufführen zu dürfen, mit großer Beharrlichkeit. Erst am 28. Juni 1669 erhielt Perrin ein Patent (lettres-patentes) für Errichtung einer musikalischen Akademie, in welcher öffentlich gesungen und Theaterstücke vor dem Volke aufgeführt werden sollten. Sogleich vereinigte er sich mit R. Cambert, Sourdeac und Champeron, mit dem Letztern vorzüglich der Finanzen wegen, da der Staat damals an Zuschüsse für solche Volkserheiterungen noch gar nicht dachte. Die Anstrengungen dieser vier Männer, welche in Paris das erste Operntheater für das Volk gründeten, waren nicht gering. Die Hauptschwierigkeiten hatte Cambert, welcher in Paris nicht genug Musiker, am wenigsten passende

Sänger fand, welche er aus dem mittägigen Frankreich, meist aus den Kathedralen werben mußte. Die besten, die aber alle erst noch bedeutend zugestutzt werden mußten, wurden gradehin aus den Kirchen von Languedoc entführt. Gute Tänzer durften auch damals nicht fehlen. Nur Tänzerinnen waren auf der Bühne noch nicht gebräuchlich. Als nun die Truppe eingerichtet worden war, hielt man die Proben in dem großen Saal des Hôtel de Nevers, worin Mazarin's Bibliothek aufgestellt gewesen war. Die Vorstellungen selbst wurden in der Rue Mazarin in einem Jeu de Paume, der Rue Guénegaud gegenüber, gegeben. Im März 1671 wurde hier zum ersten Male „Pomone," Text von Perrin, Musik von Cambert, vor dem Volke aufgeführt. So schlecht auch der Text war, ohne Zusammenhang und ohne Handlung, mit Floskeln und Zweideutigkeiten angefüllt, so machte die Oper doch solches Glück, daß sie acht Monate hinter einander gegeben werden konnte und für den Dichter allein einen Gewinn von 30,000 Franken einbrachte. Dies reizte aber den Eigennutz des Herrn Maschinenmeisters de Sourdeac so sehr, daß er Ränke gegen den in dieser Kunst nicht unerfahrenen Perrin zu schmieden anfing, welcher sich wol mehr als zuträglich auf sein für seine Person erworbenes, 12 Jahre dauerndes, Privilegium verließ, das er durch seine Verbindung mit den drei übrigen Directoren doch auch auf sie übergetragen hatte. Kurz Herr von Sourdeac gab vor, große Geldvorschüsse gemacht zu haben, wußte die Herren Champeron und Cambert zum Schweigen zu bringen, indem er sie beizubehalten versprach, bemächtigte sich des Theaters, gewann einen andern Textfabrikanten, Herrn Gilbert, welcher auch in der That, was freilich nicht schwer war, seinen in Unthätigkeit gesetzten Vorgänger übertraf. Gilbert lieferte: „Les peines et les plaisirs de l'amour," ein Pastorale, das Cambert in Musik setzte und 1672 auf die Bühne gebracht, auch schon etwas besser von den Sängern vorgetragen wurde. Allein der ungerechte Streit gegen Perrin brachte keinem seiner drei Gegner einen Segen, den ein Anderer listig an sich zu reißen wußte. Es war J. B. Lulli, Surintendant der Musik des Königs, welcher es durch Vermittelung der bekannten Frau von Montespan dahinbrachte, daß Perrin ihm sein Recht für eine Summe Geldes abtrat. Sogleich nahm Lulli, der Gunst des königlichen Hofes gewiß, ein neues Patent noch im Jahre 1672, und ließ ein Theater neben dem Palais Luxemburg erbauen. Nach Champeron und de Sourdeac wurde nicht im Geringsten gefragt und selbst Cambert blieb völlig unbeachtet; ja er mußte noch mehr in den Hintergrund gesteckt werden, als die anderen, da er als Componist dem ehrgeizigen Lieblinge des Hofes im Wege stehen mußte. So büßten denn alle drei Gegner Perrin's ihren Abfall durch völlige Vernichtung ihres privilegirten Theaters, wofür der ungerecht Betheiligte doch wenigstens eine Summe erhalten hatte, worauf ihm viel ankam. Auch den Dichter Gilbert behielt Lulli nicht bei, sondern wählte sich, und glücklich genug, den bekannten Quinault, welcher sogleich ein neues Schäferspiel, die damals hauptsächlich beliebt waren, lieferte: **Fêtes de l'Amour et de Bacchus.** Lulli setzte es in Musik und eröffnete seine Spiele schon am 15. Nov. desselben Jahres. Cambert war darüber so entrüstet, daß er sich 1673 mit seinen Werken nach London wandte, was für die Veröffentlichung einiger Operntexte von Perrin hier bemerkenswerth ist. Das Übrige unter Cambert. Nach dem Tode Molière's (am 17. Febr. 1673) wurde die Oper nach dem Palais-royal verlegt. Auch Perrin war von jetzt an der Oper oder der Thätigkeit für sie ganz entfrembet worden und hörte auf, Texte dafür zu geben. Er starb 1680.

Wenn man ihn gewöhnlich den Schöpfer der französischen Oper nennt, so ist dies nur sehr bedingt wahr. Er war der Erste, welcher den Text für ein musikalisches Drama in französischer Sprache zusammenbrachte, ohne alle Auszeichnung, ohne sich von dem, was in Italien beliebt und eingeführt worden war, zu entfernen; er gab eine übel gelungene Nachbildung in französischen Worten. Mit größerem Rechte würde R. Cambert in musikalischer Hinsicht der Schöpfer der französischen Oper zu nennen sein. Wenn aber von dem Manne gesprochen wird, welcher durch viel Speculationsthätigkeit die bis dahin in Paris nur für Hoffähige glänzend gegebenen Opern zuerst zu Volksvergnügungen der Franzosen machte, so steht unbezweifelt der Titularabt Perrin an der Spitze. Das ist es auch, was ihn vorzüglich merkwürdig macht, denn als Dichter hat er eben keine Bedeutung, wurde auch sogar zu seinen Lebzeiten nicht besonders anerkannt, dagegen nicht selten rechtschaffen gemishandelt, am meisten von Boileau.

Seine gedruckten Werke sind folgende:

1) **L'Enéide, traduite en vers françois. Première partie. 1648. 4; 2. part. 1658. 4.** Eine zweite Auflage in zwei Bänden. 12., wurde 1664 gegeben. Davon ist nichts auf die Nachwelt gekommen, als zwei Verse, welche Boileau in einem Briefe an Brosette vom 8. Sept. 1700 anführt, welche den zweiten Gesang beginnen und als eine Merkwürdigkeit hier stehen mögen:

> Chacun se tut alors, et l'esprit rappelé,
> Tenait la bouche close et le regard collé.

2) **Première comédie françoise en musique, représentée en France, Pastorale. 1659. 4.**; wieder abgedruckt in seinen **Poësies, 1661. 12.**, welche als das dritte Druckwerk stehen.

4) **Paroles et musique pour le concert de la chambre de la reine. 1667. 4.**

5) **Pomone, opéra, ou représentation en musique. (Paris 1671. 4.)** Man ist bis jetzt immer und von allen Seiten her völlig im Ungewissen, wann und unter welchem Volke es zuerst Sitte geworden ist, ein musikalisches Drama mit dem Namen einer Oper (**Opéra**) zu belegen. Hier haben wir also das erste Beispiel, wo eine musikalisch-dramatische Darstellung auf der Bühne, ausdrücklich mit dem Worte **Opéra** belegt wird. Und so wäre denn auch Perrin, der arme Dichter, von dieser Seite her ein glücklicher Neuerer, dem die Welt bis heute folgt. Mir wenigstens ist kein älteres Beispiel bekannt geworden.

6) **Ariadne, ou le mariage de Bacchus.** 4. Cambert, der dieses sein Werk zu London aufführte, ließ auch dort zum Besten seiner Musik Perrin's Textbuch drucken. Übrigens vergleiche man Biographie universelle, ancienne et moderne. T. 33. p. 423, und G. W. Fink, Wesen und Geschichte der Oper. (Leipzig 1838. S. 158 u. f.) (*G. W. Fink.*)

Perrola, f. Perola.

Perron, f. Freitreppe.

PERRON (du). Nach der gewöhnlichen Angabe war der um Kirche und Wissenschaft verdiente Cardinal Jacob Davy du Perron in einer alten adeligen Familie zu Orbe, in der Waadt, geboren, und der Sohn hugenottischer Ältern, die um des Glaubens willen, ihr Vaterland, die Normandie, und ihre in der Umgegend von S. Lo belegenen Güter Creteville und Languerville, verlassen hätten. Genauere, nicht eben von Freundes Hand geleitete, Nachforschungen haben jedoch die Entdeckung herbeigeführt, daß Jacob nicht zu Orbe, sondern zu St. Lo in der Vorstadt Belle-Croix, den 25. Nov. 1556, geboren ist, daß seine Ältern erst nach dieser Epoche Frankreich verlassen, und daß sein Vater, Julian Davy, den Beinamen du Perron von der Straße, die er in Genf als Professor der schönen und medicinischen Wissenschaften bewohnte, entlehnt hat. Nach St. Lo kam Julian als Prediger, daselbst verheirathete er sich mit Ursina le Cointe, der Tochter von Wilhelm le Cointe, Herrn von Tot und Herenville, in Cotentin. Julian ist vielleicht jener du Perron, den Beza bei Gelegenheit der Belagerung von Rouen, 1562, als einen der vier in dieser Stadt bestellten Prediger nennt. Es war auch der Cardinal keineswegs das einzige Kind, vielmehr hatte er außer einem Bruder Johann Davy, der auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Sens sein Nachfolger werden sollte, zwei Schwestern, beide des Namens Maria, wovon die eine den Peter Tardif auf la Rochette, die andere den Robert Noël auf Groucy heirathete. In der Einsamkeit von Orbe verwandte der Prediger Davy, ein Mann von reichen, durch hartnäckige Studien ausgebildeten Fähigkeiten, den treuesten Fleiß auf die Erziehung seiner Kinder, dem in ausgezeichneter Weise Jacob's Fortschritte lohnten. In dem Alter von zehn Jahren hatte der Knabe des Vaters Lieblingsfächer, Latein und Mathematik, vollkommen inne, das Griechische lernte er von sich selbst, um dadurch zu dem Studium von der Logik des Aristoteles und zu den Dichtern zu gelangen; in einer Stunde pflegte er seinem unglaublichen Gedächtniß regelmäßig 100 Verse einzuprägen. Auch das Hebräische erlernte er ohne Beihilfe eines Lehrers. Unter dem Schutze eines Religionsfriedens kehrte er mit seinen Ältern nach Frankreich zurück, und suchte sich zuerst mit Stundengeben zu ernähren. Hebräisch trug er den Candidaten des Predigtamtes vor; er schrieb auch zum Behuf für seine Schüler einen Traité de rhétorique française. Diesen kurzen Abriß hat der P. Charles de S. Paul 1657 in einem Anhange zu seinem Tableau de l'éloquence française neu aufgelegt. Als Sprachmeister und nichts weiter, kam der junge wohlgebildete du Perron in Berührung mit dem Abte von Tyron, Philipp Desportes, und wurde durch diesen bei Hofe als Lector Königs Heinrich III. eingeführt. Nachdem Desportes seinem Schützling einen Gehalt von 1200 Thalern verschafft hatte, wollte er auch für dessen Seelenheil sorgen. Es wurden unter den beiden Freunden der theologischen Fragen viele erörtert, du Perron vertiefte sich in die Summa des h. Thomas, las die Kirchenväter, und fühlte sich schließlich durch Augustin überwunden. Er trat zur katholischen Kirche über, empfing auch nach einiger Zeit die geistlichen Weihen. Doch war er noch Laie, als er dem am 27. Dec. 1585 verstorbenen Ronsard die Leichenrede hielt, und mit dieser, den Manen des Dichters dargebrachten Huldigung bei vielen den Verdacht erweckte, daß er seine Religion vielmehr im Kopfe, als im Herzen trage. Zu der Zeit dagegen, als ihn der König selbst wählte, um von der Kanzel aus das schmähliche Ende der Königin von Schottland zu verkündigen und zu beklagen, war er bereits Priester; an jenem Tage verdiente er sich hohen Ruhm. Er schien einem glänzenden Glücke entgegenzugehen, als sein Patron, der Herzog von Joyeuse, welchem er, in dankerfüllter Treue, eine Elegie widmete, ermordet wurde; zwei Jahre später empfing Heinrich III. von Clemens' Dolche den Todesstoß. Seinen bisherigen Beziehungen gewaltsam entrückt, trat du Perron in die Dienste des Cardinals Karl von Bourbon, und nach kurzer Frist beherrschte er den Geist und den Hof dieses Fürsten so, daß er als der erste Begründer des tiers parti, oder der sogenannten politiques betrachtet werden muß. In ihrem Entstehen auf den Abbé de Bellozane und die beiden Duret beschränkt, verstärkte sich diese Partei mit überraschender Geschwindigkeit durch den Beitritt der Herzoge von Longueville und Nevers, eines Villeroy, d'O, und überhaupt aller derjenigen Höflinge, welche mit wahrhaft französischer Gesinnung eine spanische Herrschaft verabscheuungswürdig fanden, zugleich aber dem Glauben der katholischen Kirche zu sehr anhingen, um einem protestantischen Fürsten gehorchen zu wollen. Verstärkt noch durch den Anschluß des Grafen von Soissons verkündigten die Politiker ziemlich unverhohlen ihren Entschluß, in gleicher Weise einen jeden ausländischen Prinzen, den Herzog von Mayenne und den König von Navarra von dem Throne fern zu halten, den Cardinal von Bourbon dagegen darauf zu erheben, den sie sodann in geziemender Rücksicht auf Spanien, unter päpstlicher Dispens, mit der Infantin zu vermählen gedachten. Wesentlich hat dieser Entwurf beigetragen, um dem Könige von Navarra das einzige Mittel, was es für die Beruhigung Frankreichs gab, annehmlich zu machen; nachdem auch die um den König versammelten Großen von der protestantischen Partei ihr Unvermögen, länger die bisher mit ihnen verbündeten Katholiken von dem Übergang zu den Politikern abzuhalten, hatten bekennen müssen, unterzog sich Sully der schwierigen Aufgabe, mit den eigentlichen Lenkern der Politiker um eine Verständigung zu verhandeln. Ihm kam es vorzüglich darauf an, den Abbé du Perron zu gewinnen, qui par son caractère, sa réputation, son éloquence, pouvait plus auprès du Cardinal de Bourbon, lorsqu'il s'agissait de lui

faire prendre ou quitter une resolution, que toutes les finesses de Bellozanne et des Durets. Nous nous connaissions depuis long-temps, et il m'avait quelques obligations. Je concertai mon discours, comme ayant affaire à un homme pour lequel l'éloquence, les grandes idées et les raisonnemens profonds avaient de puissans charmes; et j'y fis entrer autant et plus de politique et de vûes humaines que de religion, heißt es in des Ministers Memoiren, die uns zugleich das ganze, mit du Perron geführte Zwiegespräch aufbewahren. Freilich bewegt es sich in der für solche Form hergebrachten Weise, allerwärts waltet siegreich der Referent, der Opponent wird immer nur, um auf der Stelle seine Widerlegung zu empfangen, mit schwachen Gründen vernehmbar, doch ergibt sich aus den Resultaten, daß sich du Perron für die Ansicht Sully's, als deren Fundament die Glaubensänderung des Königs von Navarra beliebt wurde, gewinnen ließ. Man hat ihm darüber Vorwürfe gemacht, ihn sogar beschuldigt, er hätte, um seines Vortheils willen, die Geheimnisse der Politiker an Sully verkauft, doch ist dieser Vorwurf durch nichts gerechtfertigt; in der Hauptsache dringt sich dem oberflächlichsten Beobachter die Betrachtung auf, daß Heinrich IV., an sich der Nächstberechtigte zum Thron, zugleich für Frankreich eine Nothwendigkeit geworden war. Indem also du Perron den Cardinal von der Hoffnungslosigkeit seiner Bewerbungen überzeugte, erfüllte er zugleich Freundes- und Unterthanenpflicht. Er scheint auch dieses Geschäft nicht allzu schwierig befunden zu haben, sodaß er das ganze Jahr 1592 und die ersten Monate von 1593 auf Hin- und Herreden mit den Räthen des Königs von Navarra, auf Unterhandlungen, und endlich auf Religionsgespräche verwenden konnte, welche dem ernsten Schritte des Königs als Einleitung zu dienen hatten. Über das nothwendige Resultat dieser Gespräche walten keine Zweifel; es ist daher anzunehmen, daß die in demselben auftretenden protestantischen Lehrer, da ihre Sache einmal verloren war, nicht unterlassen haben werden, möglichst der Neigungen des Monarchen zu schonen. Soviel aber den Abbé du Perron betrifft, auf dessen Schultern mehrentheils die Last der Controverse beruhte, so unterzog er sich seiner Aufgabe mit Feuereifer, und setzte alle die Mittel seines reichen Geistes hierzu in Bewegung [1]). Nachdem du Perron während mehrer Monate im tiefsten Geheimnisse dem König Religionsunterricht ertheilt hatte, kam der Tag seines Triumphs, der Sonntag, am 25. Juli 1593, an welchem Heinrich IV. zu S. Denis, Angesichts der Gruft der Ahnen, sein Glaubensbekenntniß ablegte [2]). Du Perron konnte sich den bei dieser denkwürdigen Feierlichkeit thätigen Prälaten mit um so besserem Fuge anschließen, als er bereits seine Ernennung zum Bisthum Evreux empfangen hatte, zumal der rechtmäßige Bischof, Claude de Sainctes, als eifriger Ligist seit 1591 gefangen gehalten wurde, auch, nach den Ansichten der Anhänger Heinrich's IV., sich des Bisthums verlustig gemacht hatte. Mit dem an Sainctes verübten Raube ließ Sully den Abbé du Perron bekleiden, dieser glaubte, seine Dankbarkeit für solche Gunst am wirksamsten durch Belehrung des Ministers bethätigen zu können. In der freudigen Zuversicht eines Eroberers sprach der Abbé zu dem Convertiten in spe, und lud ihn ein, einer Handlung beizuwohnen, in welcher er einen Lichtstrahl von sich zu geben hoffte, der auch die dichteste Finsterniß brechen müsse: „Je n'ai que faire," erwiederte Sully, „d'être présent à vos disputes, pour savoir de quel coté seront les plus fortes et les plus valables raisons. L'état des affaires, votre nombre et vos richesses requièrent que vos distinctions prévalent." Mit besserm Erfolge unternahm du Perron die Bekehrung des Generals der Schweizer, des Harlay de Sancy, der nach kurzer Frist dem Beispiele des Königs folgte, dann des gelehrten Heinrich Sponde, nachmaligen Bischofs von Pamiers, dessen Glaubensänderung im J. 1595 erfolgte. Einige Monate früher hatte du Perron Gelegenheit gefunden, sich um den König ein neues, bedeutendes Verdienst zu erwerben, indem er die ihm, gemeinschaftlich mit Sully, aufgetragene Aussöhnung der beiden erbitterte Gegner, des Herzogs von Montpensier und des Grafen von Soissons, glücklich zu Stande brachte. Durch diese schwierige Verhandlung erwarb er sich ein solches Zutrauen von Seiten des Königs, daß er fortan allein den Unterhandlungen mit dem römischen Hofe gewachsen zu sein schien. Mit Vollmachten und Instructionen versehen verließ er Paris am 31. Mai 1595, und am 12. Juli traf er in Rom ein, wo er noch an demselben Tage zum Fußkusse empfangen und überhaupt mit wohlwollender Aufmerksamkeit behandelt wurde. Die allgemeine Lage der Dinge hatte im Voraus den Papst gestimmt, während formelle Schwierigkeiten mehrentheils durch d'Ossat, der bisher nur als der verwitweten Königin von Frankreich Agent galt, gehoben waren. Es sind daher die mancherlei diplomatischen Feinheiten, mit welchen du Perron in der großen Angelegenheit von Heinrich's IV. Absolution sich umgab, im Grunde nur als dem Zunftbrauche dargebrachte Huldigungen anzusehen. Es kam nur darauf an, daß der König, um sich vollständig mit der Kirche zu versöhnen, ihr einige Foderungen bewilligte. Gern hätten die Gegner Frankreichs jene Foderungen bis zu der Unmöglichkeit gesteigert, der Papst begnügte sich mit Erträglichem. Er foderte die Herstellung des katholischen Gottesdienstes in Béarn, die Einführung der Beschlüsse des Conciliums von Trident, in sofern dieselben nicht, in einzelnen Punkten, Anlaß zu Unruhen geben würden, die genaue Beobachtung des Concordats, daß der präsumtive Thronerbe, der Prinz von Condé, in dem katholischen Glauben erzogen werde, der König täglich eine stille Messe höre, an Sonn- und Feiertagen ein Hochamt, Sonntags den Psalter (von

1) L'abbé du Perron, qui étoit là comme dans le lieu de sa gloire, n'étoit pas homme à perdre le fruit de sa victoire, avec cet entretien doux et insinuant, cette éloquence forte et persuasive, ce fond inépuisable d'érudition, toujours exactement servi par une mémoire prodigieuse, qu'on ne pouvoit ni terrasser, ni convaincre de faux, qu'à l'aide de toute une bibliothèque: espèce de défense bien languissante. 2) Tous les ecclésiastiques accoururent, ayant à leur tête M. du Perron, qui s'enyvroit de son triomphe.

15 Gesetzen), täglich den Rosenkranz (von fünf Gesetzen) bete, Mittwochs die Litaneien, Freitags faste, zum wenigsten viermal im Jahre, öffentlich, das heilige Abendmahl empfange u. s. w. Ohne viel Schwierigkeit ging Heinrich auf jene Bedingungen ein[3]). Schwieriger als das Geschäft selbst mag du Perron die Aufgabe gefunden haben, sein persönliches Interesse mit der Stellung, die dem Gesandten einer großen, unabhängigen Macht gezieme, in Übereinstimmung zu bringen. Denn es ist kaum zu zweifeln, daß er schon jetzt nach den höchsten Würden der Kirche gestrebt, und daher die Nothwendigkeit, die Formen dieser Kirche in ihrer ganzen äußeren Strenge zu handhaben, ohne damit das Nationalgefühl zu verletzen, empfunden hat. Dabei verhehlte er sich keineswegs die Mängel seines Rechtstitels, in Beziehung auf das Bisthum Evreur; endlich fürchtete er, nicht ohne Grund, trotz der günstigen Stimmung des heil. Vaters, in dem Cardinalcollegium einer bedeutenden Opposition zu begegnen. Wollte ja Clemens VIII. selbst es nicht auf ein regelmäßiges Consistorium ankommen lassen, in welchem die Consequenz bisheriger Beschlüsse ein unbequemes Resultat herbeiführen könnte. Aus diesem mannichfaltigen Gesichtspunkte ist das Geschäft zu beurtheilen, und darum hat d'Ossat's Versicherung, „tout s'y est passé convenablement à la dignité de la couronne très-chrestienne," von jeher in Frankreich so vielen Zweifeln und Einreden begegnen müssen. Am 17. Dec. 1595 wurde die feierliche Handlung vorgenommen. Auf seinem Throne vor der St. Peterskirche errichtet, saß Clemens VIII.; ihn umgaben das heilige Collegium und die Curie. Das Gesuch des Königs, die ihm auferlegten Bedingnisse wurden verlesen. Hierauf warfen die „Procuratori di Navarra," wie sie in dem Instrument bis zu dem Empfang der Absolution genannt werden, d'Ossat und du Perron, sich zu den Füßen des heil. Vaters nieder; mit einem leichten Ruthenschlage ertheilte Clemens ihnen die Absolution, während ein Tusch von Trompeten, das Wirbeln der Trommeln, die Geschütze der Engelsburg, nach allen Winden hin das große Ereigniß verkündigten, in welchem die altherkömmliche Autorität des heil. Stuhls in vollem Glanze leuchtete. Zehn Tage später, zu Johannis des Evangelisten Messe, am 27. Dec. 1595, empfing du Perron aus den Händen des Cardinals von Joyeuse und in dessen Titularkirche, die bischöfliche Weihe; dann trat er die Rückreise an, um persönlich von seiner Sendung Bericht zu erstatten. In gespannter Aufmerksamkeit horchte Heinrich IV. seiner Rede. Als er ausgesprochen, warf sich ihm der König in stürmischer Freude um den Hals, und äußerte in wiederholter Umarmung seine Dankbarkeit. Am 8. Juli 1596 nahm du Perron Besitz von seiner Domkirche zu Evreur; hiermit öffnete sich der Ausübung seines apostolischen Hirtenamts ein weites Feld. Der Calvinismus hatte in jenem Sprengel tiefe Wurzeln getrieben, und zugleich, wie das in der täglichen Berührung unvermeidlich war, die Überzeugung des in dem alten Glauben verharrenden Theils der Bevölkerung tief erschüttert. In außerordentlicher Lebhaftigkeit beeilte sich der Bischof, den Zweifelnden, den Schwachen zu Hilfe zu kommen; dann aber, von dem Leichten zu dem Schweren aufsteigend, trat er in die Schranken gegen das feindliche Glaubensbekenntniß. Seine kirchlichen Vorträge, Lehre und Beispiel wirkten in vereinter Kraft, und eine Unzahl von Bekehrungen lohnte dem unermüdlichen und unübertrefflichen Controversprediger, bewaffnete aber auch gegen ihn die ganze Macht der protestantischen Partei. Mit besonderm Glücke wurde gegen ihn jene Art von Krieg, die zumal in Frankreich volksthümlich ist, geführt; eine Wolke von Schmähschriften und Pasquillen verfolgte auf Schritt und Tritt den eifrigen Bischof, und veranlaßte ihm manche bittere Stunde, da in solchen Aufsätzen die geringfügigsten Handlungen seiner Jugend beleuchtet und in der lieblosesten Härte gedeutet wurden. Dem vielfältigen Grolle ein Ableiter, ohne Unterlaß beschäftigt, Andere zu belehren, oder sich selbst zu vertheidigen, war der Bischof auch genöthigt, fortwährend mit des Königs Familienangelegenheiten sich zu befassen. Heinrich hatte ihm seinen Entschluß, die Tochter des Valesen zu verstoßen, anvertraut; um hierzu die Einwilligung des heiligen Stuhls zu erwirken, trat du Perron 1598 eine zweite, in ihren Resultaten ebenfalls den hohen Mandanten befriedigende Reise über die Alpen an. Kaum von Rom zurückgekehrt, empfing er von Sully die neuerlich von du Plessis-Mornay veröffentlichte Instruction sur la Sainte Eucharistie. Jeder Art von Sympathie für seinen Glaubensbruder fremd, wünschte der Minister demselben eine derbe Zurechtweisung, die konnte am sichersten von einem so geübten und versuchten Streiter, als der Bischof von Evreur war, ausgehen[4]). Der Minister stellte sich sehr verwundert, als er aus der Antwort des Prälaten vernahm, daß in dem Buche eine Masse von Irrthümern und Falschheiten aufgehäuft wären, welcher nur die peinlichste, vom ersten zum letzten Blatte durchgeführte Kritik Recht widerfahren lassen könne. „Non que je veuille accuser," fährt des Bischofs Schreiben fort, „M. du Plessis de mauvaise foi, mais je plains son malheur de s'être fié aux rhapsodies des compilateurs, qui l'ont mal servi." Er schließt mit einigen verbindlichen Worten für den eben mit dem Großmeisterthum der Artillerie bekleideten Minister, und spricht von der Freude, die er empfinden würde, „s'il me voyait obéir aux canons de l'église, moi qui commandois aux canons de la France." Sully hat natürlich die

3) Hatte ihm doch du Perron in einer Depesche v. 6. Nov. 1595 zu bedenken gegeben: De toucher icy, combien l'authorité et la faveur de ce siège estant entre vos mains, vous peut servir d'un utile instrument, non seulement pour remettre et conserver vos sujets en paix et obéissance, mais aussi pour vous préparer toutes sortes de grandeur hors vostre royaume, et à tout le moins pour tenir vos ennemis en quelque crainte et devoir par l'appréhension de la même authorité, dont ils se sont aydez pour troubler vos états et vos peuples, ce seroit un discours superflu.

4) „La différence de religion n'a jamais détruit les sentimens d'amitié et de reconnaissance, que ce Prélat a toujours eus pour moi, ni ceux d'estime, d'affection et de vénération, que j'ai toujours conservés pour son mérite, pour ses talens et même pour la qualité qu'il portoit de mon Evêque."

Meinung seines Correspondenten über das Buch nicht verheimlicht, du Perron bekannte auch einem anderen Hugenotten, Sainte-Marie-du-Mont, seine Absicht, die Lehre der katholischen Kirche von dem Sacrament der Eucharistie gegen du Plessis, nöthigenfalls öffentlich, zu verfechten. In Betreff einiger Doctoren der Facultät von Paris, auch des Jesuiten Fronton-du-Duc, die sich in Schriften gegen das Buch von du Plessis erhoben, hatte dieser geäußert, der Angriffe von Jesuiten, Mönchen und Pedanten achte er nicht, würde aber irgend ein Mann von Bedeutung als sein Widersacher auftreten, dem vermesse er sich, sofort den Mund zu stopfen. Hiermit hatte er gleichsam die Verpflichtung übernommen, sich dem Bischof von Evreux zu stellen. In einer Druckschrift verhieß du Perron, im Werke des Sieur du Plessis 500 enorme Fehler nachzuweisen, auch vorbehaltlich von Sr. Maj. Gutbefinden die Beweise von solchen Fehlern beizubringen. Du Plessis, der an Sully schrieb, „mon livre est mon enfant," konnte nicht umhin, den Fehdehandschuh aufzunehmen, und ließ durch den Herzog von Bouillon dem König eine vom 20. März 1600 datirte Bittschrift einreichen, worin er um die Ernennung von Commissarien zum Behufe einer Prüfung seines Buchs und der gegen dasselbe erhobenen Anklagen bat. Von seiner Stiftsburg Condé aus antwortete der Bischof am 25. März, die beiden Gegner vereinigten sich hierauf, um sich in Gemeinschaft von dem König eine Commission zu erbitten, die, allenfalls in Anwesenheit Sr. Majestät, wenn dieselbe geruhen wolle, das Gespräch mit ihrer Gegenwart zu beehren, über den Streit zu entscheiden habe. Der päpstliche Nuntius, der Bischof von Modena, begnügte sich nicht, dem Könige das Ungeziemende einer vor weltlichen Richtern über religiöse Gegenstände zu führenden Disputation auseinanderzusetzen, sondern berichtete darüber auch nach Rom, wo der Papst seinerseits nicht umhin konnte, dem Cardinal von Ossat sein Misfallen zu erkennen zu geben, während der König und du Perron geltend machten, daß es sich in der vorzunehmenden Disputation keineswegs um die von der Kirche entschiedenen Glaubensartikel, sondern nur um die Glaubwürdigkeit der in Plessis' Buche vorkommenden Citate handle. Wenn man den Beweis von deren Falschheit beibrächte, würde man nicht nur jener gefährlichen Schrift alle Autorität benehmen, sondern auch manche Protestanten, deren Verehrung für den Verfasser unbegrenzt wäre, in dieser Verehrung, ja selbst in ihrem Glauben irre machen. Der Nuntius gab sich zufrieden; es wurde Form, Ort und Zeit des Kampfs bestimmt, obgleich du Plessis, der ohne Zweifel bereute, sich allzuweit eingelassen zu haben, in mancherlei Ausflüchten ein Mittel suchte, um der Entscheidung zu entgehen. Die Ernennung der Kampfrichter wurde dem Kanzler Bellièvre anheimgestellt. Er wählte den Präsidenten Jacob August de Thou, den berühmten Advocaten Pithou und den Präceptor des Prinzen von Condé, den Nicolaus le Fèvre, von Protestanten aber den Kanzler von Navarra, Calignon, und den berühmten Isaak Casaubon. Calignon aber erkrankte; an dessen Stelle trat du Fresne-Cannaye, Präsident en la Chambre de l'édit de Languedoc, gleichwie der ebenfalls verhinderte le Fèvre durch Johann Martin, den Mediciner und gefeierten Hellenisten, ersetzt werden mußte. Von beiden Seiten wurden diese Richter, welche sämmtlich Gelehrte von Ruf waren, genehmigt; denn standen auch drei Katholiken gegen zwei Protestanten, so schien diese Ungleichheit hinreichend durch das enge Freundschaftsverhältniß von du Plessis zu Pithou und de Thou vergütet, abgesehen davon, daß der Letztere im mindesten nicht als Feind der Hugenotten bekannt, vielmehr jederzeit bemüht war, seine Hochachtung für ihre gelehrten Männer zu erkennen zu geben, und ihm mit Blutverwandtschaft zugethan war. Große Schwierigkeiten erhoben sich über die Ordnung und Form der Conferenzen; mehrmals stand du Plessis im Begriffe, sich denselben gänzlich zu entziehen; denn er klagte über die Parteilichkeit des Königs, der sich im Voraus von den Gegnern hätte einnehmen lassen; er verlangte, du Perron solle mit einem Male die sämmtlichen verfälschten Stellen nachweisen, wogegen sich dieser vorläufig mit einem Schock begnügen und dann, nach dessen Erschöpfung täglich 50 Artikel vornehmen wollte. Endlich waren diese Präliminarfragen erledigt, und am 4. Mai 1600, Mittags 1 Uhr, erhob sich der König nach der Galerie de François I. des Schlosses zu Fontainebleau. An dem obern Ende der inmitten der Galerie aufgeschlagenen langen Tafel nahm er Platz; ihm zur Rechten setzten sich der Kanzler und die Kampfrichter, zur Linken die vier Staatssecretaire. Hinter diesen hatten der Erzbischof von Lyon, die Bischöfe von Beauvais, Nevers und Castres ihren Sitz. An dem entgegengesetzten Ende befanden sich die von dem König ernannten Secretarien der Conferenz, Pasquier und Vassaut, und der auf des du Plessis Ansuchen ihnen beigegebene Adjunct, Desbordes-Mercier, der Sohn des berühmten Lehrers in der hebräischen Sprache. Zur rechten Seite des Tisches war dem Bischofe von Evreux, gegenüber dem du Plessis, sein Stand angewiesen; hinter beiden saßen auf Bänken die Prinzen von Vaudemont und Joinville, die Herzoge von Nemours, Mercoeur, Mayenne, Nevers, Elbeuf, Aiguillon, die Kronbeamten, die Staatsräthe, verschiedene Standespersonen von beiden Religionen. Überhaupt waren der Anwesenden etwa 200, darunter auch reformirte Prediger. Zuerst nahm der Kanzler das Wort, um besonders einzuprägen, daß in dieser Unterredung zweier berühmten Gelehrten keineswegs von religiösen Gegenständen gehandelt werden solle; deren Behandlung ihnen zu verstatten, hätte der König vordersamst des Papstes Zustimmung nachsuchen müssen. Im Gegentheil würden nur einfache Thatsachen zur Sprache kommen, vornehmlich Citate, um deren Prüfung der ganze Zwist sich bewege. Darauf sprach der König, indem er vor allem dieselbe Verwahrung einlegte. Für seine Person, fügte er hinzu, hege er nicht den mindesten Zweifel über irgend einen Glaubensartikel der katholischen Kirche. Sodann gab er dem Kanzler auf, Sorge zu tragen, daß keiner der Disputanten von Thatsachen zu Rechtsfragen sich erhebe; vielmehr solle jeder Versuch der Art sogleich in die gehörigen Schranken zurückgewiesen werden. Zuletzt empfahl der Monarch den beiden Opponen-

ten, sich jeder bittern und beleidigenden Äußerung zu enthalten. Die Reihe zu sprechen traf nun den Bischof von Evreux; er lobte den König wegen der eben von ihm vernommenen Äußerungen, wegen der dem heiligen Stuhl bezeigten Ehrfurcht. Der Monarch lege hierdurch an den Tag, wie fern er von jenem ruchlosen König sei, den Gott mit dem Aussatze schlug, weil er eine Hand in das Rauchfaß gelegt, d. i. Priesterwürde und Königthum in seiner Person vereinigen und über heilige Dinge eine ihm keineswegs zustehende Herrschaft sich hatte anmaßen wollen; den Fußtapfen eines Constantinus, Valentinianus und Theodosius getreu, erkenne und achte der König von Frankreich in den Dienern des Altars das Recht, ausschließlich die um das Glaubensdogma oder um kirchliche Disciplin sich erhebenden Fragen zu entscheiden. Von seinem Gegner sprach er mit hoher Achtung, betheuernd, daß er keineswegs diesen selbst, sondern nur diejenigen, von welchen die seinem Buche beigefügten Citate entlehnt, der Fälschung zeihe. Ihnen habe der unbefangene Mann ein Vertrauen geschenkt, dessen sie keineswegs würdig wären. Du Plessis äußerte, das Buch, für welches Rede zu stehen er sich in der Conferenz eingefunden, habe er nicht in eitler Ruhmsucht geschrieben, sondern allein in der Hoffnung, zu der seit so langen Zeiten und so sehnlich gewünschten Reformation der Kirche einen nützlichen Beitrag zu liefern. Sollte ihm die Überzeugung werden, daß seine Arbeit der Kirche nachtheilig, dann würde er sie eigenhändig dem Feuer übergeben. Wenn er, unter 4000 angezogenen Stellen bei einigen zu Irrthum gerathen sei, so könne das keinen billigen Beurtheiler befremden; von der anderen Seite bezeuge und betheuere er, nirgends in bösem Glauben gehandelt zu haben. Übrigens sei die bevorstehende Disputation nur ihm persönlich, und welches immer ihr Ausgang würde, so dürfte dadurch in keiner Weise der Lehre der reformirten Kirche Eintrag geschehen. Hierauf wurden die Bücher, deren man zunächst bedürfen könnte, vorgezeigt, und auf den Tisch gelegt, zusammt einem ersten Verzeichniß von Citaten, von 60 Stellen, die nach des Bischofs Behauptung verfälscht, verstümmelt, oder irrig verstanden sein sollten; vorläufig hatte du Plessis sich nur anheischig gemacht, 19 davon, nach seiner eignen Wahl, zu vertheidigen. „De ceux là," äußerte er gegen den König, „je veux perdre l'honneur avec la vie, s'il s'en trouve un seul faux." Die beiden ersten Stellen, dem Doctor subtilis, Joannes Scotus, und dem Doctor resolutissimus, Durandus, entlehnt, sollten eine von den Lehrsätzen der katholischen Kirche abweichende Ansicht von dem Sacrament der Eucharistie darbieten. Nach dem von den alten Scholastikern unabänderlich beobachteten Brauche, pflegen sie zuerst die Beweise für einen Lehrsatz, den sie anzugreifen gesonnen sind, aufzustellen, um hernach sie als Einwürfe zu widerlegen; wenig vertraut mit jener Methode hatte du Plessis die Einwürfe als Meinung der beiden Theologen angesehen. Um davon die Anwesenden mit einem Male zu überzeugen, brauchte der Bischof nur den Text von Scotus und Durandus in seinem Zusammenhange vorzulesen, und mit Zustimmung des gesammten Auditoriums entschied der Kanzler, daß du Plessis sich vergriffen, den Einwurf für das Responsum gehalten habe. Von zwei anderen Stellen des heiligen Chrysostomus und einer Stelle des heil. Hieronymus, welche die Verehrung der Heiligen betrafen, wies der Bischof nach, daß sie verstümmelt angezogen wären, der Patriarch von Constantinopel allein vor einem allzu starken Vertrauen auf die Fürbitte der Heiligen bei Gott warnt, indem unter dessen Einflusse die eigne Wirksamkeit für Erwerbung des Seelenheils verabsäumt werden könnte. Beschämt und verwirrt vertheidigte sich du Plessis so ungeschickt, daß ihm der König selbst seine Fehler verwies, und mit Recht ihm vorwerfen konnte, er weiche in seiner Erwiederung von den Lehrsätzen der Calvinischen Kirche ab. Auslassungen von ähnlicher Erheblichkeit wurden in dem Citat aus Hieronymus nachgewiesen. Du Plessis verstummte. Die sechste Stelle, die Anbetung des Kreuzes betreffend, sollte dem heil. Cyrillus entlehnt sein, war aber schlechterdings in den Schriften dieses Kirchenlehrers nicht aufzufinden. Mittels derselben hatte du Plessis zu beweisen gesucht, daß die Anbetung des Kreuzes den alten Christen fremd, wiewol er zugab, daß Kaiser Julian den Christen diese Anbetung zum Vorwurf macht. Hier erhob sich der König von Neuem mit Lebhaftigkeit gegen du Plessis: „Il n'est pas vraisemblable, que Julien l'apostat eût reproché aux Chrétiens qu'ils adoroient la Croix, s'ils ne l'eussent adorée en effet: autrement il se fût fait moquer de lui." Das siebente Citat, was die Constitutionen von Theodosius und Valentinian betraf, war nicht unmittelbar dem Codex, sondern dem Crinitus entlehnt. Gegen diesen, als einen neuen und nicht sonderlich beachteten Autor, eiferte der Kanzler; es wurde auch ermittelt, daß Crinitus selbst die Fälschung begangen hätte. Darauf beleuchtete du Perron zwei dunkle Stellen des heil. Bernhard, mittels deren du Plessis beweisen wollte, daß die heilige Jungfrau nicht als eine Fürbitterin der Sterblichen vor Gottes Thron anzusehen sei. Der Bischof lehrte, daß die beiden Stellen hätten getrennt vorgetragen werden müssen, oder, fügte der König hinzu, daß sie wenigstens durch ein eingeschobenes etc. abzusondern wären. Kanzler und Commissarien fanden die Rüge vollkommen begründet, erkannten auch die Zweckmäßigkeit der von dem Könige beantragten Verbesserung. Das neunte Citat, was dem Commentar Theodoret's über Ps. 113 entlehnt war und von Bildern handelte, sollte, nach Behauptung des Bischofs, einer Verstümmelung unterliegen; außerdem glaubte er, daß es statt Bilder in einer richtigen Übersetzung Götzenbilder heißen müßte. Das gab Veranlassung zu einer langwierigen Disputation um die Bilder, an deren Schlusse der Kanzler, nach vorläufiger Vernehmung der Stimmen, entschied, daß die angeführte Stelle nur von den Götzenbildern der Heiden, nicht aber von den Bildern der christlichen Kirchen verstanden werden könne. Um sieben Uhr wurde die anstrengende Sitzung aufgehoben; Jedermann, zunächst du Perron, bereitete sich zu der am folgenden Tage zu erwartenden Fortsetzung des Gesprächs. Am Morgen wurde aber dem Könige von dem Protomedicus la Rivière gemeldet, du Plessis

habe in der Nacht einen heftigen Krankheitsanfall gehabt und befinde sich in dessen Folge in der Unmöglichkeit, die Disputation wieder aufzunehmen. Mehre Tage hütete der Patient das Bett, dann am 8. Mai ritt er, ohne sich bei König oder Kanzler zu beurlauben, von dannen, stracks nach Paris. Am folgenden Tage brachen du Perron und der Kanzler auf, am 11. verließ auch der König Fontainebleau. Von Saumur aus veröffentlichte du Plessis einige Monate später eine Flugschrift, in der er sich die Ehre jener Conferenz anmaßte, und zugleich über eine Stelle im Schreiben des Königs an Epernon, worin gesagt, „que le diocèse d'Evreux avait vaincu celui de Saumur" bittere Klage führte. Dieser Apologie setzte der Bischof eine Schrift entgegen, die auf königlichen Befehl gedruckt wurde und einen vollständigen Bericht über den Verlauf der Conferenz darbot, zugleich mit einer unmäßig weitläufigen Abhandlung über die Verehrung der Bilder. Ohnehin war des du Plessis Niederlage durch seine schimpfliche Flucht zu vollständig bestätigt, um von Jemandem in Zweifel gezogen werden zu können. Auch begehrten alsbald la Fresne-Cannaye und Sainte-Marie-du-Mont in den Schoos der katholischen Kirche aufgenommen zu werden. Nicht minder schreibt Sully: „Du Plessis se defendit si foiblement, qu'il faisait rire les uns, mettait les autres en colère et faisait pitié aux autres. Le roi, qui avait voulu honorer ce défi de sa présence, donna mille louanges à l'esprit et à l'érudition de M. d'Evreux. Que vous semble de votre Pape, me dit Henry pendant la dispute; car du Plessis étoit parmi les Protestans, ce qu'est le Pape parmi les Catholiques. Il me semble, Sire, lui répondis-je, qu'il est plus Pape que vous ne pensez; puisque dans ce moment il donne le bonnet rouge à M. d'Evreux. Mais au fond je ne vis jamais homme si étonné, ni qui se défendit si mal. Si notre religion n'avait pas un meilleur fondement que ses jambes et ses bras en croix, je la quitterai plustôt aujourd'hui que demain." Doch blieb einstweilen des Ministers Prophezeiung unerfüllt; du Perron mußte mit einem glückwünschenden Breve sich begnügen. Diese scheinbare Gleichgültigkeit des römischen Hofes findet vielleicht ihre Erklärung in dem unerwarteten Ausgang einer zweiten Controverse, die auf des Königs Geheiß 14 Tage später der Bischof mit Theodor Agrippa d'Aubigné bestand. Mehr als 400 Standespersonen horchten mit gespannter Aufmerksamkeit, fünf Stunden lang, den von beiden Theilen vorgebrachten Argumenten. D'Aubigné suchte nämlich zu beweisen, daß die Kirchenväter, so divergirend in ihren Meinungen, in religiösen Dingen nicht als Richter angerufen werden können, und der Bischof sah sich dahin gebracht, behufs weiterer Ausführung eine Frist zu begehren. Du Perron mag sich noch in anderer Weise das Misfallen des römischen Hofes zugezogen haben. Er war nämlich einer der Abgeordneten, die im Namen des Königs, im October 1600 zu Lyon mit dem päpstlichen Nepoten und Legaten Aldobrandini über einen Frieden mit Savoyen verhandelten; hier verletzte er nun den Legaten von vorn herein durch die bischöflichen Gewänder, die er, um denselben vor Chambéry zu empfangen, angelegt hatte. Aldobrandini wollte in seiner Legateneigenschaft nicht dulden, daß in seiner Gegenwart Jemand sich dieser Gewänder, die eine geistliche Herrschaft und Gerichtsbarkeit andeuten, bediene. Da er hörte, daß du Perron und dessen Begleiter, der Bischof von Bayeux, Bertrand d'Echaux, in dem verpönten Schmucke vor ihm zu erscheinen gedächten, beschickte er sie, um sie zu bitten und nöthigenfalls ihnen zu befehlen, daß sie die Amtstracht ablegen möchten, indem der Legat die Person des heiligen Vaters vorstelle, daher, ohne die Gerechtsame des römischen Stuhls zu verletzen, keine andere Autorität anerkennen könne. Denn allerwärts, wo ein Legat auftrete, müsse die bischöfliche Autorität verschwinden. Hingegen erwiederten du Perron und sein College: vielleicht jenseit der Alpen möge ein solches Recht den Legaten zustehen, sie aber, französische Bischöfe, dürften auf französischem Gebiete, d. h. auf dem durch ihres Königs gerechte Waffen eroberten Boden, in keinem Falle ihren Collegen, den übrigen Bischöfen der gallicanischen Kirche, Anlaß geben zu dem Vorwurfe, als hätten sie sich eine Herabwürdigung der bischöflichen Hoheit gefallen lassen. Die Fülle ihrer Würde hätten sie unmittelbar von Gott empfangen, und keiner anderen Gewalt, als deren Vicarien oder Statthalter man sie etwa betrachten möchte, zu verdanken. Darum könnten und wollten sie der von Gott ihnen verliehenen Würde um keinen Preis, selbst nicht der Gegenwart eines Legaten wegen, entsagen. Die französischen Minister traten jedoch vermittelnd ein, es wurde ein Auskunftsmittel beliebt, daß die beiden Bischöfe den Legaten nicht öffentlich begleiten, bei den ihm aber abzustattenden Privatvisiten der Pontificatgewänder sich enthalten sollten. Der Nepot hatte vollkommen obgesiegt, doch blieb der von du Perron empfangene Widerstand ihm unvergeßlich. Schmollend wegen einer Anfeindung, deren er sich nicht versehen hatte, und ärgerlich darüber, daß die Schwester des Königs, die Prinzessin Katharina, seinem auf ihre Bekehrung verwendeten Fleiße widerstand, suchte der Bischof den Weg nach Evreux. Er gab ein Brevier heraus, das jedoch nach dem Urtheile der Diöcesangeistlichkeit sehr unvollständig war; dann ein Ritual, in welches er, zur großen Verwunderung, die Bulle in Coena Domini aufnahm; bekanntlich hatten die Parlamente diese Bulle, als die Freiheiten der gallicanischen Kirche beeinträchtigend, verworfen. Dabei unterließ du Perron keineswegs, von Evreux aus an allen wichtigern Angelegenheiten dieser Kirche den lebhaftesten Antheil zu nehmen; wie es scheint hat er besonders dem Eifer, mit welchem er die Wiederaufnahme des Jesuitenordens in Frankreich betrieb, und der unwandelbaren Freundschaft Sully's, die, wenn auch verspätete Gewährung des sehnlichsten seiner Wünsche, den Cardinalshut, zu verdanken. Für die große, 1604 von Clemens VIII. vorzunehmende, Promotion waren dem Könige von Frankreich zwei Vorschläge vergönnt, der Hof theilte sich deshalb in zwei Parteien, die eine war für Seraphin Olivary und den Bischof von Evreux, die andere für Villars und Marquemont, die Erzbischöfe von Vienne und Lyon gestimmt.

Der Einfluß des dirigirenden Ministers entschied für du Perron und Olivary; jener mußte, auf den Rath seines Protectors, ein Danksagungsschreiben an denjenigen, welcher die vorzüglichste Stütze des Nebenbuhlers gewesen war, an Villeroy, abgehen lassen. Du Perron's Erhebung, unter dem Titel von Santa Agnese, ist vom 9. Juni 1604; in den letzten Tagen desselben Jahres befand er sich bereits zu Rom, um zu der Wahl eines Nachfolgers für Clemens VIII. zu wirken. In dem Conclave bewährte sich, wie kaum in irgend einem früheren, der unwiderstehliche Einfluß der Franzosen. Ein Cardinal, der namentlich von dem Könige von Spanien ausgeschlossen, ein Medici, Vetter, wie entfernt auch immer von der Königin von Frankreich, empfing die dreifache Krone. Voll Jubels sind die Briefe, in welchen du Perron diesen unerwarteten Erfolg an seinen König berichtet, aber kurz war die Freude. Leo XI. starb den 27. April 1605; „ce Pape, qui avait cousté au Roy 300,000 écus à faire, en la faveur duquel il faisait grand fondement,“ schreibt jetzt triumphirend du Plessis, eingedenk ohne Zweifel des Ereignisses in Fontainebleau. Das Conclave, kaum aufgelöst, trat schon wieder in Thätigkeit, und abermals übten die Cardinäle von der französischen Partei auf die Wahl Paul's V. entscheidenden Einfluß. Um diesen Papst soll sich du Perron sofort ein neues Verdienst erworben haben; der Congregatio de auxiliis gratiae et libero arbitrio zuertheilt, hat er, wie man versichert, dem als enthusiastischen Verehrer des heil. Thomas, für die Dominikaner parteiischen Papste den Rath gegeben, in dem Streite dieser Ordensmänner mit den Jesuiten eine vollkommene Neutralität zu beobachten, ein Rath, welchen Paul V., ungezweifelt der Kirche zum Frieden, nach längerem Bedenken befolgte. Überhaupt befand sich du Perron zu Rom in seiner eigentlichen Sphäre, nur drückten die Kosten des Aufenthaltes allzu schwer auf seine Finanzen. In einem Schreiben an Sully beklagt er sich, daß er in Jahresfrist für Reisen, für seine Einrichtung zu zwei Conclaven, für Mobilien und Kleidung über 20,000 Thaler hätte ausgeben müssen; erschöpft von solchem Aufwande bittet er den Minister um Beistand gegen seine oder seiner Abtei Lire (Normandie) halsstarrige Pächter, die unter mancherlei Vorwand den verfallenen Pachtzins zurückhielten. Vermuthlich wurde in Betracht dieser außerordentlichen Ausgaben dem Cardinal, nach dem Ableben von Reinald de Beaune (den 27. Sept. 1606), die Würde eines Grand-Aumônier de France, die mit derselben verbundene Comthurei des heil. Geistordens und das Erzbisthum Sens verliehen, und er ließ sich gefallen, seinen Aufenthalt in Rom, wo bedeutende Interessen der Krone seine Anwesenheit wünschenswerth erscheinen ließen, zu verlängern. Von dort aus richtete er an Sully, der eben von dem Zuge gen Sedan heimgekehrt, einen Glückwunsch: „Il faut que les guerres soient grosses et courtes, on abrége par là le temps et les frais: les conquêtes qui se font par la crainte des armes, vont bien plus vite et plus loin que celles qui se font par les armes.“ Gewichtige Worte für die Beurtheilung der Sinnesart des Cardinals: sie stellen ihn hoch über die meisten Kriegsmänner seiner Zeit. Über seine Fertigkeit als Unterhändler hat gleichzeitig der Cardinal von Joyeuse ihm das gültigste Zeugniß ausgestellt. Wenn die von Joyeuse zwischen dem Papst und den Venetianern geführte Mediation stockte, wenn alle Mittel, den unbeugsamen Sinn Paul's V. zu lenken, verbraucht waren, dann wandte sich Joyeuse regelmäßig an du Perron; Paul bekannte unumwunden seine Unfähigkeit, diesem zu widerstehen, mit den bekannten Worten: „Lasset uns Gott bitten, daß er den Cardinal du Perron erleuchte, denn zu allem, was ihm beliebt, wird dieser Franzmann uns überreden können.“ Das schwerste aller Opfer foderte und erlangte du Perron von dem heil. Vater, den Verzicht auf die den Venetianern zugemuthete Wiederaufnahme der Jesuiten; er erlangte, unangesehen des heftigsten Widerspruchs, daß die Aufhebung der Censuren und die Ertheilung der Absolution nicht, wie die Meinung des Papstes war, in Rom, sondern in Venedig vorgenommen wurde; er setzte durch, daß die venetianischen Bischöfe, die dem Interdict ungehorsam gewesen waren, in der allgemeinen Absolution einbegriffen, und nicht, wie die Zelanten verlangten, angehalten werden sollten, persönlich in Rom die individuelle Absolution nachzusuchen. Daß sich Joyeuse nachträglich die Ehre, die wichtigste dieser Concessionen durchgesetzt zu haben, durch die Spanier entreißen ließ, daß in den Augen der Venetianer die Spanier diejenigen gewesen sind, welche die Foderung wegen der Jesuiten beseitigten, hiervon trägt du Perron im mindesten nicht die Schuld. Seiner römischen Mission entbunden, besuchte der Cardinal vor allem seinen erzbischöflichen Sprengel, dann fand er sich bei Hofe ein, um seines Amtes als Grand-Aumônier zu warten. Eine Anekdote zeugt von der außerordentlichen Vertraulichkeit, zu welcher der König ihn gelangen ließ. Bei einer Schachpartie, worin er des Monarchen Gegner, entfuhr ihm, als er eben einen Reiter erfaßte, ein Laut der Ungebühr: „au moins, Sire, il n'est pas parti sans trompette,“ sprach in ruhiger Fassung der Cardinal. Des ihm so gnädigen Königs gewaltsames Ende konnte nicht ohne Einfluß auf seine öffentliche Stellung bleiben. Eben noch ausersehen, in dem Regentschaftsrathe, welcher für die Dauer der großen teutschen Herrschaft der Königin zur Seite stehen sollte, trat er von nun an in den Hintergrund, ohne darum in seiner kirchlichen Wirksamkeit nachzulassen. Ein Parlamentsbeschluß hatte die Lehre Bellarmin's, als die Rechte der Krone beeinträchtigend, verdammt, du Perron übernahm die Vertheidigung des angefeindeten Buchs, gleichwie er, im entgegengesetzten Sinne, von den zu einer Synode in Paris versammelten Bischöfen der Provinz Sens das Werk von Richer, de potestate ecclesiastica, verdammen ließ, womit er des Richer's Entfernung von dem Syndicat der Sorbonne herbeiführte. Auf dem Reichstage von 1614 widersetzte er sich der Annahme des von dem dritten Stande eingereichten Formulars, worin der Satz aufgestellt wurde, daß keine Macht, geistlich oder weltlich, irgend ein Recht auf Frankreich habe, noch die Unterthanen von der ihrem Erbherrn schuldigen

Treue und Unterthänigkeit entbinden oder lossprechen könne. Die beiden privilegirten Stände stimmten mit du Perron, und die Versammlung ging aus einander, ohne über jene wichtige Materie zu einer Entschließung gelangt zu sein. Hingegen scheiterte der Cardinal in wiederholten Bemühungen, den Reichstag zu der Annahme des tridentinischen Conciliums zu vermögen. Alter und Schwachheiten ließen ihn mehr und mehr das Bedürfniß der Ruhe empfinden; am liebsten weilte er in den Stunden der Muße zu Bagnolet östlich von Paris, da besaß er ein Haus, was der Schauplatz von den Freuden seiner Jugend gewesen war; da pflegte er, wenn sich Besuch einfand, wohlgefällig zu erzählen, wie er, seinen jetzt geschwollenen und kraftlosen Beinen unbeschadet, in vergangenen Zeiten ein gar rüstiger Geselle gewesen wäre, und einmal, nachdem er 20 Gläser Wein heruntergeschluckt, in dem anstoßenden Garten einen Sprung von 22 Schuhsohlen Breite vollbracht hätte, daß dessen Augenzeuge, Meister Ronsard, der alte Knabe, voll Entsetzens ausrief: „ce n'est pas sauter, c'est voler.“ Deswegen blieb auch stets die Mittelallee, unter deren Schatten der Sprung vorgegangen war, mitten unter allen von du Perron mit dem Hausgarten vorgenommenen Veränderungen unangetastet. Waren keine Gäste vorhanden, dann beschäftigte sich der Cardinal in dieser lieblichen Einsamkeit mit schriftstellerischen Arbeiten, vornehmlich mit der dem Könige von England entgegenzusetzenden Replik, als einer von Heinrich IV. ihm hinterlassenen Aufgabe. Mitten in dieser Beschäftigung wurde er von einer Urinverhaltung heimgesucht; um der ärztlichen Hilfe näher zu sein, eilte er nach Paris, das Übel trotzte jedoch der Kunst, und der Patient erlag, nach vierzehntägigem Leiden, den 5. Sept. 1618. Nicht lange vorher hatte er noch in Rouen der Versammlung der Notablen beigewohnt. Die Leiche wurde zu Sens im Dom, das Eingeweide zu Paris, in der Jesuitenkirche der Straße S. Antoine, beigesetzt.

Unstreitig ist der Cardinal den bedeutendern Männern des Zeitalters zuzuzählen. Höchst geistreich, sprach er mit Anmuth und Bündigkeit, wobei ihm sein wunderbares Gedächtniß zu einer unerschöpflichen Fundgrube diente. Aber sein Wissen, von den Zeitgenossen so vielfältig angestaunt, scheint nur oberflächlich, nicht gehörig verdaut und noch weniger methodisch geordnet gewesen zu sein. Nicht selten mußte er, um das Fehlende zu ergänzen, zum Charlatanismus seine Zuflucht nehmen. Gern soll er dem Frauenzimmer bei Hofe de fluxu et refluxu maris, de ente metaphysico, vorgeplaudert haben. Darum wird er von Jos. Scaliger als locutuleius oder locutu levis behandelt. Der spätere Huet schreibt, indem er in einem und demselben Urtheil die beiden Gegner, du Perron und du Plessis-Mornay, verdammt: „tous deux ont eu plus de réputation que de savoir, et l'on cherche en vain aujourd'hui dans leurs écrits, sur quoi cette réputation pouvait être fondée.“ Von Ehrgeiz beherrscht, brachte du Perron dieser Leidenschaft schwere Opfer; besonders hat man ihm seine Gefälligkeit für Gabriele d'Estrées vorgeworfen, ohne zu bedenken, daß der Tadel davon in Wahrheit nur denjenigen gebührt, die einen solchen Götzendienst einem Beförderung suchenden armen Teufel absodern. Man hat ihn, den Convertiten, auch des Atheismus beschuldigt, ein Vorwurf, der sich hauptsächlich darauf gründete, daß er einmal, als er wegen der in einer Predigt entwickelten Beweisgründe von dem Dasein Gottes von König Heinrich III. die schmeichelhaftesten Lobsprüche empfangen hatte, sich vermessen haben soll, mit gleich triftigen Gründen zu beweisen, daß kein Gott ist. Diese frevelhafte Äußerung, die im Grunde nur eine dialektische Renommisterei im Geschmacke des Zeitalters war, soll ihm die Ungnade des Monarchen zugezogen haben, wiewol ihm bis zu dessen Ende das Lectoramt geblieben ist. Auch zeigt sich du Perron in dem ganzen Laufe seines Episkopats von einer wahrhaft katholischen Überzeugung durchdrungen. Daß er im Sonnenglanz des Glückes der alten Freunde eingedenk blieb, erzählt Sully bei Gelegenheit des berüchtigten la Fin; auf Heinrich's IV. ausdrückliches Begehren in Rom festgenommen, berief sich der Mensch auf seine vormalige Vertraulichkeit mit dem Cardinal, der auch keinen Augenblick zögerte, seine Verwendung eintreten zu lassen. Daß der König eine solche Schilderhebung ungnädig aufnehmen werde, bedachte er wohl, aber die Ansprüche der Freundschaft schienen ihm unverjährbar.

Nicht befriedigt von seiner glänzenden kirchlichen und politischen Stellung wünschte und vermeinte der Cardinal in der gelehrten Welt einen gleich hohen Rang einnehmen zu können. In der Jugend hatte er das erste und vierte Buch der Äneide theilweise in französische Verse übertragen. Die Gunst oder die Nachsicht des Publicums für diesen Versuch, die von Desportes und Bertaut ihm gespendeten Lobsprüche wirkten betäubend auf den angehenden Poeten, daß er von da an selbst den mantuanischen Barden in der Süßigkeit der Rede zu übertreffen wähnte. Da die Welt stets geneigt ist, übermäßigen und unermüdlich erneuerten Ansprüchen zu weichen, so gelang es, nach Longuerue's Ausdruck, dem Cardinal, sich zum Colonel-général der Literatur aufzuwerfen. Angehende Schriftsteller waren genöthigt, vor allem um seinen Beifall zu buhlen, als die zuverlässigste Anweisung auf den Beifall des Publicums. Montaigne und Rabelais waren du Perron's Lieblingsbücher; diesen ehrte er als den König der Autoren, die Essais galten ihm als eines jeden Rechtschaffenen Brevier. Seine eignen Schriften, theologischen, schönwissenschaftlichen und publicistischen Inhalts, erschienen gesammelt in drei Foliobänden (Paris 1622). In dieser Sammlung findet sich: 1) Réplique à la réponse du séréniss. Roi de la Grande-Bretagne. Von den sechs Büchern dieser Replik sind jedoch nur die drei ersten, dann das vierte Buch theilweise gedruckt. 2) Traité du sacrement de l'eucharistie, contre du Plessis-Mornay. 3) Réfutation de toutes les observations tirées des passages de S. Augustin, allegués par les hérétiques contre le Saint-Sacrement de l'eucharistie. Pelisson empfiehlt diese Schriften des Cardinals allen denjenigen, die eine gründliche Belehrung um die in denselben besprochenen Controversfragen suchen. Der Umstand, daß du Perron der erste

war, der solcherlei Materien in der Muttersprache verhandelte, muß die Verbreitung seiner Schriften sehr befördert haben. 4) Traité de la rhétorique française. 5) Oraison funèbre de Ronsard. Erste Ausg. (Paris 1586). 6) Partie du 1. et du 4. livre de l'Enéide, traduits en vers français; diese Versuche finden sich mehrmals in besondern Abdrücken, auch in den poetischen Sammlungen jener Zeit. 7) Zwei Oden aus des Horatius 1. Buche, in poetischer Übersetzung; der Penelope Schreiben an Ulysses, nach Ovid; einige Hymnen; l'Ombre de l'amiral de Joyeuse, eine poetische Wehklage. „Affreuses," nennt Longuerue des Cardinals Poesien, und es scheint die Nachwelt solchen Ausspruch zu bestätigen. 8) Les ambassades de du Perron, depuis 1590 jusqu'en 1618, von des Cardinals Secretair, Cäsar von Ligny, zum Drucke besorgt. Seine Mühe, meint Sorbière, hätte sich der Secretair ohne Schaden für die Welt wol ersparen mögen. Nicht minder streng urtheilt Wicquefort; ihm steht in allen Beziehungen du Perron weit unter seinem Collegen d'Ossat. Doch hätte Wicquefort nicht vergessen dürfen, daß du Perron, in seinen Resultaten, sich als geschickten Unterhändler kund gibt, und daß er zugleich in seiner Handlung und Beschreibung, keineswegs aber lediglich als Schreiber, zu beurtheilen ist. Von der vom Cardinal verfaßten Réfutation de l'écrit de Daniel Tilenus contre un discours touchant les traditions apostoliques, ist eine zweite Ausgabe zu Evreux, 1602. 12. erschienen. Außer den von Provenchères und Neuville gesprochenen Leichenreden hat man eine Histoire abregée de la vie du Cardinal du Perron, par *Pelletier*. (Paris 1618.) Dann la vie de du Perron, par *Burigny*. (Paris 1768. 12.) Die von Christoph du Puy, dem Karthäuserprior, gesammelten Perroniana, Witzworte und kritische Betrachtungen, gab Isaak Vossius (im Haag 1666) zum Drucke; minder fehlerhaft sind die späteren, von Dailly veranstalteten Ausgaben (Cologne, Rouen 1669 und 1691) mit einem Anhang von Thuanis.

Johann Davy du Perron, Herr auf la Goutte, jüngerer Bruder des Cardinals, wurde 1594 von Sully in Bewegung gesetzt, um die Auslieferung des zwischen Madame Katharine, der Schwester des Königs, und dem Grafen von Soissons errichteten Eheversprechens zu bewirken; bei dieser Gelegenheit spricht der Minister etwas despectirlich von seines Emissars Einsichten [5]). Von dem Bruder wurde Johann für die Stelle eines Präceptors bei dem Dauphin, wozu ihn auch seine vertraute Bekanntschaft mit den gelehrten Sprachen ganz ungemein befähigte, empfohlen, dennoch mußte er in seiner Bewerbung den Rücksichten für Vauquelin Desyvetaux weichen. Einigermaßen wird ihn wol für diese getäuschte Erwartung das Vertrauen, zu welchem er bei dem König gelangte, entschädigt haben. Im Dec. 1617 wurde er für das Erzbisthum Sens zum Coadjutor seines Bruders ernannt, dadurch eröffnete sich ihm in dem nächsten Jahre die reiche Succession. Er starb, im Gefolge des Königs sich befindend, in dem Feldlager vor Montauban den 24. Oct. 1621. Ihm wird zugeschrieben Apologie pour les Jésuites, au sujet du livre de Suarez (Paris 1614. 12.) und 1615, in einer lateinischen Übersetzung.

Jacob le Noël du Perron, der beiden Brüder Schwestersohn, war Abt von S. Taurin zu Evreux, und von Lire, Grand-Aumonier der Königin Henriette Maria von England, und Bischof von Angoulême seit 1636. Auf den bischöflichen Stuhl von Evreux erhoben 1646, hielt er daselbst seinen Einzug den 14. und 15. Nov.; er ist der letzte Bischof von Evreux gewesen, der für solche Feierlichkeit die althergebrachte, ungewöhnliche Form beobachtete. Er starb den 14. Febr. 1649, nachdem er noch die Ausgabe von den Controversschriften des Cardinals besorgt und die Grabmonumente seiner beiden Oheime in dem Dom zu Sens hatte anfertigen lassen. Sein erstarrtes Herz wurde an die Jesuitenkirche der Straße S. Antoine zu Paris abgegeben, um daselbst den Herzen der beiden älteren du Perron zur Seite bewahrt zu werden. Der in der Handschrift gesammelten Briefe des Bischofs gedenkt die Bibliothèque historique de France, No. 30.718. (*v. Stramberg.*)

PERRONET (Jean Rodolphe), in Surène bei Paris 1708 geboren, bildete sich zu einem der bedeutendsten Meister im Brücken- und Straßenbau. Sein Vater war ein Schweizer aus Vevay, der als Officier im Dienste des Königs von Frankreich stand. Verwandt mit der Familie des Mathematikers Crousaz, wollte er anfänglich allein seiner Neigung leben; jedoch vertrat ihm der Tod seines Vaters diesen Weg, und legte ihm zugleich schwere Pflichten auf. Ohne Vermögen, ward die verwaiste Familie durch den Tod des Familienhauptes Sorgen Preis gegeben, durch welche der Sohn gezwungen wurde, seinem ursprünglichen Plan zu entsagen, um der Versorger der Seinigen zu werden. Er ergab sich deshalb dem Studium der Baukunst, weil ihm dieselbe bald Mittel zur Existenz in seinen Verhältnissen gewährte. Kaum 17 Jahre alt, trat er 1725 in die Bureaux des Stadtarchitekten Debeausire, der ihm die Leitung des Baus der großen Kloake (Grand Egoût), ebenso desjenigen Theils des Quai, welcher den Abreuvoir zwischen der Brücke Louis XVI. und den Tuilerien bildet, sowie des Trottoirs in dem Vorsprunge des Quais Pelletier, bei der Brücke Notre-Dame, anvertraute. So unangenehm auch und widerwärtig vielleicht dem begabten Jüngling die unvermuthete Wendung seiner Verhältnisse in dem Aufgeben des Plans seiner Neigung erscheinen mochte, er wurde dadurch ohne Zweifel auf den Platz geführt, wofür ihn die Natur eigentlich bestimmt hatte, wie man aus seinen Leistungen schließen darf. Die wesentlichen Beziehungen der Brücken- und Wegbaukunst sind so

5) Je me servis pour cela des deux du Perron, que je sçavais être d'humeur, sur-tout le jeune, à faire leur cour aux Grands aux dépens d'un secret: je n'avois pas une aussi grande liaison avec celui-ci qu'avec l'évêque d'Evreux: mais on ne risque rien à compter sur la bonne opinion qu'ont tous les hommes de leur mérite: sur cet article ils commencent toujours par être leur dupe à eux-mêmes. J'allai donc trouver le jeune du Perron, je le flatai: je m'insinuai dans son esprit par de fauses confidences: il se regarda comme un homme important, et crut par vanité tout ce que je lui disois. Lorsque je le vis enyvré de son amour propre...

eigenthümlich, so einfach auch ihre Aufgabe zu sein scheint, daß Niemand ohne natürliches Talent dafür etwas darin zu leisten vermag [1]). Wie die Aufgabe dieser Kunst natürlich durch die physischen Verhältnisse der betreffenden Gegend und Örtlichkeit für die auszuführenden Baue bedingt wird, um dem Verkehr zu nützen, so muß sie auch darauf achten, daß die Solidität und Zweckmäßigkeit der Anlage und Ausführung durch die Schönheit des Ganzen besonderen künstlerischen Werth erhält. Die Kunst hat es indessen nicht blos mit dem Entwurf eines Bauwerks, der Bestimmung und den Verhältnissen gemäß, zu thun, sondern auch mit der Ausführung, und diese stößt oft auf so bedeutende Schwierigkeiten in verschiedenen Umständen, daß die Kraft eines Genies und die geübteste Erfahrung nöthig ist, wenn das Unternehmen in seinem vollständigen Gelingen nicht scheitern soll. Die Schwierigkeiten liegen nicht blos in der Wahl und Eintheilung der Mittel bei der Ausführung des Baues im Mauerwerk, sondern vorzüglich zeigt der Ingenieur seine praktische Tüchtigkeit in dem Grundbau, rücksichtlich der Beschaffenheit des Bodens eines Flußbettes, sowie in der Beseitigung des Wassers im Flußbett und dann insbesondere in dem abgedämmten Bauplatz selbst. Man betrachte z. B. den Bau der Brücke bei Orleans, die nach Hupeau's Plan in zehn Jahren von 1751 an erbaut wurde, in seinen Anfängen. Der Boden des Flußbettes war ungleich und unsicher für die einzutreibenden Rostpfähle; außerdem trieben mehre Quellen ihr Wasser unter den sogenannten Fangdämmen hervor, sodaß sich dasselbe nur mit großer Anstrengung und durch die zweckmäßigsten Vorrichtungen beseitigen ließ, wie Perronet darüber selbst berichtet. Dazu kam noch das unvermuthete plötzliche Anwachsen des Flusses, das ebenfalls die größte Vorsicht in Anspruch nahm. Außerdem mehrten sich die bedenklichsten Hindernisse bei dem Einrammen der Grundpfähle. Indem Perronet dies berichtet, belehrt er und zeigt sich als einen denkenden Mann. Er sagt nämlich [2]): „Gewöhnlich treiben die Grundpfähle das Erdreich zusammen und verstopfen die Quellen, welche sich darin finden; man mußte sich daher sehr wundern, als das Gegentheil stattfand. Als man das Wasser so tief ausschöpfen wollte, daß die Pfähle unter dem Stirnpfeiler abgeschnitten werden konnten, so sah man, daß sich an jedem derselben eine ziemlich starke Quelle gebildet hatte. Man glaubte, diese Erscheinung einer Lage von steinigem Boden zuschreiben zu müssen, welche durch den Stoß der Rammbäre gebrochen war, da natürlich ein solcher Bruch es dem Wasser, welches unter dieser Lage vorkam, leicht machen mußte, sich an den Pfählen entlang heraufzuziehen." Andere Schwierigkeiten, deren Beseitigung große Besonnenheit und Einsicht erfodert, zeigen sich nicht selten unvermutheter Weise bei der Aufführung der Pfeiler und Bogen, indem sich dieselben setzen, senken oder aus dem Loth neigen, wie es z. B. im Bau der Brücke bei Mantes geschah [3]). Alle diese Verhältnisse, Umstände und Rücksichten mit sicherem Takt und mit einem einzigen Blick gleichsam in ein Ganzes zusammenzufassen, und nun in in der Anschauung voraus, allen Bedingungen genügend, das Werk so zu construiren, daß das ausgeführte nur ein Abbild der Idee ist, das in nichts Mühen und Anstrengung verräth, sondern nur Leichtigkeit und Gelingen der Arbeit zeigt, das vermochte Perronet, und darum leistete er so Tüchtiges, das noch die Meister unserer Zeit als musterhaft anerkennen. Nirgends handelte er handwerkmäßig nach einem Trugbild des Ungefährs, sondern Entwurf und Ausführung waren ein nach festen Grundsätzen gebildetes, aus den Tiefen des Bewußtseins hervorgegangenes Werk. Schon früh zog er die Aufmerksamkeit der Kenner durch seine Fähigkeiten auf sich. Als er noch die Architektik im Louvre studirte, machte die Akademie eine Preisfrage bekannt: den Entwurf einer Brücke, gegenüber der neuen Magdalenenkirche, und zwar nur auf die kurze Frist eines Monats. Perronet errang mit seinem Entwurf den Preis. So gewann er natürlich bald den Vorzug, da Frankreich seit Ludwig XIV., dem prachtliebenden, durch Colbert's Bemühungen gleichsam die große Schule für die praktischen Künste geworden ist [4]), in welcher jeder Befähigte seine Stellung erhielt. Dies bewährte sich, wie an vielen Andern auch an Perronet, dessen praktische Tüchtigkeit, wie sie die höheren Ansprüche der Kunst fodern, bewährt und bekannt war; denn als der Minister Tourdaine im J. 1747 die Schule für

1) Perronet selbst urtheilt darüber in der Vorrede zu seinen unten verzeichneten Oeuvres, nach Dietlein's Übersetzung (p. VI). Es wird stets leicht sein, wieder aufzufinden, welche Bauart die Römer oder andere Völker bei Anlegung der übrigbleibenden Wege angewandt haben; allein der Brückenbau erfodert sowol bei der Gründung als bei der Aufführung der über dem Wasser befindlichen Theile Mittel, welche nach Vollendung der Arbeit verschwinden. Dann lassen sich die Hilfsmittel, durch welche die Kunst die zahllosen Schwierigkeiten, die sich der festen Aufstellung dieser ungeheuren Massen entgegengestellt haben, überwunden hat, nicht mehr beurtheilen; während doch der Schnitt und das Versetzen der Steine, die Verbindung der hölzernen Lehrbogen und die Wiederwegnahme der letztern, von Seiten des Baumeisters Aufmerksamkeit auf einzelne Umstände und Verfahrungsarten nöthig gemacht haben, die selbst Männern vom Fach unbekannt sind, wenn sie nicht Gelegenheit gehabt haben, die Ausführung großer Arbeiten dieser Art zu beobachten. Die Theorie allein, so unentbehrlich sie auch bei dergleichen Werken ist, würde ebenfalls unzureichend sein. Eine geläuterte, durch den Erfolg bewährte, Ausübung ist die sicherste Führerin, zu der man seine Zuflucht nehmen kann. 2) Perronet's Werke, teutsch von Dietlein. S. 181.

3) s. Perronet's Werke rc. S. 121 fg. v. Wiebeking's Wasserbaukunst. 3. Bd. S. 524 fg. 4) A. a. O. sagt Perronet S. V fg. „Unserem Jahrhundert, und einer aufgeklärten Verwaltung, war es vorbehalten, Frankreich Wege und Brücken zu geben, die einst durch ihre Kühnheit und Festigkeit den Baumeistern anderer Nationen als Muster dienen können." Ein Urtheil, das zwar wahr und von dem Auslande anerkannt ist, aber dennoch beweist, wie der Franzose seinen sich bewußten Werth geltend zu machen weiß. Colbert wirkte namentlich durch die beiden Brüder Claude und Charles Perrault. Der erstere war zwar Arzt, aber er zeichnete sich auch als Architekt aus, und gewann dem allgewaltigen italienischen Meister Bernini den Vorrang ab in dem Plan zu dem von Ludwig XIV. beabsichtigten Umbau des Louvre. Das Peristyl desselben ist Perrault's Werk, nicht, wie man auch behauptet hat, Bernini's Werk. Mit der Umformung des Könighauses begann die neue Zeit der Kunst in Frankreich, die fortan dort mit reicher Nahrung gepflegt worden ist.

Brücken- und Straßenbau gründete, berief er Perronet zum Director derselben. Seit zehn Jahren war er schon in dieser Baugenossenschaft thätig, und hatte sich darin nach und nach bis auf die Stufe eines Inspecteur et Ingénieur en chef de la généralité d'Alençon hinaufgearbeitet. Sobald er Director geworden ernannte ihn der Staatsrath 1747 durch ein Decret vom 14. Febr. noch zum Premier ingénieur des ponts-et-chaussées de France. In dieser Stellung trat er in einen zwar weiten, aber für ihn ganz geeigneten Wirkungskreis, indem ihm derselbe hinreichende Gelegenheit bot, sich zu entwickeln und zu zeigen, daß er denselben bis zu dessen äußerster Peripherie auszufüllen fähig war. So begünstigten Perronet die äußeren Verhältnisse, daß er werden konnte, was er wurde, ein Meister, der in der Geschichte des Brückenbaues als ein Leitstern immer noch leuchtet. Einer der größten teutschen Meister, C. F. von Wiebeking[5]), urtheilt z. B.: „In Frankreich ist der Bau steinerner Brücken mit vorzüglicher Wissenschaft ausgeübt und Perronet hat das Verdienst, denselben auf die höchste Stufe der Vollkommenheit gestellt zu haben." Das schwere Gewicht dieses Urtheils wird durch eine sachliche Bemerkung desselben praktischen Kenners anschaulicher, als dasselbe in seiner Einfachheit zu haben scheint. Deshalb muß auch diese Bemerkung hier aufgenommen werden. Sie ist[6]): „Die zweckmäßige Aufführung der steinernen Brücken erfodert eine genaue Bekanntschaft mit den Gewölben, den Fundationsmethoden großer Bauwerke, den Gerüsten und Maschinen, sowie eine geübte Baupraxis. Sie wird vorzüglich von der Erfahrung begründet, und bei dem Entwurfe der Brücken findet eine mannichfaltige Abwechselung statt." Perronet bewährte sein Genie durch dreizehn Brücken, welche nach seinen Planen gebaut wurden, und durch die Entwürfe zu acht anderen, deren Ausführung er nicht selbst leitete. Alle diese Werke zeichnen sich durch eine ihnen eigenthümliche Schönheit, sowie durch die Zweckmäßigkeit der Anlage und des Baues aus; einige sogar gelten als Meister- und Musterwerke, wie z. B. die zu Neuilly, Nemours, Pont-Sainte-Marence, und die Brücke Ludwig's XVI. zu Paris. Alle Rücksichten bei diesen Bauten bestimmte Perronet nach wohlerwogenen Grundsätzen, sodaß dieselben wegen ihrer praktischen Wahrheit und Zuverlässigkeit stets als Muster dienen werden. So sagt der schon genannte Gewährsmann[7]): „Öfters ist man genöthigt, mit dem Stande einer neuen Brücke von dem ehemaligen abzuweichen, um die Umgebungen zu verschönern, die Brücke perpendiculär auf die Richtung des Stromes zu stellen, oder bequemer Auffahrten und Zugänge wegen, wie Perronet bei allen seinen Brücken und ich selbst gethan. Zuweilen bricht man neue Straßen zu diesem Behufe durch, wie bei den Brücken zu Mantes und Orléans, und von mir bei mehren Brücken geschehen ist." Wie Perronet andere besondere Rücksichten sorgfältig behandelte, beweist uns z. B. seine Bestimmung des Verhältnisses der Pfeilerstärke zu der Bogenöffnung. Im Allgemeinen erkannte er das Verhältniß 1 : 12 als hinreichend für die Solidität der Pfeiler, und hat es selbst bei dem Pont de la Concorde zu Paris, von 1787 bis 1791 unter der Leitung von Demoustier ausgeführt, angewendet, die wegen ihrer flachen Bogen und schwachen Pfeiler die größte Aufmerksamkeit verdient; aber unter anderen Umständen veränderte er dasselbe, z. B. in der Brücke zu Neuilly ist es wie 1 : 9, 23, in der zu Sainte-Marence wieder anders, nämlich wie 1 : 10, 67, u. s. f. Die Brücke bei Mantes über die Seine, auf der untern Straße von Paris nach Rouen, wurde nach den Entwürfen des Ingenieurs Hupeau, wie Perronet in seinem Werke über die Brücken selbst sagt (p. 120 nach Dietlein's Übersetzung), 1757 begonnen, aber von 1763 bis 1765 (nicht 1767, wie man auch angegeben findet) nach Perronet's Plan ausgeführt. Sie gehört zu den bedeutendsten Bauen; daher hat von Wiebeking denselben im dritten Bande seiner Wasserbaukunst (S. 522 fg.) genau behandelt, und auch auf Tafel 78 seiner: „Theoretisch-praktischen bürgerlichen Baukunde" dargestellt. Perronet ward, nach Hupeau's Tode im J. 1763 mit der Vollendung dieses Baues beauftragt, der bald nach dem Beginn, des Kriegs wegen, bis zum Frieden im J. 1763 hatte ausgesetzt werden müssen. Perronet veränderte die Bogenlinie in Hupeau's Plan. Über die Brücke zu Neuilly urtheilt der schon mehrmals erwähnte Sachkenner: „Unter allen Brücken in Europa wird die Brücke zu Neuilly über die Seine, drei Stunden von Paris entfernt, für eine der merkwürdigsten und schönsten gehalten." Dieses Kunstwerk ist das erste Beispiel einer horizontalen Brücke. Dieselbe wurde 1768 unter der Leitung Perronet's und der Aufsicht des Ingenieurs Chezy, nachherigen Directors der Schule des Brücken- und Straßenbaues, im Bau begonnen, aber 1774 erst vollendet. Sowie dies Bauwerk im Allgemeinen ein höchst wichtiges Werk ist, so gilt insbesondere das dabei angebrachte sogenannte Lehrgerüst wegen seiner Construction als höchst merkwürdig. Ein Bogen dieser Brücke ist aus eilf Mittelpunkten beschrieben. Nicht gleichgültig ist dabei, daß Perronet berechnete, das Lehrgerüst dieses Baues würde sich zwölf Zoll und die Gewölbe nach ihrem Schluß sechs Zoll setzen, während er bei der Brücke von Mantes für das Setzen derselben neun Zoll und für die Unterlager 18 Zoll rechnete. Man erkennt in diesen Berechnungen den vorsichtigen und kenntnißreichen Mann, der bei seinen Bauen auch das scheinbar Unbedeutendste vorauszubestimmen wußte, was andere nicht zu fassen vermögen, und deshalb dem Zufall überlassen. Wo von Wiebeking den Bau der Brücke zu Neuilly behandelt in seiner Weise (Wasserbaukunst 3. Bd., S. 513 fg.), sagt er (S. 515 fg.): „Perronet hatte über den Widerstand oder die Tragkraft der Steine viele Versuche angestellt, und sich daraus überzeugt: daß die Pfeiler dieser Brücke viel dünner gemacht werden könnten, als gewöhnlich im Gebrauch war; er bestimmte die Dicke dieser 14 Schuh vier Zoll hohen Pfeiler zu 13 Fuß, sodaß sich dieselbe zur Öffnung des Bogens wie 1 : 9, 23 verhält. Nach seiner Erfahrung (S. 3 seiner Oeuvres) hält derselbe dafür, daß die Pfeiler mit zehn Schuh hinreichend dick gewesen wären." Diese Vorsicht wendete

5) Bürgerliche Baukunde. 4. Bd. S. 550. 6) Ebend. S. 548. 7) Ebend. S. 527.

Perronet nicht blos einmal bei diesem Bauwerk an, sondern er bezeichnet dieselbe als ein wesentliches Erfoderniß, wo er den Bau der Brücke bei Sainte-Maxence behandelt (S. 161). Um die Eigenschaften, namentlich die Härte und Widerstandkraft der Steine zu prüfen, setzte er dieselben dem starken Druck einer Maschine aus. Auf dieser Prüfung, die vordem nicht gewöhnlich war, beruhen die Verhältnisse im Bau, welche die Dauerhaftigkeit desselben bedingen. Weil man bei dem Bau der Brücke zu Sainte-Maxence die Beschaffenheit der Steine nicht berücksichtigt und geprüft hatte, so wurden dieselben durch die Last zerdrückt, und ein Bogen stürzte im J. 1753 ein. Die vollständige Ausrüstung der Brücke von Neuilly geschah am 2. Sept. 1772, und war ein Hoffest, dem der König, die Minister und sämmtliche Gesandtschaften unter einer ungeheuern Masse von Zuschauern beiwohnten. Der König befuhr an diesem Tage diese Brücke zum ersten Male. Allerdings kostete die Ausführung dieses schönen Werkes drei Millionen fünf Mal hunderttausend 73 Livres. Die Brücke von Sainte-Maxence über die Oise, von 1774 bis 1784 unter Aufsicht der Ingenieurs Danse und Demoustier erbaut, zeichnet sich durch ihren kühnen Bau aus, dessen Werth die Schönheit noch steigert. Namentlich weicht dieses ausgezeichnete Bauwerk durch die Verhältnisse der Bogen und Pfeiler und die Construction der letzteren von der gewöhnlichen Weise ab, wodurch die Last des Ganzen verringert wurde, ohne daß der Solidität geschadet wurde. Dieselben Grundsätze wollte er auch in dem Bau der Brücke Louis' XVI. zu Paris zur Ausführung bringen, er wurde aber durch die Furcht einiger Ängstlichen, die jenen Pfeilern zu wenig Widerstandkraft zutrauten, daran verhindert, und so geschah es, daß der Bau dieses Werkes einige Änderungen in dem ursprünglichen Entwurf erlitt.

In der wegen ihrer eigenthümlichen Construction merkwürdigen Brücke zu Sainte-Maxence erkennt man Perronet's alles genau erwägende Einsicht. Diese Brücke wird durch drei Bogen, jeder von 72 Fuß Öffnung und 39 Fuß Länge von einem Haupt zum andern, mit Einschluß eines Fußweges von 4½ Fuß Breite auf jeder Seite gebildet. Perronet belehrt uns über diesen kühnen Bau (a. a. O. S. 157 fg.): „Die Stirnpfeiler werden im viereckigen Theil 18 Fuß stark, und erhalten Strebepfeiler auf der hintern Seite, ebenso lang als jene stark, und sechs Fuß breit. Die beiden Zwischenräume zwischen diesen Strebepfeilern werden halbkreisförmig ausgerundet, und setzen ihre erhabenen Seiten den hintern Seiten der Stirnpfeiler entgegen, um den darauf wirkenden Schub auf die ersteren zu vertheilen.... Die Mittelpfeiler werden in der reinen Mauer vom niedrigsten Wasserstande an neun Fuß stark; unter diesem springt jede Schicht 18 Zoll vor der darüber liegenden vor.... Die Pfeiler werden mit Einschluß des Gesimses 18 Fuß hoch, als so hoch der größte Wasserstand steigt. Sie bestehen aus kreisrunden, neun Fuß im Durchmesser haltenden gekuppelten Säulen an jedem Ende. Die erste und letzte von diesen Säulen fallen mit den halben Stärken außerhalb der reinen Mauer der Brückenhäupter, und dienen so zugleich als Vorder- und Hintertheile der Pfeiler. Zwischen diesen gekuppelten Säulen bleibt ein freier Raum von neun Fuß Breite, nach der Länge der Pfeiler gemessen. Der untere Theil jedes solchen Raums wird durch einen umgekehrten Bogen geschlossen, um die ganze Last der Gewölbe auf die ganze Oberfläche der vollen Mauer der Pfeiler zu vertheilen, der obere Theil aber durch Kappen, welche durch den Bogen gehen.... Die Gewölbe werden nach Kreisbogen von 111 Halbmessern erbaut, und 4½ Fuß im Schluß stark." Dies sind die Verhältnisse des Baus, wie dieselben Perronet selbst beschreibt in seinem Bauplan der Brücke. Die Grundsätze, welche ihn leiteten, stellt er so dar (S. 158): „Man war der Meinung, daß Brücken auf verschiedene Arten gebaut werden können, und daß die Formen der alten Brücken nicht zu ängstlich beibehalten werden dürfen. Die für die fragliche Brücke angenommene Form gewährt den wesentlichen Vortheil, daß dadurch Ersparung an Materialien, Leichtigkeit und Festigkeit zugleich erreicht werden, und dem Wasser ein größerer Durchfluß verschafft wird. Man sieht leicht ein, daß bei Wegschaffung des beträchtlichen Gewichts der Hintermauerung gewöhnlicher Bogen die Mittelpfeiler nicht so stark zu werden brauchen, um die auf sie fallende Last zu tragen, und daß gewöhnliche halbkreisförmige oder elliptische Bogen die Durchflußöffnung um so mehr verengen, je höher das Wasser steigt. Dieser letztere Umstand ist wesentlich nachtheilig bei einer Brücke, weil das Wasser im Wachsen nothwendig mehr Geschwindigkeit erhält, wodurch Unterwaschungen entstehen können. Dagegen könnte man einwenden, daß es wegen des Schubs gefährlich sein möchte, die Stärke der Mittelpfeiler zu verringern und die Gewölbe nach Kreisbogen aufzuführen."

Allerdings reicht die Betrachtung jenes Bauwerks noch keineswegs hin, Perronet's Meisterschaft genau kennen zu lernen; man erkennt jedoch darin, daß er sich seiner Kunst bewußt und deren Meister war, indem er nach festen Grundsätzen Neues schuf. Dies wird noch klarer werden, wenn man den Bau der Brücke Ludwig's XVI. in seinen Hauptrissen betrachtet, wie sie Perronet selbst beschreibt. Dieser Bau erscheint um so bedeutsamer, als bei dieser Brücke ein Leinpfad nöthig war, und wie Perronet darüber urtheilt (a. a. O. S. 238), dieselbe „in der Hauptstadt an einem zu Ehren des verstorbenen Königs angelegten Platz auf einer Stelle erbaut werden soll, welche Natur und Kunst mit den schönsten Ansichten und den prachtvollsten Gebäuden geziert haben." Deshalb fügt er hinzu, habe er „es für nöthig gehalten, dieser Brücke einen zierlichen Charakter zu geben. Indessen sind an derselben keine Bildhauerarbeiten angebracht worden, sowol um die Einfachheit, welche Denkmalen dieser Art eigen sein muß, nicht zu sehr aus den Augen zu lassen, als auch um den männlichen Charakter, der Brücken zukommt, nicht zu schwächen." So urtheilte Perronet über das Wesen einer Brücke und zeigt darin, wie er beurtheilt werden muß, um ihm das Hauptmoment seiner Eigenthümlichkeit nicht zu verkümmern. Eine oberflächliche Ansicht der Plane jener Brücke bei Sainte-Maxence und dieser Ludwig's XVI. kann vielleicht beide übereinstimmend finden; be-

trachtet man jedoch dieselben näher, so erkennt man, daß er beide frei von der Beschränktheit der Nachahmung, nach selbständigen Grundsätzen ausführte. Perronet's Plan der letzteren zeigt dies auf das Bestimmteste. Was daraus als Zeugniß dafür, sowie zum Vergleich mit der Construction der Brücke bei Sainte-Maxence dient, ist Folgendes (a. a. O. S. 233 fg.): „Diese Brücke soll aus fünf Bogen bestehen. Der mittelste soll 88 Fuß weit sein, die zwei anliegenden jeder 80 Fuß, und die an den Stirnpfeilern jeder 72 Fuß. Die ganze Durchflußöffnung wird also 65 Toisen 2 Fuß weit.... Die Breite der Brücke zwischen den Häuptern soll, mit Einschluß von 7½ Fuß für jeden Fußweg, 48 Fuß betragen. Die Mittelpfeiler, in der reinen Mauer über den Grundmauern gemessen, werden neun Fuß stark. Diese letztern setzen schichtweise ab.... Jeder Pfeiler soll auf seinen äußern Enden aus zwei viereckigen Körpern bestehen, deren jeder, in der Richtung von einem Haupt zum andern gemessen, eilf Fuß drei Zoll lang ist. Diese viereckigen Körper endigen sich auf jeder Seite mit einem runden Pfeiler von neun Fuß Durchmesser in Form einer Säule, der mit dem vierten Theil seines Durchmessers in den viereckigen Körper fällt. Die Säulen auf den äußern Seiten bilden die Vorder- und Hintertheile der Pfeiler, und springen überhaupt sechs Fuß neun Zoll aus der Stirnfläche der Brückenhäupter heraus, und reichen mit ihrem Astragal und Capitäl bis unter das Gesimse der Brücke. Die zwei innern Säulen gehen nur bis zum Kämpfer, und es bleibt in der Mitte derselben ein freier Raum von zwölf Fuß. Ganz dieselbe Form erhält die äußere Seite jedes Stirnpfeilers. Diese letztern werden 48 Fuß stark, aber in der vordern und hintern Seite ausgehöhlt.... Die Gewölbe werden nach Kreisbogen von 117 bis zu 126 Fuß Halbmesser erbaut. Ihre Anfänge kommen sämmtlich in eine wagrechte Ebene, 18 Fuß über dem kleinsten Wasserstande zu liegen, und zwar auf viereckige, drei Zoll hohe Körper auf den Kämpfern.... Das Gesimse steht neun Zoll vor den Brückenhäuptern vor, um zusammengenommen mit den Nebenpfeilern auf der hintern Seite der Säulen vertiefte Felder zu bilden. Jeder dieser Nebenpfeiler erhält den Unterschied zwischen dem Halbmesser der Säule und der halben Sehne des Viertels, womit dieselbe in den viereckigen Theil des Pfeilers tritt, also etwas mehr als sieben Zoll zur Breite. Bei dieser Einrichtung berühren die Erweiterungen der Stirnflächen der viereckigen Theile der Pfeiler die zugehörigen Säulen, wie dies nöthig ist damit die Ecken der Nebenpfeiler dem Eise und den Schiffen nicht ausgesetzt seien." Über das Wesen der Construction dieser 1788 im Bau begonnenen Brücke urtheilt Perronet selbst (p. 236): „Obgleich die beschriebene Bauart sehr viel Ähnlichkeit mit der der Brücke bei Sainte-Maxence hat, und die Mittelpfeiler beider von einerlei Stärke sind, so läßt sich doch leicht einsehen, daß diese letztern, da sie von den innern Säulen an, welche auch weniger vereinzelt stehen, vollgemauert sind, stärker sein werden, um so mehr, da die äußern Säulen, welche die Vorder- und Hintertheile der Pfeiler außerhalb der Häupter bilden, zur Festigkeit beitragen. Diese größere Stärke ist nöthig, da die Bogen weiter sind, als bei der Brücke zu Sainte-Maxence. Wer an die Verhältnisse der in der schönen Baukunst gebräuchlichen Ordnungen gewöhnt ist, könnte vielleicht die äußern Säulen zu kurz finden. Allein wenn man berücksichtigt, daß diese Säulen eigentlich Pfeiler sind, deren Stärke dem *Gewicht* angemessen sein muß, das sie zu tragen haben; so wird man einsehen, daß die Natur des Brückenbaues, der angeführten Gründe wegen, erfodert, daß die Unterstützungen der Gewölbe kurz und stark seien, und daß, da die untern Enden dieser Säulen im Wasser stehen, man sich leicht denken kann, daß dieselben so hoch seien, als man wünscht."

In dem der Beschreibung dieser Brücke beigefügten ausführlichen Entwurf für deren Ausführung bestimmt Perronet, daß „die mittleren Theile der Mittel- und Stirnpfeiler zwischen ihren Vorder- und Hintertheilen in zwölf Fuß Weite bis zur Höhe der Kämpfer oder Widerlagen offen bleiben," eine Construction, die Perronet zuerst versuchte.

Die Brücke von Nemours über den Loing wurde zwar erst im J. 1805, also lange nach Perronet's Tode, durch den Ingenieur Boitard vollendet, aber sie ist im Plan sein Werk, das zu den kühnsten und schönsten gehört, welches die Kenner bewundern. Der Sachkenner von Wiebeking urtheilt (3. Th. S. 529): „Die 13 Fuß dicken Widerlagen, welche drei Strebepfeiler haben, deren Zwischenräume, wie bei der Eintrachtsbrücke, abgerundet sind, verdienen nachgeahmt zu werden. Die Pfeiler dieser Brücke bestehen aus vier auf zehn Fuß Abstand gestellten Säulen, wie bei der Brücke zu Maxence und Pesme."

Unter die kleinen Brücken, die Perronet mit derselben Sorgfalt entwarf und ausführte, wie die großen, zeichnen sich die bei Brunoi über den Yeres, von 1784 bis 1787 in drei Bogen und 18 Fuß Weite, aus Quadersteinen erbaut; die von Rosoi, von 1786 bis 1787 erbaut; die bei den Wasserkünsten über den Nonettefluß zu Chantilly, 1760 erbaut, welche wegen ihrer Umgebung sehr leicht gehalten werden mußte, um die Aussicht nicht zu stören, durch ihre Construction aus. Die St. Edmundsbrücke bei Nogent sur Seine bildet nur einen Bogen von 90 Fuß Weite, und ist vom Anfang bis zum Schluß 27 Fuß länglichrund aus eilf Mittelpunkten beschrieben. Sie wurde in den Jahren von 1766 bis 1769 ausgeführt. Die Beschreibung ihres Baus ist für den Mann von Fach lehrreich, weil derselbe mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Die Brücke bei Chateau-Thierry über die Marne, an die Stelle einer alten und unzweckmäßigen erbaut, gehört gleichfalls zu den nicht unwichtigen Bauwerken, in Rücksicht auf die Ausführung des Baues. Von den drei Bogen dieser neuen Brücke wurde einer schon seit 1765 ausgeführt, während die beiden anderen erst 1770 verdungen, aber aus Mangel an Geld erst 1787 vollendet werden konnten.

Erwägt man das Wesen von Perronet's Bauwerken im Allgemeinen, sowie im Besonderen, so erkennt man in allen als Hauptcharakter Einfachheit in ihrer höheren Geltung. Dadurch erhob er sich über das Alltagstreiben der

Masse, auf die allein Goethe's Wort: „Die Menschen verdrießt's, daß das Wahre so einfach ist; sie sollten bedenken, daß sie noch Mühe genug haben, es praktisch zu ihrem Nutzen anzuwenden," gedeutet werden muß.

Über Perronet's bürgerliches Leben schweigen die Nachrichten, und so vermag auch ich darüber nichts zu berichten, obwol ich die äußeren Lebensverhältnisse unter die nothwendigsten Rücksichten eines Biographen zähle. Soviel zeigt sich aber als zuverlässig, überschaut man seine unermüdliche Thätigkeit in seinem Beruf, daß er demselben mit ganzer Seele ergeben war, indem er ihm die Aufgabe des Lebens war. Frei von Einseitigkeit, Oberflächlichkeit, Willkür, die in ihren Folgen grade auf diesem Gebiet das gefährlichste Hinderniß ersprießlicher Thätigkeit werden, wußte er überall unvermeidliche Verhältnisse mit der zu lösenden Aufgabe in Einklang zu bringen, um das Höchste so zweckmäßig, wie er es nach festen Grundsätzen entwarf, auch mit Sicherheit auszuführen. Das Kleine war ihm nicht klein und darum etwa verächtlich, sondern es galt ihm als nothwendiger Bestandtheil des Großen, das dieselbe Aufmerksamkeit wie eine große Gesammtmasse verdiente. Dafür zeugen die von ihm erfundenen Maschinen, und namentlich der von ihm sehr verbesserte oder vielmehr nach den Gesetzen der Schwerkraft und Umdrehung erbaute Wipp- oder Sturzkarren mit prismatischen Kästen. Die Verbesserung dieses Fuhrwerks besteht darin, daß er in prismatischen Kästen die Last tiefer, als bei den gewöhnlichen Wippkarren, selbst unter der Axe der Räder anbrachte, zwei bis drei aneinanderhängen und auf diese Weise von einem Pferde ziehen ließ. Durch Anwendung dieser an sich einfachen und durchaus zweckmäßigen Maschine erleichterte er bei dem Bauen die Wegschaffung oder das Herbeiführen von Erd- und Schuttmassen, das für die Förderung der Arbeit etwas Wesentliches ist. Die Zweckmäßigkeit dieses eigenthümlichen Wagens empfiehlt denselben auch für den Gebrauch in der Landwirthschaft, sowie überall, wo es darauf ankommt, Lasten ohne große Kosten und Anstrengung, namentlich bei Erdauffüllungen und bei Steinblöcken, fortzuschaffen. In Frankreich wird dieser Wagen noch heute mit Perronet's Namen gebraucht, und ist selbst in die Landwirthschaft eingeführt. Leicht läßt er sich auch für den Handgebrauch der Arbeiter einrichten. Perronet begnügte sich jedoch keineswegs mit dem Gebrauch dieses einfachen Wagenwerks, sondern er sammelte Erfahrung darüber, die er in seinem großen Werk mittheilt.

Perronet's Streben nach Einfachheit in der bauwerklichen Maschinerie zeigt sich ganz vorzüglich auch darin, daß er einfach den Rammklotz, den man hauptsächlich nur zum Einschlagen der Pfähle in die Erde braucht, auch zum Ausziehen derselben mit Erfolg benutzte. Vier Arbeiter mußten nämlich das an den auszuziehenden Pfahl mittels zwei Rollen oder Scheiben befestigte starke Seil oder Kette anspannen und in Spannung erhalten, während der Zeit läßt man den Rammklotz auf den Pfahl fallen. Vermöge der Prallkraft steigt derselbe soweit aus dem Grunde empor, daß er mit dem Zugseil und der Haspel leicht herausgezogen werden kann. Ebenso wichtig ist seine Weise, die Rammpfähle zu pfropfen, indem dieselbe eine vorzügliche Festigkeit der Pfropfung bewirkt. Auf Beobachtung und Erfahrung gestützt, stellte er auch seine Wasserschaufeln unter einen Winkel von 21 Grad, während Andere denselben um mehre Grade zum Schaden der Wirksamkeit vergrößerten; denn es ist eine praktische Wahrheit, daß eine solche Wassermaschine eine viel größere Wassermenge fördert, wenn der Winkel der Schaufeln klein ist. Eine eigenthümlich eingerichtete und sehr zweckmäßige Maschine zum Steinbohren ist ebenfalls Perronet's Werk. Ihre Leistung ist außerordentlich, so einfach sie auch ist. Zwei Arbeiter drehen eine Kurbel, die mittels ihrer Daumwelle einen Hebel, woran das Seil befestigt ist, niederdrückt. So geht der Hebel auf und nieder. Da an demselben das gestählte Bohreisen fest angebracht ist, so wird durch jene Bewegung des Hebels die Bohrung bewirkt, welche ein dabei angestellter Mann beaufsichtigt. Das Schwungrad in dem Mechanismus dient zu einer gleichförmigen Bewegung. Wenn gleich diese Maschine nur auf ebenem Boden sich anwenden läßt, so mindert dies ihren hohen praktischen Werth nicht: denn z. B. bei dem Bau der Brücke zu Neuilly bohrten damit drei Mann binnen anderthalb Tagen ein fünf Fuß tiefes und acht Zoll weites Loch.

Den Beweis, daß Perronet sich überall in seinen Bestimmungen und Einrichtungen an die Erfahrung der eigenen Beobachtung hielt, gibt er auch in seinen Angaben über die Wirksamkeit der sogenannten Paternoster- oder Rosenkranzwerke in ihrer Anwendung. Nicht der Wahrscheinlichkeit folgte er oder dem wie es so lange gewesen war, sondern er suchte und fand Grundsätze durch die Erfahrung. Dies bestätigt von Wiebeking in einem Fall kurz so[8]): „Nach den Beobachtungen, die Perronet .... anstellen ließ, machten bei dem 18 Fuß langen und fünf Zoll weiten (Paternoster-) Werke vier Mann 30 Umdrehungen in einer Minute und hoben das Wasser 15 Schuh hoch. Sie hoben in 108 Secunden 15 Cubikschuh, und bei jeder Umdrehung wurden von der Kette 4⅕ Fuß abgewickelt. Dieser Effect von 500 Cubikschuh in der Stunde kann aber in der Praxis nicht für den wahren angenommen werden, weil die Arbeiter nicht immer so fleißig arbeiten: Perronet rechnet daher 25 Umdrehungen, folglich nur 416 Cubikschuh Wasser," das nämlich ein Paternosterwerk befördern kann. Man sieht hieraus, daß Perronet auch das scheinbar Zufällige in solchen Dingen nicht unbeachtet ließ, um sichere Grundsätze und das Rechte zu ermitteln, und es gelang ihm. Freilich fand sein Genie Mittel, auch das Zufällige, ja man möchte sagen die Willkür, zu zähmen und zu messen, wie es selten Jemand vermag. So erfand er nämlich ein Instrument, Odomètre genannt, wodurch er die Bewegung maß. Dies wandte er bei allen Maschinen an, die durch Umdrehung in Bewegung gesetzt wurden, um die Geschwindigkeit des Umschwungs entweder für jeden besonderen Zweck zu bestimmen oder zu messen, weil dies nicht blos theoretisch, sondern bei Wasserbauten praktisch

8) Bürgerliche Baukunst. 4. Bd. S. 175.

finden wir ihn als Mitglied der Akademien zu Lyon, Rouen und Metz. Im J. 1778 ersuchte ihn der Kaiser von Rußland um einen Plan zur Brücke über die Newa in Petersburg. Perronet sandte einen Entwurf für einen prächtigen Bau. Außerdem unterzeichnet Perronet den Plan zu der Brücke Ludwig's XVI. als Ritter des Königordens und erster Architekt des Königs genannt. Die größte Ehre im Ausland, die nur sehr wenigen Fremden widerfährt, ward ihm dadurch zu Theil, daß die Gesellschaft für Künste zu London seine Büste in in ihrem Sitzungsaal neben der Franklin's aufstellte. Am wohlthuendsten war ihm jedoch, der seinen Beruf über Alles liebte, die Zuneigung und Hochachtung seiner Schüler und Genossen. Im J. 1778 ließ die Genossenschaft der Ingenieurs seine Büste in Marmor arbeiten, und überreichte ihm dieselbe, gewidmet durch den Spruch: Patri carissimo familia. Im J. 1782 ließen auch seine Schüler sein Bild in Kupfer stechen, welches Diderot mit einer Inschrift im Lapidarstyl weihte. N. Cochin zeichnete Perronet, wie er am Tische sitzt, in halber Figur, und A. de St. Aubin stach dasselbe auf einer großen Platte in Kupfer.

Sowie Perronet's Berufsthätigkeit und geniale Tüchtigkeit seiner durch und durch praktischen Fähigkeiten ihm seine errungene Auszeichnung sichern, so werden natürlich auch seine Schriften in ihrem Bereich stets eine reiche Fundgrube bleiben für jeden, der sich einen gleichen oder doch verwandten Beruf im Leben wählt. Es waltet darin derselbe Geist, der die beschriebenen Werke schuf. Wer sie also recht benutzt, wird daraus großen Nutzen für die eigene Einsicht und Bildung gewinnen. Nicht blos der, welcher sich dem Baufach widmet, jeder Freund des höhern Bauwesens, wenn er darin mehr als die gewöhnliche Befriedigung der gemeinsten Lebensbedürfnisse anerkennt, wird deren Studium nicht versäumen dürfen. Was seine Schriften besonders auszeichnet, ist ihr praktischer Werth; denn sie sind sämmtlich das Ergebniß der Erfahrung, durch welche das Theoretische geprüft, geläutert und bestimmt worden war. So erscheint Perronet in That und Schrift derselbe, ein Mann von Einsicht, Überlegung und Erfahrung. Sein schriftstellerische Thätigkeit eröffnete er mit **Mémoires sur l'art de l'Epinglier**, die er 1761 der Akademie des Sciences überreichte. (Histoire de l'Acad. 1761. p. 152). Diese Arbeiten über das Nadlerhandwerk beweisen, wie Perronet überall heimisch zu werden und zu schaffen vermochte. Dafür, daß dieselben nicht gehaltlos waren, spricht seine Theilnahme an dem Werk eines der geistreichsten Naturforscher und Physiker Frankreichs René Antoine Fercault de Réaumur (geb. zu la Rochelle 1683, gest. zu Bermondière in der Maine 1757, 17. Oct.), zu dem auch Duhamel du Monceau Beiträge gab. Dies Werk: **L'Art de l'épinglier; par M. *de Réaumur*, avec des additions de M. *Duhamel du Monceau*, et des remarques extraites des Mémoires de M. Perronet, inspecteur général des ponts-et-chaussées (Paris 1762, fol.)** bildet einen Theil der **Descriptions des arts et métiers**, und in der neuen Ausgabe dieser Sammlung (1771—1783, 4. 19 Bde.), **avec des observations et des augmentations par *J. E. Bertrand*, à Neufchatel. Tom. VII.** Wie aufmerksam Perronet auf alles war, sehen wir daraus, daß er 1762 der Académie des sciences fossile Austern zusandte, welche in einem Sandlager bei Compiegne gefunden worden waren (**Histoire de l'Acad. 1762. p. 35**). Ferner zeigte er in der Akademie 1766 Stücke eines Kalksteins „couverts d'efflorescence," wie es in dem Bericht darüber in der **Histoire de l'Acad. p. 37** heißt. Die Beobachtung des Kalksteins berührte seine Kunst zu nahe, als daß er derselben nicht alle Aufmerksamkeit hätte widmen sollen. Er zeigte sich ja auch in dem Verbrauch des Kalkes sehr sorgfältig, wie wir gesehen haben. Bestimmter trat er schriftstellerisch in seinem Berufskreise mit dem **Mémoire sur les différentes méthodes qui ont été employées pour fonder les ouvrages de maçonnerie dans l'eau et principalement sur celles qui tendent à supprimer les batardeaux et épuisemens dans la construction des Ponts**, im J. 1766 auf (**Hist. de l'Acad. p. 137. Mém. p. 139**). Seinen viel umfassenden Blick zeigte er in dem: **Mémoire sur l'éboulement qui arrive quelquefois à des portions de montagnes et autres terreins élevés, et sur les moyens de prévenir ces éboulemens et de s'en garantir dans plusieurs circonstances**, welches im J. 1769 bekannt gemacht wurde (**Hist. de l'Acad. p. 112. Mém. p. 233**[10]). Im J. 1773 erschien ein **Mémoire sur le cintrement et le decintrement des ponts, et sur les différens mouvemens que prennent les voutes pendant leur construction. (Histoire de l'Acad. p. 72. Mém. p. 33)**[11]); darauf im J. 1777 ein: **Mém. sur la reduction de l'épaisseur des piles, et sur la courbure qu'il convient de donner aux voutes, pour que l'eau puisse plus librement sous les ponts. (Hist. de l'Acad. p. 51. Mém. p. 553)**[12]). Das **Mém. sur le cintrement etc.** erschien besonders in einem Auszuge, Paris 1809, 4. mit 3 Kupfert., ein Beweis, wie bedeutsam Perronet's Arbeiten sind, und daß sie auch die verdiente Anerkennung fanden. Eins der wichtigsten Werke für das Ingenieurwesen sind seine: **Oeuvres de Perronet, contenant la Description des projets et de la construction des ponts de Neuilly, de Mantes, d'Orléans et autres; du projet du canal de Bourgogne, pour la communication de deux mers par Dijon; et de celui de la conduite des eaux de l'Yvette et de la Bièvre à Paris. (Paris 1782—1789, gr. fol.)** drei Theile in zwei Bänden, mit Kupfern, und einem Supplement, welches die Zusätze der: **Nouv. édition. Paris 1788** (nicht 1778), 4., zwei Bände mit einem Atlas in fol., enthält. Indessen sind die Kupfer der ersten Ausgabe besser als die der zweiten. Die zweite Ausgabe dieser schätzbaren Arbeit Perronet's, die keines

10) Befindet sich auch in der zweiten Ausgabe der Oeuvres de *Perronet*. T. II. 11) Auch diese Abhandlung nahm Perronet in die angeführten Werke (a. a. O.) auf. 12) Diese Akademische Vorlesung befindet sich ebenfalls wiederholt a. a. O.

nicht geringen historischen Werth für die Zeit der Regierung Peter's des Großen, des Schöpfers des russischen Reichs; es erregte auch sogleich ein so großes Aufsehen, daß es sowol in's Französische: Etat présent de la Grande-Russie ou Moscovie, contenant une relation de ce que S. M. Czarienne a fait de plus remarquable dans ses états, et une description de la religion, des moeurs etc. tant des Russes que des Tartares, et autres peuples voisins, par le Capitaine *Jean Perry*, traduit de l'Anglais (par *Hugony*) (Paris und Bruxelles 1717. 12.; à la Haye 1717. 12. auch Amst. 1720. 12.), sowie in Teutschland zu Hanover nachgedruckt, als auch in's Teutsche: Der jetzige Staat von Rußland oder Moskau, wobei auch eine Nachricht der Tataren und anderer Völker, unter jetziger zarischer Majestät ꝛc. von John Perry ꝛc. (Leipzig 1717 [nicht? 1724] zwei Theile) übersetzt wurde. Jetzt ist übrigens das Werk sowol im Original, als in den Übersetzungen, selten zu finden. Der zweite Theil der teutschen enthält eine Übersetzung des italienischen Werkes: Relatione geografica storico-politica dell' imperio di Moscovia etc. (In Milano). Darauf erschien, aber erst nach Verlauf mehrer Jahre: An account of the Stopping of Daggenham (Dagenham) Breach (London 1721), mit einem von H. Moll gearbeiteten Plan; ferner: Proposals for the draining the Fens in Lincolnshire (1727. fol.) Dies war das letzte Werk der schriftstellerischen Thätigkeit des Capitains Perry, der sich ebenso durch sein ausgezeichnetes Talent und seine höchst verdienstlichen Leistungen im Auslande wie im Vaterlande, wie durch seine fast abenteuerlichen Schicksale einen Namen gemacht hat, den die Verdienste dieses Mannes niemals untergehen lassen werden. Er starb am 11. Febr. 1733. Der Artikel über unsern Perry in dem großen englischen Werk The Cyclopedia or Universal Dictionary of Arts, Sciences and Literature by *Abr. Rees* (Vol. XXVI.), ist sehr kurz, mangelhaft und dabei durch Irrthümer entstellt; besser ist der von Eyriès in der Biographie univ. T. XXXIII. p. 430 sq. gearbeitete, obwol auch darin einige unrichtige und unbestimmte Angaben sich finden.

Fast sonderbar erscheint es, daß in beiden so umfassenden Werken ein anderer Perry mit dem Taufnamen Charles ganz unbeachtet geblieben ist, obwol derselbe sich durch seine Reisen, sowie durch seine Praxis und sein schriftstellerisches Streben als Arzt und sogar als Historiker, Ansprüche auf Beachtung erworben hat. Er verfaßte eine Geschichte der Staatsveränderung zu Constantinopel, die sich im Jahre 1730 ereignete. Er gab dies Werk mit Kupfern (London 1743, Fol.) heraus. Während seines Aufenthalts in Italien schrieb er, ohne andere Werke benutzen zu können: Treatise on the diseases in general; das darauf folgende Werk, welches im J. 1747 erschien, war ein General system or summary method of treating the epidemical distemper or plague which raged amongst the horned cattle (London), das jedoch nach seinem eigenen Geständniß nicht gelesen wurde. Einige Jahre später gab er eine Sammlung seiner Ansichten über das Heilverfahren heraus. Sie erschien mit dem Titel: A mechanical account and explication of the hysterical passion, and of all other disorders, as are peculiarly incident to the sex, to which is added an appendix being a dissertation on Cancers in general (London 1755. 352 Seiten [1]). Dies Werk, in dem man Ordnung und Kürze vergebens sucht, enthält Geschichte, Gespräche, Kranken- und Heilungsgeschichten mit Urtheilen über Schriften anderer, grade wie alles dem Verfasser in den Sinn kam. So hat er dies Werk zu einer Quelle über sein Leben gemacht, die, wie es scheint, die einzige geblieben ist. Er litt ohne Zweifel an vielen Sonderbarkeiten, die namentlich in seinen ärztlichen Ansichten sehr schroff hervortreten. So bekennt er z. B., daß ihm das Bücherschreiben in seinem Magenleiden wohlgethan und das Übel häufig gemildert habe. Ferner zeigt er sich als sehr sonderbar in der Wahl seiner ärztlichen Mittel, wie es scheint, um dadurch außerordentliche Erfolge zu gewinnen, und durch diese Aufsehen gegen andere Ärzte zu machen. Als Sonderbarkeit, die man einem Handwerksneide zuzuschreiben beinahe versucht wird, muß man auch Perry's Unwillen über die in weite Entfernung zu den Kranken reisenden Ärzte in Bath, besonders über Cheyne, ferner über die damals neue londoner Pharmakopöe, im höchsten Grade aber über den Verfasser der London Evening Post, betrachten, weil er sich selbst für fehlerfrei hält, sein eigenes Urtheil als sichertreffend hervorhebt und seine glücklichen Curen rühmt. Wahrscheinlich litt er an dem jener Zeit eigenen Übel der Weltverbesserungsucht; darauf leitet sein sehr bestimmt ausgesprochener Wunsch, eine Stelle als Arzt in einem großen Krankenhause zu erhalten, um dann seine Ansichten für das allgemeine Beste thatsächlich ausführen zu können. Außer den schon genannten Schriften machte er noch folgende bekannt: Experiments by way of Analysis, upon the water of the Dead Sea: upon the hot spring near Tiberiades: and upon the Hammam Pharsan Water, in den Philosophical Transactions for the years 1742 and 1743 (Vol. XLII.) p. 48 sq.; An account of the Earthquake felt in the Island of Sumatra, in the East Indies, in Nov. and Dec. 1756, in a letter from Mr. *Perry* to the Rev. D. *Stuckeley*, Febr. 20, 1757 ib. for the year 1758 (Vol. L. P. II. 1759) p. 491 sq. Eine andere für jene Zeit höchst bedeutsame Erscheinung ist seine Schrift: An Inquiry into the nature and principles of the Spaw-Waters (London 1734). Eine der wichtigsten Schriften, das Ergebniß seiner weiten Reisen, ist: A View of the Levant, particularly of Constantinople, Syria, Egypt and Greece (London 1743, fol. ib. 1770. 4. 3 Bde [2]). Damals, wo solche Reisen noch zu

1) Vergl. götting. Anzeigen. 1757. 1. Bd. S. 339 fg. 2) In dem großen literarischen Werk: Bibliothèque universelle des voyages, ou Notice complète et raisonnée de tous les Voyages

den größten Seltenheiten gehörten, erwarb er sich durch die Bekanntmachung seiner keineswegs unwichtigen Beobachtungen und Erfahrungen in jenen größtentheils noch unbekannten Gegenden, welche vorzüglich die Alterthümer, Regierungsform, Politik, Sitten und Gebräuche betreffen, ein wohlbegründetes Recht auf Anerkennung, die ihm auch, wie die neue Ausgabe beweist, zu Theil wurde.

Ohne Zweifel muß man diesen Arzt zu den bedeutenden Männern seiner Nation und Zeit zählen. Durch seine Reisen in so entlegene und verschiedene Gegenden, sowie durch seine historischen Schriften zeigte er sich als einen unternehmenden, unterrichteten und denkenden Mann, selbst als Arzt richtete er seine Aufmerksamkeit nicht nur auf die Praxis, sondern ganz vorzüglich auch auf die physische Erforschung der Natur, wie seine Untersuchungen des Wassers der verschiedenen Orte beweisen. Er starb 1773, und nach seinem Tode gab Enfield aus dem literarischen Nachlaß noch: An essay towards the history of Liverpool (London 1774, fol. 104 S.) heraus.

In welchem Verwandtschaftsverhältniß dieser Arzt Perry zu den übrigen desselben Namens steht, vermag ich nicht anzugeben; ich wage es auch nicht, die vielleicht sehr nahe liegende Vermuthung, daß dieser Name eine bedeutende und weit verzweigte Familie bezeichnet, auszusprechen. Wahrscheinlich würde sich dies alles leicht nachweisen lassen, wenn man folgende Schriften vor sich hätte, zuerst von Henry Perry Welch Grammar (1595. 4.); ferner: the Boy of Bilson: or a true Discovery of the notoriovs Impostvres of certaine Romish Priests in their pretended Exorcisme, or Expulsion of the Diuell out of a young Boy named *William Perry* (London 1622. 4.); dann A true and perfect Account of the Examination, Confession, Trial and Execution of *Joan Perry* and her two Sons, John and Richard Perry, for the supposed Murder of Will. Harrison (Gent 1676. 4. London 1743. 12.); von *Francis Perry*, A Series of English Medals (London 1762. 4.); besonders aber: The Case of Elizabeth Perry of Penshurst-Place, in Kent, respecting her Claim to the Barony of Sydney of Penshurst (London 1782 fol.); sowie die genaue Darstellung dieses Hauses in *Cruise* on Dignities (p. 205—211), und: The Trial at Bar between the Earl of Leicester and Elizabeth Perry (1782. 4); dann noch von *George Perry*, Conchology, or a natural History of Shells, illustrated by coloured Engravings (London 1811. fol.) Mir sind leider dieselben bis jetzt unzugänglich gewesen, ich mache daher absichtlich für Andere darauf aufmerksam. (*W. Hoffmann.*)

PERRY (James), war einer der einflußreichsten Publicisten Englands in der neueren Zeit. Zu Aberdeen im J. 1756, 30. Oct., geboren, erhielt er seine Jugendbildung in der Kirchschule zu Garioch, die damals unter ihrem ersten Vorstand, W. Tait, einen großen Ruf genoß. Aus dieser Anstalt ging er auf die *gelehrte* Schule der Vaterstadt, im J. 1771 aber auf die Universität derselben über, wo er sich dem Studium der Rechtswissenschaft widmete, um Advocat zu werden. Er wurde jedoch in seiner Laufbahn gestört, als ihm die durch unglückliche Speculationen zerrütteten Vermögensverhältnisse des Vaters, welcher Baumeister im Hafen von Aberdeen war, die Mittel versagten. Er ging zwar im J. 1774 nach Edinburgh mit der Hoffnung, dort in dem gewählten Beruf fortarbeiten zu können, aber sie täuschte ihn, und so begab er sich nach langem vergeblichen Harren auf eine geeignete Stelle nach Manchester, wo er in den Dienst eines Manufacturhandelshauses von Dinwiddie trat, und zwei Jahre blieb. Er erwarb sich hier die Zufriedenheit und die Achtung des Principals und aller Angesehenen des Orts. Mit den besten Empfehlungen der angesehensten Manufacturisten an ihre Correspondenten ging Perry nach London. In Manchester hatte er eine Gesellschaft für philosophische und moralische Discussionen gegründet, und darin sich durch seine Talente, wie durch seinen Charakter ausgezeichnet. Dies muß man als die Vorbereitung auf seine spätere so erfolgreiche publicistische Laufbahn betrachten. In London zogen ihn die politischen Ereignisse so mächtig an, daß er bald nach seiner Ankunft dort, im J. 1777, als Publicist auftrat, indem er an dem neugegründeten Oppositionsjournal General Advertiser, anfänglich unbekannt mitarbeitete. Außerdem schrieb er mehre politische Broschüren und Gedichte. Anfänglich wollte es ihm nicht gelingen, in die gewünschte Thätigkeit zu gelangen, bis ein Artikel in jener Zeitschrift die Aufmerksamkeit des Buchhändlers Urquhart, an den Perry gewiesen war, so gewaltig auf sich zog, daß ihm derselbe, sobald er erfuhr, daß Perry der Verfasser sei, zu der Redaction der erwähnten Zeitung half, und auch bei einer anderen, der London Evening Post, betheiligte. Dadurch gewann er genug, um leben zu können. Sein Ruf wuchs. In einer politischen Gesellschaft, die sich im J. 1780 bildete, der auch Pitt angehörte, und deren Zweck es war, sich in politischen Reden zu üben, war Perry eins der thätigsten Mitglieder, während Pitt niemals die Rednerbühne betrat, noch überhaupt das Wort nahm. Nachdem Pitt Minister geworden war, wollte er Perry in das ministerielle Interesse durch eine Stelle im Parlament ziehen; derselbe wies jedoch die Anträge zurück, um seiner Überzeugung Herr zu bleiben! Im J. 1782 begründete er eine eigene Zeitung, das European Magazine,

etc. par *G. Boucher de la Richarderie.* Tom. I. (Paris 1808) werden p. 220 diese beiden Ausgaben angezeigt, aber p. 221 noch zwei teutsche Übersetzungen, die eine von E. v. Windheim mit Anmerkungen von Mosheim (Erlangen 1754. 4. Drei Bände), und die andere von Georgi (Rostock 1765. Zwei Bände) mit der Bemerkung: „Ce voyage est rempli de savantes recherches. Les Allemands, comme les deux traductions l'annoncent, en ont apprécié tout le mérite: il est étonnant qu'il n'en ait pas encore paru de traduction en français.“ Ich habe nirgends eine teutsche Übersetzung von Perry's Reisewerk auffinden können, wol aber hat v. Windheim das Werk von Rich. Pococke, A Description of the East etc., welches ebenfalls 1743—1748 erschien, ins Teutsche übersetzt. Ebenso wenig kenne ich die Übersetzung von Georgi. Boucher's großer Irrthum erklärt sich nur aus seiner Oberflächlichkeit, obgleich er bald darauf Pococke's Werk aufführt, das aber auch ins Französische übersetzt ist, sodaß also seine Bemerkung dazu nicht paßt.

gab dieselbe aber mit dem ersten Jahr auf, um die Redaction des täglich erscheinenden Gazetteer zu übernehmen. Dieses Blatt hob er vermöge der bei der Übernahme gestellten ausdrücklichen Bedingung, der Freiheit seiner politischen Ansicht, durch wesentliche Verbesserungen, sodaß es einen großen Einfluß auf die öffentliche Meinung gewann. Die Grundzüge seiner politischen Ansicht waren Freiheit, Gerechtigkeit, Humanität. Die parlamentarischen Debatten gab er in einer bisher unbekannten Ausführlichkeit, worin ihm seitdem alle übrigen politischen Zeitblätter Londons nachahmten. Durch seinen sehr bedeutenden Einfluß erlangte er eine so große Wichtigkeit, daß die Torys ihn fürchteten, und seiner Überzeugung durch Anerbietungen äußerer Vortheile abwendig zu machen versuchten; aber gleichwie er zu seinen Ansichten nicht durch eigennützige Absichten, sondern durch freie Überzeugung gelangt war, so blieb er denselben auch uneigennützig treu, trotz vieler verführerischer Anfechtungen, denen andere Journalisten neben ihm erlagen. Wenn man diese seltene und ehrenvolle Uneigennützigkeit als ein Opfer betrachten will, das er seiner Gesinnung brachte, so wurde ihm dafür auf der anderen Seite eine Entschädigung in dem glücklichen Gedeihen des Morning Chronicle, vorher Diary genannt, dessen Redaction er übernahm, wie er auch mit seinem Freunde Gray dessen Eigenthümer wurde. Dieses politische Blatt ward das vorzüglichste Oppositionsblatt in England, und es unterlag sogar deshalb einem Verbot in mehren Staaten. Als Organ der Gesinnungen der alten Whigs, durch welche das Haus Braunschweig auf den englischen Thron gehoben wurde, betrachteten es die Gegner stets mit feindseligen Augen, und versuchten, es sogar durch Verfolgung und Anklagen in seinem überraschenden Einfluß zu hemmen; aber erfolglos. Obgleich Perry zweimal wegen einzelner Artikel seines Blattes ex officio vor Gericht gestellt wurde, so ward er doch jedesmal freigesprochen. Im ersten Gericht vertheidigte ihn sein Freund Lord Erskine sehr geschickt; im zweiten, am 24. Febr. 1810, vor dem Lord Ellenborough und einer Special-Jury, vertheidigte er sich selbst mit einem solchen sichern Takt, daß der attorney-general erwiederte, es würde Perry kaum irgend Jemand in dem ausgezeichneten Geschick der Vertheidigung übertreffen. Er ward freigesprochen, aber gegen die Herausgeber des Examiner, John und Leigh Hunt, in deren Zeitung der fragliche verletzende Artikel zuerst erschienen und aus der er in den Morning Chronicle aufgenommen worden war, die Anklage gerichtet. Die Geschichte dieses letzteren Processes Perry's erschien besonders 1810.

Die Franzosen machen es Perry zu einem besondern Vorwurf, daß er für Napoleon und seine herrschsüchtigen Maßregeln eine unumwundene Bewunderung aussprach; ferner daß er sein Blatt nicht von verleumderischen Gerüchten, sowie von falschen und unwahrscheinlichen Neuigkeiten rein gehalten habe, ein Vorwurf, von dem wol keine politische Zeitschrift sich je wird frei erhalten können.

Mehre Jahre gab Perry auch Debrett's Parliamentary Debates heraus, ein Werk, das nur für die parlamentarischen Debatten bestimmt war, und keine Neuigkeitnachrichten lieferte, aber nicht gedeihen wollte. Persönlich stand er, wegen seiner Charakterfestigkeit und Uneigennützigkeit, in hoher Achtung, die ihm sogar ein Theil der Torys nicht versagte. Nelson, der große Seeheld, nannte ihn seinen Freund. Im J. 1798 hatte er sich mit Miß Anne Hull verheirathet, mit der er mehre Kinder zeugte. Er starb 1821 am 6. (nicht am 4.) Dec. zu Brighton, und hinterließ eine so reichhaltige Sammlung politischer Schriften und Broschüren, daß man dieselbe als eine der bedeutendsten in England betrachtete. Der Fox-Club weihte ihm ein Denkmal. Kurz vor seinem Tode hatte Perry eine Reise nach Paris gemacht, um dort die Bekanntschaft mit den ihm Gleichgesinnten zu machen.

Betrachtet man den unsichern Boden des Gebiets der politischen Presse, auf dem sich Perry, und mit soviel Glück, bewegte, so muß man über den Erfolg derselben staunen. Allerdings begünstigten die damaligen politischen Ereignisse und Zustände in den civilisirten Staaten seine publicistische Feder. Die französische Revolution und Napoleon, der als gewaltiger Schlußstein die stürmischen Bewegungen derselben zum Stehen brachte, zogen die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich und begeisterten sogar besonnene Dichter, wie z. B. einen Klopstock, zu Liedern. Wenn aber Perry in seinem Blatt stets über Napoleon mit Bewunderung sprach, so lag die Ursache davon gewiß nicht in einem Mangel des Verständnisses der Zeit, sondern weil ihm das Festhalten der Opposition auch hier nothwendig und heilsam schien; denn wie alles in der Welt so auch befinden sich die politischen Verhältnisse in steter Bewegung, der man mit Aufmerksamkeit folgen muß, um die Zeit und sich selbst darin zu verstehen, und sogar sind es die Gegensätze selbst im Leben, welche die Bewegung darin bewirken, oder vielmehr das Element derselben sind. Freilich suchte man den Grund seines Festhaltens an Napoleon in einem Mangel an Einsicht, indem Perry Napoleon und die Revolution nicht geschieden habe; ein solcher Mangel an politischer Einsicht jedoch könnte aber nur auf Mangel an gesundem Menschenverstande beruhen, der grade in Perry in hohem Grade sich zeigte und entwickelt war, wie es nicht nur das Urtheil des englischen Biographen Perry's (a. a. O. S. 384): „One of the most desirable qualifications of a journalist being a promptitude in the judicious expression of his thoughts, it was natural that Mr. Perry should for this and other reasons avail himself of every opportunity for acquiring that readiness in composition, which in many cases results from the habit of public speaking,“ sondern auch die Erfolge seiner publicistischen Schriftstellerei, sowie insbesondere der für ihn glückliche Ausgang der zweimaligen Anklage zeigte. Perry's Gründe waren edler Art, und nicht von der Oberfläche politischer Zustände geschöpft. Indessen würde doch Perry einen so großen Einfluß auf die öffentliche Meinung, wenn auch noch soviel Zündstoff für Opposition darin vorhanden war, schwerlich haben erreichen können, hätte ihn nicht die moralische Gediegenheit und Festigkeit seines Cha-

rakters begünstigt, ihm die Achtung der Gleichgesinnten, gleichwie der Gegner verschafft, und in deren Vertrauen befestigt. So urtheilt über Perry sein höchst achtungswürdiger Biograph (a. a. O. S. 380): The efficiency of the periodical press as an organ of public opinion, depends in a great measure on the integrity and honour, as well as on the abilities and industry of its conductors; among whom no one was more distinguished and esteemed for those qualities than the subject of the present memoir. The manner in wich he executed, for a period of nearly forty years, the arduous, anxious, and responsible office of a journalist, while it secured to him, from the fair and open encouragement of the British public, an honourable independence, entitled him to a respectable rank among the public characters of the age; eine ganz besondere Bestätigung bietet auch die Nachricht von Perry's Tode im Moniteur 1821, 11. Dec. Supplém. au no. 345. p. 1069 mit der Anzeige aus dem englischen Zeitungsblatt Courier. Obgleich dies ministerielle Blatt mit Perry in fortwährender Fehde lebte, so bekennt es doch, daß man über Perry's Talente, reinen Charakter und edle Gesinnung nur ein gerechtes Urtheil ausspreche, wenn man ihm volle Anerkennung zolle; sein Streben sei in dem constitutionellen England einflußreich gewesen. Nicht minder ehrenvoll ist das Urtheil des englischen Biographen in The annual biography and obituary for the year 1823 (Vol. VII. p. 380—391), indem er sagt, Perry hat bei seinem Tode, im 65. Jahr, einen Namen zurückgelassen, den alle wahren Freunde constitutioneller Freiheit stets achten werden. Selbst der französische Biograph in dem Annuaire Nécrologique, rédigé et publié par *A. Mahul*, a. 1823 (Paris 1824. p. 415—420) p. 417 bekennt, daß „Continuellement exposé, par son rôle d'opposant, au ressentiment chatouilleux des hommes en pouvoir, M. Perry sut parler avec tant de mesure et d'habilité, que, durant l'espace de quarante années, il ne s'est vu l'objet que de deux poursuites officielles, dont il a été honorablement acquitté*)." (*W. Hoffmann.*)

PERRY, kleiner Fluß in der britischen Grafschaft Salop oder Shrop, welcher auf den im Kirchspiele Sylaton befindlichen Bergen entspringend, bis zum Dorfe Ryton mehre Sümpfe durchschneidet und sich ein wenig unterhalb Monfortbridge mit der Severn (Saverne) vereinigt. Man findet in ihm vortreffliche Hechte, Barsche, Forellen, Aale, Weißfische, Gründlinge und Bachkrebse, welchen allen berechtigte und unberechtigte Fischer stark nachstellen. (*G. M. S. Fischer.*)

PERRY. Unter diesem Namen kennt die Geographie in den nordamerikanischen Freistaaten mehre meist erst im Entstehen begriffene Grafschaften und unbedeutende Townships. Die ersteren sind 1) Perry, Grafschaft des Staates Alabama. Sie wird in ihrer Mitte von dem Cahawbaflusse, an welchem das Gerichtshaus liegt, durchflossen und grenzt im Norden, Nordosten, Osten, Süden und Westen an die Grafschaften Tuscaloosa, Bibb, Autauga, Dallas und Greene; 2) Perry, Grafschaft im Staate Indiana, welche, im warmen [illegible] gelegen, ihre Bewässerung durch den Anderson und dessen Zuflüsse erhält, Troy am Anderson zum Hauptorte hat, über 4000 Einwohner zählt und im Nord-Nordosten von Crawford, im Südosten und Süden von Kentucky, im [illegible] von Spencer und im Nordwesten von Dubois begrenzt wird; 3) Perry, Grafschaft im Staate Mississippi. Der Leaf und Black bewässern sie und die Grafschaften Covington, Greene, Jackson, Hancock, Marion und Lawrence bilden ihre Grenzen im Norden, Osten, Südosten, Süden, Westen und Nordwesten, die Zahl ihrer Einwohner beträgt mit den Sklaven 3500; 4) Perry, Grafschaft im Staate Ohio. Neu errichtet hat sie schönes Grasland, dagegen aber ist sie arm an gutem Ackerland. Sie stößt im Norden an Lickering, im Osten an Muskingum und Morgan, im Südosten an Hocking, im Südwesten an Jackson, im Westen an Fairfield, von welchem sie der Fluß Hookhocking scheidet; 5) Perry, Grafschaft im Staate Pennsylvania mit dem Hauptorte Landisburg. Ihr Hauptfluß ist der Susquehannah mit der Juniata und dem Shermann und ihre Grenzen sind im Norden Mifflin, im Osten Dauphin, im Süden Cumberland, im Westen Franklin. Die ziemlich starke Bevölkerung beläuft sich auf 12,000 Köpfe mit Einschluß der Farbigen. 6) Perry, Grafschaft des Staates Westtennessee. Ihre Grenzen sind im Norden Humphries, im Osten Hickmann, im Süden Wayne, im Westen Hardin und Henderson. Der Tennessee, welchem mehre Kricks zufließen und der Buffaloe mit seinem Zuflusse, dem Duck, bewässern die Grafschaft, welche 6000 weiße Einwohner, 700 Sklaven und mehre Farbige zählt. Von den Townships, welche Perry heißen, liegt das erste in der Grafschaft Fairfield (Ohio), das zweite in der Grafschaft Geauga (Ohio), das dritte mit einem Postamte in der Grafschaft Genessee (New-York), das vierte mit 500 Einwohnern in der Grafschaft Stark (Ohio). (*G. M. S. Fischer.*)

PERRY, rother Champagnerwein von der ersten Sorte. Die Trauben, von denen er gewonnen wird, sind klein, dicht und ästig, die Beeren klein, rund, sehr saftig, dünnhäutig, wohlschmeckend und von weißer Farbe. Er ist leicht, von wohlgefälligem Geschmack und besonders da zu empfehlen, wo eine leichte Aufregung bewirkt werden soll. Als Dessertwein ist er vorzüglich beliebt. (*William Löbe.*)

PERRY nennen die Engländer ein aus dem Saft der Birnen durch Gährung gewonnenes ciderähnliches Getränk, welches vorzüglich in Herefordshire bereitet wird. Ein völlig ausgewachsener Baum liefert in der Regel gegen 20 Gallons Birnenwein. (*G. M. S. Fischer.*)

PERRYHAZAR, Stadt in der persischen Provinz Ghilan, liegt zwei englische Meilen von Reshd in nördlicher Richtung entfernt am kaspischen Meere. (*G. M. S. Fischer.*)

*) Der kurze Abriß von Perry's Leben in der Biogr. univ. Vol. XXXIII. p. 431 ist sehr oberflächlich und kurz.

PERSAC, Marktflecken im französischen Viennedepartement (Poitou), Canton Lussac, Bezirksstadt Montmorillon, liegt vier Lieues von dieser entfernt auf dem rechten Ufer der Vienne zwischen Lussac und Isle Jourdain, und hat eine Succursalkirche und 1368 Einwohner, welche vier Jahrmärkte unterhalten. (Nach Expilly und Barbichon.) (*G. M. S. Fischer.*)

Persäos, s. Perses.

PERSÄOS, aus Kition, einer kleinen von Phöniciern gegründeten, von Griechen bewohnten Stadt auf Cypern, ein nicht unberühmter stoischer Philosoph. Seiner gedachte ausführlich Hermippus [1]) aus Smyrna in seinem großen biographischen Werke, wobei nur ungewiß bleibt, ob es in dem Theile desselben, welcher sich auf die Philosophen, oder in dem Theil geschehen sei, welcher sich auf die durch Gelehrsamkeit und Bildung ausgezeichneten Sklaven bezog (*περὶ τῶν διαπρεψάντων ἐν παιδεία δούλων*); ebenso räumte [2]) ihm Nicias aus Nicäa in seiner Geschichte der Philosophen, der Alexandriner Sotion in seiner Schrift über die Aufeinanderfolge der Weltweisen (*ἐν ταῖς Διαδοχαῖς*), und Antigonus aus Karystus [3]) in seinem größeren biographischen Werke eine Stelle ein. Bei dem Verluste dieser Bücher sind wir für eine Darstellung des Lebens, der Schriften und Meinungen dieses Philosophen allein auf Diogenes von Laerte, der seiner theils (VII, 36) speciell, theils sonst gelegentlich gedenkt, auf einen Artikel, den Suidas über ihn hat, und auf einige, zum Theil ausführliche Nachrichten über ihn bei Athenäus, Plutarch und einigen wenigen anderen Schriftstellern gewiesen.

Persäus, der, ich weiß nicht, aus welchem Grunde und bei welchen Schriftstellern, auch den Beinamen Dorotheos führte [4]), war der Sohn eines uns nicht weiter bekannten Demetrius. Seine Zeit gibt Suidas ganz allgemein so an, er habe in den Zeiten von Antigonus Gonatas gelebt, der bekanntlich von Ol. 124, 2 bis Ol. 135, 2 (v. Chr. G. 283 bis 239) regiert hat; etwas genauer bestimmt sie Diogenes von Laerte (VII, 6) dahin, seine Blüthe falle in die 130. Olympiade, zu welcher Zeit Zeno schon Greis gewesen wäre; da Persäus indessen schon vor Ol. 127, 3 von Zeno an Antigonus geschickt worden ist, denn Epicur, der doch in diesem Jahre gestorben, hat Persäos' Aufenthalt an Antigonus' Hofe in einem Briefe an seinen Bruder Aristobulus erwähnt [5]), und er vor seiner Reise dahin schon in Athen bedeutende Zuhörer hatte, wie den Dichter Aratus, so kann er nicht leicht nach Ol. 120 geboren sein. Sein Tod mag, wenn nicht selbst im Jahre Ol. 134, 2, v. Chr. G. 243, bei Gelegenheit der Befreiung Korinths durch Aratus, doch nicht viel später erfolgt sein. Von seinen früheren Lebensverhältnissen wissen wir nur [6]), daß er — und selbst dies klingt nicht wie beglaubigte Nachricht, sondern eher wie Gerücht und Anekdote — Sklave und zwar bei seinem Landsmann und Lehrer Zeno gewesen sei; daher der Philosoph Bion aus Borysthenis, welcher später mit ihm am Hofe von Antigonus Gonatas und nicht eben in sehr freundschaftlichen Verhältnissen lebte [7]), namentlich manche schlimme Anspielung auf die niedrige Geburt seiner Ältern von ihm zu erleiden hatte, beim Anblick einer Erzstatue von Persäos, welche die Aufschrift hatte: *Περσαῖον Ζήνωνος Κιτιέα*, die boshafte Bemerkung machte, der Verfasser der Aufschrift müßte sich wol verschrieben haben, denn *Οἰκιτιέα* — eine Anspielung auf *Οἰκέα* von *οἰκεύς* Sklave — wäre das Richtige gewesen. Wenn der Text des Diogenes Laertius (VII, 36 *μαθηταὶ δὲ Ζήνωνος πολλοὶ μέν, ἔνδοξοι δὲ Περσαῖος Δημητρίου Κιτιεύς, ὃν οἱ μὲν γνώριμον αὐτοῦ, οἱ δὲ οἰκέτην ἕνα τῶν εἰς βιβλιογραφίαν πεμπομένων αὐτῷ παρὰ Ἀντιγόνου, οὗ καὶ τροφεὺς ἦν τοῦ παιδὸς Ἀλκυονέως*) correct ist, was ich allerdings bezweifle, so hat Antigonus, was nur Antigonus Gonatas sein kann, nach einigen Berichterstattern Persäus an Zeno zu dem Behufe geschenkt, um ihm als Secretair bei Abfassung seiner Schriften zur Seite zu sein; wäre das nun richtig, so müßte Persäus, da er in der Folge umgekehrt von Zeno an Antigonus geschickt worden ist, zweimal bei diesem, einmal als Sklave, ein andermal als Mentor und Philosoph gelebt haben; das ist aber ebenso wenig glaublich, als daß Antigonus an Zeno mehre solche Secretairs geschickt habe, was man ebenfalls, sobald der Text richtig ist, annehmen müßte; ich vermuthe daher, daß nach *βιβλιογραφίαν* eine Interpunction zu setzen ist, wodurch dann nur gesagt wird, daß Persäus Sklave und zwar einer der Secretaire Zeno's gewesen sei; das Folgende möchte ich dem Sinne nach (denn für die Richtigkeit der Worte kann ich natürlich nicht einstehen) etwa so verbessern: *πεμπομένων δ' αὐτὸν* (d. h. *Ζήνωνα*) *τῶν περὶ Ἀντίγονον, ἀντ' αὐτοῦ ἀποσταλῆναι, οὗ καὶ* u. s. w.: „als ihn (Zeno) aber Antigonus zu sich einlud, sei er (Persäus) an seiner Statt geschickt worden." Jedenfalls hat es größere Wahrscheinlichkeit für sich, daß Persäus nicht erst durch Vermittelung von Antigonus bei Zeno, der ja sein Landsmann war, in ein solches Dienstverhältniß getreten ist, vorausgesetzt, daß er überhaupt in einem solchen gelebt hat; nachdem er sich als Secretair bewährt und tüchtig gezeigt, sich überdies, was in einer solchen Stellung sehr leicht war, mit den Lehrmeinungen und philosophischen Ansichten seines Herrn bekannt gemacht hatte, mag er von diesem freigelassen worden sein. Längere Zeit, nachdem dies geschehen, lebte er in Athen, zwar seinem ehemaligen Herrn und

1) *Athen.* IV, 162, d. 2) *Id.* 162, e. 3) *Diog. Laert.* II, 143. *Athen.* XIII, 607, e. 4) *Suid.* s. v. *ἐπεκλήθη δὲ καὶ Δωρόθεος.* 5) *Diog. Laert.* X, 9. 6) *Gell.* II, 18, 8. Zenonis Stoici servus, qui Persaeus vocatus est. *Athen.* IV, 162, e. *ἦν γὰρ οὗτος οἰκετὴς γεγονὼς τοῦ Ζήνωνος, ὡς Νικίας ὁ Νικαεὺς ἱστορεῖ ἐν τῇ περὶ τῶν φιλοσόφων ἱστορίᾳ καὶ Σωτίων ὁ Ἀλεξανδρεὺς ἐν ταῖς Διαδοχαῖς.* *Origenes* c. Cels. III. ... *ἢ καὶ ἡμεῖς μέλλομεν ἐγκαλεῖν φιλοσόφοις οἰκότριβας ἐπ' ἀρετὴν προτρεψαμένοις, Πυθαγόρᾳ μὲν τὸν Ζάμολξιν, Ζήνωνι δὲ τὸν Περσαῖον κτλ.* Wenn es bei *Dio Chrys.* or. 53, de *Homer.* p. 276 ed. *Reisk.* heißt: *Περσαῖος ὁ τοῦ Ζήνωνος κατὰ τὴν ὑπόθεσιν γέγραφε*, so ist es freilich ungewiß, ob man hier *δοῦλος* oder *μαθητής* zu ergänzen hat.

7) *Diog. Laert.* IV, 47.

Lection anderer Meinung. Nach Athenäus (IV, 162, d.) hatte Persäus früher in seinen Dialogen dieses Dogma Zeno's mit allem Eifer vertheidigt, dessen Unrichtigkeit er nun so glänzend durch die That documentirte.

Schriften unter dem Namen von Persäus existirten zur Zeit von Diogenes aus Laerte (nach dessen Angabe VII, 36) folgende: 1) über das Königthum (περὶ βασιλείας); 2) Staatsverfassung Sparta's (πολιτεία λακωνική). Ein sich auf die Epaïkla beziehendes Fragment dieser Schrift hat Athenäus (IV, 140, e.). 3) Über die Ehe (περὶ γάμου). 4) Über die Gottlosigkeit (περὶ ἀσεβείας). 5) Thyestes. 6) Über Liebesverhältnisse (περὶ ἐρώτων). 7) Ermunterungsreden (προτρεπτικοί). 8) Diatriben. 9) Vier Bücher Chrien. 10) Memorabilien (Ἀπομνημονεύματα). 11) Sieben Bücher gegen Plato's Gesetze. Außerdem werden uns noch genannt: 12) Moralische Vorträge (ἠθικαὶ σχολαί). Diogenes von Laerte (VII, 28) erwähnt daraus die Nachricht, Zeno sei im 22. Jahre seines Alters nach Athen gekommen, im 72. gestorben. 13) Tisch-Denkwürdigkeiten ὑπομνήματα συμποτικά, wie sie Diogenes Laertius (VII, 1) und Athenäus (XIII, 607, a.) — hier wird ein längeres Fragment mitgetheilt — oder Tischreden, συμποτικοὶ διάλογοι, wie sie Athenäus (IV, 162, e.) nennt, wo bemerkt wird, Athenäus habe zwei Bücher unter diesem Titel gefunden; übrigens steht es noch dahin, ob die ὑπομνήματα und διάλογοι dasselbe Werk waren. 14) Nach Dio Chrysostomus a. a. O. hat Persäus über die Homerischen Gedichte mit besonderer Beziehung auf den Inhalt geschrieben; ob das in einer besonderen oder in einer der bei Diogenes erwähnten Schriften geschehen ist, weiß ich nicht; ein Urtheil von Persäus über Achill, daß er οὔτε φρόνιμος, οὔτε σώφρων οὔτε ἀνδρεῖος sei, erwähnt der Scholiast z. Homer. Il. A. 62.

Von wissenschaftlichen Behauptungen des Mannes erwähne ich nur folgende. Erstens erklärte er die meisten Dialoge, welche für Werke des Sokratiker Äschines galten, für Erzeugnisse des Eretrier Pasiphon (*Diog. L.* II, 61). Zweitens vertheidigte auch er den bekannten Satz der Stoiker, daß alle Fehler gleich seien, ὅτι ἴσα τὰ ἁμαρτήματα (*Diog. L.* VII, 120). Drittens soll er von den Göttern die entsetzlich materialistische Ansicht, die Menschen hätten, was ihnen fürs Leben nützlich wäre und die, welche solches erfunden hätten, zu Göttern erhoben. (*Cic.* de N. D. I, 15. At Persaeus, ejusdem Zenonis auditor, eos dicit esse habitos deos, a quibus magna utilitas ad vitae cultum esset inventa, ipsasque res utiles et salutares deorum esse vocabulis nuncupatas, ut ne hoc quidem diceret, illa inventa esse deorum, sed ipsa divina. *Minuc. Fel.* Oct. p. 22. Prodicus assumptos in deos loquitur, qui — inventis novis frugibus utilitati hominum profuere. In candem sententiam et Persaeus philosophatur et adnectit inventas fruges et frugum ipsarum repertores iisdem nominibus, ut comicus sermo est, Venerem sine Libero et Cerere frigere.) (*Meier.*)

PERSAH. Diesen Namen führen zwei vorderindische Städte, deren eine in dem Circar Surgooja, zehn englische Meilen nordnordöstlich von dessen gleichnamiger Hauptstadt, die andere aber 36 Miles südsüdwestlich von Mocaumpoor entfernt liegt. (*G. M. S. Fischer.*)

PERSAIM, PERSAIN, Bassein (16°, 45' [50'] nördlicher Breite, 94° 55' östlicher Länge von Greenwich), Stadt im birmanischen Königreich Pegu, ist der Sitz eines Gouverneurs und trieb ehemals, wo sich auch eine englische Factorei hier befand, einen ziemlich bedeutenden Handel, welcher sich jetzt jedoch nach dem mehr und mehr aufblühenden Rangun (s. d. A.) gewendet hat. Die Stadt liegt 132 englische Meilen südwestlich von Pegu entfernt, an dem westlichsten der zahlreichen Arme, durch welche sich der Irawaddi in das Meer ergießt. Dieser Arm, welcher Anauk Khiaun, d. i. westlicher Canal, Ava, Bassein, Kiudowa, Negrais, Pasein, Persaim genannt wird, mündet südöstlich vom Cap Negrais, bildet bei der Insel Negrais (Diamantinsel, bei den Mranmas [Birmanen] Haingri Kiun genannt), einen guten Hafen und wird von europäischen Handelsschiffen bis Bassein, von den Inländern bis Lamena oder Lemena befahren. Oberhalb dieses Orts sinkt er vom November bis Mai zu einem unbedeutenden Flusse herab, welcher fast trocken liegt, sodaß die Verbindung mit dem Irawaddi unterbrochen wird. (*G. M. S. Fischer.*)

PERSAKRA (*Περσάκρα*), eine Stadt in Indien innerhalb des Ganges, im Gebiete der Anichä (*Ἀνῖχαι*) oder Nanichä, nach Ptolemäos (VII, 1). (*Krause.*)

PERSAN (Pierre Nicolas Casimir de), in Dole 1750 geboren, trat in Militairdienste, beschäftigte sich aber außerdem mit wissenschaftlichen Studien. Vorzugsweise zogen ihn historische, verbunden mit geographischen Untersuchungen, an. Dadurch ward er bald zu der Beschäftigung mit Urkunden geführt, die wieder ohne Kenntnisse, welche die Diplomatik gewährt, nicht gedeihen kann. Daneben mußte er nicht weniger Aufmerksamkeit auf Plane wenden, weil die geographischen Verhältnisse von den politischen Zuständen bedingt werden. Die größten Schwierigkeiten fand de Persan bei dem Studium der Diplomatik; seinem Eifer gelang es jedoch, durch die Freundschaft seines Landsmanns, des Abtes J. B. Guillaume, der damals Attaché bei der Bibliothek des Königs war, Handschriften für seine Studien zu erhalten. Er machte sich daraus weitläufige Auszüge. Mit so ernsten Dingen beschäftigte sich der junge Officier angelegentlich. Da er sich sehr häufig zu Dole aufhielt, lernte er daselbst den gleichen Lieblingsstudien ergebenen Abbé Charles Joseph René Monnier kennen. Aus dieser Bekanntschaft erwuchs die engste Freundschaft, die für de Persan in sofern höchst ersprießlich ward, als ihn Monnier mit nützlichem Rathe unterstützen konnte. So scheint de Persan die meiste Zeit in seinem militairischen Dienst mit seinen Studien ausgefüllt zu haben, dabei aber den Ideen, welche jene Zeit während der Revolution so stürmisch bewegten, fremd geblieben zu sein; denn in jenen Stürmen verließ er den Militairdienst, zog sich in seinen Geburtsort unter seine

Bücher zurück, in der Hoffnung, dort vergessen zu werden. Indessen täuschte er sich über den Zeitgeist, eben weil er ihm, wie es scheint, mit seiner conservativen Gesinnung abhold war; er wurde in den ersten Monaten des Jahres 1793 aus seiner Einsamkeit in das Gefängniß geführt, das er nur erst dann verlassen sollte, um vor das Revolutionstribunal gestellt zu werden. Dieser drohenden Gefahr entging er nur dadurch, daß er durch das Vorgeben einer schweren Unpäßlichkeit die Abreise zu verhindern vermochte, und zugleich die Begünstigung erhielt, in ein Hospiz gebracht zu werden. Von hier rettete er sich durch Flucht glücklich in die Schweiz, wo er blieb, bis die Rückkehr ins Vaterland wieder erlaubt war. Zurückgekehrt, beschäftigte er sich auch sogleich wieder mit seinen historischen Studien, deren erste Frucht die: Notice sur la ville de Dôle, dans le département du Jura. (Dôle 1806. 33 S.) gewesen zu sein scheint. Durch Vermächtniß seines Freundes, des Abtes Monnier, der am 21. Oct. 1796 starb, war de Persan in den Besitz von dessen handschriftlichem Nachlaß gekommen, welcher die trefflichsten Materialien enthielt. Dadurch bereichert, wurden ihm seine Untersuchungen in jeder Hinsicht erleichtert; denn Monnier hatte seine historischen Forschungen fast ausschließlich der Geschichte seiner Geburtsstadt gewidmet. Aus diesem Erwerb läßt es sich erklären, warum de Persan seine literarischen Arbeiten auf die Geschichte der Geburtsstadt beschränkte. Er scheint damit die Plane des geschiedenen Freundes zur Ausführung haben bringen zu wollen, und in der That mochte wol keiner in diesem Ort dazu fähiger und geeigneter gewesen sein, als eben de Persan, um so mehr, als er später durch das öffentliche Vertrauen in die städtischen Angelegenheiten eingeweiht wurde und dadurch deren Verhältnisse genau kennen lernte. Im J. 1809 krönte die Akademie zu Besançon, richtiger auch Société académique de Besançon genannt, eine Abhandlung von de Persan: Dissertation sur l'état de la Séquanie sous les Romains mit dem Preise, und nahm ihn selbst in demselben Jahre als Mitglied auf. Bei seinem größten Werke: Recherches historiques sur la ville de Dôle (Dôle 1809 und 1812. 418 S.) benutzte er vorzüglich Monnier's literarischen Nachlaß. Er schließt sich darin der Ansicht Gollut's und Normand's an, und sucht zu beweisen, daß Dole die Stadt Ditatium der Alten, und die Hauptstadt der Grafschaft Bourgogne, unter deren ersten Fürsten, gewesen sei. In dem ersten Theile des Werkes entwickelt de Persan die historisch-politischen Verhältnisse und Zustände der Stadt Dôle unter den Herzogen von Bourgogne und dem Hause Österreich bis zur Vereinigung mit Frankreich im J. 1678. Der zweite Theil enthält besondere Untersuchungen über die kirchlichen Verhältnisse von Dôle. Der Historiker Dunod behauptet nämlich, daß die Kirche dieser Stadt ursprünglich von dem kleinen Ort (village) Azans abhängig gewesen sei. Diese Behauptung hatte schon de Persan's Freund Monnier im J. 1789 in seiner anonym erschienenen: Dissertation sur le village d'Azans bestritten. Darauf behandelt de Persan die kirchlichen Stiftungen und Einrichtungen, sowie die bürgerlichen und militairischen der Stadt vor und nach der Revolution. Am Ende des Werkes befinden sich mehre Karten. Man sieht aus diesem *Inhalt*, daß dieses Werk für die Kunde von der *Geographie und den* politisch-geschichtlichen Zuständen Frankreichs *sehr wichtig* ist.

Seitdem de Persan ins Vaterland zurückgekehrt war, lebte er wie vorher schon als Privatmann in seiner Vaterstadt. Die Stürme der Revolution, welche ihn aus dem Vaterlande getrieben, hatten ausgetobt, und das persönliche Vertrauen gewann in der wiedergekehrten Ruhe die für das Gedeihen der bürgerlichen *Verhältnisse* nothwendige Sicherheit. Unter diesen *Umständen wandte* sich auch de Persan das Zutrauen der Mitbürger zu, *und rief* ihn zur Verwaltung der städtischen Angelegenheiten, *wo* er in verschiedenen Stellen thätig war. Mit Eifer *arbeitete er* zum Wohl der Stadt; aber ganz besonders beschäftigte er sich mit der Gründung einer öffentlichen Stadtbibliothek. Sie gelang ihm. Als erster Bibliothekar bereicherte er seine Gründung mit einer bedeutenden Anzahl nützlicher Schriften. Im J. 1813 zwang ihn das Sinken seiner Lebenskraft, nicht nur seinen Studien zu entsagen, sondern sich auch von den öffentlichen Geschäften zurückzuziehen. In diesem traurigen Zustande lebte er noch bis 1815, wo er am 22. Juni aus diesem Leben schied. (*W. Hoffmann.*)

PERSANO, ein königliches Schloß *mit einer* Pfarrei in der Provinz Principato citeriore des *Königreichs Neapel*, in welchem der neapolitanische *Hof gewöhnlich einige* Sommerwochen zubringt, südlich von Eboli, in der Ebene desjenigen Theils der Provinz, welcher das Land des Cilento genannt wird, zwischen den Flüssen Silaro (F. Sele) und Calore, die sich hier vereinigen, im Gebiete von Serre in der Mitte eines weitläufigen, schön bewaldeten, hier und da prachtvoll mit Schlingkräutern durchwachsenen Parks (Real bosco di Persano) *gelegen*. Das königl. Jagdschloß, weitläufig, aber ziemlich einsam gelegen, denn die ganze königliche Pfarrei gleiches Namens zählt nur gegen 120 Seelen, ist nach der Zeichnung des Architekten Barrios, eines Spaniers, erbauet, sehr regelmäßig construirt; in demselben zeichnet sich eine Galerie aus, deren Wände mit pulverisirten Tuchscheerflocken auf Leinwand bemalt sind, eine Art der Malerei, welche eine der vielen Erfindungen ist, durch die Raimund de Sangro das Gebiet der Künste bereichert hat. Das königliche Jagdrevier und der dasselbe ausmachende Wald, an dessen südwestlichem Ende sich die beiden genannten Flüsse vereinigen, hat einen Umfang von 35 Meilen. Hier war sonst eine Intendanz über die Lehen Serre, Postiglione und Controne. (*G. F. Schreiner.*)

PERSANTE (die), nächst der Oder der größte Fluß Pommerns, entspringt im neustettiner Kreise aus dem See von Persanzig, 420 Fuß über dem Spiegel der Ostsee. Ihre Hauptrichtung ist nordwestlich, von der sie nur in einzelnen Windungen abweicht. Zunächst nimmt sie die Pernitz und Triebgust von Osten, den Bach von Bärwalde und die Dame von Süden auf. Dann fließt ihr unterhalb Belgard die Mügnitz, welche auf der Höhe

von Polzin entspringt, und die von Südost herkommende Leitnitz zu. Zwischen Belgard und Körlin vereinigt sie sich mit dem südlich von Stoltenberg herkommenden krummen Wasser, und bei Körlin mit der Radue, die nebst dem Kautelbach und der Gazel in einem nicht unbedeutenden Lauf der Gegend von Pollnow und Bublitz entfließt. Nachdem die Persante darauf noch einige stärkere Windungen gemacht hat, erreicht sie Kolberg, dessen Hafen sie bildet, und ergießt sich unterhalb der Stadt, bei Kolberger-Münde, zwischen Zwielipp und Krühne, unter 54° 10′ nördlicher Breite und 33° 20′ östlicher Länge, in die Ostsee. Sie hat einen raschen Lauf, treibt viele Mühlen und ist sehr fischreich. Für die Schiffahrt ist sie oberhalb Kolbergs nicht geeignet und wird nur zum Holzflößen benutzt. (*A. Keber.*)

PRRSÁNY, teutsch Persen, wall. Ptyersany, ein zur Herrschaft Sárkány gehöriges bedeutendes Dorf im wenitzer Gerichtsstuhle, des fogaraser Districtes, im Lande der Ungarn des Großfürstenthums Siebenbürgen, nach Fogaras eingepfarrt, mit einer eigenen Pfarre und Kirche der nicht unirten Griechen. Bei diesem Dorfe findet man Jaspise und zahlreiche Versteinerungen im rothen Kalksteine, auch Salzspuren, und einen feinen, für Bildhauer sehr brauchbaren Sandstein. (*G. F. Schreiner.*)

PERSCHKE (Christian Gottlieb), geboren 1756 zu Insterburg in Preußen, erhielt den ersten Schulunterricht in dem Collegium Fridericianum zu Königsberg. Durch rege Wißbegierde und unermüdlichen Fleiß erwarb er sich die Liebe seiner Lehrer. Die erlangten Kenntnisse erweiterte und berichtigte er in dem akademischen Gymnasium zu Danzig. Auf der Universität Göttingen beschäftigte ihn, neben der Theologie, die sein Berufsfach werden sollte, besonders das Studium der Philologie und Pädagogik. Heyne zählte ihn zu seinen besten Schülern. Seine Liebe zu den schönen Wissenschaften brachte ihn in Berührung mit einigen Mitgliedern des damals in Göttingen bestehenden Dichterbundes, besonders mit Hölty.

Im J. 1777 erhielt Perschke eine Lehrerstelle zu Klosterbergen bei Magdeburg. In diesen Verhältnissen zeigte er sich als ein Mann von vielseitigen, besonders philologischen Kenntnissen, feinem Geschmack, rastlosem wissenschaftlichen Fortstreben und feuriger Einbildungskraft. Doch entfernte sein Enthusiasmus für geniale Neuerer ihn mitunter von der goldenen Mittelspur, besonders seit er auf einer Reise nach Dessau (1778) das dortige Philanthropin kennen gelernt hatte. Er gerieth darüber in mehrfache Irrungen mit Resewitz, damals Abt in Klosterbergen [1]), und war endlich genöthigt, seine Lehrerstelle in Klosterbergen niederzulegen.

Er ging nach Magdeburg, wo er als Privatgelehrter lebte, bis der Graf Burghaus ihn unter vortheilhaften Bedingungen, im J. 1780, nach Sulau in Oberschlesien berief. Das Wohlwollen dieses begüterten und edeldenkenden Mannes, der als preußischer Rittmeister zu Aschersleben in Garnison stand, und sich für den Freimaurerorden sehr interessirte, hatte Perschke, selbst ein Mitglied jenes Bundes, sich hauptsächlich erworben durch den kraftvollen und begeisterten Vortrag einiger Logenreden, die er in Magdeburg gehalten. In der Standesherrschaft Sulau lebte er seitdem als Rector und Inspector der dortigen Schule. Er war 1781 zum Mittagsprediger ernannt worden, ging aber ein Jahr später nach Weißig, wo er eine Bildungsanstalt für die Jugend errichtete und leitete.

Perschke starb den 16. April 1808. Er hinterließ mehre Schriften pädagogischen und theologischen Inhalts. Unter jenen sind die sechs Bändchen eines für Kinder bestimmten Lesebuchs, dem er den unpassenden Titel: „Der Jugendbeobachter" gab [2]), wegen des erkünstelten und manierirten Styls nicht mit Unrecht in Vergessenheit gerathen. Mehr Beifall fanden seine, den Studirenden in Klosterbergen gehaltenen, Religionsvorträge [3]), und die gleichzeitig lateinisch geschriebene Erklärung des Propheten Habakuk, von einer teutschen Übersetzung begleitet [4]). Ein fortgesetztes Studium der Bibel, besonders des alten Testaments, veranlaßte ihn, Moses Mendelssohn's Übersetzung des 110. Psalms und den sie begleitenden Commentar von Friedländer, einer kritischen Prüfung zu unterwerfen [5]). Von dem literarischen und moralischen Charakter des kieler Theologen Gotthelf Traugott Zachariä, dessen philosophisch-theologische Abhandlungen er (1776) herausgegeben, gab er eine anschauliche und erschöpfende Darstellung [6]). Er lieferte außerdem mehre Aufsätze theologischen und philosophischen Inhalts in den von Matthisson herausgegebenen Reliquien eines Freidenkers [7]). Aus seinem Nachlasse erschien noch zu Frankfurt 1808 seine Orthometrie für Schulen jeder Art, besonders deren Lehrer, für beginnende Dichter, für höhere Lehrstühle und Kanzeln, für Schaubühnen und für Musiksetzung poetischer Stücke [8]). (*Heinrich Döring.*)

PERSCHLING (die), 1) P. ein ansehnliches Flüßchen im V. O. W. W. des Erzherzogthums Österreich unter der Ens, welches am Perschenegg entspringt und durch ein einsames, anfänglich sehr enges Thal dahin, dann an den bedeutenden Ortschaften Pyhra und Böheimkirchen vorbeifließt, hier durch die vereinigten Gewässer vieler Gebirgsthäler verstärkt wird, bei Kapellen die von Wien nach St. Pölten und Linz führende Poststraße durch-

---

1) Eine auffallende Verletzung des damaligen Modegeschmacks erblickte Resewitz besonders darin, daß mehre Schüler mit Perschke's Zustimmung, nach dem Beispiele der Zöglinge des dessauer Philanthropins, sich hatten die Haare stutzen lassen.

2) Hanover 1776—1780. 3) Halle 1779. 4) *Habakuk*, Vates olim Hebraeus, inprimis ejusdem hymnus, denuo illustratus. Adjecta est versio theotisca. (Francof. et Lipsiae 1777.) 5) Berlin 1788. 6) Bremen 1777. 7) Berlin 1781. 8) Vergl. Goldbeck's literar. Nachrichten von Preußen. 1. Th. S. 184 fg. Charakteristik der Erziehungsschriftsteller Teutschlands. S. 846. Baur's neues histor. biogr. literar. Handwörterb. 7. Bd. 214. Zeitgenossen. 1. Bd. 4. Heft. S. 15—20 fg. Meusel's gel. Teutschl. (5. Ausg.) 5. Bd. S. 56 fg. 15. Bd. S. 20. 16. Bd. S. 369.

schneidet und über Perschling und Ruß der Donau zueilt, in die es sich im Tullner-Felde unterhalb Büschelsdorf einmündet. Es durchfließt anmuthige Gegenden, treibt mehre Mühlen und richtet oft durch seine Überschwemmungen bedeutenden Schaden an. 2) Ein zur Herrschaft St. Pölten und Thalheim gehöriges bedeutendes Dorf in demselben Viertel und Lande, in flacher, doch nicht reizloser Gegend, mit einer katholischen Kirche. Dieser Ort hat in den französischen Kriegen viel gelitten, wodurch sein Wohlstand bedeutend zurückgesetzt worden ist. 3) Ein zur Herrschaft Frankenburg gehöriges und dahin auch eingepfarrtes Dorf im Districtscommissariate des Hausruckkreises des Landes ob der Ens. (*G. F. Schreiner.*)

PERSE, ae (*Πέρση, ης*), Tochter des Okeanos; sie wird auch Perseïs genannt von Hesiod, Apollodor, Hygin, Cicero (vergl. *Burmann, Val. Flac.* VII, 238. *Muncker, Hygin* p. 15 und 269. ed. *Stav.*); vom Helios Mutter nach Homer (Od. X, 136 sq.) der Kirke und des Äetes; (vergl. *Hesiod.* Theog. 356 und 956. *Apoll. Rhod.* IV, 591. *Tzetzes* Chil. IV, 137); außerdem der Pasiphae (*Apollod.* I, 9, 1, 6. cf. *Eustath.* Od. p. 1651. 39. *Cicero* N. D. III, 19. *Apollod.* III, 1, 2, 6. *Tzetzes*, Lycophr. 798), welche Diodor und Tzetzes in den Chiliaden eine Tochter des Helios und der Krete nennen. Auch den Aloeus führt Tzetzes (Lyc. 174) als Sohn der Perse auf, der aber nebst Äetes nach Eumelus in den Korinthiaka ein Sohn des Helios und der Antiope war. Außerdem deutet *Eustath.* l. l. 55 und Schol. Od. l. l. den Namen der Hecate, Perseïs, auch Perse (s. *Val. Flac.* Arg. V, 582). Über die Genealogie des Helios vergl. *Heyne* ad *Apollod.* p. 55. und das Stemma Taf. VII. *Creuzer*, Symb. IV. p. 19. Den Namen und die Verbindung der Perse oder Perseïs mit Helios erklärt *Eustath.* Od. 1651. 54. *διὰ τὴν τοῦ Ἡλίου ἀνατολὴν καὶ δύσιν ἐξ ὠκεανοῦ* und vorher: *διὰ τὴν ἀεικίνητον αὐτοῦ περαίωσιν, ἤγουν ἐκ περάτης εἰς περάτην ποιητικῶς εἰπεῖν κίνησι.* Nach Hesiod, weil einige von den Okeaniden „*γαῖαν ἐφέπωσι*“ geht der Name auf Persien. (S. *Goettling Hes.* 40. Vergl. auch Welcker in Schwenck's etym.-myth. Andeutungen S. 325. *Creuzer*, Symb. IV. p. 19 und I. p. 734. ed. I.). (*Krahner.*)

PERSE oder Persienne bezeichnet: 1) einen mit fein gemalten bunten Desseins versehenen Baumwollstoff (Zitz); 2) einen gemusterten Halbseidenstoff, bei dem die Kette aus Organsinseide, der Eintrag aus Baumwollgarn besteht, und welcher zu Winterkleidern für Damen bestimmt ist. (*Karmarsch.*)

Persea, Perseïa, Perseïdes, Perseïus, Perseïs (vergl. den Art. Perse), *Περσηΐς, ίδος, Περσήϊος, Περσεῖος, Περσηιάδης, Περσείδης*: Patronymika von Perse, Perses und Perseus (s. diese Art.). (*Krahner.*)

PERSEA. Mit diesem alten griechischen Namen (*Περσέα Theophr.* hist. pl. 4, 2, 5., *Diosc.* mat. med. 1, 187., Persea *Plin.* h. n. 15, 13), welcher höchst wahrscheinlich den Sebesten-Baum (Cordia Myxa. *L.*) bezeichnet, belegte zuerst Clusius und nach ihm neuerdings der jüngere Gärtner eine Baumart, welche Linné mit Laurus vereinigte. K. Sprengel rechnete Cinnamomum, Camfora, Nectandra, Sassafras und Ocotea zu Persea; aber nicht allein diese, sondern noch mehre andere neue Gattungen betrachtet Nees als generisch unterschieden (s. Laurus). Persea gehört zu der ersten Ordnung der neunten Linné'schen Classe und zu der natürlichen Familie der Laurinen, in welcher sie den Typus einer eigenen Gruppe bildet. Char. Die Blüthen zwitterig; die Blumendecke tief sechstheilig, stehenbleibend, regelmäßig, gleich oder ungleich; die Staubfäden frei, die fruchtbaren mit ablangen, vierfächerigen Antheren, die unfruchtbaren (Staminodien) mit einem dreieckigen Knopfe; der Griffel einfach, die Narbe dreikantig-knopfförmig; die einsamige Steinfrucht mit verdicktem, fast fleischigem Stiele und an der Basis mit der Blumendecke umgeben. Die zwanzig bis dreißig bekannten Arten dieser Gattung sind im tropischen Amerika vorherrschend; einige kommen auch auf den canarischen Inseln und auf Madeira vor. Es sind Bäume mit abwechselnden, ganzrandigen Blättern und rispen- oder doldenförmigen Blüthen. Die auf den amerikanischen Gebirgen am häufigsten vorkommenden Arten zeichnen sich durch ungleiche Fetzen der Blumendecke und an ihrer Spitze meist pinselförmige Staminodien aus; sie bilden die Abtheilung Eriodaphne *Nees*, während die übrigen zu Gnesiopersea *Nees* gehören. Drei Arten verdienen besondere Erwähnung: 1) P. gratissima *Gärtn. fil.* (Carpol. suppl. p. 222. t. 221., Laurus Persea *L.*), im tropischen Amerika, ist der wegen seiner sehr wohlschmeckenden Früchte geschätzte Avogado oder Agnacate-Baum. Ihm ähnlich ist 2) P. drimyfolia *Schlechtend.* (Linnaea VI. p. 365) in Mexiko (Agnacate oloroso), mit weniger angenehm schmeckenden Früchten. Endlich 3) P. indica *Spr.* (Syst. veg., Laurus indica *L.*, *Wendland* obs. bot. p. 21. t. 3., Viñatico der Spanier) auf Madeira und den canarischen Inseln, deren Holz dem Mahagony gleichgeschätzt wird. (*A. Sprengel.*)

Persee-Farbe, s. Farben.

PERSEIGNE (Wald von). Dieser Wald, welcher 10412 Arpents einnimmt, ist der einzige bedeutende um Alençon, Departement der Orne, in welchem sich noch Buchen finden. Er gibt 18 Bächen und kleinen Flüssen den Ursprung. Hier stand einst eine berühmte Cistercienserabtei, welche Wilhelm der dritte mit dem Beinamen Taluas, Graf von Alençon und seine Gemahlin Helle oder Hameline von Bourgogne um das Jahr 1150 oder 54 gründeten und in welcher viele Glieder der gräflichen Familie Alençon begraben lagen. Unter den Äbten des Klosters haben sich Adam, dessen Werke nur theilweise gedruckt sind, Helinand und Thomas von Perseigne, sowie Modeste Cotterel, welcher 30 Jahre lang Generalvicar des Ordens war, als Schriftsteller ausgezeichnet. (Nach Expilly.) (*G. M. S. Fischer.*)

PERSEIS, 1) Mythologie, s. Perse. 2) Alte Geographie; eine in Macedonien und zwar in Päonien, am Flusse Erigonus in der Nähe der alten Stadt Stobi vom König Philippus errichtete und nach seinem

ältesten Sohne und nachherigen Nachfolger benannte Stadt. (*Liv.* XXXIX, 53, 14.) (*H.*)

PERSENBEUG, nach Einigen die böse Beug genannt, da hier die Donau eine Wendung nimmt, welche von den Schiffern in früheren Zeiten nicht immer ohne Gefahr befahren werden konnte, ein zur gleichnamigen k. k. Patrimonialherrschaft gehöriger Markt, an der linken Seite der Donau, gegenüber dem Städtchen Ips, am Fuße eines schroff aus der Donau aufsteigenden Felsens gelegen, der das stattliche kaiserliche Schloß, den Lieblings-Aufenthalt des seligen Kaisers, Franz I., trägt, mit 74 meist hübschen Häusern, 325 größtentheils wohlhabenden teutschen Einwohnern, unter denen sich drei Schiffmeister befinden, deren einer allein gegen 250 Knechte und 115 Pferde beschäftiget und gegen 1200 Schiffe stromauf- und abwärts entsendet; einer katholischen Filialkirche; einem hübschen kaiserlichen Garten, der sich gleich hinter dem Schlosse befindet, in einer Brücke über die tiefe Gasse des Ortes in einer Länge von 40 Klaftern führt, und eine Obstbaumschule und Feigenhaus hat; einer Schule; einem Graphitbergwerke, das in früheren Zeiten den Stoff zu den einst so berühmt gewesenen ipser Schmelztiegeln lieferte. Das Schloß ist eines Besuches werth, da es eine sehr schöne Übersicht über die Donaugegenden bis an den Fuß der steierischen Grenzgebirge gewährt, einen hübschen Saal mit vielen Gemälden enthält und auch historisch merkwürdig ist, denn es ist eins der ältesten Schlösser Österreichs, das freilich von älteren Bautheilen fast gar Nichts mehr zeigt, der Schloßhof soll der ehemalige Turnierplatz gewesen sein; noch steht ein Theil der gemauerten Galerie, welche den ganzen Platz umschloß. Persenbeug war ehemals der Hauptort einer freien Reichsgrafschaft, welche die bairischen Grafen von Sempt und Ebersberg besessen haben. Heinrich III., römischer Kaiser, so erzählen die Chroniken des Mittelalters, fuhr einst im J. 1045 von Regensburg die Donau hinab mit Bischof Bruno von Würzburg und landete in Persenbeug, wo ihn Adalbert's II. Grafen von Sempt's Witwe, Richlinde, bewillkommnete. Der Bischof befand sich aber auf einem anderen Schiffe, von welchem aus er auf einem Felsen einen schwarzen Geist erblickte, der ihm mit drohender Stimme zurief: „Höre, höre Bischof, ich bin dein böser Geist, du bist mein Eigen, fahr hin, wo du willst, so wirst du mein werden, jetzund will ich dir nichts thun, aber bald wirst du mich wieder sehen." Als der Kaiser dann mit dem Bischof in Bösenburg (Persenbeug) landete, bat ihn Richlinde, er möge das Schloß und den Markt, den ihr Gemahl bewohnt hatte, ihrem Neffen Welf III. verleihen. Der Kaiser gewährte eben die Bitte, als plötzlich der Boden der Stube einbrach und die Gesellschaft durchfiel in die Badstube, ohne sich jedoch zu beschädigen; allein Bischof Bruno war auf eine Badewanne gefallen und hatte Rippen und Herz sich eingefallen, und starb wenige Tage darauf. (*G. F. Schreiner.*)

Persennig, gepichte Decken, zum Verschließen der Schiffsluken, s. Schiffbau.

PERSENONE, ein Wildstrom (Fiume torrente) der päpstlichen Delegation Perugia, welcher auf dem östlichen Abhange des Berges Pratolengo entspringt, die Gebiete von Orvieto und Perugia scheidet und nach einem von Westen nach Osten zurückgelegten Laufe von 12 Miglien sich bei Marsciano in den Nestore ergießt, um mit ihm vereinigt nach einem weiteren Laufe von drei Miglien die Tiber zu vergrößern. (*G. F. Schreiner.*)

Persephassa, s. Persephone.

PERSEPHONE (Mythologie). **I. Namen der Gottheit.** Die Homerische Form ist *Περσεφόνεια*, erst später, zuerst bei Hesiod [1]), findet sich die Form *Περσεφόνη* [2]), was man gewöhnlich von *φέρειν φόνην* ableitet. Es soll darunter vor der Einführung des Ackerbaues unter den Griechen eine Wintergöttin gedacht worden sein, welche die Pflanzen und Blumen der *Δηώ* zu Grunde richtete, weswegen diese über jene weint; daraus sei nach der Einführung des Ackerbaues ein Beweinen geworden, nachdem man die Persephone für das in die Erde gestreute Saatkorn genommen habe. So leitet Kanne den Namen der Göttin ab, eine Etymologie, die so unwahrscheinlich ist, daß ich sie blos der Curiosität wegen anführe. Wir begegnen noch anderen Namen der Gottheit. *Φερσεφόνα*, *Περσέφασσα*, *Φερσέφασσα*, *Περσέφαττα*, *Φερσέφαττα*, *Φεῤῥέφασσα*, *Φεῤῥέφαττα*, *Φερσεφόνεια*, *Πηρεφόνεια* [3]), welche auf die mannichfaltigste Art gedeutet worden sind, indem jeder die Bedeutung, welche er dem Wesen der Gottheit gab, schon in dem Namen zu erkennen sich einbildete [4]). Wir erwähnen auch die von Creuzer [5]) niedergelegte Ansicht und Etymologie, weil sie zu viele Glaubensgenossen zählt, als daß sie verschwiegen werden dürfte: Der Name *Περσεφόνη* gehöre in die Ideenreiche des oberasiatischen Sabbäismus, und habe die nächste Beziehung auf Sonne und Mond; *Πέρση*, die erste Hälfte des Namens, soll die Perserin heißen, d. h. die Klare, die Reine, wofür vielleicht die casta Proserpina des Virgil [6]) spräche, zugleich die Würgerin und die Eröffnerin bedeuten — nicht anders als *Πέρσης* oder *Περσεύς*, der Lichtschaffer aus Persien, aber auch der Würger [7]). Dann erinnert er an Phanes, Pheneh, Phanech, sodaß Perse-phenech eine ewige unvergängliche Perse bezeichnete, die dem Namen und der That nach den Ägyptern sowol als den Oberasiaten angehörte. Wenn wir aber zuvörderst festgestellt haben, daß die Göttin eine echt Griechische ist, und den Hauptbeweis für diese Meinung darin suchen, daß sie namentlich in Arkadien, einer Provinz, die von himmelansteigenden Bergen gegen alles Fremde geschützt, am meisten die von den Vätern ererbten Mythen und Religionen rein und unverfälscht erhalten hat, ihre vorzüglichste Verehrung fand [8]) und nicht minder in Attika, dessen Bewohner sich gleichfalls Au-

---

1) Theog. v. 913. 2) Vergl. *Hom.* Hymn. in Cerer. v. 56. 3) Lakonisch s. *Hesych.* s. v. 4) Vergl. *Heindorf.* Cratyl. p. 404 C. Creuzer S. 806. Völcker, Mythol. des jap. Geschl. S. 201 fg. Schwenck Andeutungen. S. 247 fg. 5) In der Symbolik IV. S. 315. 6) Aen. VI, 404. 7) Vgl. Etym. Gud. S. 462 fg. *Περσεύς· καλεῖται ὁ ἥλιος, καὶ ἐξ αὐτοῦ ἡ Περσεφόνεια, ἡ ἀνάδοσις τοῦ σίτου ἡ ἀπὸ τοῦ ἡλίου γενομένη.* 8) s. *Herodot.* II, 171.

tochthonen nannten und es auch waren, so müssen wir annehmen, daß die Benennungen derselben griechisch sind und dürfen daher bei der Erklärung der Namen nicht nach Asien und dem Lande der Sabbäer, oder wohin sonst Träumerei, Euhemerismus und Synkretismus die Meinungen geleitet hat, wandern, sondern die Namen aus griechischen Ideen, aus der griechischen lebendigen Welt zu erklären suchen. Auf griechischem Boden bleibt freilich Preller in seiner Demeter und Persephone, wenn er [9]) *Περσεφόνη* von *Πέρθειν* und *φένω* (wovon *φόνος*, *φονεύω* wie *Τισιφόνη* von *Τίνειν* und *φένω*, *Γοργοφόνη*, *Ἄρτεμις θηροφόνη* u. s. w.) ableitet; die andern Formen *Φερσέφασσα* u. s. w. sind nach ihm aus dem Homerischen *Περσεφόνη* corrumpirt. Weil man sie misverstand, versuchte man neue Etymologien und erklärte die *φερεφάττια* zu Kyzikos durch *φωσφόρος* [10]), oder dachte an *φάσσα* und *φάττα*, eine Taubenart [11]). Preller's Ansicht ist vielleicht die richtige, obgleich die Erklärung des Namens nicht recht zu der Geschichte der Mythologie der Göttin passen will, siehe daher unsere Etymologie Cap. III. Der ältere Name der Göttin muß *Κόρη* oder vollständig *Δήμητρος Κόρη* gewesen sein, wie er stets der gewöhnliche blieb, nur darf *Κόρη* nicht von *κορευθῆναι* abgeleitet werden, daß es die Sättigende bezeichnet [12]). Daß Homer die Göttin nicht mit diesem Namen nennt, ist weniger auffallend, als es scheint. Denn wenn auch ursprünglich das Wesen der Gottheit, die Tochter der Demeter, d. h. die jährlich in Fülle und Üppigkeit aufsprossende Natur bezeichnete, so knüpfte sich doch sehr leicht daran auch der Gedanke, daß diese reiche Naturfülle, welche man in der Kora mit Jauchzen verherrlichte, jährlich dahin sank, sie welkte in die Tiefe, der Raub des blühenden Mädchens geschah vor Jedermanns Augen, man sah ihren Tod, ihre Verbindung mit der dunklen, geheimnißvollen Welt, der Name *Περσεφόνη* war gefunden, und je inniger das Menschenleben noch mit der Natur- und Pflanzenwelt zusammenhing, um so leichter glaubte man auch, daß das blühende Mädchen im Tode ihren Reiz, ihre Heiterkeit verloren und dafür die ernste Göttin der abgeschiedenen, hingestorbenen Welt, die düstere Gemahlin des Schattenkönigs geworden sei. Dabei wurde der heitere Gedanke, welcher im Begriff der Kora liegt, nicht vergessen, man sah sie ja jährlich wieder dem Schooße der Erde entwachsen, und — was war leichter in griechischer Phantasie geschaffen — so stellte sich schnell die heitere und die düstere Seite des Wesens der Kora heraus, um Festigkeit zu gewinnen. Homer kannte sie schon beide, daher die Göttin ihm eine ernste ist. Preller dreht freilich die Sache um, was nicht gut angeht, denn ein Trauerfest setzt ein Freudenfest voraus, und Kora mußte erst geboren werden, das heitere liebliche Mädchen mit allen ihren Reizen sein, ehe sie in die schauervollen Arme des furchtbaren Königs der Unterwelt sinken und seine Gemahlin werden konnte (s. S. 192). Preller sagt selbst, dem Epitheton *ἐπαινή* habe man eine mildere Bedeutung gegeben und beruft sich dabei auf *Plutarch* [13]). Wer wird aber aus Beinamen den Gang eines *Mythos* bestimmen wollen? Auch die Alten haben manche Erklärungsversuche angestellt. So erklärt **Kleanthes** [14]) *Φερσεφόνη τὸ διὰ τῶν καρπῶν φερόμενον καὶ φονευόμενον πνεῦμα*, womit Orpheus im Hymnus an die Persephone auffallend übereinstimmt, denn es heißt dort: *Φερσεφόνεια, φέρεις γὰρ ἀεὶ καὶ πάντα φονεύεις.* Das Scholion zu Hesiod [15]) leitet den Namen ab von *περίσσως φονεύεσθαι*. Die Erklärung Preller's ist also nicht allein sprachgemäß und grammatisch richtig, sondern hat auch die Bestimmung des Alterthums für sich.

Noch über einen Namen der Göttin ist zu reden. Pausanias [16]) sagt: Die Despōna verehren die Arkader am meisten von den Göttern. Sie sagen aber, daß sie eine Tochter des Poseidon und der Demeter sei. Ihre vorzüglichste Benennung ist Despōna, wenn sie auch die Tochter des Zeus, *ἐκ Διὸς Κόρη*, heißt. Ihr eigentlicher Name ist aber Persephone, wie früher Homer und Pamphos gedichtet hat. Den Namen der Despōna aber habe ich nicht nennen dürfen. Preller hat (S. 384) schon bemerkt, daß sich Pausanias auf Homer und Pamphos nur wegen des Namens Persephone, nicht wegen des Namens Despoina bezieht, wie früher bisweilen *die Stelle verstanden* worden ist; die Benennung *hält er nicht für sehr* alt, ebenso daß Poseidon der Vater der Despōna sei, möge eine jüngere Dichtung sein, da er in dieser Gegend blos der Hippios sei, und seine Vaterschaft sich zunächst nur auf den Arion beziehe; der Ausdruck Despōna erinnere an den orientalischen Ritus, weshalb man auch diesen zu den mancherlei Wirkungen der besonders in Folge der Orphischen Poesien eingetretenen Verschmelzung des Rhea- und Demeterdienstes rechnen darf, wie denn überhaupt in Arkadien jene beiden Göttinnen, die Rhea und Demeter, sehr häufig ihre beiderseitige Symbolik unter einander ausgewechselt hätten. Über das Verhältniß der Demeter zu der Rhea siehe unten. Hier erinnern wir nur, daß der Beiname Hippios die Beziehung des Poseidon zu seinem Element keineswegs aufhebt, und es ist viel wahrscheinlicher, daß die gewaltsame winterliche Umarmung der Demeter vom Poseidon und die nachfolgende Geburt der Despōna eine uralte Arkadische schon in den Pelasgischen Religionen begründete Mythe war. Wenigstens schadet der Ausdruck Despōna *dieser* Vermuthung nicht, denn im Attischen Sprachgebrauch ist Despōna von Göttinnen nichts Seltenes [17]). Ähnlich heißt

---

9) S. 11. Anmerkung 16. 10) s. *Marq.* Cyzicus. p. 125. 11) s. Etym. Gud. p. 458, 22. *St. Croix* Mystrs. II, 206. Creuz. Symb. IV, 223. *Völcker* Iapetid. p. 201. Welcker zu Schwenk Andeutungen. S. 299. 12) Schol. zu *Aristoph.* Vesp. 1429. Etym. s. v. *κορευθῆναι*. s. Preller S. 139.

13) de Aud. p. 23. A. 14) Bei *Plutarch* de Isid. et Osirid. 66. 15) Theog. v. 913 und *Tzetz. Hesiod.* *ἔργ.* 32. 16) VIII, 37, 9. 17) So sagt Äschylos bei dem Scholiasten zu *Theocrit.* II, 36 *Δέσποιν' Ἑκάτη*, Sophokles in der Electra v. 616. ed. *Herm.* *μὰ τὴν δέσποιναν Ἄρτεμιν*, *Aristophanes* Av. 876 *Δέσποινα Κυβέλη*. So redet Strepsiades (in *Aristoph.* Nub. v. 355) die Wolken *δέσποιναι* an, und in den Rittern (v. 763) lesen wir *δεσποίνη Ἀθηναίη*. Virgilius (Aeneid. VI, 397) nennt

Persephone *Βασιλὶς*[18]) und in Tarent hieß die Aphrodite *Βασιλὶς*[19]). Wir sehen, daß man nicht nach Asien zu wandern braucht, um den Ausdruck *Δέσποινα* zu erklären, der auch, an und für sich betrachtet, nichts Auffälliges einschließt. Die Persephone wird die Herrscherin genannt, weil sie es ist, denn sie gebietet, eine ernste, gestrenge Königin, den abgeschiedenen Schatten der Unterwelt.

§. 2. Wir wenden uns zu den Beinamen der Göttin, welche nach ihrem Wesen in zwei Classen zerfallen, und theils die heitere Seite, theils ihren düstern Ernst bezeichnen. Bei Homer ist sie nur die finstere Gemahlin des Hades und heißt daher[20]) *ἐπαινὴ Περσεφόνεια*[21]), *ἀγαυὴ*[22]), *ἁγνή*[23]). Der Homerische Hymnus scheint aber auch die sanfte Seite der Göttin zu berühren, da sie hier nicht blos ernste Beinamen führt, wie *δαΐφρων* (v. 360), *περίφρων* (v. 371), *ἄγνη* und *κόρη Δημήτερος ἁγνὴ*, sondern auch *εὐῶπις κούρη* (v. 334), *θυγατὴρ τανύσφυρος* (v. 2), *Περσεφόνη περικάλλης* (v. 405), *περικάλλης Περσεφόνεια* heißt. Vergleiche den Vers der Sappho: *Παῖδ' ἄγαν ἄπαλον*[24]). Freilich ist die Göttin hier nirgends die Gute genannt, aber doch die Schöne, und welche Begriffe sind verwandter als gut und schön? Aber der Verfasser des Hymnos weist auch auf die Segnungen der Demeter und ihrer Tochter hin, obgleich er beide *σεμναί τ' αἰδοῖαί τε* anredet (v. 485 sq.). Die Homerischen Epitheta sind auch von Spätern beibehalten, so heißt die Kora bei Archilochos[25]) in den Jobacchen *ἁγνὴ*[26]), bei Kallimachus[27]) *εὔπους Δηϊώνη*[28]). In dem Hymnus *ἄσιγμος*, den Athenäus[29]) anführt, heißt sie *Κόρα Κλυμένοιο ἄλοχος μελίβοια*, welcher letztere Ausdruck nach Preller (S. 37) entweder wie *ἀλφεσίβοια*, welches Wort schon Aristarchus[30]) auf den Preis der Ehe bezog, also die vielumfreite, oder wie *ἀλφεσίβοιον ὕδωρ*[31]), also wie *ὄμπνια*, die den Wachsthum durch Früchte befördernde erklärt wird. Er erinnert dabei an *Πολύβοια*, wie oft die Artemis und Persephone heißen. Auch *Μελίβοια* wird sie angeredet[32]). Hierher gehört auch Euripides' Rhesus[33]), wo die Göttin *Καρποποιὸς παῖς Δήμητρος θεᾶς* heißt; ferner *Κόρη φερέζωος*[34]). Bei den Lakonen hieß sie *Κόρη φλοῖα*, welches[35]) wahrscheinlich von *φλοιὸς, φλόος, φλοῦς* abzuleiten, und die Blühende, Grünende zu erklären ist[36]). Auch Dionysos führte solche Beinamen wie *Διόνυσος φλεὺς φλυοῦς*[37]). Der Dichter der Orphischen Hymnen[38]) nennt sie *βιοδῶτις*. Sehr ernst und bedeutsam ist die Benennung der Göttin bei Porphyrius[39]) *ἡ Κόρη παντὸς τοῦ σπειρομένου ἔφορος*, bei demselben Porphyrius[40]) *ἡ τῶν σπορίμων δύναμις*, bei Lydus[41]) *ἡ δύναμις σπερματοῦχος*. Denn das Wort *ἔφορος* wenigstens erinnert wieder unwillkürlich an die Herrscherin über Leben und Tod, als welche Virgil[42]) sie Juno infernalis, Ovid[43]) Avernalis[44]), Statius[45]) Stygia nennt, und Lykophron[46]) kennt eine *Περσεφόνη λέπτυνις οἷον λεπτύνουσα τῶν ἀποθνησκόντων*[47]), also eine Persephone, welche die Leiber der Gestorbenen abzehrt. Hierher gehört auch ohne Zweifel der Beiname *Θῆρα*, die Haschende[48]), welchen sie in Böotien bei Lebadea an der Quelle Herkyna führte. Freilich war dort eine Legende local, um den Beinamen zu erklären. Ein Gänschen entschlüpfte den Händen der Herkyna, Persephone wollte es haschen, nahm einen Stein hinweg — siehe! da sprudelte unter dem Stein die Quelle Herkyna hervor. Aber der Ausdruck bezeichnet doch mehr eine Jägerin und Persephone wurde wol als Menschenjägerin gedacht. An Orphische Dichtung erinnert die Benennung *Κόρη ἄῤῥητος*, eine Bezeichnung, welche vorzugsweise die Vermählung des Zeus mit der Rhea, von welcher die phrygischen Mysterien erzählten, betrifft[49]). Der Ausdruck berührte die *ἄῤῥητοι γοναὶ* der Persephone[50]). Die Rückkehr der Persephone aus der Unterwelt, wo Hermes in Gegenwart der Hore des Frühlings sie aus der Unterwelt abholt, oder wo sie unter Hermes' Geleite wieder auf der Oberwelt erscheint und der Mutter überliefert wird, bezeichnet der Beiname *λεύκιππος*[51]). Das Segnende ihres Wesens bezeichnet namentlich der Beiname *Σώτειρα*, welchen sie in Kyzikos in Mysien führte[52]). Ihre Beziehung zu Tod und Unterwelt bezeichnet vorzüglich noch der Beiname *μελιτώδης*, die Pflegerin der Bienen; die eingeweihten Frauen selbst hießen Bienen, Melissen[53]). Dunkel bleibt noch immer die Daira (*Δάειρα, Δαΐρα*), nach Creuzer's[54]) Untersuchung ein Beiname der Persephone von den Fackeln; Hermes sollte mit ihr den Heros Eleusis erzeugt haben[55]); daher hieß ein in ihre Geheimnisse Eingeweihter in Athen *Δαειρίτης*[56]). Hierher gehört noch *Πυροφόρος*, die Fackeltragende, was freilich auch die Weizenbringerin erklärt wird[57]). Apollonius[58]) gibt der

die Gattin des Schattenkönigs Domina Ditis, zu welcher Stelle Heyne *ἄλοχος δέσποινα* vergleicht.

18) In einer Inschrift von Katana in *Muratori* Thes. I, 40. Nr. 8). 19) s. *Hesych*. s. v. *Βασιλίνδα*. 20) Il. IX, 457. 21) Vergl. v. 569; Od. X, 491. 22) Od. XI, 226. 634. Hymn. in Cerer. 349. Bei *Virg*. Aen. VI, 142 praeclara. 23) Od. XI, 386. Hymn. in Cerer. 338. Bei *Claudian*. XXXIII, 215 candida. 24) Bei *Athen*. p. 534 sq. 25) Bei *Hephaest*. p. 55. 26) cf. *Schneider*. Delectus poet. eleg. Graec. p. 195. 27) Fragm. XLVIII. 28) cf. *Rich. Bentley*. l. c. 29) X. p. 455 C.). 30) ad Il. X, 244. 31) *Aesch*. Suppl. 855. *Alex*. Aetol. Bei *Parthen*. erot. c. 14. 32) Preller S. 193. 33) v. 964 *Dind*. 34) Etym. Gud. p. 539. 35) Nach Passow im Lex. 36) cf. *Hesych*. s. v.

37) cf. *Lobeck* Agl. p. 402. 38) IX und XX. 39) Antr. Nymph. 14. 40) Bei *Eusebius* Praep. Evang. III, 11. 41) de menss. p. 124. 42) Aen. VI, 138. 43) Metamorph. XIV, 114. 44) Vergl. *Silius Italic*. XIII, 601. 45) In der Thebais IV, 526. 46) Alex. v. 49. 47) cf. *Tzetz*. l. c. und Etym. M. p. 560. 48) s. Preller S. 173. 49) s. *Euripid*. Helena v. 1306. cf. *Alex*. Fragm. XXII. *Dind*. *Hesych*. Ἄῤῥητος Κόρη· ἡ Περσεφόνη; Εὐριπίδης Ἀλεξάνδρῳ. 50) *Orph*. Hymn. XXIX. *Lobeck* Agl. p. 587. Preller S. 141. 51) s. *Pind*. Ol. VI, 92. *λευκίππου τε θυγατρός*; cf. Schol. vet. l. c. und *Tzetz*. ad *Hes*. ἔργ. v. 32. *Eudoc*. p. 110 *τὴν Κόρην ἀνερχομένην ἐξ Ἅιδου λευκόπωλον*. 52) cf. *Appian*. bell. Mithrid. c. 75. *Plut*. Lucull. c. 10. 53) cf. *Valckenaer* ad *Theocr*. Adoniazus. v. 94. Schol. ad *Pind*. Pyth. IV, 105. 54) Symb. IV. p. 277. 55) *Paus*. I, 38, 7. 56) cf. *Pollux* I, 35. *Hesych*. s. v. *Δαΐρα* und dort die Ausleger. 57) cf. Schol. *Eurip*. Phoen. 687. 58) Argonaut. III, 847 u. Schol.

Daira noch ein bemerkenswerthes Epitheton „μουνογένεια,“ die Eingeborene. An die Orphischen Mysterien erinnert wiederum die Benennung [59]) Πρωτογόνη primigenia Πρωτόγονος [60]) und als solche ist sie Mutter des großen Dionysos. An ähnliche Ideen mag auch ihr Beiname Χειρογόνια, die Geburtshelferin, erinnern, weswegen sie Creuzer [61]) mit der Hekate verbindet. Orphisch sind ferner die Beinamen πολύτιμος, κέδνη, ἐρατοπλόκαμος, ἀγλαόμορφος [62]), sie ist Mutter der Eumeniden, Εὐμενίδων γεννέτειρα, Mutter des Eubuleus (Εὐβουλῆος); sie heißt Παίκτειρα Ὡρῶν, die Gespielin der Horen, wie umgekehrt Homer [63]) die Horen συμπαίκτορες Περσεφόνης heißen; die Allbeherrscherin, Παντοκράτειρα, die Fruchtschwangere, καρποῖσι βρίουσα, sie heißt εὐφεγγής, κερόεσσα, weil sie Mondgöttin geworden, weshalb sie auf kleinasiatischen Münzen mit dem Halbmond abgebildet wird, μόνη θνητοῖσι ποθεινή εἰαρινή, die ersehnte Göttin des Frühlings, welche sich freut des Duftes der Frühlingsauen; sie heißt gradezu Leben und Tod der geplagten Menschen, ζωὴ καὶ θάνατος, μούνη θνητοῖς πολυμόχθοις, dabei aber doch μάκαιρα, ein Ausdruck, welcher wol nicht allein die Selige bedeutet, sondern auch prägnant die Seligmachende, und endlich ἄνασσα, Herrscherin, sowie bei Horatius [64]) „Proserpina imperiosa me trahit.“ Als Tochter der Demeter, namentlich der Suchenden Δηώ, heißt Persephone Δηωΐνη, Deois [65]). An asiatische Ideen möchte vielleicht die μεγάλη θεά [66]), vielleicht auch die Beinamen Ὀβριμώ und Βριμώ, die Schreckende, Furchterregende [67]), erinnern. Ähnlich sagt Horatius [68]): „Proserpina saeva nullum caput fugit,“ wie er [69]) von einer „furva Proserpina“ redet. Claudian [70]) kennt eine ferox Proserpina.

§. 3. II. Cultus und den Cultus begründende Sagen. Mag auch die Ansicht von Voß, daß Homer die erste und lauterste Quelle aller griechischen Mythologie, die Form, in welcher eine Sage bei ihm ausgeprägt ist, als die primitive anzusehen sei, und daß man von diesem Standpunkte aus die Neuerungen und Umbildungen der späteren Dichter abzuschätzen habe, noch in einigen erheblichen Zweifel gezogen werden können, da man gewiß zugeben wird, daß einmal die Homerischen Gedichte nicht die ältesten sind, welche überhaupt gedichtet wurden und frühere für uns verloren gegangene Gedichte ohne Zweifel eine Menge Localmythen behandelten, die uns jetzt nur durch spätere, meistentheils die jüngsten Schriftsteller aufbewahrt sind; zweitens daß es keineswegs die Absicht des Sängers war, alle Mythen in sein Epos aufzunehmen, sondern nur diejenigen, welche nothwendig oder geeignet waren, um sein Epos zu verdeutlichen oder zu verschönern und anmuthsvoller zu machen, und daher die heitere epische Farbe tragen mußten; drittens, daß dem Ho-

59) *Paus.* I, 31, 4. *Creuzer* IV, 238. 60) *Paus.* IV, 1, 8. 61) cf. Symb. IV, 457. *Hesych.* II. p. 1546. 62) cf. Hymn. XXVIII. 63) Hymn. 42, 7. 64) Sat. II, 5, 9. 65) *Ovid.* Met. VI, 114. 66) *Paus.* VIII, 31, 1. Schol. Oed. Col. 683. 67) *Tzetz.* Lycophr. 698. 68) I, 28, 19, 20. 69) Od. II, 13. 21. 70) XXXIII, 27.

mer selbst, als einem asiatischen Sänger, keinesw
Sagen des Continents bekannt sein konnten, so
nur die mitgebrachten und schnell auf dem üppi
den der Colonien wuchernden Sagen zur Hand h
so muß man doch bedenken, daß dieser Dichter die
erhaltene Quelle ist, und daß die Griechen des 2
des die Mythen der Heimath als ein heilig anver
Gut betrachteten und wenigstens in den ersten Jahr
ten so rein als möglich zu erhalten suchten. Wen
dies auf den Mythus von der Persephone an, so
wir zwar die Homerische Gestalt desselben oben
sind aber dadurch noch keineswegs berechtigt, and
men, in welchen der Mythus erscheint, für jüng
gar für Erfindungen und Ausschmückungen späte
Neuerung strebender Dichter zu erklären, falls d
aus der Gestalt der Mythen selbst hervorgeht.
ser Gottheit ist die mystische Seite überwiegend, e
ment, welches dem Homer ganz fremd geblieben i
mer gedenkt der Demeter nur gelegentlich, aber i
wenigen Stellen so entschieden, daß man behaupten
ihm sei nur die eine Eigenschaft derselben, als A
tin, bekannt gewesen [71]). Wir haben jetzt zu unte
ob Homer die Sage vom Raube der Kora gekan
Insgemein wird eine solche Bekanntschaft angen
und zwar schon von einigen älteren Erklärern;
doch Hades drei Mal κλυτόπωλος [72]); wie nan
neuerdings von Welcker [73]). Preller stimmt dagege
das Epitheton in der Mythe vom Raube der Ko
den Dichtern sowol als auf den plastischen Denk
etwas so Habituelles ist, daß man annehmen müßt
seiner gedacht werde, da müsse auch der Mythus b
sein; das Epitheton könne ganz der Homerischen
gie gemäß anders bezogen werden, Homer könne
Heroen nicht ohne die Auszeichnung eines Gespann
ken, wie viel weniger seine Götter! Außerdem ken
mer nicht die Genealogie, nach welcher Persepho
Tochter der Demeter sei; Demeter heiße zwar di
liebte des Zeus, und Persephone die Tochter des
aber, worauf es doch ankomme, Persephone hei
gends in der Odyssee und Ilias die Tochter der D
es gebe andere ältere Genealogien, welche der
schen Poesie so sehr zugesagt hätten, als die spät
wöhnliche ihm entgegenstehe, und zu der Hesi
Theogonie passe. Diese abweichenden Genealogien,
Homer befolgt haben soll, sind ihm 1) eine von
dor (I, 3, 1) erwähnte, nach welcher Persephone
ter der Styx ist, welche Homer die älteste und
lichste der Töchter des Okeanos nennt, bei deren
die Götter schwören; 2) die Eleusinische Sage,
Daeira, deren Identität mit der Persephone Äschylo
bürge, eine Schwester der Styx, Eleusis dagege
Sohn der Daeira und des Hermes heißt. Nach

71) s. *Müller*, Prolegg. p. 127. Preller Demeter.
72) Il. V, 654. XX, 445. XVI, 695. Vergl. das Sc
der ersten Stelle, Etym. M. p. 520. *Apollon* Lex. Ho
100, 33. *Bekker. Lehrs.*, de Stud. Aristarch. p. 155.
Raub der Kora in der Zeitschrift für Geschichte und Ausle
alten Kunst. I, 1.

Genealogien lasse sich eine ältere Form vom Raube ausdenken — man denke! — von der noch einige Überbleibsel da wären [74]).

Wollten wir auch alle diese Preller'schen Sätze von Vorn herein zugeben, so folgte daraus doch noch nicht, daß Homer die später gewöhnliche Form der Sage unbekannt gewesen ist. Können denn nicht in verschiedenen Gegenden verschiedene Sagen gleichzeitig entstehen; muß denn darum eine Mythe dem Homer unbekannt geblieben sein, weil er sie nicht erwähnt, nicht zu seiner Poesie passend findet? Auch möchte ich noch bezweifeln, daß Persephone, wenn sie die Tochter der Demeter ist, deshalb gleich eine mystische Gottheit sein muß. Verwandtschaft wird darum nicht bestritten, und ebendiese hat Veranlassung gegeben, daß soviel Mystisches an den Raub geknüpft ist. Homer fand den ganzen Mythenreichthum vor und wählte sich, was ihm zusagte. Liegen aber in seiner Poesie nicht ausdrückliche Beweise vor, daß er die gewöhnliche Form vom Raube der Kora nicht gekannt habe, so müssen wir Preller's Ansicht auf sich beruhen lassen und nur wiederholen, daß Persephone erst die Göttin sein mußte, welche mit der Natur geboren wird, ehe sie diejenige werden konnte, welche mit der Natur stirbt, und daß erst später sich an die geraubte Tochter die Ideen geknüpft haben, welche sie mit mystischem Dunkel umgaben.

Wir haben die Homerische Persephone zu behandeln, und müssen allerdings zugeben, daß eine große Verschiedenheit zwischen ihr und der Kora stattfindet. Zwar ist auch die spätere Persephone Gemahlin des Aidoneus und Herrscherin im Todtenreiche, aber das ist bei ihr blos etwas Äußerliches, dem Mythus Angezwungenes; doch gebiert sie offenbar von Pluton den Iakchos, wenn sie ihn auch von Demeter säugen läßt; also war die Ehe doch fruchtbar! Eigentlich ist sie der Demeter Kind, sie ist das Product derselben, die Natur, welche im Frühlinge jährlich der Erde entsproßt. Aber das ist nicht Allegorie zu nennen, wie Preller thut, denn eine Allegorie ist willkürlich und hat niemals im Glauben der Völker einen Platz eingenommen. Das ist grade der große Unterschied zwischen Allegorie und Mythe, daß diese ein nothwendiges Erzeugniß des geistigen Bedürfnisses einer Nation ist, in der Allegorie aber als willkürlicher Einkleidung einer Wahrheit nur die Wahrheit, nicht aber die Form, wie in der Mythe geglaubt werden kann. Preller fragt, wie auf die Kora der Name Persephone passe, welcher eine Würgerin bezeichnet, und zeigt, daß die Göttin im Homer das sei, was der Name besage. Ich gebe ihm zur Antwort: Demeter heißt Mutter, Erdmutter, Kora, Tochter, Persephone ist ursprünglich nur ein Epitheton, welches freilich früh genug zum Namen selbst geworden ist, wie die Namen der meisten Heroen ursprünglich nur Epitheta bestimmter Götter gewesen sind, um freilich früh genug sich von diesen abzulösen und selbständige Wesen zu bezeichnen. Ist diese Erklärung nicht einfacher als die Preller'sche, und ist es nicht gerathener, zu einer solchen Erklärung seine Zuflucht zu nehmen, als ein Wesen für eine Zwittergestalt zu erklären, es in eine doppelte Persönlichkeit zu zerreißen, da man alle ihre Eigenthümlichkeiten naturgemäß und mythologisch richtig erklären kann? Im Homer ist sie abgeschieden und in das Dunkel der Erde, an die Seite eines nicht minder schrecklichen Gemahls gebannt. Sie vollzieht Flüche, rächt jedes Verbrechen nach Maßgabe seiner Schwere, die Grausen erregenden Erinnyen sind ihre Dienerinnen, den Menschen aber und den heiteren olympischen Gestalten sind sie ein Gräuel. Die Epitheta in der Odyssee sind freilich milder und weniger furchtbar, aber in der Hauptsache hat sich doch nichts geändert.

Doch gibt Preller nicht soviel auf Einzelnheiten, als auf die Differenz der ganzen Anschauungs- und Gefühlsrichtung, welche so groß sein soll, daß an einen Ursprung aus gemeinschaftlicher Quelle gar nicht zu denken sei. Die Homerische Persephone steht ihm überall im schroffsten Widerspruch zu der Kora, und Hesiod scheint ihm derjenige Dichter zu sein, welcher die Kora zuerst in die Mythologie einführte und namentlich jene Combination der Kora mit der Persephone gemacht hat (s. S. 12). Hier wird aber gar nicht untersucht, ob in jenen religiösen Tagen eine solche Willkür möglich war, ob Hesiod bei so leichtsinnigem Verfahren Glauben gefunden haben würde; ja man sieht gar nicht ein, was den Hesiod wol dazu bewogen haben könnte, aus zwei verschiedenen mythologischen Wesen, die doch wahrlich keine mathematischen Größen sind, ein einziges zusammenzuflicken, und noch viel weniger, wie ihm das gelingen konnte, wenn beide ohne innere tief begründete Verwandtschaft waren. Die Homerischen Ansichten vom Tode und diejenigen, auf welchen die Idee vom Raube der Kora beruht, sind allerdings verschieden. Homer kennt jenen blos als eine furchtbare Macht, aber nur in Beziehung auf das Menschenleben. Dieses allein scheint ihm der Bedingung des Sterbens unterworfen, und das Gesetz des Todes ist ihm nur eine tückische eigensinnige Gewalt, die dem frischen Heroenleben aus verstecktem Hinterhalte auflauert. In der Koramythe ist der Tod allgemeines Naturprincip, ursprünglich stirbt blos die Vegetation dahin, die Menschen werden aber als Pflanzen gedacht, welche gemeinschaftlich mit der Natur aus dem fruchtbaren Schooße der Demeter geboren werden; also auch in ihnen lebt und stirbt die Kora! Die chthonische Demeter absorbirt und gebiert die Vegetation, der chthonische Zeus, eigentlich nur ihr Begleiter, ist nichts als die abstracte Naturregel, nach welcher alles zu bestimmten Zeiten wird und zu sein aufhört. Er ist nicht bloßer Todesgott, welcher Alles verdirbt, er ist auch productiver Gott der Fluren, der nachmalige Pluton: Vater des Iakchos, des Segenskindes. Bei Hesiod finden sich diese Vorstellungen zuerst, weil die Homerischen Heroen nichts mit der Natur und der Vegetation zu schaffen haben, und einer höheren Ἀνάγκη folgen sollen, als diejenige ist, welcher die Natur gehorcht. Daraus folgt aber noch nicht, was Preller will, daß Homer die Ideen nicht kannte, sondern nur, daß er sie nicht gebrauchte. Dessenungeachtet scheint die Idee der Kora,

74) s. Preller S. 7—9.

des chthonischen Zeus, der chthonischen Demeter in den alten Pelasgischen Religionen begründet zu sein, welche freilich wanken mußte, als durch die große Völkerwanderung, welche so viele Hellenische Stämme nach Asien hinübertrieb, ein regeres Leben in Griechenland Eingang gefunden hatte. Das sagt ausdrücklich Herodot [75]). Hesiod [76]) befiehlt dem Landmann, wenn er pflüge, zum chthonischen Zeus und der heiligen Demeter zu beten, daß sie die Fluren ihm segnen möchten, aber der chthonische Zeus ist der Aidoneus, welcher das Lager der Demeter bestieg, mit ihr die schöne Persephone zeugte und nachher sie der Mutter raubte, auf den Wink des Kronion. Den chthonischen Zeus kennt schon Homer [77]). Aber auch die Idee des Werdens soll im Homer eine andere sein, als diejenige, welche sich in der Idee von der Kora nach der Anschauung des vegetirenden Werdens, also des Wachsens, entwickelt hat. Im Homer ist Okeanos der Anfang der Götter und aller Dinge, aber blos im räumlichen Sinne eines seitwärts von der Erde liegenden Landes; Okeanos ist die Grenze des Sichtbaren und der Anfang des Unsichtbaren, daher man auf ihn alles beziehen zu müssen glaubte. Jenseit dieser Grenze sind die Wohnungen des Aidoneus, der Persephone und das schöne Elysion. Im Hesiod steht allerdings Gäa an der Spitze, welche Homer [78]) blos in der Bedeutung des Erdbodens kennt; daraus folgt aber noch nicht, was Preller sagt, daß durch Hesiod die Gäa erst das geworden sei, was sie nun mehr und mehr wird, die Mutter Erde, das Zeugerische vorzugsweise, aus welcher Götter, Menschen und Thiere hervorgegangen sind, sondern im Gegentheil der ganze Anstrich der Hesiodischen Sagen ist so, daß man ihn für den älteren halten muß, da hier das Menschenleben mit der Natur noch eng verbunden, im Homer aber beides schon geschieden, die geistige Entwickelung also schon einen Schritt weiter gegangen ist. Preller sagt sehr richtig, daß die chthonische Demeter als Mutter der Kora nur eine andere Anwendung der Urmutter Gäa ist, mit andern Worten, daß in der Demeter und der Gäa derselbe Grundgedanke liegt. Kora vertritt dabei das nach dem vegetativen Werden vorgestellte Werden überhaupt und das Gewordene (S. 16).

Die dritte Differenz, welche Preller hervorhebt, um seine Ansicht zu beglaubigen, ist eine mehr eingebildete: die Hesiodischen Götter seien Naturkräfte, ihre Personification mehr eine mythologische Verkleidung, wenig von baarer Allegorie verschieden; die Homerischen Götter aber seien das, was sie sind und nichts anderes, was sich etwa noch dabei denken läßt. Ich wiederhole dagegen meinen oben ausgesprochenen Satz, die Homerischen Götter sind mehr von der Natur getrennt, ebenso wie die Menschen, weil die geistige Bildung einen Schritt weiter gegangen ist. Homer konnte aber die Hesiodischen Götter nicht gebrauchen, weil sie im Epos handeln, nicht mit der Natur leiden sollten. Der chthonische Zeus, die chthonische Demeter und die Kora, das Product ihrer Liebe,

75) II, 171. 76) *Ἔργ.* v. 465. Theog. 912 sq. 77) Il. IX, 157. 78) Il. XV, 193.

waren ohne Zweifel, wie auch Preller sehr richtig
tet (S. 23) in den alten Pelasgischen Culten
zertrennlich verbunden, d. h. man konnte die *ein*
heit nicht trennen von der anderen, *eine nicht*
ohne die andere. Ob sie Homerische Namen hatte
nicht, ist im Grunde gleichgültig. Doch haben wir
oben die Vermuthung ausgesprochen, daß der
Περσεφόνη ursprünglich nur ein Epitheton ist:
den Namen des Vaters eine Vermuthung auszusp
würde gewagt sein, doch war *Ζεύς* gewiß schon
vor der Dorischen Wanderung im Gebrauch, und
und *Ἀϊδωνεύς* konnte erst aufkommen, als man b
trennt hatte. So scheint also die Bezeichnung, „
sichtbare" auch ein bloßer Beiname zu sein,
Ζεύς, wenn es mit *θεός* zusammenhängt, oder
mit ihm identisch ist, recht gut zu Demeter un
paßt. *Δημήτηρ* ist aber ohne Zweifel schon weg
alterthümlichen Vermischung des *δῆ* mit *γῆ* die pr
Pelasgische Benennung der Gottheit. Daß eine D
tät in dem Wesen der Kora angenommen werden
leuchtet ein, denn sie wohnt bei den Olympiern
der Unterwelt, ebenso wie die doppelte Pietät, we
Tochter einmal gegen die Mutter und zweitens ge
ren Gemahl beobachtet, nicht zu verkennen ist,
beide im grellen Widerspruche zu stehen scheinen.
wir dürfen uns deshalb nicht verleiten lassen, w
die Griechen thaten, eine doppelte Persephone a
men, und zwischen ihnen *wie zwischen zweien P*
zu unterscheiden [79]). Preller *will im Mythus vom*
selbst Spuren der Übertragung finden. Der Rau
zeichne hochzeitliche Gebräuche, welche bei den G
und Römern der historischen Zeit noch lange im G
che gewesen sind. Die Homerische Mythe scheine
gen, daß Persephone des Aidoneus eheliche Gemah
worden sei, von dem Unfreiwilligen, von dem
sei durchaus noch keine Rede. Aber er hatte auc
Gelegenheit dazu. Dazu kommt die Dichtung des
rischen Hymnus, daß Persephone aus der Mitte der
ninen und die des Orpheus, daß sie am Okeanos
sei [80]). Daß demnächst auch Flußnymphen und N
Athene und Artemis genannt werden, erklärt er
Interpolation. Der Sinn dieser Sage sei: Per
und Aidoneus wohnen am Okeanos, am Okeanos
auch der Pegasos geboren. Die erste Variation
bei Homer gegebene Verhältniß sei, daß Aidone
Persephone am Okeanos geraubt habe, Persepho
Gemahlin des Aidoneus und wohne mit ihm am
nos; damit ließen sich passend die oben erwähnte
nealogien combiniren, wo Persephone selbst *eine*
nine, oder Tochter der Okeanine Styx heißt.
kann man aber fragen, was wird durch diese gek
und weit hergeholte Annahme erklärt? Ist es nic
einfacher, anzunehmen, daß Homer die ganze My
kannt, auch das Unfreiwillige der Vermählung der

79) Die Belege sind von Preller (S. 23) citirt. *E*
ap. *Aelian.* H. A. XII, 10. *Artemidor.* Oneirocr. II, 34.
stol. Proverb. X, 97. 80) *Hom.* Hymn. v. 5. Or
Schol. *Hesiod.* Theog. 914.

mit dem Aidoneus, und die Sage nur bei Seite geschoben habe, weil sie nicht recht zum Ganzen paßte; daß der Okeanos das Element sei, welches mit der Demeter und Kora eng verbunden ist, welches die Fluren gedeihen läßt, liegt auch am Tage, und so hat es gewiß mehr Sinn, wenn man die Umgebung der Kora durch Okeaninen dahin deutet, daß die Göttin des Hades in der Fülle ihres Reizes unfreiwillig geraubt, aber doch dem Verhängniß gefolgt sei, um in einer andern Welt Königin zu werden. Dahin passen auch die Flußnymphen und die Tochter des Nereus vortrefflich, und man sieht sich nicht genöthigt, auch diese Verse für interpolirt zu halten, wenn man auch den einen Vers, welcher Athene und Artemis erwähnt, streichen muß. So ist auch der Übergang leichter zu der spätern Gestalt der Sage, in welcher freilich noch manches anders erscheint; aber wir brauchen doch blos anzunehmen, daß die Sage gewachsen, nicht daß sie im Laufe der Zeit ganz unkenntlich geworden sei. Der Raub ist im Homer schon durch den Todesgott geschehen, wenn auch hier die Persönlichkeit der Persephone mehr hervortritt, und ihre Beziehung zu der vegetabilischen Welt mehr in den Hintergrund geschoben wird. Daß Homer die Schmerzensmutter, die *Δημήτηρ Ἀχαία* nicht erwähnt, zeigt blos, daß er die Mythe nicht anzuwenden wußte, nicht daß er sie nicht gekannt habe; sie aber für ein späteres Erzeugniß anzuerkennen, dagegen spricht ihr ganzer Anstrich, der viel zu natürlich ist. An eine Allegorie, wie Preller (S. 28) sagt, ist aber gar nicht zu denken, da diese, wie schon bemerkt, Willkür voraussetzt, die Mythe dagegen sich tief im Volksglauben begründet, in dem Willkür nie Platz gewinnen kann. Preller selbst vermuthet, daß zwischen dem chthonischen Zeus und der chthonischen Demeter ursprünglich ein innigeres Verhältniß stattgefunden habe, da die *Χθονία* in Hermione Schwester des *Κλύμενος* heiße[81]), aber ohne davon Gebrauch zu machen. Auch das Unwahre des Schmerzes der Demeter, welches Preller (S. 26) so stark rügt, fällt weg, wenn man ein unabwendbares Verhängniß unterschiebt, und noch viel weniger ist die Persephone, welche als Kora die Fluren schmückt, unpassend Herrscherin der Todten, wenn sie einmal des Aidoneus Gemahlin geworden ist.

§. 4. Fragen wir nach den nachhomerischen Quellen über den Raub der Kora, so ist es so gut als ausgemacht, daß diese Sage viel in Hymnen, in epischen und lyrischen Liedern besungen ist, aber um so schmerzlicher ist es, daß alle, wenige Fragmente ausgenommen, bis auf den Homerischen, welcher auch verstümmelt und zum Theil interpolirt ist, verloren gegangen sind. Verloren ist für uns zuvörderst der Hymnos des Archilochos, welcher für einen Agon auf Paros gedichtet war[82]), also wahrscheinlich die parische Form des Koraraubes beschrieb. Aus dem Hymnus des Lasos sind uns[83]) einige Verse erhalten. Pindar's letztes Gedicht war ein Hymnus auf die Todtengöttin, wahrscheinlich für den Cult seiner Vaterstadt, der Thebanischen Thesmophoros Persephone; die Göttin hatte den Gesang von dem Dichter selbst gefodert und dieser ihn erst kurz vor seinem Tode vollendet[84]). Nach Preller (S. 58) war in dem Hymnus nicht blos die Persephone, sondern auch die Demeter besungen, wie es denn überhaupt nicht wahrscheinlich ist, daß die Göttin in jener Zeit ohne ihre Mutter besungen worden ist. Endlich Bakchylides sang den Raub in einem Hymnus und ließ ihn in Kreta geschehen, welche Insel durch den epischen Ruhm seines Demeterdienstes vorzüglich dazu geeignet schien. Auch des Keleos ward in dem Hymnus gedacht[85]).

Die epischen Hymnen besangen den Attisch-Eleusinischen Demeterdienst, und da die Attischen Sagen und Religionen erst später dem Epos zugänglich geworden, so ist es wahrscheinlich, daß sie alle jünger sind, als der Hymnus des Archilochus[86]). Hierin ward verherrlicht, daß die suchende Demeter Magd des Keleos geworden, daß sie in Eleusis ihre Tochter wiedergefunden, und in der Freude darüber den Sterblichen die Gabe des Getreides verliehen habe[87]). Ein Ort der Niederfahrt in den Hades ist Attika erst später geworden. Diese Sagen wurden in der Folgezeit von den Griechen aller Orten anerkannt. Doch folgt daraus nicht, daß es in früherer Zeit schon der Fall war, vielmehr ist es wahrscheinlich, daß die Culte von Kreta, Paros und Hermione, wo auch, nach der späteren Sage, die Göttin den Raub durch Pluton erfahren hatte[88]) und von Theben, deren Kadmia ja das Brautgeschenk der Persephone von der Hand des Zeus war[89]), bedeutend älter sind und frühere Geltung hatten. Dasselbe gilt von dem Homerischen Hymnus, von dem des Musäos und Pamphos, welche beiden Sänger die ersten Urheber aller religiösen Poesie für Attika sind[90]). Preller zeigt (S. 61), daß sie in die Hände des Pausanias nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt, sondern in sehr modificirtem Zustande gekommen sind. Dieses folgert er schon aus den Fragmenten. Aber es gab auch eine Sammlung Attischer Hymnen, welche namentlich Krates als Quelle für seine Schrift über den Attischen Dialekt benutzt hat[91]). Pamphos' Hymnen seien in dieser Sammlung enthalten gewesen, und man habe sie wol blos deshalb die ältesten genannt, weil sie in dieser den ersten Platz einnahmen. Auch die des Musäos und von Orpheus wenigstens die, welche sich auf die Religion bezogen, hätten in diesem Buche einen Platz gehabt[92]). Die Orphischen Hymnen waren im Gebrauche der Lykomiden bei ihren priesterlichen Functionen an der Eleusinischen Weihe[93]). An diese Priesterfamilie war ein Theil der Hymnen des Pamphos gerichtet[94]), und von denen des Musäos wenigstens der auf die De-

81) *Paus.* II, 35, 3. 82) Schol. *Aristoph.* Aves. 1762. 83) durch *Athen.* X. p. 455, C. XIV. p. 624, E.

84) *Paus.* IX, 23, 2. Vit. *Pindar.* Cod. Vratislav. A. 85) Schol. *Hesiod.* Theog. 944. Schol. *Aristoph.* Acharn. 47. 86) Preller S. 59. 87) *Aristid.* Eleusin. p. 422 *Dind.* Etym. M. p. 329, 36. 88) *Apollod.* I, 5, 1 und d. Paroemiogr. s. v. *ἀγέλαστος πέτρα.* 89) *Euphor.* f. 48 *Meinecke.* 90) *Paus.* VII, 21, 3. IX, 29, 3. 91) *Athen.* XIV, 633, B. 92) cf. *Lobeck* Aglaoph. p. 874. 93) *Paus.* IX, 30, 6. 94) *Id.* 27, 2.

und die Entführung stehen dicht neben einander und sind schon durch die Art, wie sie geschildert werden, bedeutungsvoll. Eigenthümlich charakterisirt das Spiel mit den Jungfrauen, aus deren Umgebung sie geraubt wird, die liebliche Tochter der Demeter. Sie ist voll Unschuld und Freude, voll blühenden Reizes. Aber dieser Gedanke ist auch ganz nach der Natur gedichtet. Wenn Kora in der höchsten Blüthe der Jugend, in voller Kraft und Üppigkeit durch die Arme des Aidoneus dahin welkt, so müssen wir dabei in Anschlag bringen, daß in Griechenland die Jahreszeiten rascher auf einander folgen und weniger allmälig sich gestalten, als im nördlichen Teutschland. Frühling, Sommer und Herbst repräsentirt die Kora, plötzlich erscheint der Winter und ihr Reiz ist dahin. Namentlich ist das Spiel der Blumenlese für die Kora bezeichnend. Wo in Hellas Jugend und Schönheit geschildert werden, da werden auch Blumen gepflückt [7]). Preller führt hierbei an, wie Hesiod und Bakchylides von der Blumenlese der Europa gedichtet [8]). Auch Äschylos [9]) hatte die Io Blumen brechen lassen, und Chörilus [10]) die Oreithyia. Ein anderes Spiel dichtete der Künstler Kolotes, dessen Darstellung Pausanias (V, 20, 1) beschreibt. Da war Persephone mit zwei Nymphen abgebildet, von welchen die eine einen Ball, die andere einen Schlüssel trug. Den Schlüssel erklärt Preller als Symbol der Unterwelt, den Ball aber als das Spiel, bei welchem das Mädchen entführt wurde. Es ist möglich, daß der Künstler hier an die Spiele der Nausikaa, der Phäakentochter, gedacht hat. Aber es ist doch auch denkbar, daß der Ball zugleich eine mystische Bedeutung hat, daß er die Weltkugel bezeichnet, an die Macht der Göttin, mit der Welt, wie mit einem Spielball tändeln zu können, erinnert. Auch die Umgebung der Kora ist sinnig und tief bedeutsam. Jungfrauenchöre umgeben das reizende Mädchen, und was verbindet sich leichter und schöner als junge Mädchen und schöne Blumen [11])? Aber diese Mädchen sind auch mit großer Harmonie gewählt. Zuerst die Okeaninen, die Töchter des Urquells aller Dinge, des großen Wasserelements, der Wachsthum und Gedeihen allen Dingen der Natur und Pflanzenwelt verleiht. Was verbindet sich naturgemäßer als grade diese mythischen Wesen mit der Kora, der heiligen Repräsentantin der Natur? Dann die Flußnymphen und Nereiden, welche denselben Gedanken vorstellen sollen. Euripides [12]) nennt neben diesen zuerst die Artemis und Athena, wie Preller (S. 85) glaubt, um die Jungfräulichkeit und die mit Jungfräulichkeit dem Entführer Widerstrebende herauszustellen, was ursprünglich gewiß in dem Sinne des Mythos, wenn auch nicht in dem ihr eigenthümlichen Namen *Κόρη* lag; denn *Κόρη*, *Κουρα* wird ebenso sehr von jungen Frauen, als von Mädchen gebraucht. Sie widersetzen sich darum dem Räuber, und verfolgen den stürmischen Aidoneus mit Bogen und Speer, bis Zeus ihnen wehrt. Diese Ideen mögen später hinzugethan sein, ursprünglich scheint die Hinzufügung der Athene und Artemis in diesem Hymnus in dem Feste der Panathenäen begründet zu sein, an welchem derselbe rhapsodirt wurde; da wurden alle Attischen Nationalgötter mit gleicher Inbrunst verehrt, da glaubte man auch die beiden Jungfrauen, welchen Attika soviel Heil zu verdanken hatte, nicht vergessen zu dürfen und schob früh den Vers in den Hymnus ein. Spätere fanden die beiden Göttinnen in diesem Zusammenhange, vermißten ihre Thätigkeit, und weil der Begriff der Jungfräulichkeit einmal ein charakteristisches Merkmal derselben ist, so machte man sie zu Beschützern der Jungfräulichkeit der Kora. So glaube ich Preller's Ansicht ergänzen zu müssen, und so ist auch alles deutlich. Die spätere Mythologie hat auch noch die Aphrodite hinzugefügt. Der Schritt dazu war leicht, denn wo Liebe im Spiel ist, da ist auch die Göttin wirksam und thätig. Jetzt dichtete man, daß während die Jungfrauen den Aidoneus verfolgten, hätte die Aphrodite ihm zum Gelingen des Mädchenraubes redlich geholfen. So ist die Scene bei Claudian vorgestellt, und es läßt sich nicht leugnen, daß dadurch der Raub der Kora, welcher ein heiliges Naturphänomen ist, und als solches in Form und Wirklichkeit Wahrheit im religiösen Nationalglauben der Hellenen eine Stelle gefunden hatte, zu einer gemeinen Liebesgeschichte mit Cabale und Intrigue umgeformt ist. Aidoneus ist noch nicht der Tod, welcher noch in Euripides' Alkestis als Thanatos auftritt, und es war ja überhaupt in Griechenland nur ein Heiligthum des Gottes in Elis [13]), das aber doch eigentlich dem Pluton gehört, wie alle übrigen Heiligthümer der Art. Aber er ist doch immer Todesgott, sein Raub deutet auf Tod hin und sein Bett bringt unwiderruflichen Tod. So erscheint der Raub noch gräßlicher, da das reizende Mädchen in der Blüthe des Alters, bei dem unschuldigsten Spiel in der höchsten Freude unterbrochen eine Beute des Todes wird. Sie ruft um Hilfe, daß Berge und Thäler wiederhallen. Spätere Dichter malten die Scene noch fürchterlicher, als sie in unserm Hymnus ausgeführt ist [14]). Maler und Künstler stellten den Raub dar; Praxiteles [15]) in Erz, auch eine Katagusa, d. h. eine die Persephone nach der Unterwelt geleitende, entlassende Demeter. Dasselbe Bild stellt ein Vasengemälde bei Tischbein (III, 1) und vollständiger Millingen (Un. Mon. I, 16) dar, wo übrigens der Abschied völlig ruhig und freundlich ist. Zahlreiche Sarkophagen, wo der Gegenstand als eine Hoffnung der Unsterblichkeit genommen wird, zeigen entweder in drei Gruppen die Blumensammlung, den Raub und die Verfolgung oder blos zwei Abschnitte davon [16]). Meistentheils wird in den Darstellungen der Homerische Hymnus zum Grunde gelegt. Pallas Athene und Artemis, Hekate und Helios, Hermes, die Nymphe der *καλλίχορος πήγη* des *φρέαρ ἀνθῖνον*, Gäa, Styx, Acheron, verschiedene Eroten, nach anderen Hesperos und Phosphoros spielen Nebenrollen dabei. Auf sicilischen Münzen von Enna erkennt man Demeter, die Fackel

7) s. *Athen.* XII, 544, B. 8) Schol. Il. XII, 292. 9) Supplic. v. 539. 10) Fragm. V. *Naeke.* 11) Vergl. *Sappho* Fr. 132. *Neue*, Chaeremon ap. *Athen.* XIII, 608. 12) Helena 1314.

13) Schol. Il. XI, 158. *Eustath.* p. 744, 5. 14) s. Welcker, Raub der Kora. S. 26. 15) Nach *Plin.* N. H. XXXIV, 8, 19. 16) s. Welcker, Zeitschr. I, 1.

während, und dann auf einem Wagen mit Rossen bespannt — dies ist die ältere Vorstellung — den Hades verfolgend. Attische Münzen zeigen dagegen die mit der Fackel in der Hand, auf dem Drachenwagen, den Hades verfolgende zürnende Demeter. Münzen von Sardis und andern asiatischen Städten zeigen den Hades und die sich sträubende Kora auf dem Viergespann, daneben eine Schlange aus dem Boden züngelnd [17]). Nikomachos hatte den Raub gemalt [18]); die Reliefs, welche die Scene darstellen, malen den Augenblick des Schreckens durch umgestürzte Blumenkörbe, durch fliehende Nymphen, während Aidoneus und Kora in den leidenschaftlichsten Stellungen sich winden [19]). Aidoneus ist ganz grausam und erbarmungslos, pochend auf seine gigantische Kraft, ganz sowie ihn die Epitheta bei Hesiod [20]) schildern. Ungeordnetes Haar und trotzige Miene zeichnen ihn aus; grausam steht er auf dem Viergespann mit seiner Beute, und treibt die schäumenden Rosse gegen die gähnende Tiefe; Persephone ist ein Bild hilfloser Schwäche; er hält sie mit den Händen gepackt, quer über das Viergespann gelegt, fest. Ihr Haar ist aufgelöst, der obere Theil ihres Körpers hintenübergeworfen, flehend um Erbarmen, streckt sie die Arme zum Himmel empor, mit jeder Gliedmaße gegen die Unthat des Räubers ringend. Oft erblickt man hinter dem Wagen des Hades den der Demeter, wodurch, wie ich meine, nicht ausgedrückt werden soll, daß sie mit ihrem Drachenwagen ihm auf den Fersen gefolgt sei, sondern nur die beiden Hauptmomente einander näher gerückt, der Eindruck noch gewaltsamer und schauervoller gemacht werden soll. Ein geschnittener Stein [21]), der freilich aus späterer Zeit zu sein scheint, dessen Kunst übrigens ausgezeichnet vollendet ist, stellt die Scene freilich abweichend, aber doch nicht minder schön dar. Persephone liegt auf einem mit zwei Drachen bespannten Wagen, der Länge nach. Sie scheint entseelt oder ohnmächtig, und eine männliche Figur, dessen Miene Furcht ausdrückt, hat beide Arme um ihren nackten Leib geschlungen, um sie zu halten und dem Räuber Aidoneus die Beute zu bewahren. Über das Haupt der Kora gelehnt, steht neben dem Wagen Aidoneus selbst, die Linke rückwärts gebogen, die Rechte, welche den Scepter, als Symbol seiner Macht, trägt, über die starke Brust gelegt. Unmittelbar hinter dem Wagen steht in anstürmender Stellung, mit gezücktem Schwerte, Herakles, Bogen und Löwenhaut auf der linken Schulter; zu seinen Füßen liegt sein Schild. Er scheint die Beute dem Räuber abjagen zu wollen, aber Herakles wird überwunden, denn die geflügelte Siegesgöttin schwebt über Aidoneus' Haupte, um dasselbe mit dem Lorbeerkranze zu schmücken. Der zweite Abschnitt des Hymnus von V. 39—90 schildert den Schmerz und das Suchen der Mutter. Sie hört den letzten Schrei ihrer Tochter, da erwacht ihr Schmerz, welcher heftig und leidenschaftlich ist, wie der einer griechischen Mutter. Im schwarzen Gewande, wie wahrscheinlich die Bilder in Eleusis bekleidet waren und gewiß das Demeterbild in Phigalia [22]) mit allen Zeichen der tiefsten Trauer, zerrissenem Schleier und aufgelöstem Haar sucht sie die Tochter zu Wasser und zu Lande. Aber sie erfährt nirgends etwas, weil es Niemand wagt, weder ein Gott, noch ein Mensch, noch ein Vogel, ihr das Verhängniß zu enthüllen. Deshalb erfindet die Göttin die ἐνόδια σύμβολα, Weissagungen aus der Begegnung, und alles, was ihr begegnet, ist zur Andeutung geworden, ob sie die Tochter finden werde, oder nicht. Diese suchende Mutter wird in der Attischen Theologie Δηώ genannt, was nach Preller [23]) von δήειν abzuleiten ist. Ohne Speise, ohne Trank und ohne die Labung eines Bades durchirrte sie neun Tage lang alle Länder und Meere, die Tochter zu finden, am zehnten Tage sagt ihr Hekate, daß Helios es wissen werde. Ganz natürlich! Hekate, als Göttin des Mondes und Helios als Gott des Tageslichtes sehen alles, was auf der Erde und im Himmel geschieht, Hekate hatte nichts gesehen, folglich mußte der Raub am Tage geschehen sein, und Helios Auskunft geben können. Das wußte aber auch Demeter, denn sie hatte den letzten Schrei der Tochter gehört, und außerdem die Nymphen, aus deren Mitte die Kora entführt war, in vollster Verzweiflung gefunden. Aber das ist grade das größte Anzeichen ihres Schmerzes, daß sie aufhört Göttin zu sein, daß ihr wie einem irdischen Weibe im Übermaß des Schmerzes die Überlegung mangelt, und sie sich erst von einer andern Göttin sagen lassen muß, was sie selbst weiß, daß Helios Auskunft geben könne. Mit der Hekate eilt die trostlose Mutter jetzt zum Helios, um dort alles zu erfahren. Er meldet ihr die Schreckensnachricht, will trösten, aber umsonst, ihr Schmerz wird ein doppelter, sie hat die Tochter verloren und ist von Zeus hintergangen. Sie geräth in Zorn und beschließt die Wohnungen der Götter auf dem Olymp zu meiden, bis die Tochter ihr wiedergegeben ist. Hier vermuthet Preller mit Grund, daß die Zahl der neun Tage von der Festordnung der Eleusinien genommen sei, so lange würden die asketischen Vorbereitungen gewährt haben, welche der Genuß des Kykeon endete. Er zweifelt zugleich, ob schon in der Zeit, als die ältesten Partien des Hymnus gedichtet wurden, die Festordnung der großen Eleusinien in der Weise eingerichtet war. Aber die Neunzahl war schon früh eine heilige [24]); man denke an das ἐννῆμαρ in den Festcyklen. Die Fackeln dagegen, mit welchen Demeter nicht blos bei Nacht, sondern auch am Tage umherirrt, mit welchen sie sogar zum Helios eilt, dessen glänzende Wohnung doch gewiß die Fackeln der Erdmutter verdunkelte, mögen Symbole des Gottesdienstes, und von hier in die

17) s. Müller Archäol. S. 511 fg. 18) *Plin.* XXXV. 10, 36. 19) Siehe die Skizzen bei Welcker 16—65, 195—197. 20) Theogonie v. 456. 21) In Obermayer's Thesaurus Gemmarum Taf. XI.

22) *Paus.* VIII. 42, 3. 23) S. 39. Er beruft sich auf Schol. Il. X, 685. *Eustath.* p. 1675, 18. Etym. M. p. 263, 48. 24) Plutarch (de vita et poes. Homeri CXLV) führt mehre Beweisstellen aus Homer an. Vergl. noch *Dissen* ad *Pind.* p. 652. *Hesiod.* Theog. 793 sq. und da Göttling. Müller Orchomenos S. 218, Dorier I. 252. *Eum.* p. 143. *Serv.* ad *Virg.* Aen. I. 269. Hoeck Kreta II, 120, u. meinen Melampus p. 106.

Kunst übergegangen sein. Wie Preller (S. 90) behaupten kann, daß sie der epischen Wahrheit nicht angemessen seien, ungeachtet er doch zugibt, daß man sich das Dunkel den chthonischen Gottheiten adhärirend gedacht habe, sodaß selbst das Licht von ihnen verfinstert wurde, ist nicht recht zu begreifen. Heißen doch die Schiffe bei Homer selbst dann schnell, wenn sie still liegen; warum sollte die Göttin nicht δᾳδοφόρος genannt werden und sein können, auch wenn es Tag ist und sie die Fackeln entbehren konnte? Ohne Zweifel ist die Vorstellung vom Dunkel der Demeter uralt, aus ihrem dunkelen Schooße sendet sie den Menschen ihren Segen empor, in ihren dunkelen Schoos kehrt alles Irdische zurück, die Gottheit ist selbst eine dunkele; Nacht und Finsterniß umgibt sie, wo sie ist und wohin sie gelangt; daher hat sie beständig Fackeln bei sich und gebraucht sie, wenn sie suchen will. Spätere Dichter und Künstler, welche hierüber philosophirten, und den Gebrauch der Fackeln am Tage nicht verstanden, ließen den Raub bei Nacht, bei gestirntem Himmel geschehen, wie ihn einige Reliefs darstellen. Über Helios, welcher durch seine Strahlen alles erleuchtet, und nicht nur bewirkt, daß überall gesehen werden kann, sondern auch alles sieht, und daher der allgemeine Späher der Götter und Menschen geworden ist[25]), hab' ich schon gesprochen. Von dieser Homerischen Annahme weichen allerdings die Localmythen sehr ab, indem sie die Göttin jedesmal durch die Autochthonen den Aufenthalt ihrer Tochter erfahren lassen, weshalb gewöhnlich die Anthologie, der Raub und die Einfahrt in den Hades in ihr Gebiet verlegt wird. Demeter erkennt dankbar die Liebe der Autochthonen an, und gibt ihnen für treue Meldung des Geschehenen die δῶρα Δήμητρος.

Der dritte Abschnitt des Hymnus, welcher von Preller von S. 92—113 behandelt ist, und die Entfernung der Demeter von der Götterwelt und ihre Gegenwart in Eleusis schildert, geht uns jetzt weniger an; wir beschränken uns daher darauf, ihn erwähnt zu haben. Ungleich wichtiger sind aber für unsere Zwecke die Verse von 305 bis 495, welche die Rückkehr der Kora zur Mutter, den Vertrag zwischen Demeter und Zeus und die frohe Rückkehr beider Göttinnen auf den Olympos beschreiben. Seitdem Demeter ihre Tochter verloren und einsam in Eleusis verweilt, ist die Erde wüste und unfruchtbar, alle Arbeit der Landleute ist umsonst, kein Pflügen, kein Säen bringt Gewinn, die Göttin hat tief in die Erde den Samen versteckt, sodaß er nicht aufgehen kann. Dieser Gang der Mythe däucht mir, ist recht geeignet, die Unhaltbarkeit der von Preller ausgesprochenen Ansicht, daß die Koramythe bloße Allegorie, und nichts als die personificirte Natur sei, darzulegen. Wäre die Kora nichts als die lebendige Natur, so würde der Mythus jetzt lächerlich werden, indem hier Factum und Folge des Factums geschieden werden, da diese doch nichts wäre, als blos andere Worte für das Factum selbst. Aber die Kora ist nicht blos die Natur selbst, sondern das Göttliche in der lebendigen Natur, die Geberin alles dessen, was das Jahr hervorbringt, sie schafft Fruchtbarkeit und Reichthum, sie überliefert die δῶρα Δήμητρος, welche sie von der Mutter empfangen, in die Hände der dankenden Sterblichen. So hat die Mythe Sinn, das Göttliche in der Natur ist geschwunden, da kommt Unfruchtbarkeit über das Land, die Menschen sterben vor Hunger, und die Götter bleiben ohne Opfer. Da sinnt Zeus auf Abwendung des Unglücks, er sucht die Göttin zu bewegen, nach dem Olymp zurückzukehren, sie will die Flur nicht eher wieder segnen, bis ihr Kind zurückgegeben ist. Hier bemerkt Welcker und nach ihm Preller einen naiven Widerspruch, da ja Persephone im Grunde nichts anderes ist, als die Frucht der Erde. Der Widerspruch ist aber weder so groß, noch so naiv. Aber Demeter kann die Erde nicht eher beleben, bis sie die Kora zurückerhalten hat, diese Göttin muß wiederkommen, ehe die Erde fruchtbar wird. Die Kora ist nicht das Product der Erde, sondern ein producirendes Wesen, das Leben und das belebende Princip, welches die Fluren segnet, und ohne welches kein Keim sich entwickeln kann, nun und nimmermehr aber die Flur selbst. So tief ist nie eine Naturreligion gesunken, daß man ein Product der Natur, oder auch die Natur selbst angebetet hätte. Freilich ist über der Form oft genug der Geist, welcher sie beseelt, vergessen, aber gesetzt auch, man hätte in späteren Tagen, wie das ja oft geschieht, Ursache und Wirkung verwechselt, die Kora für die Natur selbst genommen, so gab selbst das noch kein Recht, solche verkehrte und verunstaltete Ideen auf die älteren Zeiten zu übertragen, vielmehr wird man sich dahin entscheiden müssen, daß in der Zeit, da der Homerische Hymnus entstand, die Kora als ein lebendiges, thätiges Wesen, als der kräftigen Segensmutter kräftige Tochter angebetet wurde, daß die Natur nur für ihr Element, für ihren Wirkungskreis, nicht aber für eine momentane Erstarrung des göttlichen Wesens gehalten wird. So wird denn auf den hohen Beschluß des Zeus, welcher als oberster Herr des Weltalls auch in der Unterwelt zu gebieten hat, der Götterbote Hermes an den Aidoneus abgesendet, und dieser muß die Persephone entlassen. Da tritt wieder der Granatapfel verhängnißvoll bestimmend ein. Äpfel sind in Hellas Symbole der Liebe, Granaten Symbole ehelicher Verbindung. Aidoneus hatte der Kora den Apfel gereicht, und sie hatte gegessen, sie war sein Weib geworden, und sie durfte sich nicht ganz wieder von ihm trennen. Als Mutter und Tochter daher einander wiedersahen, fragt die erstere, ob sie schon von der Granate gegessen, und als sie die Frage bejaht sieht, da antwortet sie, so kannst du nicht immer bei mir sein. Jetzt war zu entscheiden über die Zeit, welche Kora bei der Mutter sein durfte, und wann sie bei dem Gemahl verweilen mußte. Zeus entscheidet; zwei Jahreszeiten hindurch, Frühling und Sommer, soll sie der Demeter bleiben, die dritte letzte aber dem Aidoneus angehören. Nach diesem Vertrage gibt Demeter den Fluren und Äckern Fruchtbarkeit zurück, beide Göttinnen wallen auf den Olymp. Segen verbreitet sich auf der Erde und unter den Menschen, wohin sie blicken, und die Speicher werden reichlich gefüllt mit den Gaben der Demeter.

25) Od. XI, 109. Hom. Hymn. XXXI.

tung der Kora in der Kunst anbelangt, so scheint diese sehr gering zu sein. Die Göttin hat wenig Individualität erlangt, und wird größtentheils durch die schärfer charakterisirten Wesen bestimmt, mit welchen sie in Verbindung steht. Oftmals ist sie nur eine jugendlich zarte und jungfräulich bekleidete Demeter, oft dagegen als die Gemahlin des Aidoneus die stygische Hera, die gestrenge Königin der Unterwelt. Die auf die Oberwelt zurückgekehrte Kora ist in der mystischen Religion die Braut des Dionysos, von welchem die Bekränzung mit Epheu und die Bakchische Begleitung auf sie übergegangen ist. So ist auf dem Relief Bartoli [48]), dem Raube gegenüber, die Abberufung aus dem Hades dargestellt, als Anfangspunkt der ἄνοδος. Um den Zeitpunkt des Festes zu bestimmen, erblickt man die Hore des Frühlings daneben, denn in jener Zeit wurden ja die Ἀνθεστήρια gefeiert. Eine lampsakenische Münze zeigt Kora, wie sie sich aus der Erde erhebt, mit Ähren und Weinlaub bekränzt [49]). Eine neapolitanische Vase [50]) zeigt gleichfalls die aus der Erde sich erhebende Kora. Ihre Begleiter sind Hekate, Hermes und Demeter, deren Namen dabei stehen. Die Trennung der Köpfe der Demeter und Kora auf Münzen ist sehr schwierig. Sicher ist die Kora durch die Beischrift auf Münzen des Agathokles [51]). Die großen Bronzemünzen von Kyzikos stellen sie mit herabfließendem Haare als *Κόρη Σωτείρα* dar [52]). Die Göttin zeichnet sich aus durch einen sehr schlanken Hals, durch Halsketten und Ohrringe, über dem Nacken zusammengeknotetes Haar; sie ist geschmückt mit einem Ähren- und Epheukranze. Ob aber die schönen Köpfe auf den opuntischen Münzen [53]) und von Pheneos [54]), ferner der Kopf auf den syrakusischen Münzen [55]) mit hintenaufgestecktem Haar, endlich der Kopf auf den Münzen von Segeste [56]) mit dem Haarnetz um das Hinterhaupt und der Ähre, der Demeter oder der Kora angehören, ist ungewiß, und wird sich wegen der inneren und äußeren Ähnlichkeit der beiden Göttinnen schwerlich entscheiden lassen [57]). Wenn der Aidoneus als Herrscher des Schattenreiches sich durch eine stärkere Bekleidung, durch das in die Stirn hereinhängende Haar und sein düsteres Ansehen genugsam von seinen Brüdern unterscheidet, so erscheint mit entsprechendem Charakter neben ihm die Persephone als stygische Hera. Die vollständigste Darstellung der Unterwelt stellt Hades als Zeus des Schattenreichs, Kora mit der Fackel, die Todtenrichter, die seligen Heroen, Tantalos, Sisyphos, Herakles als Besucher des Schattenreichs dar [58]). Auf die *ἄνοδος* bezieht sich das Relief [59]), welches zugleich die Kora von Hermes, zugleich die Alkestis von Herakles emporgeführt, beide mit der *ὥρα* darstellt. (s. Hymn. *Orph*. 43, 6 sq.) Auch dem Todten sollte seine *ὥρα* zu Theil werden [60]). Auch mit Dionysos verbunden erscheint die Kora in der Kunst und zwar in Doppelhermen, also Liber cum Libera [61] … einer Homonoenmünze von Kyzikos ist die Kora … Smyrna verbunden [62]). Die Kora ist *mit Ep*[…] kränzt, eine Fackel haltend auf einem *Kentaurenwa*[…] Bakchischen Zuge. Eine Münze von Volci *stel*[…] Dionysos alterthümlich dar, zwischen zwei bren[…] Altären, neben welchen Demeter libirend und Ko[…] Fackeln steht [63]). Mikali [64]) macht eine andere be[…] welche Kora mit Epheu bekränzt, zu Wagen vo[…] mes geleitet, Dionysos voran und ausgelassene […] umher vorstellt. Ein Attischer Sarkophag zeigt […] zwischen Dionysos und der zurückgekehrten Kora und die gleichzeitige Abfahrt des Triptolemos [65]).

Wir sehen, daß die plastischen *Darstellungen* […] Hauptmomente zerfallen, und zwar erstens, den *d*[…] dergangs, zweitens den des Aufenthalts der Kora […] Unterwelt, wo sie die furchtbare Gemahlin des Ai[…] und die Herrscherin der Todten ist, endlich in d[…] Aufgangs, wo sie Braut des Dionysos, und Tocht[…] der der Demeter wird. Den Niedergang der Ko[…] dete Praxiteles in Erz und zwar so, daß Dem[…] Tochter selbst hinunter geleitete in die abgeschieden[…] das geht offenbar aus dem Ausdrucke des Plinius […] Katagusa" hervor. Und ein Vasengemälde aus U[…] lien [66]) stellt im Grunde dieselben Ideen dar. Per[…] wird von Pluton auf seinem Viergespanne hinweg[…] und nimmt daher von ihrer Mutter *Demeter freun*[…] Abschied. Hekate geleitet *mit Fackeln den Zug*, […] bei Nacht sich fortbegibt, *wie die am Himmel schi*[…] den Sterne beweisen. Die Tauben der Aphrodi[…] Eros fliegen über dem bräutlichen Paare, Herm[…] *Ψυχαγωγὸς* sieht ihm entgegen, um es in die Un[…] hinabzugeleiten [67]). Die Kora als stygische Königin […] schöne Vase von Canova dar, von welcher wir ob[…] gesprochen haben, auf die wir aber hier zurück[…] müssen. Die Vase ist eine Amphora aus einem […] von Canusium. Das Gemälde, welches sich auf de[…] seite befindet, stellt den Todten, einen Mann in […] Alter, dar, wie er als Heros in seinem Grabtem[…] Jonischer Architektur gefeiert wird. Ein Jüngling, […] das Monument selbst eingetreten ist, hält die Geräth[…] bation, eine *πρόχοος*, eine *φιάλη* in den Händen, sechs […] liche und weibliche umstehende Personen bringen als […] *ματα* Fruchtschüsseln, Kränze und Binden, Blumen[…] und Fächer, Gefäße zum Trinken und Einschenken, […] und Kleiderkästchen, Helm und Schild dar; das heiß[…] was in einer Zeit des Luxus zu den gewöhnlichen […] nissen des Lebens gerechnet wurde. Die Hauptseite d[…] enthält eine Darstellung der Unterwelt, in welche die […] des Todten aufgenommen ist. Eine Jonische Temp[…] bezeichnet das Prostyl des Palastes des Hades, […]

48) Adv. 59. Hist. 9, 6. 49) *Millingen*, Arc. coins. 5, 7. 50) bei *Millingen* p. 70. 51) *Mionnet* Empr. 332. 52) *Id.* Descript. 191 sq. 53) *Id.* Empr. 570. 54) p. 662 sq. 55) p. 300. 56) *Nöhden* 8. 57) s. *Müller*, Archaeolog. p. 510. 58) s. Vases de Canova 3. 59) G. di Fir. St. 153. 60) *Müller*, Archaeolog. p. 603 sq.

61) s. Brit. M. Nr. 17. Chiaram. 32 u. sonst. *Müll*[…] chaeolog. p. 568. 62) s. *Mionnet* Descript. 195. 63) […] *rami* Pitt. di vasi. 37. 64) IV, 86, 4. 65) *Müller* […] sq. 66) bei Müller, Denkmäler der alten Kunst. Taf. Nr. 213. 67) Dieses schöne Vasengemälde ist zuerst bek[…] macht von Millingen (Uned. Monum. Ser. I. pl. 16).

Eleusinier zuerst einen Chor aufgestellt und der Göttin zu Ehren Lieder gesungen haben. Diese pannychischen Tänze müssen aber[1]) an der *εἰκάς* gefeiert sein. Nun leuchtet ein, daß an diesem Jakchoszuge, sowie an dem Pervigilium, bei welchem die ununterbrochenste Heiterkeit und ausgelassenste Freude herrschte, nur Eingeweihte Theil haben konnten, denn der Jakchos wird immer als ausschließliche Wonne der Eingeweihten geschildert. Hätte man aber mit den Freuden dieser Nacht das Fest begonnen, so würde die Folge der Weihen verkehrt gewesen sein, da nun erst die Trauergebräuche, welche sich auf den Raub der Kora bezogen, folgten. Entweder konnten also die Neophyten am Jakchos für dieses respective Jahr keinen Antheil nehmen, oder die Einweihung mußte schon im Anaktorion mit ihnen vorgenommen sein. Da dies nun aber nach den Zeugnissen der Alten unwahrscheinlich ist, so mußte die Weihe der Neophyten (*καθάρμοι* und *ἀποτροπαί*), welche in diesen Tagen in Athen allgemein war[2]) und mehre Tage dauerte, dem Jakchos vorangegangen, und zwar vom 17—19. Boedromion inclusive vorgenommen sein. Der Jakchos bildete ein heiteres Schlußfest der am 18. und 19. Boedromion vorgenommenen Trauergebräuche; den Neophyten würde das Fest bedeutungs- und werthlos vorübergegangen sein, wenn sie ihn nicht hätten mitfeiern dürfen. Müller erklärt nun den Zusammenhang des Eleusinischen und Athenischen Festes folgendermaßen. Diejenigen Athener und Fremden, welche die Einweihung in die Mysterien zum ersten Male begehrten, gingen am 17. Boedromion nach Eleusis, um sich den nöthigen Vorbereitungen zu unterwerfen. Die älteren Mysten dagegen blieben so lange ruhig in Athen, und zogen erst am 20. Boedromion in dem glänzenden Jakchoszuge dahin, auf welchem 150 Stadien langen Wege, der schon an und für sich einen bedeutenden Theil des Tages hinwegnehmen mußte, außerdem noch an mehren Stellen Opfer und Tänze begangen wurden. So konnte man es den Frauen der Reichen eben nicht verdenken, wenn sie sich bei dieser Panegyris der Wagen bedienten, was freilich durch ein Gesetz des Lykurg verboten wurde[3]). Die Neophyten zogen dann von Eleusis aus — so muß die erwähnte Stelle Herodot's verstanden werden — den älteren Mysten entgegen, bei welcher Gelegenheit es denn auf der Brücke über den Kephissos zu allerhand Späßen und Neckereien (*γεφυρισμοί*) kam, obgleich auch wol anzunehmen steht, daß diese bei dem Übergange aus der düsteren Stimmung in die ausgelassenste Heiterkeit, welche durch den Trunk des Kykeon geschah, hervorgebrochen sind. Solche Scherze gehörten überhaupt zum Culte der mystischen Demeter, und Jamben (*ἰαμβίζειν*) finden sich bei den Demeterfesten auf Paros, und in Syrakus wieder, sowie man auch annehmen muß, daß die des Archilochos, welche durch ihre Zügellosigkeit früh berüchtigt wurden, den an den Demeterfesten üblichen Neckereien ihre Entstehung verdankten. An diesen Jakchoszug schlossen sich nun wahrscheinlich allerlei mysteriöse Gebräuche im Innern des Tempels, an welchen denn nicht blos die ältern Mysten, sondern auch die Neophyten Theil nahmen. Dann erst kam das Pervigilium. Vielleicht schon am folgenden Tage kehrten die Mysten nach Athen zurück, wo jedoch die Mysterien noch fortgesetzt wurden[4]). Jetzt folgt die Nachweihe Epidauria. Asklepios nämlich war aus Epidauros nach Athen gekommen, um sich einweihen zu lassen; als die Mysterien schon vorüber waren, da wurde für diesen Gott die Nachfeier gestiftet, und er selbst seit dieser Zeit göttlich verehrt[5]). Diese Nachweihe war mit einem zweiten Opfer verbunden, welches von den Hauptopfern, denen eine *πρόῤῥησις*[6]), wer zu denselben zugelassen werden sollte, voranging, genau zu unterscheiden ist. Das Opfer begann zu Athen, und zog sich von dort nach Eleusis. Der letzte Tag der Mysterien, der 23. Boedromion, hieß Plemochoä, an welchem man zwei irdene Gefäße, Plemochoen oder auch Kotylisken, mit Wasser (?) — vielleicht mit Opferblute (?) füllte, das eine gegen Osten, das andere gegen Westen aufstellte, und dann sie umstürzte, wobei man dann eine geheimnißvolle Formel sprach. Ein Gebrauch, welcher sich offenbar auf Todtendienst bezieht, und den Groll, welcher aus der Unterwelt den Mysten drohete, mit diesen beiden Güssen zu vernichten oder zu entfernen suchte.

Wettkämpfe, welche mit den Eleusinien verbunden waren, erwähnt schon der Homerische Hymnus, und diese sind[7]) nicht auf den Krieg der Eleusinier, sondern auf die *Βαλλητύς*, ein Ehrenfest des Demophon, wobei mit Steinen geworfen wurde, zu beziehen. Sonst wissen wir von diesem Agon nichts. Die sogenannten Demetrien (Erntefest) jedoch, in welchen mehre von Pindar besungene Athleten siegten, standen mit den Mysterien durchaus in keiner Verbindung, und wurden einen Monat früher gefeiert, obgleich Demetrien als allgemeiner Name allen Festen der Art zukommt (s. unten). Am 24. Boedromion endlich, also am Tage nach dem Feste, wurde eine Rathsversammlung im Eleusinion gehalten, und so gewinnen wir für die Dauer des Festes einen Zeitraum von neun Tagen, welcher freilich nicht notorisch gewiß, aber nach der Analogie anderer Demeterfeste und dem Homerischen Hymnus sehr wahrscheinlich ist.

Wenn wir nun schon wenig wissen von der äußern Ökonomie des Festes, so ist unsere Kunde von den Vorgängen im Innern des Tempels noch mangelhafter, und wir können darüber nur Vermuthungen wagen, wobei wir denn freilich am allerwenigsten den französischen Schriftstellern folgen dürfen. Theilnehmer an den Mysterien durften weder Barbaren, noch Mörder, noch Zauberer, — Apollonios von Tyana wurde ausgeschlossen — noch sonst ein Schuldbelasteter sein, nur der vollkommen Tugendhafte und Schuldlose war der mystischen Fackel würdig. Kinder, Diener und Sklaven, Fremde, wenn sie mit irgend einer Athenischen Familie zusammenhingen,

1) Wie durch Müller (p. 280) bewiesen ist. 2) s. *Philoch.* ap. *Procl.* ad *Hesiod.* *Ἐργ.* 810. 3) *Aristoph.* Plut. 1013.

4) Andokides, über die Mysterien. §. 110—123. 5) *Paus.* II, 26, 7. *Philostr.* vit. Apollon. IV, 18. 6) *Lobeck* Agl. p. 16. 7) Nach *Müller* p. 281.

konnten eingeweiht werden, wenn die letzteren auch späterhin durch Einheimische eingeführt werden mußten [8]). Die Darstellungen im Innern des Tempels werden reich und glänzend und nach einem kunstmäßigen Plan so eingerichtet gewesen sein, daß die Gemüther der Mysten durch eine richtige Stufenfolge von Empfindungen allmälig in diejenige Stimmung versetzt wurden, in welcher man sie entlassen wollte. Die Darstellungen, welche sich auf den Raub der Kora in die Unterwelt bezogen, werden Furcht, Beängstigung und Schrecken erregt haben. Plutarch [9]) beschreibt diese Zustände, in welche die Seelen versetzt wurden, also: Zuvörderst Irrgänge und mühseliges Umherschweifen, und gewisse gefährliche und doch erfolglose Gänge in die Finsterniß. Dann ging der Weihe vorher mancherlei Schreckniß, Schauder und Zittern, Schweiß und peinliches Staunen. Aber aus diesen Zuständen wird man in ein wunderbares Licht versetzt, anmuthsvolle Gegenden, lachende Wiesen nehmen die Mysten auf, und hier zeigt sich Getön und Tanz, heilige Gesänge und Erscheinungen in aller Herrlichkeit. Vergleicht man diese Stelle mit Lucian [10]), so müssen wir glauben, daß bei unserem Feste der Hades zwar nicht mit ängstlicher Kleinlichkeit nachgebildet war, aber doch die Schrecknisse der Unterwelt, wie der Glaube und die Mythen der Griechen sie geschaffen hatten, vor die Seele der Mysten geführt wurden. Die Eröffnung des Tempels wird von den Schriftstellern des Alterthums oft mit der Enthüllung bis dahin verborgener Herrlichkeiten in Verbindung gesetzt, welcher stilles Staunen, und demüthige, sittsame Folge des göttlichen Gedankens sich angeschlossen habe. Schon der Anblick dieses größten Tempels Hellenischer Architektur mußte von wunderbarer Wirkung auf die schon gereizte Hellenische Phantasie sein, doch vermag dieses Alles uns noch nicht ein richtiges Gemälde von den Eleusinischen Weihen zu geben. Unsre mangelhaften Kenntnisse über die äußeren und inneren Vorgänge lassen uns nur in Ungewißheit, wir müssen uns daher begnügen, durch Erfahrung des religiösen Ideenkreises, welchem die Mysterien angehörten, uns der Grundvorstellungen zu bemächtigen, von welchen die Mysterien nur eine besondere Entwickelung sein konnten. Aber auch dieser Weg ist schlüpfrig; es ist gewiß, daß es viele Sagen gab, welche so innig mit mystischen Gebräuchen zusammenhingen, daß sie sich nur durch die Mysterien und die in dieser Gattung des Cultus vorherrschende Symbolik fortpflanzen konnten. So muß uns Manches verloren gegangen sein, denn gewiß ist nicht Alles aufgeschrieben, und selbst zu dem Aufgeschriebenen fehlt uns oft der Schlüssel, die wir die Mythen nicht in symbolischer Darstellung sehen, sondern nur sie hören und lesen. Isokrates [11]) sagt ausdrücklich, daß die Demeter den Athenern dankbar sei wegen mancherlei Wohlthaten, welche nur die Eingeweihten vernehmen durften. Sehr viele Anklagen wegen Mysterienentheiligung bezogen sich auf unerlaubte Mittheilung heiliger Sagen. Alles dieses muß unser Vorhaben erschweren. Dazu kommt, daß selbst manche Götterwesen nur in den Mysterien von Eleusis Cult und Verehrung hatten, z. B. die oben erwähnte *Daeira, welche von* Hermes Mutter des Eleusis geworden *sein sollte*. Ihr Cult stand dem der Demeter feindlich gegenüber. Wenn dieser Göttin von ihrem Sühnpriester, dem *Daeirites*, geopfert wurde, so durfte die Priesterin der Demeter weder von dem Opferfleische kosten, noch sich bei dieser Feierlichkeit einstellen. Sie ist eine Tochter des Okeanos, weshalb man sie für die feuchte Natur erklärt hat, eine Schwester der Styx, mit welcher ihr Wesen auch wol am innigsten zusammenhängen mag. Aber Äschylos hielt sie für identisch mit der Persephone, und diese Meinung wurde im Alterthum frühe gäng und gebe. *Müller* [12]) macht jedoch die treffende Bemerkung, daß *man nur* an die Todtenkönigin Persephone, ein der *Demeter abgewandtes* und feindliches Wesen denken dürfe, *wenn man* in der Daeira die Tochter der Demeter erkennen *wolle*. Wir sind also auf den Dienst der chthonischen Gottheiten hingewiesen, wir sehen uns in einen Ideenkreis versetzt, wo sich die Betrachtung der Erde und ihrem schweigenden geheimnißvollen Busen zuwendet, und aus deren Schooße vegetabilisches und animalisches Leben wunderbar emporwächst, um einst an den Ort seiner Entstehung zurückzukehren. Licht und Finsterniß, Leben und Tod, Blühen und Welken nimmt im chthonischen Dienst die *staunenden* Gemüther gefangen, und die *Stelle einer ruhigen* Heiterkeit, einer gelassenen *Betrachtung, die den Cult der* olympischen Gottheiten *auszeichnet, füllt hier der schnellste* und plötzlichste Wechsel von Wehmuth und Entzücken aus. Alle Erscheinungen einer orgiastischen Götterverehrung, tiefe, in sich verschlossene Betrübniß, welche jedoch durch Fasten und Trauergebräuche sich kund thut, auf der andern Seite aber die ausgelassenste, ungebundenste Lustigkeit, welche in die üppigsten, meistentheils mit derben, das Geschlechtsverhältniß berührenden Zoten verbundenen Scherze ausbricht, gehören wesentlich dieser Classe des religiösen Cultus an. Aber der Gedanke an die Unterwelt ist nicht mehr wie in Homerischer und nachhomerischer Zeit ein schrecklicher, man bebt nicht mehr scheu zurück vor den grausenhaften Ausstaffirungen, mit welchen die Phantasie und die von den Dichtern bearbeiteten Sagen die geheimnißvolle Welt ausgeschmückt hat, sondern der Gedanke daran findet vielmehr ein Vorgefühl von Wonne, eine geheime, tief im Busen verschlossene und bald in lauter Freude sich kund thuende Lust, welche grade den eigenthümlichen Reiz des chthonischen *Cultus* ausmacht. Da man aber für diese Ideen nichts *Analoges* in der wirklichen Welt vorfand, namentlich *aber* die Vorstellung von Einheit des Lebens und Todes, von Kommen und Gehen, von Aufblühen und Verschwinden nie zur anschaulichen Klarheit gelangen *konnte*, so mußte auch der chthonische Dienst stets einen mystischen Charakter behaupten. Der menschliche Geist wird sich selbst nicht klar, wünscht es aber auch nicht, er gefällt sich im Unbegreiflichen, jeder Versuch, diese dunkelen Ahnungen,

8) *Müller* p. 283. 9) De anima Fragm. VI, 2. 10) im Cataplus. c. 23. 11) Panegyric. §. 28.

12) p. 287.

in welchen sich die überschwängliche Phantasie so behaglich fühlt, in einen Rahmen zu schließen, eine Grenze zwischen dem Sichtbaren und Unsichtbaren, zwischen Gewißheit und trübseliger Ahnung zu ziehen, mußte jedes Mal im chthonischen Dienste mislingen, weil hier Möglichkeit und Unmöglichkeit ineinanderfließen, und keins von beiden zu begreifen grade den Genuß verschafft. Auch der mystische Dienst hat Gestalten hervorgebracht, aber sie sind nicht sicher und fest wie die im olympischen Cult erzeugten, sie sind in aller Zeit ungewiß und schwankend geblieben; ein charakteristisches Merkmal ist vielleicht, was Müller a. a. O. hervorgehoben, daß die Phantasie durch die abenteuerlichen und ausschweifenden Umrisse ihrer Gebilde ein Misbehagen an ihren eigenen Productionen zu erkennen gibt. Auch Mythen sind auf dem geheimnißvollen Felde des Mysticismus erwachsen, aber sie haben sich meistentheils losgerissen von ihrer Örtlichkeit, stehen ohne Zusammenhang mit der Natur da, sind unschön, ungeheuer, seltsam und räthselhaft. Aber woher kommt das? Es scheint als folgten die Mysten einer unterdrückten Religion, und so ist es denn wahr, daß wir den Cultus der Demeter in vielen Gegenden verabsäumt, und gradezu unterdrückt finden [13]). Nicht minder hat sich die jüngste religiöse Erscheinung auf Hellenischem Boden, der Dienst des Dionysos, nur mit Kampf, mit Widerstreben vieler griechischer Stämme von einzelnen Landschaften aus, über ganz Hellas verbreitet, wie denn oftmals nur günstige Umstände ihm ein neues Terrain verschafft haben.

Die Anhänger dieser beiden Culte traten daher in vielen Orten von Hellas zu geschlossenen Vereinen zusammen, welche dann *τελεταί*, *ὄργια*, *θίασοι* genannt wurden, wenn auch nur wenigen derselben es gelang, sich auszubreiten und zu großen Mysterieninstituten zu erheben. So ist es denn [14]) gewiß, daß die Eleusinische Telete schon vor der Jonischen Wanderung, ja schon vor Homer, wenn man darunter die Äolische oder Jonische Sängerschule in Smyrna oder Chios, aus welcher Ilias und Odyssee hervorgegangen sind, versteht, bestanden hat, ohne daß darum die Eleusinische Demeter schon in jener Urzeit den Ruhm gehabt haben mag, welchen sie in späteren Tagen gewann. Warum aber der Dichter dieser Gesänge den Mythenkreis der Demeter und Kora nicht in sein Werk aufgenommen hat, diese Frage habe ich bereits oben beantwortet.

Wenden wir diese Ideen auf die Eleusinischen Mysterien an, so wird klar, daß die Mythe von der Demeter als einer segenspendenden Mutter, von dem Raube und dem Aufsteigen der Kora aus der Unterwelt auf jeden Fall ein sehr bedeutender Theil des ganzen Eleusinischen Ideenkreises sein muß. Die Demeter ist die Erde als Mutter, als Gebärerin und liebevolle Pflegerin alles dessen, was dem Schooße der Erde entwächst. Sie ist aber in Cult und in der mythischen Vorstellung eine Person geworden, welche bald lebendig thätig, bald leidend und vom Schmerze überwältigt erscheint. Der Gegenstand ihrer mütterlichen Pflege ist vorzüglich das vegetabilische Leben, die Kora gleichfalls eine Person, welche die Pflanzenwelt repräsentirt. Aber *Δημήτηρ* ist *μουνοτόκος*, sie ist nur einmal Mutter geworden, ihre ganze Mütterlichkeit geht in einem Objecte auf, Mutter und Tochter sind daher, wie in der Wirklichkeit, so auch in Mythus und Cultus unzertrennlich. Aber auch Kora ist Person, nicht blos ein allegorisches Wesen, ein Gebilde schwelgender Phantasie, das von Dichterhand ausgeschmückt wäre, sondern auch theils lebendig und thätig, theils leidend und schmerzempfindend. So versteht es sich von selbst, daß im Bewußtsein der gläubigen Mysten der Zusammenhang der *ἄνοδος* und der *κάθοδος* der Kora mit dem Aufblühen und Dahinwelken der Pflanzenwelt im innigsten Zusammenhange stand, und daß, wenn dieses Band in der Darstellung, welche die epische Poesie von diesem Verhältnisse gibt, lockerer erscheint, da reine menschliche Handlungen und Begebenheiten in möglichster Reinheit aufgefaßt werden mußten, man von hier aus nicht auf die einfach gläubige Auffassung der mit dem Cultus verknüpften Tradition schließen darf. Aber auch schon im Homerischen Hymnus hängt, wie oben gezeigt worden, das Kommen der Kora mit dem Frühlingsanfange zusammen; sie ist ein spielendes Mädchen in höchster Jugendkraft, die reizende volle Jugendblüthe selbst. Ebenso mußte auch in der epischen Darstellung die *κάθοδος* der Kora mit dem Verwelken der Blumen, mit dem Ausfallen des Samens in unmittelbarer Verbindung gedacht werden.

Nach der in Eleusis geltenden Form des Mythus sollte Kora nur den dritten Theil des Jahres in der Unterwelt zubringen in der Umarmung ihres Gemahls. Müller spricht (S. 290) die Ansicht aus, daß man diese vier Monate nicht von der Ernte, sondern nur von der Saatzeit an rechnen könne, welche durch den etwa vier Monate währenden Cheimon von der *ἄνοδος* der Kora getrennt ist. Sehr leicht erklärt es sich, wie an die Ausstreuung des Samens, bei einem so sehr mit der Natur vertrauten Volke, als die Hellenen waren, sich religiöse Ideen anknüpften. Sagt es doch Plutarch [15]) deutlich genug, daß die Alten bei der Ausstreuung des Samens viele Gebräuche, welche sich auf Begräbniß und Trauer bezogen hätten, zu beobachten pflegten. Es versteht sich, was Müller hinzufügt, daß wenn der Raub in das Herbstäquinoctium gesetzt wird, hiermit dieselbe Epoche gemeint ist. In Athen dachte man sich die Abwesenheit der Kora in der Unterwelt sicher zwischen den Thesmophorien und Anthesterien, zwischen welchen beiden Festen genau vier Monate liegen, zumal da die Thesmophorien ein Saat- und zugleich ein Trauerfest waren, welches sich in diesen Cultusideen nur auf die Trennung der Demeter von ihrer Tochter beziehen kann, und bei den Anthesterien deuteten offenbar die im Innern des Tempels von der *Βασίλισσα* und den 14 Geraren begangenen Gebräuche auf die aus der Unterwelt emporkommende Kora als Braut des Dionysos.

Die kleinen Mysterien können auch nur eine Feier

---

13) f. Herod. II, 171. Paus. IX, 25. 14) Nach Müller's Auseinandersetzung. S. 288.

15) De Isid. et Osirid. c. 70.

preist ihn als Herrscher in den Thälern der Eleusinischen Deo. Wir haben schon mehrfach erwähnt, daß das Fest seine Vollendung durch den angeschlossenen Jakchos erhielt, ein überschwängliches Freudenfest, welches offenbar von unserem Gotte den Namen hat. Aber dieser Gegenstand der höchsten Wonne ist nur ein Knabe; er ist Säugling der Demeter [22]), aber nicht ihr, sondern das Kind aus der Ehe des Aidoneus und der Kora. Der Mädchenraub hat also sein Schreckliches verloren; die Ehe ist eine glückliche geworden, der Jakchos ist das beseligende Pfand ihrer Liebe, sein Leben ein deutliches Symbol neues Daseins nach dem Tode. Aber Zeus und Kora sind die Ältern des Eleusinischen Knaben [23]), jedoch muß dieser Zeus der *καταχθόνιος* sein, der Pluton oder Pluteus, ein Wesen, welches wir freilich erst aus den Attischen Tragikern kennen lernen, das sich aber trefflich eignete zum Gemahle der Lebensgöttin Kora, und zum Vater des aus dem Tode geborenen Kindes, da er nicht ein unerbittlicher Aidoneus, sondern ein liebender, beseligender, nährender, schaffender Gott ist. Als ein Kind des Segens hat Jakchos nie seine Beziehung zur Unterwelt eingebüßt. Dann wird [24]) ein *Διόνυσος καταχθόνιος* genannt. Seine Wiege war eine Fruchtschwinge, ein *λίκνον*, um ihn als ein Demetrisches Wesen zu bezeichnen. Freilich verwechselten die Athener diesen Jakchos gern im Cult mit dem Dionysos der gewöhnlichen Religion, aber man hatte doch nicht vergessen, ihm ein Jakcheion [25]) zu gründen, welches von den anderen Dionysosheiligthümern gänzlich getrennt ist. In diesem Geiste wirkten die Eleusinischen Weihen durch die ganze Zeit des Heidenthums hindurch. Die Bestimmung des Festes war, wie Müller (S. 292) bemerkt, nur im Gegensatze mit der ganz in sinnliche Form und poetisches Spiel übergegangenen Welt der olympischen Götter, die Ahnung eines tieferen von der temporairen Gestaltung unabhängigen Lebens hervorzubringen. Der Umstand, daß die Mysterien ein Geheimniß waren, trägt vielleicht die Schuld, daß sie nicht die Grundlage einer edleren geläuterten Hellenischen Volksreligion wurden. So erfüllten die Mysterien auch freilich ihren Zweck, indem sie in geschlossenen Kreisen augenblicklich Wonne zu erzeugen vermochten. Eleusis blühte, wenn auch in welkender Kraft, noch in späten Tagen, bis nach dem Tode Theodosios' des Großen die Gothen des Alarich, geführt von fanatischen Schwärmen christlicher Mönche, es zerstörten [26]). Wahrscheinlich wird sich der wilde Schwarm auch auf den Weihetempel gestürzt, diesen zerstört und alle Krypten und geheimnißvollen Winkel bloßgelegt haben. Aber die Liebe der alten Athener, insbesondere der Neuplatoniker zu den gestürzten Mysterien, war zu groß, als daß dieses in die Herzen der Nation eingegrabene Denkmal der Demeter und Kora sich hätte mit einem Schlage vernichten lassen, so finden wir denn noch später hin und wieder Eleusinien auftauchen [27]).

§. 6. Arkadischer Cult. Wir verlassen den Attischen Boden, auf welchem die Koramythe so herrliche Wurzeln schlug, auf dessen Bildung und Gesittung, und namentlich auf dessen moralische Würde die Göttin so bedeutend gewirkt hat. Man darf sich unter solchen Umständen nicht wundern, wenn der Mythus nach vielen Gegenden wanderte, und sich fremden Localitäten accommodirte, nichtsdestoweniger aber in den Grundzügen derselbe blieb. Jetzt fesselt Arkadien unsere Aufmerksamkeit; dort blühte der Cult der Kora, und [28]) entwickelte sich originell, aus diesem Grunde erscheint er dort vorzüglich geeignet, das Wesen der Demeter und des Gegenstandes ihrer mütterlichen Sorge, der Kora, zu bestimmen. Herodot [29]) sagt, daß die Thesmophorien der Demeter (an welchen Kora jedoch Antheil hatte) vor der Dorischen Wanderung überall im Peloponnes geblüht hätten. Aber nur in Arkadien hätten sie sich erhalten. Preller (S. 145) ist anderer Meinung; er behauptet, daß man von Arkadien ganz falsche Vorstellungen habe, es gewöhnlich als ein Land betrachte, welchem Pelasgerthum und Autochthonenthum vorzugsweise zukomme. Schon bei den Alten wußte jeder Gebildete, daß die verachteten Pelasger sich hinter die himmelhohen Berge zurückgezogen und dort in ihren Thälern ungestört eine geraume Zeit ihre alterthümlichen Sitten rein erhalten hatten. Nun macht Preller einen Einwurf, welcher Vieles für sich hat. Er sagt, man habe zu unterscheiden zwischen dem Arkadien, welches von Pelasgern bewohnt wurde und Pelasgische Sitten pflegte, und dem Lande, das durch Pausanias beschrieben werde, nachdem Hekatäos, Hellanikos und Andere uns verloren gegangen wären. Pausanias ist ihm ein unkritischer Sagenschreiber, der mit größerem Rechte der erste der neuen Reisebeschreiber, als der letzte der alten genannt werden könne. Doch wozu dieses Alles? Auch Arkadien ist ihm ein anderes geworden! Seitdem die Arkader auf den Vorschlag des Epaminondas, die Vereinigung der neuen Stadt Megalopolis eingegangen wären und [30]) zu dem Ende die Bürger aus zwanzig Städten der Provinzen der Mänalier und Parrhasier in die neue Stiftung gezogen hätten [31]), seitdem die Schlacht bei Mantinea geschlagen, und der Peloponnes vom spartanischen Einflusse emancipirt wäre, hätte sich Arkadien in allen Stücken verändert. Das arme Hirtenvolk wäre plötzlich in den Mittelpunkt der Hellenischen Nationalgeschichte versetzt worden, schnell hätten sich Staatsmänner, Gelehrte und Dichter erhoben, und Megalopolis, der gemeinsame Pflanzort von Theben, Athen und Argos, wäre plötzlich der Inbegriff alles Modernen geworden, Arkadien aber eine Mischung von Alterthümlichem und Modernem, von kindlicher Einfalt und staatskluger Politik. Dieses Land sei es, was Pausanias beschreibe, und als er es beschrieb, habe er noch dazu in der Blüthe seiner Leichtgläubigkeit und Urtheilslosigkeit gestanden.

22) s. *Lucret.* IV, 1164. 23) *Diod.* III, 62. 24) bei *Clem. Alex.* Protr. p. 19, 26 *Potter.* 25) s. *Plut.* Aristid. c. 27. Corp. Inscr. nr. 481 sq. 26) s. Zinkeisen, Gesch. Gr. I, 636. 27) s. *Corsini,* F. A. IV, 195.

28) Wie Müller (zu *Aeschylos* Eumenid. p. 165) und Welcker (Episch. Cyklus. S. 65 fg.) dargethan haben. 29) II, 171. 30) *Diod.* XV, 11. 31) Vergl. v. Breitenbauch, Gesch. v. Arkadien. S. 145.

Tochter erst von Poseidon empfangen und geboren. Wir wissen nicht, ob Preller nicht unkritischer ist, als Pausanias, wenn er (S. 157) sagt, daß die Demeter Erinnys wirklich eine der Furien gewesen sei und sich dabei auf einige Stellen im Lykophron und Ptolemäus Chennus beruft. Wir haben ohne Zweifel in dem Berichte des Pausanias Reste uralter tiefer und bedeutungsvoller Mythen. Pausanias sagt, Demeter habe ihre Tochter gesucht, Poseidon ihrer gespottet, ihr Gewalt angethan, und die Göttin eine Tochter geboren und den Arion. Wir geben zuvörderst zu, daß Arion ein späteres Anhängsel ist, nichts mit der Demeter zu schaffen hat, ein Anhängsel, was sich übrigens aus dem Poseidon Hippios leicht erklärt. Der Beiname der Demeter, Ἐριννύς, beweist jedoch nicht, daß sie eine Furie sei, noch weniger ist er absurd. Denn die Göttin zürnt, daß man ihren Schmerz verachtet, sie zur Mutter machen will. Aber sie vergißt ihren Schmerz und die Schmach im Bade, und heißt daher *Λουσία*. Den Namen der Tochter darf Pausanias nicht sagen. Es ist ohne Zweifel *Persephone eine furchtbare Göttin, nicht die Kora, welche Demeter sucht, sondern ihre Schwester, welche durch Gewaltthat erzeugt ist.* Man sieht, daß hier das Wesen des Demeterkindes sich in ein doppeltes zerspaltet, indem die Kora die ἄνοδος, Persephone die κάϑοδος repräsentirt. Wir haben es mit einem ἱερὸς λόγος zu thun, deren Hauptinhalt der mitgetheilte sein muß. Arion hat damit nichts zu thun, während er für Preller die Hauptsache ist. So stellte auch das Bild von Phigalia, welches der Äginetische Künstler Onatas gearbeitet hatte, den Mythus dar, daß Demeter vom Poseidon die Persephone, oder, wie sie in Arkadien hieß, die Despöna, geboren habe. An der Echtheit des Bildes ist nicht zu zweifeln, seitdem von Panofka und Lord Aberdeen Demeterbilder mit Pferdeköpfen gefunden worden sind. Vom Arion ist auf diesem Bilde keine Spur. Die Göttin, erzürnt auf Poseidon, bekümmert wegen des Raubes ihrer Tochter, hüllte sich in ein schwarzes Gewand, und verbarg sich in eine Höhle bei Phigalia, von Göttern und Menschen abgesondert. Es entstand eine Hungersnoth, und als kein Gott wußte, wo Demeter sei, bemerkte endlich Pan zufällig die Höhle. Er meldete es Zeus, dieser schickte die Mören ab, um sie zur Rückkehr auf den Olymp zu bewegen. Die Höhle war seit der Zeit eine heilige, auch gab es ein Bild, welches Demeter als Matrone auf einem Steine sitzend darstellte, nur Kopf und Haar war vom Pferde entnommen, und Schlangen nebst anderen Thieren waren aus dem Haupte gewachsen. Wegen des schwarzen Gewandes, das ihr bis auf die Füße herabfloß, hieß sie *Μέλαινα*. Die eine Hand trug einen Delphin, d. h. ein Thier des Poseidon, die andere eine Taube, die der Aphrodite geweiht ist, was anzeigt, daß die gewaltsame Vermählung ein Werk der Liebesgöttin sei. Dieses Bild hatte ein unbekannter Künstler verfertigt, aber es war vom Feuer verzehrt worden. Mit seinem Verluste hörten lange Zeit Opfer und Feste der Göttinnen auf. Deshalb zürnte Demeter, schickte Miswachs über das Land, und als man den Delphischen Gott in Rath nahm, erhielt Phigalia die Weisung, die Demeter nicht wieder zu vernachlässigen. So richtete man den Cult wieder ein, und der Äginete Onatas mußte ein neues Bild fertigen. Eine Copie des alten Bildes, oder auch wol nur Traumbilder, dienten dem Künstler zum Muster. Die Göttin freute sich, daß man einem solchen Manne die Besorgung ihres Bildes aufgetragen hatte, und unterwies ihn im Traume, wie er sein Werk vollenden könne. Auch dies war schon vor Pausanias verloren gegangen, ja die Zeitgenossen hatten in der stürmischen Zeit die Existenz desselben vergessen. Aber ein alter Mann erzählte ihm, daß drei Geschlechter vor seiner Zeit der die Höhle bildende Felsen eingestürzt und das Bild vernichtet hatte. Pausanias selbst bemerkte am Felsen die Spuren des Einsturzes [40]).

Den Tempel der Despöna zu Phigalia kennen wir aus Pausanias. Dort war ein Gemälde, welches die bei ihrem Feste beobachteten Ceremonien schilderte, und vor dem Tempel Altäre der Demeter Persephone und der Mutter der Götter. Ein kolossales Bild des Damophon aus Messene stellte die beiden Göttinnen auf einem Throne sitzend dar; Demeter trug in der rechten Hand eine Fackel, während die linke auf Despöna ruhte; auf den Knieen der Despöna stand eine Kiste, über deren mystische Bedeutung [41]) ich geredet habe. Neben der Göttin stand der bewaffnete Titane Anytos, die Kureten und Korybanten, also Wesen, welche der Rhea angehören, und eine Entartung des Cultus anzeigen. Bei dem Tempel stand das Megaron, in welchem die τελέτη der Despöna begangen und unzählige Opferthiere geschlachtet wurden. Das Megaron umgab ein heiliger Hain der Despöna mit einem Altar des Poseidon Hippios, und einem zweiten, der allen Göttern geweiht war.

Pausanias sagt, daß der Cult Eleusinisch sei; was ist aber Eleusinisch daran? Daß Demeter ihre Tochter sucht! Auf Arkadischem Boden ist die Sage von Poseidon Hippios gewachsen, obgleich der Gott als Buhle der winterlichen, vom Wasser überströmten Demeter schon frühzeitig auf den Eleusinischen Cult eingewirkt hat. Wir müssen einen Blick auf den Kerkyon thun; diese mythische Person deutet auf eine Zeit hin, in welcher Eleusis in enger Verbindung mit Arkadien, aber Athen feindlich gegenüber stand. Er ist ein Eleusinischer Heros und Stammvater des Musäos [42]). Er ist mit Triptolemos von einer Mutter geboren, aber von verschiedenen Vätern gezeugt, er nämlich ist Sohn des Poseidon, während Triptolemos Sohn des Rharos heißt [43]). Dieser war aus Arkadien eingewandert [44]); ohne Zweifel ist der Arkadische Heros Kerkyon identisch mit dem Attischen. Dieser war Sohn des Agamedes von Stymphalos und Vater des Hippothoos. Der Eleusinische war Vater der Alope, die durch Poseidon Mutter des Hippothoon wurde, welchen Stuten säugten und der unter Pferden aufwuchs [45]). Daß alle diese Wesen mit dem Poseidon Hippios zusammenhängen,

40) II, 14. VIII, 36, 5, 7. 41) Melamp. p. 100. 42) s. *Suid.* s. v. Μουσαῖος. 43) *Paus.* I, 14, 2. *Gell.* Noct. Att. XV, 21. *Lobeck* Aglaoph. p. 2121. 44) s. *Plut.* Thes 11. 45) *Paus.* VIII, 5, 3.

wird. So macht Eumelos [63]) sie zur Tochter des Lykaon; natürlich des lykäischen Zeus, nicht des olympischen Gottes, sondern des alten Pelasgischen, der mit dem Aidoneus identisch ist [64]). Sie ist als solche die Mutter des Arkas, des mythischen Archagetes des Arkadischen Hirtenvolkes [65]). So ist sie also Nationalgottheit, und fast alle Gipfel, Höhen und Quellen, Flüsse und Thalbäche gaben ihr Beinamen. Sie heißt die Knakiatis bei Tegea, auch Limnatis [66]), in Orchomenos Kedreatis [67]), Stymphalia bei Stymphalos [68]), Skiatis zu Skia bei Megalopolis [69]), Knakalesia in Kaphyä [70]), Kondyleatis in Kondylea [71]), Nemidia zu Teuthea [72]). Das Verhältniß der Gottheit zur Natur war also in Arkadien besonders ausgeprägt, man findet sie daher namentlich mit Seen, Quellen und Flüssen in Verbindung, weshalb sie auch an der klitorischen Quelle Lusoi vorzügliche Verehrung genoß, und zwar als Hemeresia [73]), und unter den Flüssen sind ihr namentlich der Alpheios und Kladios geweiht, wo sie als *ποτάμια* verehrt ward [74]). Doch wir dürfen diesen Zweig der Sage nicht zu weit ausführen, und bemerken nur noch, daß der klarste Beweis für die Identität der Gottheit mit der Persephone der ist, daß ihr häufig blutige Opfer dargebracht wurden, und man in späteren Tagen sie gern mit der Iphigenia und der taurischen Artemis identificirte. Müller [75]) hat dieses Thema ausführlich behandelt, wir verweisen daher auf ihn.

§. 7. **Koracult in Sikyon, Korinth und Argolis.** Der Cult der Arkadischen Kore und Artemis überschritt auch die Grenzen und faßte Fuß in allen Theilen des Peloponnes. So finden wir in Sikyon auf der Straße, welche vom Theater nach dem Markte führte, einen Tempel der Artemis Limnäa, der freilich zu Pausanias' Zeit schon von Zerstörung gelitten hatte, wenigstens war das Dach bereits eingestürzt [76]). Die Göttin hatte auch in der Fremde ihre Beziehung zum Poseidon nicht verloren, ebenso wenig war ihr Verhältniß zum Aidoneus vergessen. Dies glauben wir daraus folgern zu müssen, daß in Sikyon beim Altar des Poseidon Isthmios (einen Tempel dieses Gottes gab es daselbst nicht) Standbilder des Zeus Meilichios, eines Wesens, das wenigstens dem Aidoneus sehr innig verwandt, wenn auch nicht ganz identisch ist, und der Artemis Patroa standen, nicht also der Schwester des Apollon, sondern der Tochter der Demeter, der Braut des Todesgottes. Die Bilder waren uralt, kunstlos und einfach, das des Meilichios konnte einer Pyramide, das der Göttin einer Säule verglichen werden, weshalb Gompf [77]) mit Recht glaubt, daß Sikyon ein uralter Sitz der Pelasger gewesen sei. In Sikyon selbst gab es einen Tempel der Demeter, den Plemnäos aus Dankbarkeit für Erhaltung seines Sohnes Orthopolis gegründet hatte [78]). Ferner in der Gegend des Gymnasiums stand ein Tempel der Artemis Pheräa, deren Cult von Pherä nach Sikyon gekommen war. In dem Gymnasium selbst stand eine marmorne Bildsäule der Göttin. Aus dem Umstande, daß sie nicht mit Apollon verbunden ist, glauben wir schließen zu müssen, daß nicht die Schwester des Apollon gemeint ist. Der Cult stammt aus dem Thessalischen Pherä und war auch in Athen und Argos zu Hause [79]). Endlich auf dem Wege nach Phlius, wenn man zehn Stadien links gegangen war, traf man auf einen Hain Pyräa genannt, dessen Name schon an die fackeltragende Göttin erinnert. Darin stand ein Tempel der Demeter *προστασία* und der Persephone [80]). Die Kora war mit dem Dionysos verbunden, ein Beweis, daß die Mythe in ihrer ganzen Ausführlichkeit hier local war. Über das den Göttern gemeinschaftlich gefeierte Fest s. Pausanias (a. a. O.)

Auch in Korinth war der Cult der Arkadischen Göttin zu Hause; sie hieß dort Limnatis, *λιμναία* [81]), dort fand sich im Artemistempel sogar eine Quelle [82]). Auf dem Wege nach Kenchreä am Isthmos stand ein Tempel der Artemis, offenbar der von uns die Arkadische genannten Göttin, mit einem *ξόανον ἀρχαῖον* [83]). Auch Demeter und Kora wurden in Korinth verehrt, und ihre Priesterinnen waren zugleich Prophetinnen durch Träume [84]), die Göttin hieß *ἐποικιδίη* [85]). P. Licinius Priscus Juventianus errichtete, einer Inschrift [86]) zufolge, den Peribolos des heiligen Hains in Korinth, erbaute darin Tempel der Persephone, der Demeter, des Dionysos und der Artemis, und schmückte sie mit Statuen. Er stellte ferner den Tempel der Persephone und des Pluton wieder her, welchen Zeit oder Erdbeben vernichtet hatten. Pausanias schweigt davon [87]).

Wir wenden uns nach **Argolis**. Auch in dieser Landschaft war der Cult uralt. So war auf der Akropolis von Phlius ein heiliger Peribolos der Demeter, in welchem sie und die Kora einen Tempel und eine Bildsäule hatte. Auch Artemis, offenbar die Peloponnesische Göttin, hatte ein ehernes Standbild, welches Pausanias [88]) sehr alt zu sein schien; ebenso war nicht weit vom Theater der Demeter ein Heiligthum und uralte sitzende Bilder geweiht. Dann wurde in der fünf Stadien von Phlius entfernten Stadt Keleä der Demeter in jedem vierten Jahre ein Fest gefeiert. Der Opferpriester des Geheimdienstes ward aber nicht für die ganze Lebenszeit, sondern bei jeder Feier ein anderer gewählt, welcher auch, wenn er wollte, sich verheirathen konnte. Pausanias sagt ausdrücklich, daß die Gebräuche von den Eleusinischen verschieden waren, während er doch eingesteht, daß die Mysterien eine Nachahmung der Eleusinischen waren, und dieses sagten auch die Phliasier selbst. Dysaules, Bruder des Keleos, war in ihr Land gekommen und hatte

---

63) bei *Apollod.* III, 8, 2. 64) s. *Eckermann*, Melamp. p. 107. 65) s. Müller, Dor. I, 372. 66) *Paus.* VIII, 53, 11. 67) Ib. 13, 2. 68) Ib. 22, 5. 69) Ib. 33, 3. 70) Ib. 23, 4. 71) Ib. 23, 6. 72) *Strab.* VIII, 342. 73) s. *Eckermann*, Melamp. p. 12. 74) s. *Paus.* V, 15, 4. 75) in den Doriern von S. 372 an. 76) s. *Robert Gompf*, Sicyoniac. p. 79. 77) p. 60. 78) s. *Leake*, Mor. III, 364.

79) *Paus.* II, 23, 5. s. *Gompf* p. 81. 80) s. *Gompf* p. 88. *Herm. Bobrik* de Sicyoniae Topogr. (Regiomont. 1839.) p. 27. Vergl. *Paus.* II, 11, 3. 81) *Paus.* II, 7, 6. 82) Ib. 3, 4. 83) Ib. 2, 3. 84) s. *Plut.* Tim. 8. *Diod.* XVI, 66 *Hesych.* 85) Vergl. noch *Paus.* II, 4, 7. Schol. *Pind.* Ol. XIII, 74. Corp. Inscr. 1104. 86) bei *Maffei* Mus. Veron. I. p. 137. 87) s. *Leake*, Trav. in Mor. III, 296. 88) s. *Paus.* II, 13, 5.

die Mysterien eingeführt. Jon, Sohn des Xuthus, hatte ihn aus Eleusis vertrieben, als er von den Athenern zum Anführer im Kriege gegen die Eleusinier gewählt worden war. Pausanias streitet jedoch gegen diese Ursache der Auswanderung des Dysaules, und meint, daß irgend eine andere stattgefunden habe, auch sei er nicht mit dem Keleos verwandt gewesen, noch sonst mit einem edeln Geschlechte der Eleusinier; sonst würde ihn der Homerische Hymnus nicht übergangen haben. Genug, daß Dysaules die Mysterien einführte, und, wie Pausanias hinzufügt, dem Orte Keleä den Namen gab. Dysaules hatte auch dort sein Grabmal [89]). In den Orphischen Gedichten war Dysaules der Vater des Triptolemos und Eubuleus, einer Familie, welche der Demeter Nachricht von der geraubten Tochter gegeben hatte, und dafür von der dankbaren Göttin das erste Getreide zur Aussaat empfing [90]). Schon der Name Δυςαύλης bezeichnet den Flüchtling [91]), den ohne Dach und Fach, ohne feste Ansässigkeit schlecht versorgten Nomaden oder Jäger. Neben dem Grabe des Dysaules war das Grabmal des Aras, eines autochthonischen Heros der Phliasier, welcher mit seinen Söhnen vor dem Beginne des mystischen Demeterfestes zur Spende geladen war, ohne Zweifel ein Ackerbauer, denn das Wort ist von ἀρόω abzuleiten [92]). Preller behauptet mit Recht (S. 149), daß man einen doppelten Cult in Keleä unterscheiden müsse, einen uralten und einen verhältnißmäßig sehr jungen, da die Namen der Personen, welche die Eleusinischen Sacra nach Keleä verpflanzt haben sollen, die der Orphischen Dichtung sind [93]).

Geht man dem Grabmale des Thyestes vorbei, so stößt man zur Linken auf einen Flecken Mysia, wo ein Heiligthum der Demeter Mysia ist. Der Ort soll nach Argivischer Landessage von einem gewissen Mysios benannt sein, der die Demeter gastfreundlich bei sich aufnahm. Den Tempel fand Pausanias ohne Dach. Doch war in dem Flecken noch ein anderer von gebrannten Ziegeln, welcher Schnitzbilder der Persephone, des Pluton und der Demeter enthielt, woraus gefolgert werden muß, daß auch da die Sage vom Raube der Kora in ihrer ganzen Ausführlichkeit bekannt war, ohne daß man deshalb behaupten kann, daß nach Sage der Mysier, Kora auf ihren Wiesen geraubt sei, was Pausanias bemerkt haben würde [94]).

In Argos selbst blühete der Cult sehr. Wir lernen durch Pausanias eine Demeter Pelasgis kennen, also eine uralte Landesgottheit, welche bei dem Grabmale der Weiber, die für Dionysos im Kampfe gegen Perseus gefallen waren, ein Heiligthum hatte. Pelasgos, Sohn des Triopas, hatte den Tempel gestiftet, nicht weit davon war auch sein Grab. Diesem gegenüber war ein großes ehernes Piedestal mit alterthümlichen Bildsäulen der Artemis, des Zeus und der Athene; man glaubte, es sei ein Grab des Tantalos; nahe dabei war eine Grube, in welche nach Anordnung des Nikostratos geopfert wurde. Der Kora, der Tochter der Demeter, zu Ehren wurden brennende Fackeln in die Grube hinabgelassen. Daß eine πυρφόρος θεὸς sei, ist schon oben bemerkt. Hier muß das Grab eines Heros sein, *welcher* Dienste der Kora in inniger Verbindung *stand*, wurden Todtenopfer dargebracht; die Fackeln be[...] daß man sich die Persephone als Königin der *U*[...] dachte, welche mit dem heiligen Scheine der Fa[...] sühnen war [95]).

Auch die Arkadische Artemis war in Argolis [...] Sie hatte unter dem Namen λυκαῖα nahe bei d[...]ter in Trözen einen Tempel, welchen Hippolyto[...] hatte; vor dem Heiligthum lag ein Stein, auf [...] einst neun Trözenier den Orestes vom Muttern[...]nigten, Beweis genug, daß der Beiname lykäis[...]mis nicht von Wölfen hergenommen ist, welche [...]tos ausrottete, oder von sonst einer dem Pausa[...] bekannten Ursache, sondern von dem Berge L[...] Arkadien, da wir die mit der Kora identische gr[...]turgottheit vor uns haben, in deren Cult seit ih[...]bindung mit der taurischen Göttin, Orestes und [...]nia so große Rollen spielen [96]).

Auf dem Wege von Trözen nach Hermion[...] man den felsigen Bergpfad über den Altar d[...]wanderte, lag ein Flecken Eileoi, welcher sich durc[...]thümer der Demeter und der Kora *auszeichnete* [97]). [...] nach dem Meere zu, auf den Grenzen von H[...] prangte ein Heiligthum der *Demeter Hermione (vo[...] ὅρμα*, eine Schutzgöttin *der Hilfeflehenden), welch*[...] in Trözen selbst und *auf* den Grenzen gegen Tr[...] zu, selbst in Sicilien Tempel geweihet waren [98]). [...] auf dem Buporthmos hatte die Göttin mit ihrer [...] einen Tempel. Sie scheint dort mit der Athe[...]machorma in Verbindung gestanden zu haben, [...] Cult war vielleicht dem Attischen nachgebildet [99]) [...] vorzüglichste Heiligthum der Demeter war auf de[...] Klymenos des Phoroneus Bruder, und seine S[...] Chthonia hatten es gegründet. Nach Argivischer [...]sage hatten Atheras und Mysios die Demeter, [...] nach Argolis kam, um die Kora zu suchen, gast[...]genommen. Kolonias aber hatte ihr den Zutrit[...]nem Hause verweigert, noch irgend etwas, sie [...] unternommen, jedoch seine Tochter Chthonia die [...] des Vaters gemisbilligt. Da mußte Kolonias mi[...] Hause verbrennen, Chthonia aber wurde von de[...] gerettet, und nach Hermione entführt, wo sie [...]ligthum erbaute. Chthonia, die Unterirdische, ist [...] ein Beiname der Göttin, und namentlich führte [...] Pausanias berichtet, diesen in Hermione; Chtho[...] endlich auch das Fest, welches ihr jährlich im [...] gefeiert wurde. Der Priester der Götter, und *di*[...] Personen, welche die obrigkeitlichen Ämter ver[...]hielten einen Festzug; es folgten Weiber und [...] selbst Knaben schlossen sich dem Zuge an; diese [...] weiße Gewänder, ihre Häupter waren bekrän[...] Kränze aber flocht man aus der Blume *Κομοσά*[...]

---

89) f. *Paus.* II, 14. 90) Ib. I, 14, 2. 91) Wie Müller in den Eleusinien (S. 269) sagt. 92) f. Müller a. a. O. 93) f. Preller S. 131 fg. 94) f. *Paus.* II, 18, 3.

95) f. *Paus.* II. 22. 1—4. 96) Ib. 31, 4. 34, 6. 98) Ib. 34, 12. 99) Ib. 8.

einer Art Hyacinthe, wie Pausanias sagt. Auch der Klagebuchstabe Y zeichne die Blume. An den Festzug schlossen sich Männer, welche eine ausgewachsene Kuh aus der Heerde führten, die zwar gebunden war, aber vor Wildheit sich der Fesseln zu entledigen strebte. War sie bis zum Tempel gebracht, so wurde sie losgebunden, daß sie hineinlaufe. Man hielt die Thürflügel geöffnet, bis man sah, daß sich das Thier im Heiligthum befand, dann legte man die Thüren an. Vier alten Weibern lag es ob, die Kuh im Tempel zu erlegen. Eine durchschnitt ihr mit einer Sichel (δρέπανον) die Kehle; dann wurde die Thür wieder geöffnet, und auf dieselbe Weise wurden noch drei andere Kühe in den Tempel getrieben, um von den alten Frauen unter ähnlichen Ceremonien erlegt zu werden. Bei dem Opfer herrschte noch der Aberglaube, daß, auf welche Seite die erste Kuh gefallen war, die drei übrigen fallen müßten. Vor dem Tempel standen einige Bildnisse von Frauen, welche Priesterinnen der Demeter gewesen waren, im Innern waren Throne errichtet, auf welchen die Frauen harrten, bis die Kuh in den Tempel getrieben war. Die dort aufgestellten Bilder der Demeter und Athene waren nicht sehr alt. Pausanias bekam nur das Bild der Athene zu sehen, nicht das der Demeter, welche vorzugsweise verehrt wurde; es war überhaupt Sünde für eingeborne und fremde Männer, das Bild anzusehen. Nur die alten Weiber mochten es wissen, von welcher Beschaffenheit die Göttin war[1]).

Dem Tempel der chthonischen Demeter lag ein anderer gegenüber, welchen rings Bilder umgaben. Er gehörte dem Klymenos, diesem opferte man auch. Klymenos ist aber Beiname des Aidoneus. Hinter dem Tempel der Chthonia waren drei Plätze, von welchen der eine nach Klymenos, der andere nach Pluton, der dritte der acherusische See benannt ist. Auf dem Platze des Klymenos war ein Erdschlund, durch welchen Herakles den Kerberos nach Hermionischer Landessage, auf die Oberwelt gebracht haben soll[2]). Vergleichen wir mit dieser Erzählung des Pausanias nun noch folgende Fourmont'sche Inschrift[3]): *ά πολις των Ερμιονεων Νικεον Ανδρωνιδα Δαματρι, Κλυμενῳ Κορᾳ Θεοδωρος Πορου Αργειος εποιησε.* Andere erwähnten auch die *Δεσποινα*. Vielleicht stammte auch der Name von Hermione aus dem Cultus, denn auch Hermes war ein chthonischer Gott, und man kann schon a priori annehmen, daß auch dieser in Hermione und zwar in Verbindung mit den anderen chthonischen Gottheiten verehrt ward[4]). Doch soll damit nicht gesagt sein, daß Hermes der Stadt den Namen gab, vielmehr ist der Stadtname Hermione von der Demeter Hermione abzuleiten. Aufklärung über das Ganze gibt vielleicht der Anfang des Hymnos, welchen Lasos zu Ehren der chthonischen Gottheiten seiner Vaterstadt dichtete[5]). „Demeter preise ich und Kora, des Klymenos Gattin, Meliboia, der Hymnen Äolische Harmonie die tieftönende heraufführend." Vergleiche damit den Hymnos des Philikos von Kerkyra[6]). Das Heiligthum der Chthonia am Eingange der Unterwelt war anerkannt das erste der Stadt, was namentlich noch aus der Pietät erhellt, mit welcher die in Messenien wohnenden Asinäer der alten Stammgöttin Opfer und Theorien sandten[7]). Die mystische Weihe blieb lange Zeit sehr obscur, da der Cult der Dorischen Gottheiten den alterthümlichen Pelasgischen nicht vertrug, und ihn in den Hintergrund zu drängen suchte. An den Erdschlund auf dem Platze des Klymenos knüpfte sich wahrscheinlich die Sage vom Raube der Kora. Die Göttin wurde als gestorben gedacht, denn die Chthonien fielen ja in den Sommer, wahrscheinlich war es ein Saatfest, an welches man so gern die Mythe vom Raube knüpfte. Deshalb zürnte die Demeter, und mit blutigem Opfer mußte sie gesühnt werden. Die Demeter zürnte, und so war sie wahrscheinlich auf dem Bilde dargestellt, welches Männern anzusehen verboten war. Die Kora scheint aber zugleich als Braut vorgestellt zu sein, denn die Hyacinthenkränze, welche hier die Stelle der Narcisse vertreten, deuten offenbar auf Vermählung mit dem Aidoneus hin. Die ganze Gegend übrigens war voll vom Culte der Demeter. So hatte sie auch in dem Flecken Didymi einen Tempel, in welchem eine Bildsäule von weißem Stein die Göttin in aufrechter Stellung vorstellte[8]). Aber wie der Cult auf der einen Seite nach der dryopischen Halbinsel verdrängt war, so auf der anderen in die lernäischen Sümpfe. Am Flüßchen Chimarrhos, auf der Straße von Argos nach Lernä, war eine Einfassung von Steinen; dort sollte Aidoneus die Persephone geraubt und in die Unterwelt entführt haben. In Lernä selbst wurden der Göttin Mysterien gefeiert, die sogenannten Lernäa. Sie hatte einen heiligen Hain, Pontinos, welcher größtentheils aus Platanen bestand, und sich ganz ans Meer hinabzog. Die Flüsse Pontinos und Amymone schlossen ihn ein. Im Hain befand sich ein kleines sitzendes Bild der Demeter Prosymna, und eins des Dionysos, beide aus Marmor. Die lernäischen Mysterien soll Philammon gestiftet haben. Nach Pausanias verriethen die Gebräuche kein hohes Alterthum, auch könnten, wie Arriphon gezeigt habe, die Verse des Philammon nicht echt sein, da sie in Dorischer Mundart abgefaßt wären. Pausanias urtheilt hier sehr vernünftig, denn Philammon's Name wurde am Parnassos in der Gegend von Delphi gefeiert; auf ihn führte man die Bildung Delphischer Jungfrauenchöre zurück, welche die Geburt der Leto und ihrer Kinder besangen[9]). Man sieht, daß der alte Sänger Philammon auf's Genaueste mit dem Dorischen Element verknüpft ist, und folglich nicht den Pelasgischen Dienst der Demeter eingeführt haben kann. Den heiligen Hain hatten Danaos und die Danaiden geweiht. Pausanias sah auch den Alkyonischen See, durch welchen der Argivische Dionysos in die Unterwelt gestiegen war, um die Semele heraufzuholen.

---

1) s. *Paus.* II. 35, 4, 9. 2) Ib. 35, 10. 11. 3) s. Müller Dor. I, 399. 4) s. *Hesych.* s. v. Ἑρμιόνη. 5) s. *Athen.* XIV, 624, E. 6) bei *Hephaest.* p. 83 *Gaisf.* 7) s. Müller Dor. I, 400. 8) s. *Paus.* II, 36, 3. 9) s. Müller, Gesch. d. gr. Lit. I, 40.

Ferner war in Augila ein sehr gefeiertes Heiligthum der Demeter[24]). Die Priesterin der Demeter Archidameia sollte den Aristomenes gerettet haben. Dann war in Gythion ein Tempel der Demeter[25]). Soviel über die Verehrung der Göttin in Lakonien. Nirgends fand sie großen Anklang, der Cult ist daher an die Grenzen, oder in die Berge zurückgedrängt; doch war es den Dorern zu Pausanias' Zeit noch nicht gelungen, ihn zu vernichten.

§. 8. Messenischer Cult. Ebenso, sollte man denken, wäre es bei den Messenischen Doriern gewesen; aber sei es, daß das Dorische Element hier langsamer die Oberhand gewann, sei es, daß die von den Lakonischen Nachbarn bedrohten Messenier es vorzogen, friedlich und auf den Fuß gleicher Rechte mit den Achäischen Ureinwohnern zu treten, sei es endlich, daß Colonien von anderen Gegenden und Stämmen den Cult der chthonischen Götter nach Messenien gebracht haben, genug er wurde nicht allein hier mehr geehrt als in Sparta's Umgebung, sondern blühte auch ganz gewaltig in einigen Gegenden. Lykos, Pandion's Sohn, soll in früher Vorzeit nach Arene, der Stadt des Aphareus, gekommen sein, als er aus Attika vor seinem Bruder Ägeus flüchten mußte. Von Arene wird ein artiges Mährchen erzählt, welches in Lebadea, wie wir unten sehen werden, seine Analogie findet; Minthe erregte die Eifersucht der Persephone im Hades, und wurde deshalb in das Kraut Gartenminze verwandelt, welches auf dem Berge Samikon vorzüglich wuchs; andere erzählten, Minthe habe die Demeter in ihrem Schmerze gereizt. Wahrscheinlich gehört die Nymphe zu den Brautführerinnen der Persephone in den Hades[26]). Dort lehrte Lykos dem Aphareus die Orgien der großen Götter, nicht minder seinen Kindern und seinem Weibe Arene. Er sollte aber die Mysterien gelehrt haben, nachdem er sie nach Andania geführt hatte, während Kaukon sie in Messene einführte[27]). Preller (S. 148) streitet wieder gegen Pausanias und behauptet, die Messenischen Mysterien wären in dem Zustande, in welchem sie unser Autor kennen lernte, nichts weiter als eine Attische Gründung gewesen, welche bei der politischen Herstellung des Landes und der Erbauung von Messene durch den Mysterienkünstler Methapos vorgenommen wurde, der wahrscheinlich aus dem Kaukonisch-Attischen Geschlechte der Lykomiden stammte. Müller[28]) hält dafür, daß die Neliden, welche von Herodot (I, 147) Kaukonen genannt werden, an der Spitze einer Äolischen Kriegerschar von Pylos nach den Ionischen Königen in stürmischen Tagen die Herrschaft Attika's erworben, und in naher Verbindung mit den Eleusinischen Mysterien gestanden haben. Die Kaukonen sind allerdings Pelasger, aber Kaukon steht auch unter den Stammheroen von Phlya, einem Attischen Demos, dessen Cult dem Eleusinischen nahe verwandt war. Beim Untergange der Messenischen Nation sollen sich die Messenier vom heiligen Geschlechte nach Eleusis gerettet haben[29]). Doch kehrten sie noch vor der Schlacht bei Kaprusema in ihr Vaterland zurück (*Paus.* IV, 15, 7). Lykos, der Kaukonide, stammte aus Phlya, und die um dieselbe Zeit von Kaukon gegründeten Mysterien von Messene sollen die größte Ähnlichkeit mit den Attischen gehabt haben. Aus allem diesem geht hervor, daß der Cult im Messenischen Lande älter war, als die Dorische Eroberung, daß aber die Religion der chthonischen Götter durch die Dorier und wahrscheinlich noch mehr durch die Eroberung von Seiten der Spartaner gestört und vielleicht bis auf einzelne Reste untergegangen war, die sich in Traditionen erhalten hatten, daß aber endlich nach der Herstellung Messeniens durch Epaminondas der Athener Methapos nach Attischem Muster die Eleusinien in dem wiedergeborenen Lande herstellte. Ebenso wenig ist es Preller (a. a. O.) zu glauben, wie Müller bemerkt, daß um diese Zeit erst die Lykomiden nach Attika gekommen seien. Lykos, Sohn des Pandion, scheint Müller ursprünglich Lykomis geheißen und identisch mit dem Stammvater der Lykomiden gewesen zu sein, eine Annahme, welche ohne Zweifel richtig ist[30]). Auch die Triopische Demeter, welche in Argolis vorkommt, wurde in Messene verehrt. Sie hatte dort einen Tempel mit einer Bildsäule von Gold und parischem Marmor, und auch hier wird der Cult mit Aphareus und seinen Kindern in Verbindung gesetzt[31]). Aber der Cult von Andania war der hauptsächlichste in Messenien, doch auch hier mußte sich die chthonische Religion der olympischen unterordnen[32]). Nicht weit von der Stadt Öchalia entfernt war die stenyklarische Ebene, acht Stadien von Andania und auf dieser der karnasische Hain, ein Cypressengehölz[33]). Dort sah man die Bildsäule des karneischen Apollon und des Hermes Kriophoros, und neben der Bildsäule der Kora, der Tochter der Demeter, entsprang ein Quell[34]). Man feierte der Göttin im karnasischen Haine Mysterien, welche Pausanias an Heiligkeit gleich nach den Eleusinischen setzt. Doch durfte er das Nähere nicht berichten. Die Nähe der Bildsäule des Apollon zeigt gewaltigen Einfluß des Dorischen Elements. Die Stelle, wo die Korabildsäule stand, nahe der Quelle, scheint nicht absichtslos gewählt zu sein. Wie die Arkadische Artemis gern mit Quellen und Flüssen in Verbindung gesetzt ward, ist oben gezeigt. Bei der Kora wird dasselbe Grundprincip stattgefunden haben, und die Quelle Herkyna bei Lebadea entsprang unter ihren Händen. Die Weihe war, wie Pausanias sie kannte, ohne Zweifel ganz nach der Attischen eingerichtet. Aber ein älterer Cult wird einst wol geblüht haben, der durch den Dorismus unterdrückt ward, bis Epaminondas Messenien emancipirt hatte.

Wir sehen aus diesen Notizen über Stockdoriern, wie sehr es den neuen Eroberern gelang, die alterthümlichen

24) s. *Paus.* IV, 17, 1. 25) Ib. III, 21. Vergl. *Leake*, Trav. in Morea. I, 246. 26) s. *Strab.* VIII, 344. *Pollux* VI, 68. *Phot.* 271. Schol. *Nic. Alex.* 374. Etym. Gud. 395. *Orph.* p. 333. *Lob.* Opp. Hal. III, 486. *Ovid.* Met. X, 730. *Agatharch.* de mari rubro. p. 6 *Huds.* und Preller (S. 175), welcher die Citate herbeigeschafft hat. 27) s. *Paus.* II, 2, 6. 28) Eleusinien. S. 271.

29) s. *Paus.* IV, 14, 1. 30) s. *Bessler*, De gent. et fam. Att. sacerd. p. 39. 31) s. *Paus.* IV, 31, 11. 32) Ib. 33, 5. 33) Über die Beziehung dieses Baumes zu der Unterwelt und den chthonischen Göttern habe ich im Melampus p. 111, f. gesprochen. 34) Vergl. *Leake*, Trav. in Morea. I, 391.

diese ins Meer warf, und glaubte, man schickte sie nach Syrakus der Arethusa. Dies weist uns wieder nach Sicilien hin, und deutet einen innigen Zusammenhang mit dieser Insel an. Auch in Bura gab es einen Tempel der Demeter; die Bildsäule der Göttin aus pentelischem Marmor war ein Werk des Atheners Eukleides[51]). Sechzig Stadien von Pallene war das Mysaion, das Heiligthum der Demeter Mysia. Ein Argiver Mysios soll es gebaut haben. Nach Argivischer Landessage nahm Mysios die umherirrende Demeter auf. Im Mysaion ist ein Hain, und die Bäume alle von der derselben Gattung. Unbeneidetes Wasser strömt aus den Quellen. Man beging der Göttin ein siebentägiges Fest. Am dritten Tage entfernten sich die Männer aus dem Tempel, auch die männlichen Hunde; die Weiber blieben zurück und thaten in der Nacht, was ihnen Gesetz ist (*ὁπόσα νόμος ἐστὶν αὐταῖς*). Am folgenden Tage kehrten die Männer in das Heiligthum zurück, und nun begann Gelächter und gegenseitige Verspottung[52]). Das Fest hat etwas Eigenthümliches; die Demeter ist in Trauer um die verlorene Tochter, und hier fand sie willkommene Aufnahme. Wunderbar ist die Entfernung alles Männlichen. Aber offenbar geschah etwas, was die Männer nicht sehen durften. Der Gedanke an die Jambe und die unsittlichen Späße, mit welchen das wilde Mädchen die Göttin aufzuheitern suchte, liegt nahe; das Antlitz der Göttin mußte verklärt werden, und dies geschah. Am folgenden Tage war sie versöhnt und heiter. Die Männer kehrten zurück, und Heiterkeit, Gelächter, Verspottung und wahrscheinlich allerhand Späße, die nur der Cult entschuldigen konnte, begannen. Bei dem Worte *Μύσια*[53]) darf man nicht an den Mysios denken, noch weniger an Mysien, es ist von *μύω* abzuleiten, und bezeichnet die schweigende, verstörte, zürnende Demeter[54]). Artemis hatte in Achaja reiche Verehrung gefunden; ich erinnere nur an Komaitho, Melanippos und an den Fluß Ameilichos. Die beiden letzteren Namen deuten offenbar auf den chthonischen Cult; Melanippus (schwarzrossiger Mann) ist ein zweiter Aidoneus, Komaitho eine, wenn auch veränderte, Kora[55]). Auch die Kalirrhoe und der Koresios[56]) gehören in diesen Cult.

§. 11. **Megarischer Cult.** Wir verlassen die Halbinsel und wenden uns wieder dem Continent zu. Aber noch auf dem Isthmos treffen wir auf Demetercult. In Megara auf der Burg Karia war das berühmte Megaron, der Tempel der Demeter, welcher wahrscheinlich später der Stadt den Namen gab. Ohne Zweifel war dieses eine Pelasgische Gründung. Unter Kar, dem Sohne des Phoroneus, soll die Feier der Göttin eingeführt sein[57]). Von dem Demetertempel scheint Gell[58]) noch Marmorfragmente auf der Spitze des östlichen Theils des Hügels gefunden zu haben[59]). Der Demetercult muß auch in späteren Zeiten fortgedauert haben, da auf den Münzen die Göttin zwei Fackeln in den Händen schwingend, dargestellt wird[60]). Die Sabina, Geliebte des Hadrian, wurde *ΝΕΑ ΔΗΜΗΤΗΡ* genannt, wie eine Inschrift beweist[61]). Später amalgamirte sich der Demeterdienst mit dem Isiscult und ward mit seltsamen Gebräuchen, mit Abwaschungen der Göttin im Meere und einer feierlichen Procession dahin verbunden[62]). Noch jetzt sollen Spuren des heidnischen Cultus auf dem christlichen Boden stattfinden, wo die dreieinige Gottheit die Stelle der Demeter vertritt. Aber die Waschung hat nicht aufgehört[63]). Es versteht sich, daß in Megara die Mythe in ihrer ganzen Ausführlichkeit bekannt war. Die fackeltragende Göttin sucht die Tochter, und die Waschungen mahnen an die *λουσία*, an die versöhnte Gottheit. Das beweist der Felsen, Anaklethra, in der Vorstadt von Megara, bei dem Prytaneion selbst; dort soll die Demeter nach langem Umherirren ihre Tochter gefunden haben. Bei dem Feste der Demeter suchten die Weiber die Kora noch zu Pausanias'[64]) Zeit. In einer megarischen Inschrift[65]) wird Pluteus ein *ἀχαχὴς θεός* genannt; der Gott war also ein gnädiger Herrscher und König des Schattenreichs, und der Raub nur ein Vermählungsfest geworden. Auch die agrarische Seite des Demetercults war in Megara ausgebildet. Zwischen dieser Stadt und Nisäa stand der Tempel der Demeter *μαλοφόρος*. Er war uralt, und zu Pausanias'[66]) Zeit die Decke längst eingestürzt. Genauere Nachrichten über die Feste fehlen. Von Megara kam die Demeter nach Byzanz[67]). Auch der Cult der Artemis Soteira verbreitete sich hierher[68]).

§. 12. **Attischer Cult.** Wir kehren nach Attika zurück, von wo wir (§. 5) ausgegangen sind. Wir haben die Beschreibung der Attischen Eleusinien vorangeschickt, da es paßlich schien, an die Mysterien die übrigen localen Entwickelungen des Cultus anzureihen; ganz Attika durften wir oben nicht behandeln, da der Eleusinische Cult ziemlich unabhängig dasteht, ja von einem Kriege zwischen Athen und Eleusis berichtet wird. Doch soll damit nicht gesagt sein, daß der Demeter- und Koracult in den übrigen Theilen Attika's ohne Verbindung zu den Eleusinien stand. Der Zug aus dem Eleusinion in Athen nach dem Mysterientempel in Eleusis spricht schon dagegen. Das Nähere wird die Untersuchung lehren. Nach dem Marmor Parium war Demeter im 633 Jahre vor dem Anfang der Olympiadenrechnung nach Attika gekommen im 15. Jahre der Regierung des Königs Erechtheus. Eusebios theilt dem Erechtheus 50 Jahre zu, und im ersten seiner Regierung sei Persephone geraubt. Nach Apollodor[69]) fällt die Ankunft der Demeter in die Regierung Pandion's I. Tatian, Clemens und Eusebius (praep. evang.) verlegen sie in

51) s. *Paus.* VII. 25, 9. 52) Ib. 27, 9, 10. 53) Ib. II. 18, 3. 54) Barth (Hertha S. 119) denkt an *Μίση*, und erklärt, die keusche, reine, unnennbare Königin. Auch die große Naturgöttin. 55) s. *Paus.* VII, 19. 56) Ib. 21. 57) Ib. I, 39, 5. 58) Itin. of Gr. p. 16. 59) s. *Paus.* I, 40, 6.

60) s. *Mionnet* II, 321. 61) s. *Boeckh.* Corp. Inscr. nr. 1073. 62) s. *Apulej.* de Asino aureo. XI. p. 257. 63) s. *Gell.* p. 102. *Pouqueville* IV, 129. *Clarke* VI. p. 596 der Octavausgabe. 64) s. *Paus.* I, 43, 2. 65) bei *Boeckh.* C. I. nr. 1067. 66) s. *Paus.* I, 44, 3. 67) *Dionys. Byz.* p. 2 *Huds.* 68) *Paus.* I, 40, 2. 44, 7. Eine Inschrift Nr. 1063 bei *Boeckh.* C. I. nennt eine Faustina, des Faustinus Tochter, als ihre Priesterin. 69) III, 14, 7 und *Euseb.* Chron. Gr. p. 27

das Zeitalter des Argivischen Königs Lynkeus, dessen Regierungsanfang nach dem Kanon des Eusebius in das 14. Jahr Pandion's I., dessen Regierungsende in das 14. des Erechtheus fällt [70]). Die agrarische Gottheit Demeter Chloe hatte neben dem Hieron der kindernährenden Gaia, auf der Akropolis von Athen einen berühmten Tempel, welchen Antoninus Philosophus besuchte, um seine Unsträflichkeit zu bekunden, indem er allein in das Heiligthum sich begab [71]). Nahe an diesem Tempel ist die Inschrift [72]) gefunden, welche die Worte *Δήμητρι καὶ Κόρῃ* enthält. Gleich nach dem Eingange in das piräische Thor folgt bei Pausanias (I, 2, 4) nach dem Pompeion ein Tempel der Demeter, offenbar der mystischen, welche in Eleusis so sehr heilig war. Das zeigen die Bildsäulen an, mit welchen Praxiteles den Tempel geschmückt hatte, Demeter, Kora, und das geheimnißvolle Kind des Aidoneus und der Kora Jakchos mit der Fackel. Oberhalb der Quelle Enneakrunos setzt Pausanias (I, 14) den Tempel der Demeter und Persephone und des Triptolemos, von welchen die Religion des Ortes viel mitzutheilen verbot. Beide Tempel standen wahrscheinlich oberhalb der Quelle, auf einer Insel des Ilissos. Der Tempel der Demeter hieß das Eleusinion. In Bezug auf den Cult theilt Pausanias mit, was er darf, und übergeht, was sich auf die Deïope bezieht. Pelasgos, heißt es, nahm die Demeter, als sie nach Argos kam, in seinem Hause auf, und Chrysanthis, unterrichtet vom Raube der Kora, theilte der trauernden Mutter mit, was sie wußte. In der Folge mußte Trochilos, der Hierophant, vor Agenor aus Argos fliehen, kam nach Attika, heirathete eine Frau aus Eleusis, und erzeugte mit ihr den Eubuleus und Triptolemos. Dies war die Argivische Sage. Die Athener behaupteten, daß Triptolemos des Keleos Sohn sei, und zuerst milde Früchte gesäet habe. Musäos machte ihn zum Sohne des Okeanos und der Gaia, zweier alterthümlicher Pelasgischer Gottheiten, Orpheus dagegen, Eubuleus und Triptolemos zu Söhnen des Dysaules. Demeter aber, weil sie ihr Nachricht über ihre Tochter gaben, theilte ihnen das erste Getreide mit. Chörilos macht Kerkyon und Triptolemos zu Brüdern, aber, wie bereits oben bemerkt, nur von mütterlicher Seite. Die Mutter ist eine Tochter des Amphitryon, der Vater des Triptolemos ist Rharos, der des Kerkyon Poseidon. Pausanias wollte alles Merkwürdige erzählen, was man von dem Eleusinion weiß, da hielt ihn ein Traumgesicht zurück. Der Cult war offenbar der Eleusinische, wie denn auch der Tempel mit dem Mysterientempel in Eleusis in Cultverbindung stand. Auch in dem modernen Tempel der Panhagia, auf dem Felsen, oberhalb der Quelle Enneakrunos, da wo der Ilissos sich durch die Felsen arbeitet, vermuthet Stuart [73]) einen Tempel der Demeter in Agra [74]). Nach Pausanias war der Tempel aus der marathonischen Beute erbaut. Ferner im Phaleron, dem ältesten Hafen der Athener, war ein Tempel der Demeter [75]).

Verlassen wir Athen und verfolgen die heilige Straße, so gelangen wir bald zum Demos Lakiadä, wo [76]) bei der Kirche Agia Saba ein Tempel der Demeter und Persephone stand, welchen Phytalos gestiftet hatte, seine Grabschrift lehrt, daß Demeter diesem Heros zuerst die Cultur der Feigen gelehrt habe; der Tempel stand kurz vor dem Übergange über den Kephissos; Demeter hatte ihre Tochter gesucht und war vom Phytalos freundlich aufgenommen, weshalb sie sich ihm dankbar bezeigte [77]). Unmittelbar hinter der mystischen Pforte, wo jetzt das Kloster Daphne steht, war einst ein alter Tempel, welcher nach Pausanias' [78]) Bericht von den Nachkommen des Kephalos auf dem Poikilosberge gegründet, und Anfangs dem Apollon allein, später auch der Demeter, Persephone und Athene zugleich geweiht war. Der Weg um das Gebirge in die Ebene von Eleusis ist rauh und in den Felsen gehauen, und führt rechts um ein Paar Seen, in welche sich die Rheitoi ergießen mit salzigem Wasser [79]). Man glaubte, daß das Meer durch unterirdische Kanäle aus dem Euripos sich bis hierher ergieße [80]). Aber die Rheitoi waren der Demeter und Persephone heilig, und die Fische in den Flüssen waren für die Priester von Eleusis bestimmt. An den Ufern des Kephissos war der Ort Erineos, wo Aidoneus mit der geraubten Kora in die Unterwelt hinabgestiegen sein sollte [81]). Eleusis selbst Tempel und Mysterien hier überspringend, wenden wir uns nach Halimus, welches [82]) nur einen Abendspaziergang weit von Athen entfernt lag. Dort war [83]) ein berühmter Tempel der Demeter Thesmophoros und der Kora, in welchem Mysterien gefeiert wurden, auf welche Clemens [84]) offenbar anspielt, wenn er von den Mysterien von Halimus redet. Auch Prospalta, ein Demos der akamantischen Tribus, hatte einen Tempel [85]) der Demeter und Persephone. Merkwürdig ist Phlya. Unter den Altären, welche den Nationalgottheiten geweiht waren, führe ich nur den der Gaia an, welche hier die „große Göttin" hieß, und einen anderen Tempel, in welchem die Altäre der Demeter Anesidora, des Zeus Ktesios, der Athene Trithone, der Kora Protogene und endlich der Eumeniden standen. Der Cult wird der Eleusinische gewesen sein, und der Zusatz *πρωτογένη* bezieht sich vielleicht auf den Jakchos, welchen Demeter wenigstens säugt. In Attischen Inschriften [86]) kommt Kora oft neben dem Pluton vor. Auch Hermes, Gaia und Persephone werden zusammen genannt [87]). Oft freilich bedeutet *Πλουτῶνος δώματα* und *Φερσεφόνης θάλαμος* nur das Grab [88]).

70) s. *Boeckh.* C. I. p. 325. 71) s. *Jul. Capit.* M. Anton. c. XVI. *Paus.* I, 22, 3 und über das Adjectiv. Chloe Preller S. 325. 72) Nr. 471 bei *Boeckh.* C. I. 73) Plan von Athen. 2. Th. 74) cf. *Suid.* s. v. *Ἄγρα.*

75) s. *Paus.* I, 1, 4. 76) nach *Gell.* It. of Gr. p. 30. 77) s. *Paus.* I, 37, 2. 78) Ib. 37, 6. 79) *Paus.* I, 38, 1. *Thuc.* II, 19. *Hesych.* s. v. *Ῥειτοί.* 80) s. *Paus.* II, 24. 81) Ib. I, 38, 5. 82) Nach *Aristoph.* Aves. v. 498. 83) Nach *Paus.* I, 31, 1. 84) Im Protrept. I, 19. 85) s. *Paus.* I, 31, 2. 86) s. C. I. nr. 517. 87) s. nr. 538. 88) s. nr. 800, b. nr. 808. *παρὰ Φερσεφόνῃ καὶ Πλουτωνὶ κεῖνται* und *Apulej.* Metam. III. p. 74. in peculio Proserpinae et Orci familia numeratus, Nr. 916. redet von einem Heroon, welches den katachthonischen Göttern, dem Pluton, der Demeter

§. 13. **Böotischer Cult.** Böotien ist nicht minder berühmt durch Sagen und Mythen von der Demeter und Kora als Attika. Die Böoter hatten einen Monat *Δαμάτριος* [89]), Theben war der uralte Sitz des Zeus Hypsistos und des Elieus [90]). Demeter und Kora sollten die Stadt selbst erbaut haben; darauf bezieht sich ein Euripideischer Chor [91]):

> Gehe, geh' in dieses Land!
> Hat dein Sproß es nicht erbaut?
> Dir die Doppelnamigen
> Götter Persephassa und
> Die Göttin Damater,
> Herrscherin des Alls und Ga, die Alles nährt,
> Erbauten es.

Persephone erhält die Stadt zum Geschenk vom Zeus am Tage ihrer Enthüllung, als *ἀνακαλυπτήρια* [92]). Der Mythus wanderte von hier nach Akragas, das gleichfalls als Brautgeschenk der Kora angesehen wurde. Akragas war aber eine Pflanzstadt der Thebanischen Ägiden, sodaß diese Thatsache weniger auffallen muß [93]). Auch der Heros der Burg von Theben, Kadmos, wurde in ähnliche Beziehung zu den großen Göttern gebracht, denn sein Haus, die Kadmeia, erhielt den wunderbaren Namen [94]) „die Insel der Seligen.“ In Böotien standen die Gottheiten mit den Kabiren in Verbindung, denn nach einer Tempelsage war es eben die Demeter Kabiräa, welche die *ἄγλαα δῶρα Καβείρων* dem alten Priestergeschlechte übergab. Südlich von Theben auf der Straße nach Platää lag das Homerische Hypothebä, später Potniä genannt, ein vorzüglicher Sitz der großen Göttinnen Demeter und Kora, deren Dienst in engster Verbindung mit Dodona stand. Die beiden Göttinnen besaßen in Potniä einen heiligen Hain und am Asopos Bildsäulen, welche schlechtweg *αἱ θεαί*, die Göttinnen, genannt wurden. Der Cult der beiden Göttinnen war sehr geheimnißvoll. Vielleicht gibt die in Theben gefundene Grabesinschrift [95]), wo von einem *πρόπολος* der Persephone die Rede ist, etwas Aufschluß. Pausanias (IX, 8) nennt uns nur einen wunderbaren Gebrauch, nämlich kleine Schweinchen in die sogenannten Megara hinabzustoßen, von welchen man glaubte, daß sie im folgenden Jahre in Dodona wieder ans Tageslicht kämen. Schon dieser Umstand deutet auf die Gründung des Cults durch Pelasger hin; dazu kommt noch, daß der Vater der Pelarge, welche die Kabirenmysterien in Theben gründete, oder erneuerte, Potnieus heißt [96]). Fünfundzwanzig Stadien nordwestlich von Theben lag der berühmte Hain der kabiräischen Demeter und der Kora, sieben Stadien weiter der Kabirentempel, welchen, sowie der großen Mutter, Feste gefeiert wurden, die Pausanias aus Götterfurcht nicht wagte zu beschreiben. Ein Urvolk dieser Gegend, die Kabiren, sollten das Heiligthum gestiftet haben. Prometheus und sein Sohn Aitnaios waren Kabiren und beschenkten die Demeter mit einem geheimnißvollen Geschenk, welches Pausanias nicht nennen durfte [97]). Die Mythe weist uns nach Sicilien hin, wie denn überhaupt, wie bereits bemerkt ist, Sicilien und Böotien in engster Sagenverbindung standen. Hier werden wir nach dem Ätna gezeigt, Prometheus ist auch ein *θεὸς πυρφόρος*, und von jener Gegend war der erste Weizen nach Hellas eingeführt worden [98]). Nach der Erstürmung Thebens durch die Sieben blieb das Heiligthum lange Zeit verlassen, bis die Pelarge die Mysterien restituirte. Nur Eingeborene durften das Heiligthum betreten und einige Soldaten des Mardonios, welche es wagten hineinzudringen, wurden rasend, stürzten sich ins Meer oder zerschmetterten sich von Felsen springend, während die Makedonier, welche nach Thebens Zerstörung durch Alexander in den Tempel drangen, vom Blitze erschlagen wurden [99]). Der Kabirendienst hatte in Theben einen seiner ältesten Sitze, und war ein echt Pelasgischer, in welchem nichts Phönikisches, nichts Ägyptisches angetroffen wird. Nach Attischer Tradition hatte der Athener Methapus ihn gegründet, welcher aber höchstens ein Restitutor desselben genannt werden kann. Ein Eleusinisches Institut scheint der Tempel der Demeter in Platää zu sein, welche auch den Beinamen Eleusinia führte [1]). Aber ein geheimnißvolles Wesen ist die mykalesische Demeter. Dieses Städtchen, welches Homer [2]) *εὐρύχορος* nennt, lag zwischen Theben und Chalkis, östlich von Harma. Der wunderbare Tempel der Göttin wurde allnächtlich von dem Herakles, der hier einer der idäischen Daktylen war, geöffnet und wieder verschlossen. Einiges Licht, wie man sich die Demeter zu denken habe, bringt die Sage, daß zu den Füßen ihrer Bildsäule sich das Obst ein Jahr lang frisch halte [3]). Wenden wir uns nach Anthedon, einer Stadt, welche sich durch eine Fülle chthonischer Culte auszeichnet. Dort finden wir einen Tempel der Kabiren, welcher ohne Zweifel mit dem Thebanischen in Verbindung stand, nahe dabei einen Tempel der Demeter und Kora, endlich einen Hain der Demeter mit dem Tempel der Persephone. Auch ein Tempel des Dionysos und mehre Monumente, welche an die älteste Mythologie der Hellenen erinnern, schmückten die Stadt [4]) — dann nimmt Lebadeia unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Herkyna spielte hier mit der Tochter der Demeter, und hielt sich unter der Erde verborgen, endlich kam sie als Fluß aus einem Felsen wieder hervor. Pausanias fand die Quelle des Flusses in einer Höhle, in welcher Statuen mit schlangenumwundenen Sceptern standen, die er für Bilder des Trophonius, des alten Wahrsagers, und der Herkyna hielt. So

---

und Persephone, den Erinnyen und allen unterirdischen Göttern geweihet war. Es wurde sehr heilig gehalten und geflucht wird in der Inschrift dem Entweiher des Heiligthums.

89) s. *Plut.* de Isid. et Osir. p. 378, E. 90) s. *Tzetz.* Lycophr. 1194. *Hesych.* s. v. Ἐλιεύς, Καρπαῖος. 91) In den Phönissen. V. 681. 92) s. *Euphor.* — Schol. Phoeniss. v. 635. 93) s. Schol. *Pind.* Ol. I, 1[illegible] [illegible] *Artemid.* ap. *Plut.* *Hesych.* s. v. *Suid.* s. v. [illegible] [illegible] 95) *Boeckh.* C. I. nr. 16[illegible] [illegible] 25, 6.

97) s. *Paus.* IX, 25, 5. 98) s. Kruse, Hellas. I, 441. 99) s. *Paus.* IX, 25, 9, 10.

1) s. *Paus.* IX, 4, 3. 2) Il. II, 498. 3) s. *Paus.* IX, 19, 27, 8. 4) *Id.* 22, 5. s. *Leake*, Trav. in North. Gr. II, 274.

war hier auch ein heiliger Hain des Trophonios, ein Hieron der Demeter Europa und des regnenden Zeus, und weiter hinauf nach dem Orakel zu ein Tempel der Jägerin Kora und des Zeus Basileios, endlich ein Hieron des Apollon. Die chthonischen Gottheiten werden hier mit einem Pelasgischen geheimnißvollen Wesen zusammengebracht, und Demeter Europa wird seine Amme genannt. In der Felsengrotte, wo Pausanias die Bildsäulen mit den Schlangen gesehen hatte, die eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Asklepios und der Hygieia haben sollten, hatte Herkyna die Flußnymphe mit der Kora getändelt, durch ein Gänschen, welches sie entfliehen ließ, und Kora unter einem Felsenstücke hervorzog, war der Strom Herkyna entstanden. Die Gans war im Dienste der Kora bedeutsam, und die Herkyna in ihrem Tempel mit einer Gans abgebildet. Die Göttin Kora, hier Thera genannt, wurde mit dem Könige Zeus in einem prachtvollen Tempel verehrt, welcher wegen der Größe des Unternehmens und der vielen Bedrängnisse in Krieg und Gefahr nur halb vollendet geblieben war [5]). Die Herkyna wird bei Livius [6]) auch mit Zeus, offenbar dem Pelasgischen, der mit dem Aidoneus identisch ist, zusammengestellt und mit ihm angerufen. Sie ist die Tochter des Trophonios, d. h. des Zeus, die erste Priesterin der Pelasgischen Demeter zu Lebadea, und endlich die Göttin Demeter Herkyna selbst [7]). Herkyna aber ist [8]) die Göttin der Schattenwelt, die Orcina, wie die Demeter *ἐρωπὸς, σκοτιτός*, heißt, und Trophonios, der nährende Gott der Saatfelder, ist der geliebte Säugling der Demeter. Den Beinamen *Θήρα* mag Persephone von dem Haschen des Gänschens empfangen haben. Gänse und Enten aber sind [9]) den alten und neuen Hellenen niedliche Thierchen, weßhalb selbst Penelope, die sittsame Göttin des Odysseus, nach der *Πηνέλοψ* benannt worden sei [10]). Der Bach und die Quelle Herkyna kam aus der Unterwelt, und ihr Wasser war den chthonischen Göttern geweiht, weßhalb wer das Orakel befragen wollte, nicht minder die Jungfrauen, welche beim Feste des Trophonios den Dienst der Kanephoren verrichten sollten, sich zuvor darin baden und zum heiligen Werk [11]) reinigen mußten. Das Fest der Demeter hieß von der Herkyna *Ἑρκυνία* [12]). Die Sage von der sich verbergenden Herkyna ist in der Natur begründet, denn der Fluß bricht darum gewaltig aus dem Felsen hervor, weil er sich eigentlich schon höher auf dem Helikon aus einem Sumpfe gebildet, und dann nur wieder unter die Erde verborgen hat [13]). Die beiden Quellen des Flusses Herkyna zeigen schon durch ihre Namen an, welchem Reiche sie angehören, denn die eine heißt Lethe, jetzt Lephe, die andere Mnemosyne [14]). Auch auf dem Helikon scheinen Demeterfeste begangen worden zu sein, wie man vielleicht aus der Inschrift [15]) *ΔΑΜΑΤΡΙΑ* (*Δαμάτρια*) schließen kann.

§. 14. Phokischer Cult. Zwischen Kastri und Salona liegt der neue Ort Krisso, offenbar das alte Krissa, welches Homer im Schiffskataloge schon die hochheilige Stadt nennt [16]). Diesen Namen führte die Stadt wegen des heiligen Tempels der Demeter, welcher sich dort befand [17]). Also auch hier in der Nähe des Dorischen Nationalheiligthums hatte die Pelasgische Gottheit ihren Wohnsitz gerettet, neben der Mutter wird aber auch die Tochter verehrt sein, da diese Gottheiten so selten getrennt vorkommen. Aber Eurylochos zerstörte das übermüthige Krissa, welches von den Wallfahrtenden Zölle erpreßte. Zu Strabon's [18]) Zeit lag die Stadt noch zerstört. Pausanias fand Krissa gar nicht mehr, weshalb er meinte, es sei mit dem Apollinischen Hafen Kirrha identisch [19]). So mußte denn der Cult wol wanken, und unsere Unkunde über den Tempel wird erklärlich. Einen anderen Tempel der Demeter finden wir in Stiris, diesen jedoch nur aus ungebrannten Steinen erbaut. Aber die fackeltragende Statue der Göttin war von pentelischem Marmor [20]). Der Demeter und Kora war die Quelle geweiht, von welcher Pausanias [21]) redet, wie eine Inschrift [22]) lehrt. Dort sind die *Θεοὶ Σεβαστοὶ* ursprünglich ohne Zweifel Demeter und Kora, wenn auch später die römischen Kaiser mit diesem Namen geehrt wurden. Die Stadt war nach der Sage eine Attische Colonie, auch wird der Cult dem Attischen nachgebildet sein; Stirier aus Attika waren mit Peteos, dem Sohne des Oneus, von Ägeus vertrieben, sie wanderten nach Phokis, gründeten die Stadt und nahmen die heimathlichen Götter mit. Die Demeter trug eine Fackel, folglich suchte sie ihre Tochter, und die Stiriten verehrten die Göttin in ihrem Schmerz. Aber ein Trauerfest setzt ein Freudenfest voraus, der Mythus muß in seinem ganzen Umfange bekannt gewesen sein. Der Text des Pausanias ist lückenhaft, doch erkennen wir daraus, daß neben der Bildsäule der Demeter noch eine zweite uralte Bildsäule stand, wahrscheinlich der Kora angehörig. Wenigstens wird man glauben müssen, daß die Kora gemeint sei, wenn Buttmann richtig ergänzt hat, *ἄγαλμα ἀρχαῖον ἐστι ἄλλο, καὶ τούτῳ γίνεται ὅποσα Δήμητρι ἐς τιμήν*. Wir finden nur noch einen Demetertempel in Phokis, zu Drymäa, welcher sich durch Alterthum und eine stehende steinerne Bildsäule auszeichnete. Man feierte der Göttin jährlich Thesmophorien, vielleicht hat der Attische Cult und die von Thukydides so oft erwähnte alte Freundschaft der Athener und Phokier auf den drymäischen Cult eingewirkt [23]). Doch muß auch in

5) s. *Paus.* IX. 39, 3. 6) XLV, 27. Es ist in dieser Stelle von Ämilius Paullus die Rede, und es heißt von ihm: Lebadiae quoque templum Jovis Trophonii adiit. Ibi quum vidisset os specus, per quod oraculo utentes sciscitatum deos descendunt, sacrificio Jovi Hercynnaeque facto, quorum ibi templum est, Chalcidem — descendit. 7) s. *Tzetz.* Lycophr. v. 153. 8) Nach Müller, Orchomenos. S. 155. 9) Wie Preller S. 172 nach *Aristoph.* Plut. 1011. v. Schol. bemerkt. 10) s. *Dodwell*, A Class. Tour thr. Gr. II, 70. 11) s. *Plut.* amat. narrat. O. 1. 12) s. *Hesych.* s. v. *Ἑρκυνία* und Welcker's Zeitschrift. S. 122 fg. 13) s. *Gell.* It. of Greece. p. 178.

14) s. *Dodwell*, Class. Tour. II, 218. 15) Nr. 1671 bei *Boeckh.* C. I. 16) s. *Hom.* Il. II. 520. 17) Nach *Eustath.* p. 537. 18) IX, 413. 19) *Paus.* X, 37. 20) *Id.* 35. 21) *Id.* 35, 5. 22) Nr. 1730 bei *Boeckh.* C. I. 23) s. *Leake*, Trav. in North. Gr. II, 73.

Ambryssos der Cult gewesen sein, wie eine Inschrift [24]) lehrt.

§. 15. **Lokrischer Cult.** Daß der Cult der chthonischen Gottheiten in den verschiedenen Landschaften der Lokrer blühte, beweisen nicht allein die ausdrücklichen Meldungen der Alten, sondern auch Münzen, und namentlich die Nachrichten, welche uns über das epizephyrische Lokri zur Hand sind. Ist nicht die Protogeneia, welche die Mythe zu einer Tochter des Deukalion und der Pyrrha macht, mit welcher Zeus den Opus, den Stammheros der Opuntischen Lokrer erzeugte, eine Abstraction der Kora, die, wie wir oben gesehen haben, selbst Protogeneia heißt? Auch Opus hatte eine Tochter, welche nach einer im Alterthume sehr verbreiteten Sitte nach der Großmutter wieder Protogeneia genannt ward [25]). So hatten die Amphissäer ein Fest der königlichen Kinder, welche Uneingeweihte theils für die Dioskuren, theils für die Kureten hielten, aber die Klugen wußten, daß die Götter die Kabiren seien [26]). Der Cult war ein Geheimdienst, und es gelang den frommen Gläubigen, denselben so geheim zu halten, daß nur die Eingeweihten wußten, wer verehrt wurde. Solches Dunkel umgibt nur die chthonischen Gottheiten. Ferner dreißig Stadien von Amphissa lag Megania, ein hochgelegenes Städtchen, dessen Einwohner dem Zeus in Olympia den Schild geweiht hatten. Diese hatten einen Altar und Hain der *Θεοὶ μειλίχιοι*, in der Nachtzeit wurden die Opfer dargebracht und das Opferfleisch mußte vor Sonnenaufgang verzehrt sein [27]). Also auch hier nächtlicher geheimnißvoller Cult. Den Demetercult in Opus beweisen namentlich noch einige Münzen [28]), wo aber die Mutter, da wird auch die Tochter verehrt. Ich habe anderswo [29]) nachgewiesen, daß Opus die Mutterstadt von dem italienischen Lokri sei, und den Beweis namentlich in dem Culte gesucht. Nirgends war ein berühmterer Demetertempel als in Lokri Epizephyrii; man hatte dort ungeheuere Reichthümer aufgehäuft, welche die Göttin selbst beschützte [30]); als den Lokrern Krieg gegen Kroton bevorstand, wollte man das Gold aus dem Tempel in die Stadt schaffen, die Göttin aber erhob ihre verbietende Stimme, man solle die Hände entfernt halten, sie werde selbst ihren Tempel schützen; da hielt man es wenigstens für rathsam, ihn mit einer Mauer zu umgeben, aber, als diese schon eine gewisse Höhe erreicht hatte, stürzte sie plötzlich zusammen. Später wagte der König Pyrrhos die Schätze zu rauben, aber als er sie zu Schiffe gebracht hatte, erhob sich ein Sturm, zerspaltete die Flotte und trieb die golbbeladenen Schiffe an das lokrische Ufer. Die ganze Ladung der Schiffe ging verloren, nur die Schätze der Göttin wurden gerettet [31]). Der König, durch solches Unglück belehrt, ließ die Schätze zurückgeben, aber der Zorn der Göttin ward dadurch nicht gesühnt, das Glück verließ ihn, er war der Demeter Chthonia verfallen, ein *δημήτριος* geworden. Aus Italien verjagt fand er in Argos einen unedlen Tod. Später wagte Pleminius im zweiten punischen Kriege ähnlichen Frevel. Aber die Rache der Göttin verfolgte die Römer [32]). Man sah sich genöthigt, Pleminius zur Rechenschaft zu ziehen; er war aber der Göttin verfallen, und starb im Gefängniß, ehe seine Sache entschieden war [33]). Ähnliches Unglück drohte unter Q. Minucius' Verwaltung den Römern wegen eines Tempelraubes [34]); es gelang aber den emsigen Nachforschungen des frommen Römers, die Thäter zu entdecken, der Raub ward aus ihrem Vermögen ersetzt [35]). Wo aber Demeter galt, da galt auch Kora, denn die Mutter ist nichts ohne ihre Tochter; so muß auch in ganz Lokris die Kora verehrt sein, wenn die Göttin auch nirgends genannt wird. Über die Koraköpfe auf Opuntischen Münzen s. oben.

§. 16. **Thessalischer Cult.** Wir haben von der Demeter zu Anthela zu reden, einem kleinen Orte bei den Thermopylen [36]). Herodot [37]) sagt: „Zwischen dem Phönixflusse und den Thermopylen ist ein Flecken, Namens Anthela, daselbst fließt der Asopos vorbei ins Meer, ein breites Feld ist da umher, worin das Heiligthum der amphiktyonischen Demeter liegt, und die Sitze der Amphiktyonen und das Heiligthum des Amphiktyon selbst." Die Gegend heißt wegen des Nationalheiligthums das heilige Land der Malier [38]). Man kann von Anthela aus verfolgen, wie sich der Cult nach dem Süden verbreitet hat. Die Gephyräer, welche zu den Kadmeonen gehörten, und sich in Böotien, dann in Attika niedergelassen hatten [39]), verehrten Demeter und Kora als Nationalgottheiten und feierten den Göttern heilige Orgien [40]). Die Gottheit führte aber den Beinamen der Achäischen oder auch panachäischen Demeter [41]), den letzten Namen behielt die Gottheit noch, als die Achäer im Peloponnes schon eine bleibende Wohnstätte gefunden hatten. So liegt denn die Vermuthung nahe, die Gephyräer seien aus dem alten Achaja im phthiotischen Thessalien gekommen [42]); denn nach einer Sage hatten die Vorfahren dieses Volkes in Eretria gewohnt, einem Orte im phthiotischen Thessalien [43]). So mag man auch mit Hüllmann [44]) die Achäer, auf welche es hier doch auch ankommt, für ein den Kadmeonen verwandtes Volk halten, wenn ich ihm auch nicht einräumen kann, daß der ganze Völkerzweig ein phönikischer sei. Aber gewiß waren die Gephyräer ein Pelasgischer Stamm, und die Achäer mögen den Demetercult überkommen haben. Alle Stämme, welche im Amphiktyonengerichte stimmberechtigt waren, scheinen anfänglich in Thessalien gewohnt zu haben, selbst die Böoter, welche unter den Äolern mitbegriffen worden sind [45]). Die Achäer müssen die mäch-

---

24) Nr. 1727 bei *Boeckh*. C. I. *Δάματρι καὶ Κόρᾳ*. 25) s. *Boeckh* ad *Pind*. Ol. IX, 41. 26) s. *Paus*. X, 38. 27) *Id*. l. c. 28) bei *Mionnet* III, 490. Nr. 29—32. 29) In der darmstädter Zeitschrift für Alterthumswissenschaft. Jahrg. 1842. 30) s. *Liv*. XXIX, 18. 31) *Id*. 8.

32) s. *Liv*. XXIX, 19. 33) *Id*. 22. 34) *Id*. XXXI, 12. 35) *Id*. 13. 36) s. *Krieyk*, De Maliensib. (Francof. 1839.) p. 24. 37) VII, 200. 38) Vergl. c. 176. 39) s. *Paus*. V, 57, 58. 40) *Id*. 61. 41) *Id*. VII, 24. 42) s. *Strab*. IX, 659. 43) s. *Herod*. V, 57. *Liv*. XXXIII, 6. 44) Anfänge der gr. Gesch. S. 166. 45) *Paus*. X, 3.

tigsten im Lande gewesen sein, denn ihr Name ward dem Lande mitgetheilt. Schwerlich jedoch möchten die Achäer ganz identisch mit den anwohnenden Äolern gewesen sein, dem mächtigsten Stamme der alten Pelasger [46]). Thessalische Völker aber, welche theils Nationalität, theils gemeinschaftlicher Demetercult verband, traten in ein Bündniß zusammen. Anthela war Versammlungsort der Bündner, und die mystische Demeter, welcher noch in den spätesten Tagen Opfer gebracht wurden, war die Beschützerin des Bundes [47]). Die Delphischen Amphiktyonen haben im Anfange schwerlich Gemeinschaft mit diesen Verehrern der Demeter gehabt. Die Amphiktyonie von Anthela blühte schon zur Pelasgerzeit, der Delphische Bund gewiß erst, seitdem die Dorer nach der Dorischen großen Wanderung die Oberhand über ganz Hellas erhalten hatten. Der Orakelgott ward später freilich der wichtigste, die chthonischen Gottheiten zogen sich immer mehr in das Dunkel zurück, welches ihnen eigenthümlich ist, und so ging es auch den Gottheiten des Bundes zu Anthela. Strabon [48]) nennt uns ferner ein Demetrion, d. h. ein *τέμενος Δήμητρος* in Pyrasos in Phthiotis; das Heiligthum (*ἱερὸν ἅγιον*) und der Hain waren zwei Stadien von der Stadt entfernt [49]).

§. 17. Spuren des Cults im Norden von Hellas. Auch in Dodona, jenem uralten Pelasgersitze, war die Demeter heimisch. Doch wissen wir nur wenig von ihr. Drei Verse des Virgil [50]) scheinen die Gegenwart der Göttin zu Dodona zu beweisen; hierher muß sie beim Suchen der Tochter gekommen sein. Das ist freilich der einzige Beweis für Demetercult an der Stätte des Taubenorakels [51]). Einige Bronzmünzen, welche die Könige von Epiros geprägt haben, bestätigen die Vermuthung, daß mit Demeter auch Kora in dem heiligen Lande verehrt sei. Die Vorderseite zeigt den Kopf der Persephone, die Rückseite die Demeter, welche ähnlich der Dione und sitzend dargestellt ist. An denselben Cult erinnern auch Münzen bei Torremuzza [52]), welche auf der Vorderseite mit dem Pallaskopfe geschmückt sind, auf der Rückseite Kornähren innerhalb eines Eichenkranzes zeigen, und mit der Inschrift *ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΠΥΡΡΟΥ* versehen sind [53]). Auch in dem thesprotischen Ephyra war die Mythe vom Raube local [54]). Die gleichfalls in Ephyra locale Mythe von der durch Peirithoos von der Seite ihres Gemahls geraubten Persephone, vom unglücklichen Ausgange des Raubes, des Räubers und die Festsetzung seines ihn begleitenden Freundes Theseus im Hades, bis Herakles beide befreite, wird wol in der Thesprotis des Pseudomusäos, welche vielleicht mit der Telegonis des Eugammon identisch war, in Umlauf gesetzt sein [55]). Schon *Euripides* [56]) kannte die Fabel, auch Hellanikos [57]).

Noch nördlicher verbreitete sich der Cult der Demeter und Kora. So bietet eine Inschrift [58]) von *Castel Sussuraz* bei Salona in Illyricum die Worte *Θ. Κ. Θεοῖς καταχθονίοις*. Auf der Insel Lissa ward [59]) Artemis Pheräa verehrt, von welcher bereits oben geredet ist [60]). Sie war nach Hesychius in Athen eine *ξενικὴ Θεός*, nach Anderen aber mit Hekate identisch [61]). — Von dem Cult der chthonischen Gottheiten in Byzanz ist bei Megara gesprochen. Wir fügen nur noch hinzu eine Inschrift [62]), die mit den Buchstaben *Θ. Κ. Θεοῖς καταχθονίοις* beginnt. Selbst in Pantikapäon finden wir unsere Göttinnen [63]).

§. 18. Sicilischer Cult. Sicilien, welches die aus der Heimath empfangenen Mythen an liebender Brust aufnahm, pflegte und eigenthümlich ausbildete, ist in unserem Culte doppelt betheiligt; denn nicht nur Demeter und Persephone, sondern auch Artemis, die Arkadische Naturgöttin, und die Nymphe Arethusa, die Geliebte des Alpheiosstromes, haben Cult und Ehre auf der Insel erlangt.

Alpheios, der Arkadisch-eleische Flußgott, verfolgte die flüchtige Quellnymphe Arethusa bis nach Sicilien; in Elis war sie entschlüpft, aber er verfolgte das Mädchen unter dem Meere weg, *bis er sie in Ortygia, der* syrakusischen Insel, erreichte [64]). *Ortygia war eine heilige* Stätte der Flußgöttin Artemis, welche mit der *Kora* identisch ist, und die schönen Frauenköpfe auf den syrakusischen Tetradrachmen mit dem schilfdurchflochtenen Haar stellen [65]) die Artemis Potamia vor. Die Göttin liebte, auch nach eleischer Sage, den Alpheios, in Ortygia war ihr die Quelle Arethusa geweiht; daß die ortygische Artemis früh eine Schwester des Apollon geworden ist, thut nichts zur Sache. *Man sieht*, wie der Cult durch Colonien in die Fremde übergetragen worden ist — Akragas war, wie die Stadt des Kadmos, ein Geschenk des Zeus an Persephone am Feste der Enthüllung. Der Thessalier Triopas hatte die Triopischen Mysterien nach Akragas gebracht, jener erste Gründer von Knidos und Rhodos [66]). Später gehörten die Triopien freilich dem Apollon an, ursprünglich aber den beiden Göttinnen, welche Triopas aus dem Thessalischen Dotion in jene Gegend verpflanzt hatte [67]). Später wurde die ganze Insel der

46) Wie Hüllmann (S. 167) annimmt. 47) s. *Strab.* IX, 643, 656. 48) p. 435. 49) cf. *Stephan.* s. v. *Πύρασος* und *Δημήτριον*. 50) Georg. I, 147.
Prima Ceres ferro mortales vertere terram
Instituit, quum jam glandes atque arbuta sacrae
Deficerent sylvae, et victum Dodona negaret.
51) s. Joseph Arneth, über das Taubenorakel zu Dodona. (Wien 1840. 4.) S. 7. 52) Tab. CIII. nr. 9. 53) s. Jos. Arneth. S. 29. 54) *Serv. Virg.* Georg. I, 38. Aidoneus, ex Molossorum, rapuit Proserpinam.

55) s. Passow Mus. S. 56. 56) s. *Heraclid.* v. 218. 57) Fragm. 90 bei *Sturz*. Vergl. die Citate bei Preller S. 171. *Philochor.* p. 33 *Siebel.* *Agatharch.* p. 6 *Huds.* *Paus.* I. 17, 4, 5. Schol. *Apollon.* I, 101 *Eust. Dionys.* Periegeta p. 176, 10. *Serv. Virg.* Aen. VI, 601. *Aristoph.* Equit. 1365. *Eudoc.* p. 47. 92. 227. *Plut.* v. *Thes.* c. 31. 58) s. C. I. nr. 1832. 59) Zufolge der Inschrift Nr. 1837. 60) s. v. *Φεραία*. 61) Vergl. *Boeckh.* l. c. und *Spanh. Callim.* Hymn. in Dian. v. 259. 62) C. I. nr. 2041. 63) Die Inschrift Nr. 2106 nennt die Demeter Thesmophoros, Nr. 2107 schlechtweg die Demeter, und Nr. 2108 Aristenike, Tochter des Xenokrites, eine Priesterin der Demeter. 64) s. *Strab.* VI, 270. 65) Nach Müller Dor. I, 376, 4. 66) s. *Heffter*, Rhodos. III, 45. 67) *Paus.* X, 11, 1. Etym. M. 706, 35. *Athen.* VI, 261. *Diod.* V, 61. *Steph.* s. v. *Τριόπιον*.

Kora' Brautgeschenk[68]). Zwei Feste waren ihr in Sicilien gewidmet, die Theogamien und die Anthesphorien[69]). Aber das erste Fest hängt mit den Anakalypterien zusammen[70]) und stammt offenbar aus Theben. Vielleicht wurde der Cult durch die Emmeniden eingeführt, welche aus Theben stammten, und mit der Colonie des Gelon nach Sicilien gekommen waren[71]). Auch von der Insel Telos, welche bei dem Vorgebirge Triopia liegt, war eine Familie der lindischen Colonie, welche Gela in Sicilien gründete, gefolgt, und hatte ohne Zweifel die Triopischen Weihen mit sich hinübergenommen. Telines, der Vorfahr des Hieron, wußte seinem Gentilcultus soviel Ansehen zu geben, daß er als Hierophant denselben öffentlich verwalten durfte[72]). Aber der Cult in Syrakus und seiner Colonie in Enna, welcher so sehr gefeiert war, daß Einwohner wie Römer Sicilien für das Mutterland der Demeter hielten, kann unmöglich von diesen Familien ausgegangen sein, denn seine Eigenthümlichkeiten unterscheiden ihn streng von beiden. Athenäus[73]) nennt uns Thesmophorien auf Sicilien, Plutarch[74]) ein *Θεσμοφόριον ἱερόν*; es gab dort einen Monat Thesmophorion, ein Fest *Κούρεια*, eine Demeter Hermione, jene dryopische Göttin von Hermione und Asine[75]). Der Cult muß gleich bei der Gründung von Syrakus gestiftet sein, denn er gehörte zu den ältesten der ganzen Insel. Nun aber wurde die Stadt von Olympia und Korinth gegründet, der Cult in Korinth aber war, wie oben gezeigt ist, nur ein untergeordneter. Möglich, daß die große Fruchtbarkeit des an Weizen und Gerste so gesegneten Landes zur Aufrichtung des Dienstes beigetragen hat, aber Megara, Korinths Nachbarstadt, welches an der Gründung von Syrakus starken Antheil nahm, jene heilige Stadt der Demeter, wird doch die Hauptgründerin des Cults in Syrakus sein[76]). Enna war, wie gesagt, eine Colonie von Syrakus, so mußte auch hier der Cult reiche Wurzeln schlagen[77]); von hier aus mag er nach Katana gekommen sein[78]); dort heißt die Göttin auf Münzen *Βασιλίς*. Auch nach Großgriechenland wird der Cult von hier gekommen sein. In Bruttium, Campanien und Apulien gab es Demeterdienst. Den Cult von Lokri haben wir bereits erwähnt, wir fügen hier nur noch ein Citat[79]) jener Untersuchung hinzu. Von dem Dienste in Hipponium und Pandosia redet Strabon[80]). Nach der Landessage, sagt Strabon, kam Persephone aus Sicilien in jene Gegend, um Blumen zu suchen, denn dort sind die anmuthigsten Wiesen der blumenreichsten Gegend; am Feste der Göttin pflückten sich daher die Matronen Blumen, um Kränze daraus zu flechten, weil es für Sünde galt, in jenen Tagen gekaufte Kränze zu tragen[81]). Auch in Metapont finden wir den Cult der chthonischen Gottheiten, und auf ihren Münzen befanden sich Symbole der Fruchtbarkeit, ein Demeterkopf mit der Ähre[82]). Auch in Kroton[83]), in Elea und Neapolis[84]). Neapolis war von Kyme gegründet, hatte also wahrscheinlich seine Demeter mittelbar aus Euböa, während Elea seine Sacra aus Ionien überkam. Sehr berühmt waren die Mysterien der chthonischen Demeter und Kora in Kyme, und in Tarent gab es eine *Δημήτηρ ἐπιλυσαμένη*, welche[85]) auch in Syrakus verehrt wurde, wahrscheinlich eine geburtshelfende Gottheit, wie auch Persephone-Hekate solche Dienste übernimmt, als *Εἰλείθυια*. Wahrscheinlicher jedoch ist wohl Preller's Annahme (S. 175), daß Demeter in jenen Städten nach der Localsage von der Persephone entbunden war. Campanien war das fruchtbarste aller Länder, und daraus erklärt sich auch leicht der Mythos, daß Demeter und Dionysos darum gekämpft hatten[86]). Auch Thurii verehrte die Göttin, wie man aus thurischen Münzen ersieht. Thurii war eine Colonie von Athen, in Perikles' Tagen gegründet, so wird man annehmen müssen, daß der Attisch-Eleusinische Dienst hier Eingang gefunden hatte.

Nach Theodor Müller[87]) kam Demeter auf thurischen Münzen vor und wurde mit der Kora allgemein verehrt, und man sieht nicht recht ein, warum Müller[88]) den Cult für einen untergeordneten hält. Hierher gehört noch die 26. Inschrift bei Böckh (C. I.), welche auf der Appischen Straße drei Meilen von Rom bei dem Grabmal der Metella gefunden ist. Säulen waren der Kora und den chthonischen Göttern als Weihgeschenk errichtet. Niemandem sollte erlaubt sein, sie aus dem Triopium zu entfernen, da der Räuber keinen Nutzen davon haben würde. Als Zeuge wird die Weggöttin Hekate angerufen. Also an der Appischen Straße eine Triopische Demeter. Aber Herodes Atticus, der Gründer dieses Heiligthums, obgleich unter Hadrian geboren, und noch unter Commodus am Leben, hat die Säulen errichtet, und nur wegen seiner Vorliebe für das Alterthum sich der uralten Attischen Schrift bedient. Mit großen Unkosten ehrte er die Manen seiner Gattin Annia Regilla; sie hatte ihm zwei Söhne und zwei Töchter geboren, als sie zum fünften Male im achten Monat schwanger war, wurde sie auf Befehl des Gatten von dem Freigelassenen Alcimedon gegeißelt, und starb an den Folgen einer unzeitigen Geburt. Herodes, von ihrem Bruder App. Annius Bradua des Mordes angeklagt, wurde freigesprochen; er hatte den Befehl geleugnet und betrauerte die Gattin auf die kostspieligste Weise[89]). Hierher gehört also die Weihung des Triopiums. Diese Religion bezieht sich auf die chthonischen Gottheiten, selbst der Name Triopas[90]).

68) s. *Boeckh.* Expl. *Pind.* Ol. II. p. 125. 69) s. *Pollux* I, 37. 70) s. Schol. rec. Olymp. VI, 160. 71) s. Müller Orchom. S. 217. 72) s. *Herod.* VII, 153. Schol. *Pind.* II, 27. p. 315. 73) XIV. 647, A. 74) Dion. 56. 75) s. *Diod.* V, 4 sq. 76) s. Müller Dor. I, 401. 77) s. *Steph. Byz.* s. v. *Ἔννα*. Müller Dor. I, 401. 78) s. *Cic.* in Verrem. Act. II. lib. IV. c. 45. 79) *Valer. Max.* I, 1. 80) VI, 227. s. Bartel's Briefe über Calabrien. I, 555.

81) Vergl. noch *Hermann* Opusc. II, 73. 82) s. Hegewisch, Colonien der Griechen. S. 132. 83) s. Preller S. 175 und *Porphyr.* v. Pyth. c. 8. *Diog. Laert.* VIII, 15. 84) s. *Cic.* pro Balbo c. 24 und *Val. Max.* I, 1. 85) nach *Hesych.* s. v. 86) s. *Plin.* N. H. III, 6. 9. 87) De Thur. rep. Göttinger Preisschrift v. Jahr 1838. S. 55. 88) Ebend. S. 51. 89) s. *Boeckh.* C. I. I. p. 45. 90) s. *Paus.* II, 22, 2.

Der Cult des Herodes ward ohne Zweifel nach dem Dienste der Triopischen Demeter in Karien eingerichtet [91]). Die Frage, warum grade Herodes das Grabmal den Triopischen Gottheiten geweiht hatte, beantwortet Preller [92]) dahin, Triopas hatte den Zorn der Demeter gesühnt dadurch, daß er baute; so baute auch Herodes, um seine beleidigte Gattin zu versöhnen.

Kann man sich wundern, daß das Land, von wo der Weizen nach Griechenland kam, das alle Länder so an Fruchtbarkeit übertraf, daß es die Kornkammer Italiens ward, als durch Kriege, Bauten, Landgüter und Villen der italienische Boden verwüstet war, schnell vorzugsweise Wohnsitz der Demeter wurde, daß man das Land ihr schenkte, die Kora dort geboren, entführt werden und wiederkommen ließ [93])? Cicero sagt [94]): Es ist eine alte Meinung, welche sich auf die ältesten Denkmäler der Griechen in Stein, Erz und Schrift gründet, daß ganz Sicilien der Ceres und der Libera geheiligt sei. Das glauben alle übrigen Völker (namentlich die Römer); aber die Sicilianer selbst haben sich so sehr davon überzeugt, daß der Glaube ihren Herzen angewachsen und angeboren zu sein scheint. Diodor (V, 2) stimmt ganz mit Cicero überein, und beruft sich auf den Tragödiendichter Karkinos, welcher [95]) um die 90. Ol. blühte. Karkinos sagt aber nur, daß die geheimnißvolle Tochter der Demeter durch den verborgenen Rathschluß des Pluton geraubt sei, und die Erde das Mädchen verschlungen habe. Die Mutter, vom Schmerze gefoltert, habe darauf die ganze Erde durchsucht und auf ihren Irrfahrten sei sie auch nach Sicilien gekommen. Er sagt also nicht, daß Demeter die Persephone auf Sicilien geboren habe. Später berief man sich, um dies zu beglaubigen, schon auf Homer [96]), aber die Sage fand in Attika keinen Glauben; Sophokles [97]) läßt das Korn von Sicilien aus Attika stammen, Triptolemus, welcher auch zu Enna verehrt wurde, habe es nach Sicilien gebracht. Die Römer dagegen, welche mit Sicilien eher in Berührung kamen, als mit Griechenland, glaubten die sicilischen Localmythen, und ihre Dichter suchten sie auf ihre Weise zu gestalten und auszubilden [98]). Ganz anders modificirt dieser Dichter die Sagen in den Metamorphosen (V, 343 sq.). Venus Erycina ermahnt ihren Sohn Cupido, ein Liebesverhältniß zwischen Pluton und der Tochter der Ceres zu Stande zu bringen; Cupido trifft den Dis mit seinem schärfsten Pfeil; nicht weit von Enna ist ein tiefer See, Namens Pergus, Wald bekränzt die Ufer und schützt wie ein Schleier die Fluth vor den Strahlen des Phöbus, dort ist ewiger Frühling; Proserpina spielt in dem Haine und pflückt Veilchen und weiße Lilien, füllt mit mädchenhaftem Eifer ihr Körbchen und ihren Busen mit Blumen und sucht die Gespielinnen im Blumensammeln zu übertreffen. Da sieht sie der Gott der Unterwelt, raubt sie, und führt sie hinweg, Proserpina ruft erschrocken ihre Mutter, ihre Begleiterinnen zu Hilfe, und zerreißt im Schmerze das Gewand, sodaß die Blumen dem Busen entfallen. Aber der Räuber treibt Roß und Wagen an, und dahin braust der Gott mit seiner Beute durch die Schwefelteiche der Paliker, über Syrakus. Kyane, die schönste der sicilischen Nymphen, erkannte den Gott, befahl ihm zu halten, und bei Ceres nach Art der sterblichen Menschen um ihre Tochter anzuhalten [99]). Aidoneus kümmerte sich nicht um die Nymphe, zerstörte ihre Quelle, spaltete die Erde und stürzte in den Tartarus hinab. Kyane, bekümmert um die geraubte Göttin und erzürnt, daß der Gott die Rechte ihres Quells verachtet, trug die unheilbare Wunde schweigend im Herzen, verzehrte sich ganz in Thränen, und löste sich, eben eine große Gottheit, schnell in das Wasser der Quelle auf. Unterdessen suchte die trostlose Mutter vergeblich die Tochter in allen Ländern, allen Meeren; Aurora und Hesperus sehen sie nicht ablassen vom Suchen. Sie hatte zwei Fackeln am Ätna angezündet, und durchsuchte die Finsterniß. Endlich ermüdet und durstig gelangte sie an eine Strohhütte und klopfte an die Pforte; eine Alte trat heraus und gab der Wasserfodernden süßen Trank; die Göttin trank, aber ein frecher Knabe verhöhnte sie und schalt die Durstende; schnell zeigte sich die Kraft der Göttin, er ward in eine Eidechse verwandelt. Dann setzte sie ihren Weg fort und gelangte endlich nach Sicilien, kam zur Kyane; diese, welcher die Sprache fehlte, zeigte ihr tief in den Wellen den entfallenen Gürtel der Persephone. Da zerriß sich die Göttin das wilde ungeordnete Haar, zerschlug ihre Brust, schalt alle Länder, und namentlich Trinakria, undankbar, zerschlug die Pflüge, tödtete die Ochsen, machte die Fluren unfruchtbar, sodaß alle Saaten erstarben. Da erhob Alpheios das Haupt aus den eleischen Wellen, er hatte den Raub gesehen, theilte ihr mit, was er wußte, und flehte um Rettung für die Erde und namentlich für Sicilien. Die Göttin aber richtete ihren Wagen zum Olymp, trat vor den Jupiter, flehte für ihr und sein Blut; Jupiter sagte ihr zu, daß Proserpina zum Himmel zurückkehren könne, wenn sie noch nichts von unterirdischer Speise gegessen hätte. So hätten es die Parcen gesungen. Proserpina war aber in der Unterwelt hungrig geworden, und, indem sie im Garten umherirrte, hatte sie einen Apfel von einem krummen Baume gepflückt und sieben Theile der Frucht verzehrt. Nur Askalaphos hatte es gesehen, dieser zeigte es an und nahm ihr die Rückkehr. Darüber ward er in einen Vogel verwandelt. Da theilte Jupiter mitleidig das Jahr zwischen dem Dis und der Ceres, die Tochter sollte ebenso lange bei dem Gatten als bei der Mutter sein. Die Stirn der Göttin erheitert sich, und die Fluren erhielten ihre Kraft zurück. Dieselbe Sage muß offenbar Columella [1]) vor Augen gehabt haben, da er den Raub an den See

91) s. *Boeckh*. l. c. Vergl. *Visconti* Inscr. Greche Triopee. (Rom. 1794. fol.) *Jacobs* Anthol. Appendix epigr. Nr. 50. 51. 92) Demeter. p. 334. 93) s. *Ebert* *Σικελ*. p. 11 sq. 94) Verrin. IV, 48. 95) nach *Meineck*. Comment. Miscell. I, 24. 96) Od. XX, 109 sq. 97) s. *Sophocl*. Fragm. bei *Dind*. Nr. 527. *Dionys*. *Halic*. Antiq. I, 12. *Aristot*. mirab. auscult. 82 und *Mosch*. Idyll. III, 128. 98) s. *Ovid*. Fast. IV, 419 sq.

99) Non potes invitae Cereris gener esse, roganda non rapienda fuit.

1) De cult. hortor. 269.

bei Enna verlegte[2]). So dürfen wir uns denn auch nicht wundern, wenn die Römer den sicilischen Cult für den ältern hielten, und meinten, die Göttin sei von Sicilien nach Attika gekommen, mit den ätnäischen Fackeln, habe dem Triptolemos das erste Fruchtkorn gegeben und zuletzt erst sei sie zu den Asiaten und nach den Inseln gelangt.

Was Delphi für Griechenland, war Enna für Sicilien, jenes lag im Mittelpunkte von Hellas, dieses von Trinakria. Ebenen und Hügel, Gärten und Wiesen und namentlich Kornfelder umgeben die Stadt[3]). Die Stadt mit ihren Heiligthümern lag auf einem Felsen, am Fuße desselben war der Raub geschehen, wie Columella singt, am Flusse Halesus; die Stadt hieß der Nabel Siciliens. Der berühmte See Pergus zieht sich im Sommer bescheiden und tief in seine Ufer zurück, im Winter aber, wenn das Wasser von den Bergen hineinströmt, muß man ihn hindern, alles zu überschwemmen. Enna heißt heute Giovanni, liegt hart am Thale auf einem steilen Gipfel. Dort lag einst der Tempel der ennäischen Demeter, doch ist nichts mehr davon übrig[4]). Am See Pergus war der Hain, mit den stets sprudelnden Quellen, dort war die Höhle des Pluton, dort war die Wiese mit den nimmer verblühenden Blumen, dort erfüllten Veilchen die Luft mit so starkem Dufte, daß die Jagdhunde davon betäubt wurden und die Spur des Wildes verloren. Nahe bei Syrakus war die Quelle und der Bach Kyane, durch welchen der Gott sich den Weg in den Tartarus gebrochen hatte. Doch wurde die Nymphe heilig gehalten, weil sie den Schmerz der Demeter empfand und ihr den verlornen Gürtel ihrer Tochter gab. Sie hatte einen Tempel und Bilder zu Syrakus[5]). Der Bach wird anderswo ein See genannt[6]). Dort wurde das große Fest der *καταγωγὴ Κόρης* mit Opfern, welche Herakles gestiftet hatte, begangen.

Der Sagen von der Persephone auf der Insel sind viele. Sie war Freundin der Athene und der Artemis; sie hatten die Insel unter einander getheilt, Athene schlug ihren Sitz in Himera auf, Artemis in Syrakus und Ortygia, Persephone wählte sich die ätnäischen Felder[7]). Vereinigt stickten die göttlichen Jungfrauen ihrem gemeinschaftlichen Vater einen Peplos[8]). Auch die Sirenen wurden mit der Persephone verbunden, sie hatten als Gespielinnen der Göttin am Vorgebirge Pelorum und bei Neapolis ihren Sitz. Als Acheloiden hatten sie mit der Kora gespielt, da sie an den Ufern des Acheloos Blumen sammelte[9]). Als sie Kora vermißten, durchstreiften sie traurig die ganze Erde, wie die Demeter, bis sie endlich am Vorgebirge Pelorum und bei Neapolis ermattet niedersanken und ihre Lieder sangen, die in den Tod verlockten. Diese waren, wie Preller (a. a. O.) sagt, Einflüsterungen der Persephone, und wurden von Sophokles[10]) Grabesmelodien genannt. Die Sage von den Sirenen war nicht blos bei Sicilien und Neapel[11]), sondern auch auf Kreta local. Dort hatte der Wettstreit der Musen und Sirenen stattgefunden, in der Hafenstadt Aptera, am Vorgebirge Kisamos[12]). Deshalb rechneten Platon und Euripides die Sirenen zu den chthonischen Gottheiten. Sie heißen *χθονὸς κοραί*[13]).

Auch die sicilischen Münzen beziehen sich oft und häufig auf den Raub, und die damit verbundenen Mythen. So erblicken wir die Demeter auf einem von zwei Schlangen gezogenen Wagen[14]), mit zwei brennenden, am Ätna angezündeten, Fackeln, um die Persephone zu suchen[15]), die trauernde Göttin mit verhülltem Haupte auf Münzen von Malta[16]). Andere beziehen sich auf die durch Ackerbau segnende Kraft der Göttin. So trägt sie einen Ährenkranz[17]). Deshalb wird sie mit einem Stierhorn versehen[18]), auch der Pflug findet sich auf sicilischen Münzen[19]). Auf sehr vielen Münzen befindet sich die gesetzgebende und fruchtbringende Göttin, auf einem Sessel sitzend[20]).

Nur noch einige Worte über die Anakalypterien und ihre Verbindung mit den Anthesphorien und Theogamien. Euangelus und Philammon schrieben Dramen, welche den Titel *Ἀνακαλυπτομένη* führten, und in denen das Hochzeitsfest der Kora dramatisch dargestellt sein wird[21]). Daß die Theogamien und Anthesphorien in Sicilien gefeiert wurden, sagt Pollux[22]), der Scholiast zum Pind. (p. 153), daß der Persephone die Anakalypterien geweiht waren. Daß alle drei Feste zusammenhängen, liegt beim ersten Blicke klar vor Augen, denn die Anthologie war die Ursache des Raubes, Theogamien aber und Anakalypterien sind der Natur der Sache nach ein Fest[23]). Man weiß nicht, um welche Jahreszeit, wol aber, daß das Fest jährlich gefeiert wurde[24]). Die Syrakusaner begingen es an der Quelle, oder vielmehr dem See Kyane, und zwar jährlich noch zu Cicero's Zeit[25]). Die Siculer brachten der Göttin nicht allein Opfer dar, sondern die Ceremonien, welche die mystische Hochzeit repräsentirten, waren die Hauptsache dabei[26]). Von einem ähnlichen Festzuge redet Strabon[27]), und Spanheim[28]) hat aus Münzen nachgewiesen, daß auch dort die *Θεο-*

2) Vergl. noch den Chorus Proserpinae bei *Varro*, De ling. Lat. VI, 94. 3) s. *Cic.* Verr. IV, 49. V, 72. 4) s. *D'Orville*, Sicula. p. 144. 5) s. *Diod.* XIV, 72. *Aelian.* V. H. II, 33. 6) s. *Cic.* Verr. IV, 42. *Diod.* V, 4. *Ovid.* Met. V, 410. 7) s. *Pompon.* zum Columella. p. 724 der Gesner'schen Ausgabe. 8) s. *Diod.* V, 3. 9) s. die von Preller S. 182 angeführten Citate: *Apollon. Rhod.* IV, 897. *Apollod.* I, 3, 4. *Liban.* Progymn. IV, 855 *Reiske.* Schol. Il. X, 439. *Ovid.* Met. V, 554. *Hygin* f. 141. Mythogr. Lat. I, 180. II, 101. Voß, Mythol. Briefe. II, 5. V, 163.

10) Fr. 407. 408 *Dind.* 11) s. *Strab.* I, 22. V, 246. *Dionys.* Perieg. v. 358. 12) s. Hoeck, Kreta. I, 26. *Steph. Byz.* s. v. *Ἄπτερα.* Etym. M. und *Suid.* 13) bei *Eurip.* Hel. v. 167. s. *Plat.* Kratyl. p. 403 D. und Preller, Demet. S. 183. 14) s. *Petr. Burmann*, Sec. Comment. ad Numism. Sic. hinter *D'Orville*, Sicula. p. 339 u. 606. 15) p. 367. 381. 476. 16) p. 482. 17) p. 322 sq. 18) p. 260. 19) p. 366. 20) p. 465. 21) s. *Athen.* XIV, 644, E. *Menandr.* et *Philem.* reliq. ed. *Meineke.* p. 359. *Ebert.* *Σικελ.* p. 7. 22) im Onomast. I, 37. 23) s. *Ebert.* *Σικελ.* p. 15. 24) *Diod.* V, 4. IV, 23. 25) s. *Cic.* in Verr. IV, 48. 26) Es heißt bei *Diod.* l. c. *Ταύρους βυθίζουσιν ἐν τῇ λίμνῃ.* 27) XIV. p. 189. *ἐν τοῖς Ἀχαρνεῦσι.* 28) zum *Callimachus* p. 752.

Götter gebrungen war. Sie lautet: *Θεοῖς καταχθονίοις καὶ Διῒ βροντῶντι.* Darunter sind zwei aufgehobene Hände abgebildet. Hier war der olympische Zeus, der mit Blitz und Gewitter drohende Gott, der Demeter und Kora zugesellt. Ziemlich gewiß ist es, daß der Cult in Akmonia Eingang fand. Eine von Baron Wolff auf dem Gottesacker von Ahatkoi, dem alten Akmonia, entdeckte Inschrift beginnt also: *Ἀγαθῇ τύχῃ ὁ δῆμος καὶ ἡ βουλὴ ἐτείμησεν Νικίαν τὸν Ἀσκληπιοδώρου καὶ Λούκιον ἱερία Σεβαστῆς Εὐβοσίας διὰ βίου* u. s. w. Wir lernen daraus, daß Nikias lebenslänglicher Priester einer Kaiserin war [4]). Dort kommt auf einigen Münzen die Gemahlin des Claudius, die jüngere Agrippina vor, so liegt die Vermuthung nahe, daß Nikias Priester der Agrippina war. Aus äolischen Inschriften [5]) wissen wir, daß die ältere Agrippina, Gemahlin des Germanicus, unter dem Prädicat *θεὰ Αἰολὶς καρποφόρος* als Demeter verehrt wurde. Eckhel bezieht die Inschrift Nr. 2183 auf die jüngere Agrippina, es scheint somit, als sei die Ehre der Mutter auf die Tochter übergetragen. In Äolien wird die Demeter Nationalgöttin gewesen sein, auch ihre Tochter stand dort in großen Ehren. *Εὐβοσία* war wol ein Epitheton der Demeter und erinnert an *καρποφόρος* und *πολύκαρπος* [6]). Demeter muß unter diesem Namen dort Localgöttin gewesen sein. Zwar könnte man bei *εὐβοσία* an die personificirte Fruchtbarkeit denken, welche in Phrygien Cult gefunden haben mochte, Welcker [7]) aber hält den Namen für eine Adjectivform, welche nur zufällig mit dem Substantiv *εὐβοσία* zusammengetroffen sei. Sie verhält sich zu *εὔβοτος* wie *ἐπιστροφία* zu *ἐπίστροφος* [8]). In Phrygien gab es also eine Demeter Eubosia, welche sich mit den dort gangbaren Städtenamen Polybotos, Eukarpia, Euphorbion, aber auch, wie Franz (S. 9) bemerkt, mit einer Erzählung [9]) in Verbindung setzen läßt, wornach Euphorbos zur Zeit einer Hungersnoth den Göttern ein so wohlgefälliges Opfer dargebracht hatte, daß sie *εὐβοσίαν καὶ πολυκαρπίαν* über das Land verbreitete. Wir lernen aber aus der Inschrift dreierlei, erstens, daß in phrygischen Städten die jüngere Agrippina unter dem Namen Demeter Eubosia verehrt ward, zweitens, daß Demeter selbst unter diesem Beinamen dort einen Cult hatte, drittens daß auch Kora dort heilig gehalten wurde, denn man verehrte gern einen ganzen Accord von Göttern statt eines einzelnen, wie bei Aristophanes [10]), Demeter und Kora, Plutos und Kalligeneia die Kurotrophus u. s. w. zusammen genannt werden. Acht englische Meilen von Pergamos auf dem Wege nach Soma, nächst dem alten Gaima lag das alte Gambreion, welches Stephanus von Byzanz *πόλις Ἰωνίας* nannte. Nichtsdestoweniger müssen wir annehmen, daß unsere Stadt in Mysien lag, wenn man nicht vorzieht, zwischen zwei Städten gleiches Namens zu unterscheiden. In einer dort gefundenen Inschrift [11]) ist Zeile 20 von Thesmophorien die Rede und Zeile 81 wird uns ein Thesmophorion genannt. Wir sehen, daß auch dort der Demeter- und Koracult verbreitet war, die Göttinnen dort Tempel und Feste hatten. Der Cult der chthonischen Götter war also in Kleinasien sehr verbreitet, und findet sich bis in späte Zeiten dort erhalten.

§. 21. **Die Inseln des Ägäischen Meeres.** Auf den Münzen der Lesbischen Stadt Eresus, in deren Nachbarschaft der beste Weizen wuchs, kommt ein mit Kornähren geschmückter Persephonekopf vor, und auf den Cult der Mutter und Tochter bezieht sich wahrscheinlich eine Inschrift [12]). Die Götter werden darin *καρποφόροι* und *τελεσφόροι* genannt. Der Name der Demeter scheint in den Buchstaben *ΔΗΜΗ* der ersten Zeile enthalten zu sein [13]). Dann war auf Kreta der Cult zu Hause [14]). Man hatte einen Monat Thesmophorion [15]). In einem kretischen Eidschwur [16]) scheint Demeter *ἐλευσίνα* zu heißen. Kora und Demeter nennen noch zwei Inschriften von Hierapytna [17]). Die erste scheint sich auf den Krieg des Metellus und die Niederlage des Ariston zu beziehen [18]). Nach dem Homerischen Hymnus auf die Demeter (V. 122) wollte die verstellte Göttin aus Kreta gekommen sein, und nach Bakchylides [19]) war Persephone auf dem Eilande geraubt worden [20]). Dort buhlte Demeter auf drei Mal geackertem Brachfeld mit ihrem Geliebten Jasios [21]). Der kretische Triptolemos kommt bei Hesychios [22]) und Aristoteles [23]) vor. Als Theseus aus Kreta in die Heimath zurückkehrte, feierte er Demeter- und Bakchosfeste [24]). Auch nach Paros, der von Kreta aus colonisirten Insel, über welche der Jasios nach Samothrake kam [25]) und von da nach Thasos, kamen Demeterpriester, den Cult ihrer Göttin zu begründen. Polygnot aus Thasos hatte in der Delphischen Lesche unter den Figuren seiner Hadesfahrt auch Tellis und Kleoböa gemalt und zwar die letztere mit dem mystischen Abzeichen der Demeterlade. Diese beiden hatten die Gründung des Demetercultus geleitet [26]). Die beiden Göttinnen werden in Archilochos' Jobakchen [27]), ein zu der Demeter Betender von Archilochos [28]) genannt; Thasos heißt der Demeter Küste bei Archilochos [29]). Auf thasischen [30]) Münzen ist die Demeter häufig, und die Demeter *ἀνθοφόρος* wird in einer Inschrift [31]) genannt. Die parische Demeter Thesmophoros ist auch aus Miltiades' Geschichte bekannt [32]).

4) Über die göttlichen Ehren der römischen Kaiser und Kaiserinnen s. *Eckhel* D. N. V. VIII, 456 sq. 5) s. C. I. Nr. 3825. 6) Ib. Nr. 313. 7) bei *J. Franz* l. c. p. 8. 8) s. *Paus.* I. 40, 5. 9) bei *Stephanus Byzantinus* s. v. *Ἀζανοί*. 10) Thesmophoriaz. v. 297. 11) bei Joh. Franz S. 16.

12) bei *Pococke* Descr. Orient. T. III. p. 5. 13) s. *Plehn* Lesbiaca p. 120. C. I. Nr. 2675. Vergl. Nr. 2177. 2183. 2192. 14) s. Hoeck, Kreta II, 81. 15) s. *Ebert Σικελ.* p. 23. *Castelli* ad Inscr. Sic. p. LXXI. *Paciaudi* Mon. Pelop. I. p. 180. 16) s. C. I. Nr. 2554, IV. 3. 183. 17) Nr. 2567 u. 2568. 18) s. Hoeck Kreta III. S. 312. Vergl. Nr. 2599. 19) im Schol. ad *Hesiod.* Theog. v. 914. Fragment ap. *Neue* p. 69. 20) Vergl. *Tzetz.* ad *Hesiod.* ἔργ. 33. 21) *Hesiod.* Theogonie. v. 962. Vergl. Hoeck Kret. I. S. 330. 22) s. v. *Βουζύγης*. 23) bei *Serv.* ad Georg. I, 19. 24) s. *Plut.* Thes. c. 22. 25) s. Hoeck Kreta I, 332, II, 227 fg. 26) s. *Paus.* X, 28, 1. 27) bei *Hephaest.* 102, 4. 28) bei *Hephaest.* 50, 14. 29) Fragm. *Liebel.* p. 3. cf. *Dionys.* Perieg. p. 523. *Eustath.* p. 202. 23. Etym. M. s. v. *Θάσος* u. *Πάρος*. 30) s. *Eckhel* D. N. V. II. p. 541. 31) s. C. I 2162. 32) *Herod.* II, 134. Schol. *Arist.* p. 691. C. I 2557.

Kadmilos, offenbar die obere Natur, während Kadmilos oder Dionysos die untere Natur bezeichnet. Die Vermittelung der Geister- und Körperwelt geschieht durch Hermes, wie er ja auch in der gewöhnlichen Mythologie der *ψυχαγωγός* ist. Eros, die Demeter ist das ewig schaffende Princip, Hades-Kersos, das vernichtende Element, ist Räuber und Entführer der Kora. Die Kersa-Persephone schwankt zwischen Hades und Demeter, sie gehört beiden zugleich an. Sie ist die Welt, das Geborene und Werdende, sie ist vergänglich und ihr Dasein ist ein Traum, aber sie ist wirklich, denn sie wird entlassen vom Hades, und so erneuern sich jährlich die Eleusinischen und samothrakischen Mysterien. Samothrake war eine Colonie der Samier, welche Androklos, König der Ephesier, aus dem Vaterlande vertrieben hatte [52]). So kann man sich nicht wundern, wenn sich auch in Samos Demetercult findet. Das bestätigt uns aber Hesychius [53]), wo er von dem Demetertempel zu Sankos redet [54]). Auf unseren Cult beziehen sich auch wol die samischen Münzen, welche ein weibliches Haupt mit einem Halbmond, und auf der Kehrseite die Inschrift *ΘΕΟΝΣΥΝΚΛΗΤΟΝ* zeigen [55]).

§. 22. **Ägypten und Antiochia.** Wie die Athener den Cult des Sarapis von Ägypten aus bekamen [56]), so wanderte umgekehrt der Attische Demetercult nach Alexandria hinüber, und wurde dort in allen seinen Eigenthümlichkeiten mit Hilfe griechischer Priester begangen [57]). In Ägypten kommt ferner eine Demeter Pharia oder Ägyptiaca vor [58]). In Alexandrien gab es ein Quartier, Eleusis [59]). Dort feierte man den Raub der Persephone [60]). Ja, ein Theil des Priestergeschlechts der Eumolpiden muß nach Alexandrien hinüber gewandert sein, denn bei Ptolemäos kommt ein Eumolpide Timotheos vor [61]). Selbst nach dem syrischen Antiochia war der Cult der großen Göttinnen gedrungen. Nach Libanius [62]) gab es dort einen Tempel der Demeter [63]). Ferner ein Hermestempel an der Stelle, wo später die Basilica des Rufinus [64]). Dann ein unterirdischer Tempel der Hekate, zu dem man auf 365 Stufen gelangte (s. *Malalas* p. 307). Ferner ein Tempel des Zeus Philios, dessen Cult wahrscheinlich aus Megalopolis entnommen war, wo er mit dem der Demeter und Persephone verbunden war [65]).

§. 23. **Proserpina.** Wie die meisten griechischen Culte nach Rom hinübergingen, so auch der Dienst der chthonischen Götter; wir haben jetzt zu untersuchen, wie er sich hier gestaltet hat. Ehe ich jedoch zu der gräcisirten Gottheit übergehe, glaube ich das römische Wesen darstellen zu müssen. Der Name Proserpina ist augenscheinlich ein romanisirtes griechisches Wort, und kommt in den Stiftungen und im Cultus nirgends vor. Man hat es unrichtig von proserpendo abgeleitet [66]). Orcus, der Bändiger, von *ἔρχω*, scheint seine Gattin auf ähnliche Weise gewonnen zu haben, wie der Hellenische Aidoneus, worauf uns nicht nur der durch alle Jahrhunderte geltende Gebrauch des Mädchenraubes, als eines hochzeitlichen Ritus, der im Raube der Sabinerinnen mythisch dargestellt wird [67]), sondern namentlich der Ausdruck Orci Nuptiae hinweist [68]). Ebert [69]) leitet das römische Fest von den Theogamien in Sicilien ab, was möglich, aber doch wegen der alten Sitte nicht wahrscheinlich ist, denn sobald Orcus ein Weib hat, und die Feier seiner Vermählung ein religiöses Fest geworden ist, muß ein Raub im Cultus vorkommen, und man darf nicht den Gebrauch durch eine Analogie im griechischen Sicilien erklären wollen. Die römische Göttin hieß Libitina, Lubentina, Lubentia, Lubia, offenbar ein euphemistischer Ausdruck, welcher dem Griechischen nicht im mindesten entspricht. Varro [70]) leitet den Ausdruck von libere ab [71]). Ähnlich Nonius [72]). Auch Arnobius (IV, 19) und Augustin (IV, 8) erklären so. Der Name bezeichnet die Göttin nicht als eine schreckliche, sondern als eine milde Königin, und mit ihr hat auch der Tod sein Schreckliches verloren. Das unvermeidliche Loos des Sterbens wird von Hoffnungen begleitet. Der Körper war ein Samenkorn geworden, das Grab ein Ackerfeld, und aus der Verwesung sollte ein schöneres Jenseits aufblühen. Dieses scheint auch Plutarch [73]) sagen zu wollen. Er nennt die Libitina eine *ἐπίσκοπον τῶν περὶ τοὺς θνήσκοντας ὁσίων θεὸν οὖσαν*, welche von den gebildeten Römern am besten der Aphrodite verglichen würde, indem sie in das Wesen einer Gottheit Macht über menschlichen Anfang und Ende hineintrügen (*τὰ περὶ τὰς γενέσεις καὶ τὰς τελευτάς*). Damit stimmt Cap. 23 der quaest. Rom., wo er die Frage, warum man den Leichenzubehör im Tempel der Libitina besorge? dahin beantwortet, daß man keinen Anstoß nehme am Todten, und ihn nicht fliehe wie einen Unreinen; man solle sich erinnern, daß das Leben vergänglich sei [74]). Bei der Aphrodite hat man natürlich nicht an die Liebesgöt-

52) s. *Paus.* VII, 4. *Scymn. Chii.* Perieges. v. 678. 53) s. v. *'Ενελύσεις.* 54) Vergl. *Panofka*, Res Samior. p. 6. 55) Ib. p. 18. 56) s. *Paus.* I, 18, 4. 57) So heißt es im Scholion zum 1. Vers des Hymnus auf die Demeter von Kallimachos: *'Ο Φιλάδελφος Πτολεμαῖος ἔθη τινὰ ἵδρυσεν ἐν Ἀλεξανδρείᾳ, ἐν οἷς καὶ τὴν τοῦ καλάθου πρόοδον· ἔθος γὰρ ἦν ἐν Ἀθήναις ἐν ὡρισμένῃ ἡμέρᾳ ἐπὶ ὀχήματος φέρεσθαι καλάθιον εἰς τιμὴν τῆς Δήμητρος.* 58) Quae sine forma, rudi palo et solo staticulo ligni informis repraesentatur. cf. *Tertull.* ad Nat. I, 12. 59) *Strab.* VII. p. 800. cf. *Liv.* XLV, 12 und *Suid.* s. v. *Καλλίμαχος.* 60) s. Schol. *Arat.* Phaenom. v. 150. 61) Vergl. *Tacit.* Hist. IV, 83. Timotheum Atheniensem e gente Eumolpidarum, quem ut antistitem caerimoniarum Eleusine exciverat. Vergl. noch *Plut.* de Isid. et Osirid. p. 301, F. 62) *Antioch.* p. 311. 312. R. 63) Vergl. *Πρεσβευτ.* p. 480. *Julian.* Misopogone. p. 346. *Spanh. Liban.* ad Julian. Leg. p. 480. 64) s. *Liban.* p. 405. *Müller*, Quaest. Antioch. II. §. 16. 65) s. *Paus.* VIII, 31, 2. Creuzer, Symb. II, 471. *Gerhard*, Prodrom. mythol. p. 114.

66) s. *Varro.* D. L. L. 410. *Augustin.* de civ. dei. VII, 20. *Remig.* in Mythogr. Lat. III, 7, 15, 4. und Mythogr. I, 112, II, 15. 67) s. *Fuss.* Antiq. Rom. §. 478. 68) bei *Serv.* ad *Virg.* Georg. I, 344. Servius erklärt folgendermaßen: aliud est sacrificium aliud nuptias Cereri celebrare, in quibus re vera vinum adhiberi nefas erat: quae Orci nuptiae dicebantur, quas praesentia sua pontifices ingenti sollemnitate celebrabant. Die Erklärung ist ganz richtig, sobald man statt Cereri — Proserpinae schreibt. Denn die Gattin des Orcus war Proserpina, nicht Ceres. 69) *Σικελ.* p. 18. 70) D. L. L. VI, 47. 71) a lubendo libido, libidinosus, ac Venus Libentina et Libitina, sic alia. 72) s. v. *prolubium. Serv. Aen.* I, 724. 73) V. Numae c. 12. 74) Vergl. *Cinc. Aliment.* ap. *Macrob.* Sat. I, 12.

Priesterinnen aus Neapel oder Velia verschrieben wurden, welche Staaten ohne Zweifel damals mit Rom im Bündniß standen[93]. Festus[94]) sagt, daß das Fest aus Griechenland, natürlich Großgriechenland, nach Rom gekommen, und daß von Matronen die Proserpina gesucht sei. Diese Proserpina ist aber nicht die Libitina, sondern das Kind der Demeter. Nichtsdestoweniger wurde die Göttin ziemlich römisch behandelt, und mit der Tellus identificirt, da ihr Wesen diesem römischen Numen am meisten zu entsprechen schien. Gemeinschaftlich war den Griechen und Italern die symbolische Beziehung des Schweinsopfers; dieser Gebrauch darf bei den Römern nicht erst aus Griechenland abgeleitet werden; bei der Glebae injectio wurde der Ceres ein Schwein, die porca praesentanea, geopfert, und konnte der Gebrauch nicht vollständig vollzogen werden, oder war ein Fehler bei der Ceremonie gemacht, so mußte vor der Einsammlung oder dem Genusse der neuen Früchte die Porca praecidanea dargebracht werden[95]). Offenbar glaubte man, daß die Ceres durch die Schuld gegen die Todten beleidigt, den Früchten nicht das rechte Gedeihen zukommen lassen würde. Gegen die Annahme aber, daß der Cerescult aus Großgriechenland kam, spricht durchaus nicht der Umstand, daß die Göttin unter den Tuskischen Penaten genannt wird[96]). Sie kommt auch in einer Inschrift von Pisä und sonst vor[97]). Denn die Etrusker waren Pelasger, und die Demeter eine Pelasgische Gottheit. Soviel über die Ceres. Wir haben die **Libera** zu betrachten. Wenn Liber eine Übersetzung von *κόρος* oder *κοῦρος* war, wie Jakchos zuweilen, obwol seltener, genannt wird[98]), so möchte Libera die Kora sein. Sie sind Geschwister, aber auch Gatten, wie dies in der Mythologie so häufig der Fall ist[99]). Die griechische Persephone ist also zur Libera geworden, aber man hatte schnell den in ihrem Wesen liegenden Begriff vergessen und vom Dionysos vorzüglich die eine Seite des *λυαῖος* auffassend, übertrug man diese Ideen auch auf die Libera, leitete das Wort von liberare ab, und bezog den Namen auf die ungebundene Ausgelassenheit der am 17. März gefeierten Liberalien, zugleich auf die Hingebung im Liebesgenuß[1]). So geschah es, daß die Libera bald mit Venus, bald mit Ariadne identificirt ward. Der Dienst der Göttin ist ganz unkenntlich geworden. In Unteritalien bildeten Liber und Libera ein den Dodonäischen Gottheiten gleiches Paar, und sind Lebens- und Todesgötter. Ohne das eheliche Verhältniß heißt die Göttin Libitina. Liber ist aber der vom Leben befreiende Gott, ähnlich dem Dionysos-Hades, dem Dodonäischen Zeus[2]).

III. §. 24. **Geschichte des Mythos der Persephone.** Wir haben oben auseinandergesetzt, daß das Wesen der Kora ziemlich vom Anfang an ein doppeltes ist, ihr Name ursprünglich Kora, die Benennung Persephone nur ein Beiname sei. Preller leitet *περσεφόνη* von *πέρθειν* und *φόνος* ab. Er blieb auf griechischem Boden, und wir ließen die Ansicht stehen, so lange, als es nicht in unserem Interesse war, dagegen zu streiten. Aber was sagt denn der Name nach dieser Etymologie? eine Todzerstörende, oder durch Tod zerstörende! Das ist sie nicht! Sie schafft aus der Verwesung! Wie aus dem Saatkorn, das der Landmann in die Furche streut, neue Keime sich entwickeln, so sproßt aus dem der Persephone übergebenen Leichnam neues Leben auf, und an ihre *ἄνοδος* knüpften sich Ideen der Auferstehung, wenigstens in den Eleusinischen Mysterien. Vielleicht hat man bisher in der Etymologie des Wortes *περσεφόνη* einen ganz verkehrten Weg eingeschlagen, indem man die Sylbe *περ* für zum Stamme gehörig betrachtete. Das Wort scheint vielmehr von *σήπω* abzuleiten zu sein, und *περ* ist wie in *περικλύμενος* und unzähligen anderen Wörtern blos eine Verstärkungspartikel. Dann ist *περσεφόνη* eigentlich **die verwesende Kora**, und man hat den Ausdruck auf die im Winter verwelkende Pflanzenwelt zu beziehen, wie die *Φερρεφάττια*, das Fest der Persephone auch nur die *κάθοδος Κόρης*, nicht die *ἄνοδος* betrafen. Leicht ging aber, sobald Persephone Königin der Unterwelt geworden war, die passive Bedeutung des Wortes in eine active über, und *περσεφόνη* blieb nicht mehr die verwesende Göttin, sondern wurde die **Verwesung hervorbringende**, indem sich an ihre *κάθοδος* Ideen des Todes der Natur und Menschenwelt knüpften. Nimmt man diese Etymologie an, so hat man wenigstens nicht nöthig, sich über die Form *περσέφασσα* ferner den Kopf zu zerbrechen, indem sie nur eine Aoristform desselben Stammes ist. Eigentlich heißt die Göttin also *περσεφώνη*, wie *Δηϊώνη*, aber das *Ω* ist in *O* verkürzt, wie im Epischen umgekehrt *δύο* in *δύω*, *Διόνυσος* in *Διώνυσος* verlängert wird. Auch das *E* im Anfange des Wortes verlängert sich in der von Hesychios s. v. als lakonisch bezeichneten Form *πηρεφόνεια*, sowie im Homer *Μηθώνη* statt *Μεθώνη*, bei Aratus *ἀητὸς* statt *ἀετὸς* vorkommt, und *φηρετιάδης* von *φέρης* abgeleitet wird. Die Verwandlung der Partikel *περ* in *πηρ* hat an und für sich betrachtet nichts Auffälliges. So wird *ἐν* in *εἰν*, *μὲν* in *μὴν*, *παρ* in *παραι*[3]) verwandelt. Die Endung *Περσεφόνεια* ist demnach nur eine verlängerte Form. Von demselben Stamme ist das Gebirge *Σήπια*[4]), die *Σηπιάδες*[5]) und die Schlange *σήψ*, deren Biß augenblickliche Verwesung verursacht[6]). Nachdem Persephone Königin in der Unterwelt geworden, und deshalb als eine Verwandte des Schlafgottes mit dem Mohnstengel abgebildet wurde[7]), wurde sie

---

93) s. *Valer. Max.* I, 1, 1. *Cic.* de leg. II, 9, 21. 15, 37. 94) s. v. *Graeca sacra.* p. 97 *Müller.* 95) *Fest.* s. v. *Praesentanea* ap. *Müller* p. 250. Vergl. v. Plena sue p. 238. Porcum aureum. p. 238. *Gellius*, N. A. IV, 6. 96) s. Müller, Etrusk. II, 61. 97) s. *Gori*, Inscr. Etr. urb. II, 1. 98) s. *Casaub.* ad *Athen.* v. p. 213, D. 99) s. *Cic.* de N. D. II, 24. Idcirco Cerere nati nominati sunt Liber et Libera.

1) Vergl. *Varro* ap. *Augustin.* VII, 2, 21. VI, 9. *Isidor.* VIII, 11, 3. Hartung, Relig. der Römer. II, 138. 2) s. Klausen, Ital. Volksreligion. II, 7, 55. *Engel*, Kypros. II, 245.

3) Il. II, 711. 4) bei *Paus.* VIII, 16, 2. 5) Ib. 27, 14. 6) Ib. 4, 7. 16, 7. 7) s. Panofka, Terracott. des berliner Museums. 1. Hft. S. 14. Taf. I. II. III.

der Orphiker ein wunderbar bedeutsames Wesen geworden. Die Artemis ist Tochter der Persephone und Dionysos ist ihr Bruder [47]). Als Mondgöttin empfängt und gibt sie, setzt sie zusammen und trennt sie, Ilithyia ist das verbindende, Artemis-Persephone das trennende Wesen. Hier wird Persephone einerseits zur Aphrodite, welche den Lebensfaden anspinnt, auf der anderen Seite zur Libitina, zu der Beenderin des Lebens. Die Göttin der Erde gibt den Menschen den Körper, die Mondgöttin gibt die Seele, der Sonnengott den Geist bei der Zeugung. Deshalb stirbt der Mensch auch eines doppelten Todes, der eine löst ihn in drei Substanzen auf, in Körper, Seele und Geist, der andere Tod macht den Menschen aus einer doppelten Wesenheit zu einer einzigen und einfachen. Den ersten Tod stirbt der Mensch im Gebiete der Demeter, aber der Tod im Monde ist der Persephone unterworfen. Genosse der Demeter ist der unterirdische, Genosse der Persephone der himmlische Hermes. Demeter reißt geschwind und gewaltsam die Seele vom Körper, Persephone löst den Geist von der Seele sanft und in langsamen Zeiträumen. Deshalb heißt die Göttin *μονογενής*, weil der bessere Theil des Menschen durch sie befreit, ein einziges (*μόνον*) wird [48]). Einst wollte Hermes der Mondgöttin Gewalt anthun, da verwandelte sie ihr Angesicht und erschien fürchterlich als Brimo [49]). Hermes wurde schon von Plutarch [50]) als solarisches Princip aufgefaßt. Auch Porphyrius [51]) verbindet Hermes mit der Sonne und Persephone mit dem Monde, aber jener wird schon zur männlichen, besamenden Kraft; er theilt der Persephone nicht allein die Befruchtung mit, sondern auch den Bildungstrieb und das Bildungsgesetz, dadurch, daß sie das Gesetz empfängt und in sich bildet, wird das Gesetz ein gemeinsames (*σύνθετος λόγος*). Plotinus [52]) bildet die Sache noch weiter aus, Hermes wird zur Idee und zur Form (*εἶδος*), Persephone zur Materie (*ἡ ἑτέρα φύσις*); jene ist fruchtbar, diese unfruchtbar. So mußte sich Hermes stets im gereizten Zustande befinden, stets zum Zeugen aufgelegt sein, weil sonst die unfruchtbare Natur in ihre Formlosigkeit, in ihr Nichts zurücksinken würde.

Der Name der Hekate, Brimo, wurde auch auf die phrygische Kybele, welche Euripides [53]) *ὄβριμα* nennt, auf die Rhea [54]), auf die Demeter [55]) ausgedehnt [56]). Die Demeter wurde also wiederum mit ihrer Tochter vermischt, die Mutter hieß die ältere Demeter, die Persephone die jüngere [57]). Die Orphiker unterscheiden zwischen einer unterirdischen und der erscheinenden Demeter [58]) und Statius [59]) nennt die Persephone die tiefe, untere Demeter. Wenn nun aber die Hekate bei Sophokles [60]) erdumfassende Artemis heißt, und im Hymnus des Proklos die vielnamige Göttermutter gegrüßt wird, so wird es klar, wie sie dreiförmig, für die Göttermutter, für Persephone und für die Hestia genannt wird [61]). Die Identität der Mutter und Tochter zeigt sich auch sonst. So heißt sie bei Varro [62]) die Tellus-Proserpina [63]).

§. 26. Persephone ist auch Mutter des Zeus, also Mutter des eigenen Vaters [64]). Das ist eine dunkele, unerklärbare Idee, welche nur in das System der Orphiker paßt. Aber es läßt sich doch erläutern; denn Zeus ist Dionysos. Er war am Alpheios geboren von Semele, von Themele-Thyone, welche auch Rhea-Demeter-Persephone hieß [65]). Eigentlich, wenigstens in den Eleusinischen Mysterien, ist Persephone Mutter des Jakchos, des Zagreus, des Eleusinischen Dionysos, und Zeus ist sein Vater [66]), und Dionysos erleidet im Grunde dasselbe Unglück, wie die Kora. Nach einer heiligen Legende der Orphiker verfolgte einst Zeus seine Mutter Rhea oder Demeter, welche sich seinen Umarmungen zu entziehen suchte und in eine Schlange verwandelte; Zeus aber nahm gleiche Gestalt an, umstrickte sie mit dem Herakleischen Knoten, und erzeugte mit ihr die Persephone; diese aber hatte außer den zwei gewöhnlichen Augen noch zwei andere auf der Stirn, hinten am Nacken ein Thiergesicht und Hörner auf dem Kopfe. Die Mutter erschrak über die Mißgestalt und verweigerte der Tochter die Brust; deshalb hieß sie in der mystischen Sprache die Nichtgesäugte *Ἀθηλᾶ*, gewöhnlich jedoch Kora und Persephone. Aber auch mit dieser mißgestalteten Persephone begattete sich der Vater in Schlangengestalt, und erzeugte mit ihr den Dionysos [67]). Wir haben hier ein Stück einer Kosmogonie, zu welcher Damascius selbst den Schlüssel gibt. Es war ein drittes Princip geboren worden, und daraus eine Schlange mit dem Kopfe eines Stieres und eines Löwen hervorgewachsen, in der Mitte stand das Gesicht eines Gottes. Auch hatte sie Flügel auf den Schultern. Das war die nimmer alternde Zeit, der *χρόνος ἀγήρατος*, die nicht gesäugt zu werden braucht, und doch gedeiht, und sie gebiert von dem ihr ähnlichen Vater die Natur, das ist Dionysos. Sie selbst heißt auch Herakles wegen ihrer Stärke, und mit ihr vermischt sich die Anagke oder die Natur. Eine Persephone mit Hauptflügeln glaubte Winkelmann [68]) auf etruskischen Kunstwerken zu entdecken. Aber die Göttin tritt auch in ein eheliches Verhältniß zum Dionysos; ein großer Komos am unteren Friese der großen Parisvase stellt die Vermählungsfeier des Dionysos mit der Kora dar. Die Figuren sind (nach Creuzer's Erklärung) die Priesterin Mystis, Erzie-

---

47) s. *Cic.* de N. D. III, 38 48) s. *Plut.* de fac. in orb. Lun. p. 817 sq. nach Wyttenbach's Emendationen. 49) s. *Cic.* de N. D. III, 22. Etym. Magn. s. v. *Βριμώ*. 50) s. de fac. in orb. Lun. p. 943. B. de Isid. p. 367, D. 51) bei *Euseb.* Praep. Evang. III. p. 114. Colon. 52) p. 321. 53) Orest. 1554. 54) s. *Tzetz.* Lycophr. 77 u. *Theodoret.* Ther. Serm. I. 55) *Clemens*, coh. p. 10. 56) s. *Lobeck.* Aglaoph. p 226. 543. 1133. 57) s. den Scholiast zu *Eurip.* Phoeniss. 689 und die Inschrift der Regilla Anth. Br. II. p. 302. Vergl. *Spanh.* ad *Callim* Hymn. in Cerer. 133. 58) s. Hymn. XXXIX. 59) Theb. IV, 460. V, 156.

60) Oed. Tyr. 160. 61) s. Voß, Mythol. Briefe. S. 209 und Schol. ad *Stat.* Theb. IV, 141. 62) ap. *Augustin.* de civ. dei. VII, 24. 63) Vergl. noch *Muncker* ad *Hygin.* p. 635. 64) s. Creuzer, Symb. IV. S. 213. 65) s. *Herod.* ap. *Diod.* III, 65. Voß, Mythol. Briefe. III. S. 34. 66) s. *Nonnos*, Dionys. V, 565. VI, 154. 67) s. *Athenagoras*, Leg. pro Christ. p. 18 sq. ed. Colon. 1686. *Damascius* in *J. Chr. Wolf*, Anecd. Gr. p. 183. 68) s. Gesch. d. Kunst. I, 3, 2. §. 3.

terin des Dionysos, ein Kästchen darreichend, dann Eudia, das Kästchen empfangend, Anthea, Dione, eine Thyrsosträgerin, vielleicht Eriphyllis, eine Dryade als Bakchantin, eine Bakche mit zurückgeworfenem Haupte, begeistert, aufwärtsblickend und mit beiden Händen ein Tuch ausbreitend und tanzend; Galene, Dionysos ohne Bart, entkleidet, die Chlamys über den einen Arm gelegt, mit breitem gezacktem Diadem, mit herabhangenden Zipfeln und mit Blättern besteckt. In der einen Hand den Thyrsus haltend, wendet er sich ruhigen Blicks der Tänzerin neben sich zu. Endlich die zur Kora gewordene Ariadne, eine mädchenhafte, reizende, dem Dionysos zugewendete Tänzerin mit der Lydischen Bassara und quer zurückgeschwungenem Thyrsus. Dann folgt Marsyas, bärtig, mit Epheu bekränzt, auf einem Pantherfell sitzend, und auf der Doppelflöte pfeifend. Die untere Reihe schließt eine Bassaride. In der oberen Reihe sind zwei Chariten, Auro und Hegemonia, dann die Horen Thallo, einen blühenden Zweig tragend, und Karpo, den Schleier über der Schulter aufnehmend. Wahrscheinlich bezieht sich der ganze Komos auf Orphische Mysterien [69]. Solche Darstellungen kehren auf Vasen und geschnittenen Steinen häufig wieder, doch begnügen wir uns, diese eine berührt zu haben.

§. 27. Auch mit der **Aphrodite** amalgamirte sich das Wesen der Persephone. Aphrodite schickt die ihr verhaßte Psyche mit einer Büchse zur Persephone, um sich von ihr Etwas von ihrer Schönheit zu erbitten [70]. Daraus geht doch Freundschaft und innige Verbindung der beiden Wesen hervor. Aber eine im Forst von Belesme, im französischen Departement der Orne, gefundene Inschrift bezeichnet sie gradezu als Göttin der Unterwelt; diese lautet: Diis infernis, *Veneri*, Marti et Mercurio sacrum [71]. Dann wird bei Apulejus [72]) gebetet, als die angerufene Luna sich aus einer Wolke enthüllt: Du, Königin des Himmels, seist Du nun die ernährende Ceres in Eleusis, oder die Zeugerin aller Dinge und des Menschengeschlechts, die **himmlische Venus** in Paphos oder des Phöbos Schwester, die als geburtlindernde Völkererzieherin in Ephesos verehrt wird, oder die durch nächtliche Jammerstimmen furchtbare Proserpina, die in dreifacher Gestalt den Anfall der Gespenster hemmt und die Klüfte der Erde verschließt.

Die Göttin antwortet: Hier bin ich, Mutter Natur, aller Stoffe Königin, der Zeugungen Ursprung, oberste der Mächte, Königin der Manen, Fürstin der Himmlischen, die ewig einförmige Gestalt der Götter und Göttinnen, ich ordne Himmel, Meer und Unterwelt mit meinem Wink, meine einige Kraft wird in vielfacher Offenbarung mit mannichfachen Gebräuchen und Namen gefeiert, ich bin die phrygische Göttermutter, die Attische Minerva, die kyprische Venus, die kretische Dictynna, Diana, die sikulische stygische Proserpina, die *Eleusinische Ceres*. Andere nennen mich Juno, Andere *Bellona*, *Viele Hekate*, Viele Rhamnusia, die Äthiopier *und die Arier* und die Ägypter durch Weisheit des Alterthums *und eigene* Anbetungen ausgezeichnet, grüßen mich zuerst *als Königin* Isis.

Unsere Göttin ist also ein vielumfassendes Naturwesen geworden, mit welcher auch noch die Isis-Verbindung gesetzt wird [73]). Wir müssen hier auf Hermes zurückkommen, welcher in den Kabirenculten zu Samothrake, Lemnos und Imbros sehr bedeutsam auftritt [74]). In Samothrake war er der Vermittler zwischen Nacht- und Lichtwelt, und wurde beim Anblick der Persephone plötzlich dargestellt [75]). Die **Vermählung**, *welche er dort begehrt*, unterscheidet sich nicht **wesentlich** *von der einen* Aphrodite, mit welcher er in **Megalopolis** und **Argos** verbunden ist. Wenn Hermes also **mit** Aphrodite *in Liebe* verbunden ist, und andererseits **mit der** Persephone *buhlt*, so erklärt es sich, wie Aphrodite **zugleich** Lebens-, Liebes- und Todtengöttin sein konnte. Die *heilige Lade*, in welcher die Mysterien der Aphrodite **verborgen** sein sollten, enthielt die Unterpfänder der **wiederverjüngten** Natur im Zeugungssymbole des Phallos. **Dieser ist aber** das Symbol des wesentlichsten Bandes **zwischen** Gottheit und Menschheit, zwischen den Reichen des **Todes** und des Lebens. In den Eleusinien war er das **Symbol** der Liebesverbindung zwischen Zeus und Persephone, *woraus* der Dionysische Beseliger Jakchos *hervorgeht* [76]). *Aphrodite* wurde in den Gärten zu Athen *als die älteste der* Mören verehrt [77]). Als Kora gehört *Aphrodite* dem Reiche der Nacht an. Als Mutter schließt und öffnet sie das menschliche Auge. Sie ist *Hekate*, sie ist Persephone und löst, mit der Scheere in der Hand, das geborene Kind von der Nabelschnur, und schneidet die Locke vom Haupte der Sterbenden. Sie ist eine zum Todesschlaf einwiegende Göttin, und wird daher neben dem Schlaf und dem Tode abgebildet [78]). In Delphi wurde Dionysos als Zagreus verehrt, dessen Natur auf Tod, Unterwelt und Palingenesie deutet [79]). Und ebendort wurde eine Grabesaphrodite, das heißt eine mit der Persephone vermengte Aphrodite verehrt, die *ἐπιτυμβία*, welcher man Todtenopfer darbrachte [80]). Aphrodite ist also eine Todesgöttin geworden, sie heißt *τυμβωρύχος*, in Argos befreit sie aber auch vom Tode und ruft aus dem Grabe ins neue Leben zurück [81]). **Sophokles** [82]) nennt sie gradezu Hades, was offenbar eine Göttin der *Unterwelt*, die Persephone bedeuten soll, wenn er auch den Ausdruck nur in ethischer Beziehung nimmt, und die *die menschliche* Seele hinmordende Gewalt der Liebe *darunter* ver-

69) s. Fr. Creuzer, Auswahl griechischer Thongefäße der großherzoglich badischen Sammlung in Karlsruhe. S. 56 fg. und die Tafel. 70) s. Apulej. Metam. VI, 129. 71) s. *Barth.* Hercyn. p. [illegible] 72) Met. XI. p. [illegible]

73) s. Preller, Demeter. S. 53. 74) s. *Müller*, Proleg. p. 151. 75) s. *Cic.* de. nat. deor. *III*, *22. 56. II*, 51. *Arnob.* IV. 14. 76) s. Ed. Gerhard, Hyperb. Röm. Studien. S. 42. 69 fg. Halle'sche Literaturzeitung. 1833. Sept. Nr. 153. S. 6 und *Tertullian.* adv. Valent. p. 239. 77) s. *Paus. I*, 19. 4. *Gerhard*, Prodrom. p. 131. *Plut.* de Isid. et Osirid. *30.* 78) s. *Paus.* III. 18. 1. 79) s. *Plut.* de Isid. et Osirid. c. 35. 80) s. *Id.* Quaest. Rom. 23. 81) s. *Clemens Alex.* Protrept. p. 32. 82) bei *Plut.* Erot. 12.

mystischen Venus [8]). Doch thut dieses der Verbindung der Persephone und Aphrodite keinen Abbruch. So heißt auch Adonis, der Geliebte der Aphrodite, Sohn der Persephone, der Vielbeweinte, welcher bald in dem Tartarus wohnt, bald den fruchtzeitigen Leib zum Olympos emporhebt, Jüngling zugleich und Mädchen [9]). Der todte Adonis liegt sechs Monate in den Umarmungen der Aphrodite oder auch der Persephone. Er ist der Geliebte der Persephone [10]), weshalb er auch mit Dionysos identificirt wird [11]). Vollständig ist jedoch die Identification der Aphrodite und Persephone nie zu Stande gekommen, denn suillum genus invisum Veneri ob interfectum Adonin [12]). Die Ansicht jedoch, daß die Hellenen der Aphrodite überall keine Schweine opferten, ist irrig, wahr nur, daß nicht alle Hellenen es thaten [13]). Auf Kypros wurden der Aphrodite jährlich am 2. April Schweine geopfert [14]), ferner in Metropolis in Thessalien [15]), dann brachten die Argiver an den Hysterien der Aphrodite Sauopfer [16]), endlich war diese Sitte noch in Aependus am Eurymedon in Pamphylien und in Side [17]).

§. 28. Auch mit Athene wurde Persephone vermengt, weil sie aus einer reinen Lichtgöttin zu einer Mondgöttin abstrahirt ist, denn was Apollon in der Sonne ist das ist Athene im Monde [18]). So nennt auch Arnobius (IV, 25) die Göttin luminis ministra. Sie ist der Mond, in sofern er strahlt und leuchtet. Das schwarze Gesicht, welches man im Monde zu sehen glaubte, war das Gorgonische, weshalb der Mond γοργόνιος heißt [19]). Aber Athene und Artemis lasen mit der Kora, da sie geraubt wurde, Blumen. Ihr gehört ein Theil von Sicilien, sie wohnt in Himera, wo sie die Blumen liebt [20]). Gemeinschaftlich webten die drei Jungfrauen dem Vater Zeus einen Peplos [21]). Nach Claudian [22]) hatte Aphrodite die Athene und Artemis zu Hilfe gerufen, um die Persephone desto besser zu täuschen, und nach der Orphischen Argonautik (v. 1195 sq.) war Persephone von ihren Schwestern beim Blumenlesen betrogen worden, als Pluteus das Mädchen überwältigte. In den Eleusinischen Mysterien ist Athene mit Demeter ihrem Wesen nach nahe verwandt. Sie hieß Σιτωνία [23]) und Demeter führte den Namen Σιτώ. Ja! nach Orphischer Lehre wurde Kora in Absicht des Jenseits, der Anordnung und Verwaltung (κατὰ τὸ πέρας τῆς διακοσμήσεως) Athene genannt, und dann heißt es von der Kora, sie soll vermöge der Athene und der Artemis, die in ihr ist, ewig Jungfrau bleiben [24]). Dessenungeachtet verbin[...] Persephone mit dem Hades und gebiert [...] Athene rettet den Dionysos, das Kind der P[...] Ohne Athene konnte Dionysos gar nicht geboren [...] denn erst durch das Verschlingen des Herzens [...]greus wurde Semele in den Stand gesetzt, den [...] zu gebären [25]). Athene hatte das noch [...] des Zagreus zum Vater Zeus gebracht und [...]genskind gerettet [26]), und als solche tritt sie [...]dung mit Apollon, Artemis und Persephone.

§. 29. Auch Hera amalgamirt sich der [...] Sie wurde früh zur Rhea-Demeter [27]), und [...] früh zur Mondgöttin [28]). Der Raub des Mäd[...] und ihre Umarmung vom Zeus auf dem K[...] auch nichts, als ein Koraraub, Hera ist eine Per[...] worden und Zeus der chthonische Gott. Die [...]rakleen kannten auch eine unterirdische Hera [...] Hera gehört auch das Reich der Nacht an, [...] wie Aphrodite-Persephone, das menschliche Au[...] mit der Scheere in der Hand das werdende [...] der Nabelschnur, und schneidet die Locke vom [...] Sterbenden. Deshalb hieß auch die Astarte [...]nier Hera [30]). Sie hieß die unterirdische [31]) [...] die unterirdische Hera [32]). Die Hera wurde [...]mutter [33]), und erhielt wie diese Altäre von [...] ebenso wie Persephone erlangte sie, obgleich M[...]mer ihre Jungfrauschaft wieder, nachdem sie i[...] bei Nauplia gebadet hatte [35]). Im Peloponnes ga[...] zum Todesschlaf einwiegende Hera, und die italisch[...] Feronia ist nicht minder der Proserpina verwandt [36]) [...] Göttin heißt bestimmt Persephone; in ihrem Tempel [...] die befreiten Sklaven die Haarschur; sie ist also [...] eine befreiende Göttin, indem sie nicht nur, [...]phone die Seele von den Banden des Leibes [...]dern überhaupt eine Freundin der Bedrängten u[...] anflehenden geworden ist [37]). Hera ist der [...] Erde und das Dunkel auf und unter der Er[...] Finsterniß und Nacht und die Bewußtlosigkeit [...]fenden [38]). Die Göttin ist also, wie Aphrodite [...] ein allgemeines Naturwesen geworden.

Ferner stand Tyche mit der Persephone i[...] Verhältniß, sie war ihre Gesellschafterin, da [...] geraubt ward [39]). Bald schmilzt aber das dop[...]sen in ein einziges der Persephone-Tyche zusam[...]ches Macrobius [40]) auf die Mondgöttin deutet. [...]

8) s. *Apulej.* Metam. VI. im Anfang, wo Ceres die Psyche bemitleidet und Venus sie verfolgt. 9) s. *Orph.* Hymn. 56. 10) s. *Clem. Alex.* Adm. ad Gent. p. 21. 11) s. *Plut.* Symb. IV, 621, B. 12) s. *Macrob.* Sat. I, 21. *Apollod.* III, 14. 13) s. Schol. *Arist.* Acharn. 800. 14) s. *Joh. Lyd.* VIII, 92. IV. 45. und *Antiph.* ap. *Athen.* III. 92. 15) *Kallim.* Fragm. 102. *Strabo* IX. 438. 16) *Athen.* III. 96. 17) s. *Eustath.* ad *Dionys.* Perieg. 852. *Cic.* de divin. I, 40. *Eckhel.* Doct. Nummor. III. 26. 18) s. *Porphyr.* ap. *Euseb.* Praep. Evang. III, 11. 19) bei *Clem. Alex.* Strom. V. p. 676. 20) s. die Münzen bei Paruta Taf. 93. 21) s. *Diod.* V, 3. 22) de Raptu Proserp. I. 227. 23) s. *Steph. Byz.* s. v. u. *Eustath.* ad Il. II, v. 695.

24) s. *Procl.* ad *Plat.* Cratyl. Fol. 137 u. 142. [...] *Hygin.* fab. 176. Creuzer, Symb. II, 667. 26) Ebend[...] III, 23. 27) *Apulej.* Metam. V, 117, verbindet Cere[...]no. s. Preller, Demeter S. 245. 28) s. Creuze[...] II, 190. *Barth*, Hertha p. 190 u. *Macrob.* Sat. I, 1[...] s. Creuzer, Symb. II, 578. 30) s. *Augustin.* ad J[...] cf. XVI. 31) s. *Virg.* Aeneid. VI, 138. *Stat.* Sy[...] Absch. v. 147. *Silius Italicus.* XIII. 601. *Ovid.* Met[...] 114. 32) *Claud.* d. R. P. I, 2. 33) *Varro*, de [...] IV, 26. 34) *Paus.* V, 14. 35) Ib. II, 38. 36) [...] Meletem. I, 29 und die dort angeführten Stellen. 3[...] Symb. II. 584. 38) s. *Plut.* ap. *Euseb.* Praep. E[...] 83. 39) s. *Paus.* IV, 30, 2. 40) Sat. I, 19.

Diese werden jetzt entweder Takht-i-Dschemschid, d. h. Thron des Dschemschid, oder Tschil-Minär, d. h. die vierzig Säulen, genannt. Es sind ihrer, jetzt wenigstens, nicht soviel, es ist eine runde Zahl und die Benennung ist aufgekommen, weil die noch stehenden Säulen weithin von der Ebene aus sichtbar sind. Da trotz aller Fabeln der neuern Perser von König Dschemschid und der kaum weniger fabelhaften Deutungen derselben von europäischen Gelehrten ich behaupten muß, daß es nie einen König dieses Namens gegeben, so hat die erste Benennung für mich nur die Bedeutung, daß sie uns die Vorstellungen oder richtiger die Unwissenheit der jetzigen Einwohner von diesen Überresten verdeutlicht. Außer den Ruinen, welche der alten Königsburg angehören, ist die ganze Nachbarschaft reich an Überbleibseln des Alterthums, theils des Achämenidischen, theils des Sassanidischen; die letztern, von denen Naksch-i-Rustam und Naksch-i-Redschib die hauptsächlichsten sind, haben wir in dem Artikel Persis (s. Perser, Ältere Geographie) berührt; hier wollen wir nur die wichtigeren und großartigeren der älteren Zeit behandeln, nachdem wir zuerst dargelegt haben, was die Alten über die von Alexander in größter Herrlichkeit vorgefundene Stadt berichten.

Die bessern Schriftsteller, namentlich Arrian, berühren Alexander's Aufenthalt in Persepolis sehr kurz, der Letztere deutlich aus Misbilligung der Zerstörung der schönen Perserburg [6]). Im Oriente lagert sich bald eine große Stadt um eine bleibende Residenz der Könige und so müßten wir uns die Burg von Persepolis von einer beträchtlichen Stadt umgeben vorstellen, wenn es auch nicht Curtius ausdrücklich erwähnt hätte [7]); diese wurde von dem makedonischen Heere geplündert. In der Burg fand Alexander sehr große Schätze vor, er verbrannte bekanntlich wenigstens einen Theil dieser Paläste, entweder nach seiner Rückkehr von seinem 30tägigen Feldzuge gegen die Bergbewohner des südlich gelegenen Landes oder vor demselben [8]); dieses wol richtiger. Es waren hier, wie in Susa, Babylon, Ekbatana, Pasargadä, Schatzkammern [9]); eine etwas ausführlichere Beschreibung der ganzen Burg gibt nur Diodor, wir kommen sogleich darauf zurück. Curtius übertreibt die Zerstörung, wenn er sagt, nur durch den Araxes könnte man nachher die Lage der alten Stadt wiederfinden [10])! Es ist noch kein Reisender dort gewesen, der darüber nicht dem Zeugnisse seiner Augen getraut hätte. In dem Artikel Persis haben wir darauf hingewiesen, daß noch nach Alexander Persepolis als Hauptstadt des Landes erscheint, sowie darauf, daß während der Sassanidenherrschaft hier unter dem Namen Istakhar eine Hauptstadt blühete.

Außer den Schatzkammern [11]) und Palästen waren hier noch die Gräber der Könige (*θηκαὶ βασιλικαί Arr.* III, 22 *τῶν βασιλέων τάφοι Diod.* XVII, 71); diese bilden einen Haupttheil des alten Persepolis und müssen uns ebenfalls später beschäftigen.

Wer Persepolis gegründet, ist nicht ganz klar. Zwar Älian [12]) sagt, der alte Kyros habe sich auf seinen Königssitz in Persepolis viel zu gute gethan; doch ist diese beiläufige Notiz kaum authentisch genug, um für sicher gehalten zu werden, zumal hier eine Verwechselung mit Pasargadä vermuthet werden darf; von Kyros fanden sich bis jetzt keine Spuren in Persepolis. Aber der Sohn Kambyses wurde hier begraben [13]), ja es wird ihm ausdrücklich die Anlage von Diodor zugeschrieben. Die meisten Bauten stammen jedoch von Darius I. und Xerxes, seinem Sohne, her, wie uns die Inschriften belehren. Noch Artaxerxes II. hat zu diesen Anlagen beigetragen, vielleicht auch andere Achämeniden; nur eine vollständige Untersuchung aller dort noch vorhandenen Inschriften könnte uns darüber aufklären.

Es möge jetzt Diodor's Beschreibung (XVII, 71) folgen: „Die merkwürdige Burg (*ἄκρα*) umgibt eine dreifache Mauer, von denen die erste durch sehr großen Aufwand aufgeführt war, 16 Ellen Höhe hatte und mit einer Brustwehr versehen war. Die zweite war der ersten in der sonstigen Construction ähnlich, aber zweimal so hoch. Die dritte Einfassung bildet ein Viereck, hat die Höhe von 60 Ellen und ist aus sehr harten und zur ewigen Dauer geeigneten Steinen wohl zusammengefügt. An jeder Seite sind eherne Thore und daneben eherne Palisaden, 20 Ellen hoch, von denen diese errichtet sind, um durch ihren Anblick Furcht einzuflößen, jene zur Sicherung. An der Ostseite der Burg ist ein Berg in einer Entfernung von vier Plethra, den man den königlichen nennt, weil in ihm die königlichen Gräber sind. Denn der Fels war dort ausgehauen und enthält in der Mitte mehre Behausungen, in denen die Stätten der Todten waren, welche keinen durch Kunst gemachten Zugang haben, sondern welche die Särge der Verstorbenen, nachdem diese durch gewisse künstliche Maschinen in die Höhe gewunden worden waren, empfingen. Auf der Burg waren zur Aufnahme der Könige und der Anführer Herbergen kostbarer Einrichtung und Schatzkammern zweckmäßig erbaut, um die Schätze aufzubewahren."

Was Diodor hier beschreibt, ist ganz eigentlich das, was jetzt Tschil-Minar oder Takht-i-Dschemschid genannt wird, der königliche Berg mit den Gräbern heißt jetzt mit besonderm Namen der Berg Rachmed.

Diese Ruinen sind von vielen europäischen Reisenden besucht und beschrieben worden; ein Verzeichniß der frühern Berichte gibt Langlès in seiner Ausgabe des Chardin [14]). Auszuzeichnen sind vor allen die genauen Angaben und getreuen Abschriften der Inschriften von Niebuhr;

schreibung, obwol rhetorisch übertieben, noch jetzt wahr ist und ein genaues Original vor Augen gehabt haben muß. Die Lesart: Medus *a* mari et ad meridiem versus, die statt *ad* mare aufgenommen worden, enthält puren Unsinn.

6) III, 18. 7) V, 6. 8) Nach *Curt.* V, 6 oder *Diod.* XVII, 72. 9) s. die Stellen bei *Brisson*, de regio Persarum principatu. p. 253 sq. 10) V, 7. 11) Nach Strabo (XV. p. 730 extr.) über Pasargadä könnte es scheinen, als ob Kyros alle Schätze nach Susa gebracht; es ist aber *πάντα* ꝛc. auf Alexander zu beziehen, wie die französischen Übersetzer (V. 124) richtig bemerken. 12) Hist. an. I, 59. 13) *Ctesiae* Persic. 15. *Diod.* I. p. 55. 14) *Chardin* voyages en Perse. Par M. *Langlès*. (Paris 1811) Vol. VIII. p. 245.

die Sculpturen und Bauwerke sind am getreuesten abgezeichnet und wiedergegeben von Sir Robert Ker Porter in seinen travels etc. (London 1821. 2 voll. 4.) Die Berichte der orientalischen Schriftsteller hat am vollständigsten gesammelt *William Ouseley*, Travels etc. II. p. 222 sq. Einzelnes hat Morier in seinen beiden Reiseberichten (Travels in Persia. London 1812. Second journey. London 1818) zu den früher bekannten hinzugefügt. Die Inschriftensammlung ist sehr bereichert worden durch James Rich (Babylon and Persepolis. [London 1839.]). Doch fehlt noch vieles daran, daß diese Fundgrube des Alterthums schon vollständig erschöpft wäre; die meisten besuchen und beschreiben nur das leichter Zugängliche und schon Beschriebene, nur wenige haben durch Ausgrabungen sich bemüht, Neues zu entdecken, manches ist nur noch mangelhaft bekannt und man muß noch oft zu den ältern Werken von Chardin, Kämpfer und Le Brun seine Zuflucht nehmen, zu dem ersten namentlich wegen einiger sonst fehlenden Abbildungen.

Um eine deutliche Einsicht in den Zusammenhang der Überbleibsel des Alterthums, welche in und nahe bei dem alten Persepolis noch gefunden werden, zu gewinnen, wird es zweckmäßig sein, zuerst die Örtlichkeiten genau zu bestimmen, an welchen noch Achämenidische Ruinen vorkommen; es wird sich dann von selbst zeigen, welche von ihnen persepolitanisch sind, welche nicht.

Als nördlichste Abtheilung der Ruinengruppen dieser Gegend ist die bei Murghab im Thale des Polwarflusses zu bezeichnen; es findet sich hier außer andern Überbleibseln, deren Bestimmung noch unklar ist, das Gebäude, welches Grab der Mutter des Salomon's oder Meschhed-i-Mader-i-Sulaiman genannt und welches so oft und noch jetzt für das Grabmal des Kyros gehalten wird. Darüber weiter zu sprechen, wäre hier nicht der Ort, und wir erwähnen dieser Ruinen nur, um zu bemerken, daß sie zu weit von Persepolis abliegen, um zum eigentlichen Bezirke dieser Stadt gezählt werden zu können [15]).

Südlicher, jedoch noch im Polwarthale, anderthalb teutsche Meilen im Norden von Tschilminar und 3/4 Meile vor dem Eintritte des Flusses in die Merdaschtebene liegt zwischen hohen Bergen am Südufer des Flusses das Wenige, was noch von dem sogenannten Harem des Dschemschid übrig ist [16]). Niebuhr's Vermuthung, es sei der Palast der Königin Homai, die ganz fabelhaft ist, kann uns hier nicht aufhalten, wir werden es später als ein Werk der Achämenidenzeit erkennen. Herum sind noch viele Spuren anderer Bauten, und da zwischen diesem Orte und Tschilminar die Ruinen der Sassanidischen Stadt Istakhar liegen, so ist Niebuhr's Vermuthung höchst wahrscheinlich, daß die Bauten um dieses sogenannte Harem bei der späteren Stadt als ein Steinbruch verwendet worden seien; daher so wenig von diesen älteren Werken stehen geblieben. An den Felswänden finden sich Pehlviinschriften, also Sassanidische; die Ruinen der Stadt Istakhar liegen aber grade an der Stelle, wo der Polwar in die Ebene eintritt und verbinden die Überreste von Tschilminar mit diesen nördlichern Überbleibseln, welche man, wo nicht für einen eigentlichen Theil der Anlagen von Persepolis, doch jedenfalls als zu dessen Umgebung gehörig betrachten muß.

Auf der Nordseite des Flusses Polwar und eine Meile in gerader Linie nördlich von Tschilminâr [17]), also dem Harem des Dschemschid beinahe gegenüber, sind die Königsgräber, welche als ein wesentlicher Theil der Werke von Persepolis zu betrachten sind. Diese Denkmale werden jetzt Naksch-i-Rustam oder Bild des Rustam genannt, eine Benennung, die vorzugsweise wol von den Bildern der Sassanidenkönige hergenommen ist, welche sich zugleich hier finden und ringende Helden darstellen, die der neuere Perser für den berühmten Helden seines Epos hält. Über die letzteren Denkmale verweisen wir auf den Artikel Persis, die ersteren werden uns später besonders beschäftigen.

In derselben Felswand, aus welcher die Terrasse von Tschilminâr hervorspringt, liegen auf der Hälfte des Weges von diesem Orte nach Istakhar andere Todtenkammern mit Sculpturen, welche die neuere Unwissenheit Naksch-i-Radschab nennt nach einem nicht einmal in der Sage berühmten Namen. Auch diese sind Sassanidisch und fallen in den Umkreis der Stadt Istakhar; auch über sie müssen wir auf den Artikel Persis verweisen.

Am südlichsten endlich und unmittelbar an der Merdaschtebene, in welche sie hineinspringt und welche sie beherrscht, liegt die Terrasse von Tschilminâr selbst; auf dieser Terrasse lagen einst die schönen Paläste von Persepolis, an der Bergwand, welche östlich von ihnen diese Terrasse begrenzt, im Berge Rachmed, findet sich die zweite Reihe von Achämenidengräbern. In der Ebene unter der Burgterrasse zeigen sich noch manche Überreste alten Anbaues in Kanälen zur Bewässerung und in Trümmern verschiedener Art. Wir werden hierin Überbleibsel der Stadt Persepolis erkennen, welche in der Ebene die Königsburg umgab und die, aus leichterm Material erbaut, auch leichter der völligen Zerstörung anheimfiel.

Fassen wir nun zusammen, so zerlegen sich die Achämenidischen Überreste um Persepolis in folgende Gruppen: a) Tschilminâr mit dem angrenzenden Gräberberge Rachmed; b) Naksch-i-Rustam von da nordwestlich auf dem Nord- oder rechten Ufer des Polwar; die Achämenidengräber bilden hier die Ergänzung derer von Rachmed; c) die Überreste des sogenannten Harems des Dschemschid auf derselben Flußseite mit Tschilminâr und davon ebenfalls nördlich, aber zugleich östlich [18]). Die Ruinen von Murg-

15) Die beste Beschreibung bei Porter (I, 485) nebst pl. XII.
16) Niebuhr II, 154.

17) Niebuhr II, 155.
18) Ich berufe mich bei diesen Angaben vorzüglich auf die Karte von Niebuhr (tabl. XVII.) und den Zusammenhang seiner Angaben, nach denen das Harem des Dschemschid, Nakschi-Radschab und Tschilminâr auf derselben Seite (d. h. auf der südlichen) des Polwarflusses, die von Naksch-i-Rustam aber auf der nördlichen liegen; die beiden Naksch also sich schräg gegenüber, aber an sich entgegengesetzten Seitenwänden des Polwarthales; die Felsen des Naksch-i-Rustam müssen dem Bergzuge angehören, welcher das Thalgebiet dieses Flusses von dem des Bendemir trennt; die übrigen Ruinen liegen, wenn man sie in einer ge-

von 70 Fuß bis zur zweiten Terrasse, auf welche wieder eine Doppeltreppe hinaufführt[44]). Diese Terrasse nennen wir die zweite, und da wir auf dieser die großen Paläste finden werden, ist es nicht überraschend, daß der Aufgang dazu mit großem Reichthume geschmückt war. Die Ausdehnung dieser zweiten Treppe (bei d. b. c.) ist beinahe der der ersten gleich; sie nimmt nämlich 212 Fuß an der Façade der Terrasse ein, dagegen steigt sie nur wenig, nur 10 Fuß, wo ihre Basis nicht durch Schutt bedeckt ist. Die Doppeltreppe (b) ist in der Mitte, zwei Reihen von Stufen gehen erst aus einander bis zum Ruheplatze, von da gehen sie in entgegengesetzter Richtung einander zu und führen dann beide hinauf auf die Terrasse, wo man grade vor der großen Säulenhalle (B. C. D. E. F.) anlangt. Jede dieser Reihen von Stufen hat deren 30, die Stufen sind sehr niedrig, keine 3 Zoll, sie sind aber 16 Fuß lang und 14 Zoll breit; diese Mitteltreppe springt um 20 Fuß aus der Terrasse hervor[45]). Auf jeder Seite, also östlich und westlich, sind einfache Treppen von ungleicher Stufenzahl. Die Wände der Terrasse an und zwischen diesen Treppen (von γ bis δ) sind mit Sculpturen bedeckt, die zu den merkwürdigsten und schönsten Überbleibseln des Alterthums gehören.

Die vordere, hervorspringende Wand der Mitteltreppe zeigt uns zuerst eine Anzahl Basreliefs, welche zu beiden Seiten eines jetzt wenigstens leeren Inschriftenfeldes geordnet sind; dieses ist unmittelbar unter dem Rande der äußern Treppenwand; die Rampe darüber zwischen den beiden obern Stufenreihen bildet die Vorstufe zu den Colonnaden. In jeder Ecke der Wand stehen 6 säulenartige Schäfte, verkürzte Palmenstämme oder richtiger übereinandergestellte Lotuskelche; neben ihnen in den untern, spitzen Ecken der Wand die schöne, öfters wiederholte Gruppe des Löwen, welcher das Einhorn angreift[46]); wir nennen das Thier zur Unterscheidung so, ohne noch zu fragen, ob es einem Stier oder einem andern Thiere nachgebildet sei. In der Mitte zu beiden Seiten des Inschriftenfeldes stehen Leibwachen, ihre Speere aufrecht mit beiden Händen haltend, drei auf der einen, vier auf der andern (linken) Seite. Sie tragen die hohe Tiara, das weite medische Gewand, gekräuselten Bart, gelocktes Haar; die vier haben dazu Bogen und Köcher über der Schulter hangend, die drei dagegen einen großen, runden Schild. So gekleideter Leibwachen werden uns nachher noch viele wieder vorkommen, hier nur die Bemerkung, daß die Siebenzahl eine bestimmte Beziehung haben müsse und zwar wol die auf die sieben Amschaspands; wie diese darüber wachen, daß das Böse nicht eindringe in die Ordnung des Weltalls, so diese Thürsteher am Aufgange zur Königsburg darüber, daß keine Störung in die Ordnung des königlichen Hauses sich hinaufwage.

An der hinteren Treppenwand oder an der Wand der Terrasse, aus welcher die Treppe hervorspringt, ist, soweit diese reicht, alles mit Sculpturen bedeckt; und zwar sind ihrer drei Reihen über einander, in der obersten sind die Figuren noch nur halb, zum Beweise, daß die Wand einst höher war und daß die Terrasse mit einer Brustwehr umgeben war. Die Figuren haben nie über 2½ Fuß Höhe, wegen der geringen Höhe der Wand. In den Seitenecken wiederholt sich das Bild des Löwen im Kampfe mit dem Einhorn, und dieser Thiergruppe zur Seite steht jedes Mal eine Keilinschrift, wovon nachher. Fangen wir an mit den Figuren an der Wand östlich von der Mitteltreppe (bei c oder unter der Colonnade B).

Die drei Figurenreihen sind hier so geordnet, als ob sie die Treppe hinauf zur Säulenhalle oben hinaufschritten; die Länge dieser Reihen ist etwa 68 Fuß[47]). In der untersten sind 45 Figuren; zuerst 32 Männer, theils in dem weiten schon erwähnten medischen Gewande, theils in eng anschließender Bekleidung, die mit größter Wahrscheinlichkeit für die eigentlich persische Tracht gehalten worden ist[48]); statt der Tiara ist hierbei die Kopfbedeckung eine flache Mütze. Beiderlei Männer tragen Halsketten, Ohrgehänge und Armbänder, gekräuselten Bart und künstliche Haarfrisur. Einige tragen den Bogen im Behälter und das kurze persische Schwert, andere sind unbewaffnet. Sie schreiten zwar vorwärts, aber nicht in strenger Ordnung; einige wenden sich um, um mit den nachfolgenden zu sprechen; es ist noch fern von der Nähe des Herrschers und es gilt noch größere Freiheit. In der Hand tragen einige *einen kurzen Stab mit einer Kugel*. Diese sind gewiß die *Melophoren, von denen 1000 waren*, als die tapfersten aus den 10,000 sogenannten *Unsterblichen* ausgewählt, goldene Äpfel auf kurzen Stäben tragend[49]). Es war eine Leibwache und nur geborne Perser. Andere tragen ein kelchförmiges Gefäß, wie es der König selbst hält, vielleicht zum Opfergebrauch. Die Perser hatten das weite medische Gewand als Hofkleid angenommen, und man erkennt in den damit bekleideten wol richtig solche, welche als Ehrengeschenk vom König ein solches Kleid (ein Kalat) erhalten. Daß auch der übrige Schmuck nur als Geschenk des Königs getragen worden, scheint eine unnöthige Annahme. Wir haben überhaupt in diesen Figuren die Hofleute zu erkennen, welche um die Person des Königs waren und von seinem Tische Speise erhielten; es sind *οἱ ἐπὶ θύραις*[50]); denn auch der vornehmste in der Umgebung des Königs war noch so sehr unter ihm, daß er nicht als Bewohner des inneren Palastes galt; er hatte am Thore zu warten, bis er herbeigerufen würde. Dieses ist der Sinn des Ausdrucks, den man oft nicht richtig verstanden hat.

Vor ihnen gehen 21 Speerträger, Doryphoren oder Aichmophoren; denn diese werden unterschieden[51]), und es ist schwer zu sagen, welchen von beiden die zwei Classen von Bewaffneten entsprechen, welche wir in diesen Sculp-

44) *Chardin* l. c. Le Brun (p. 263) sagt 172 Fuß; und dieses stimmt besser zu dem Grundrisse. 45) *Chardin* p. 256. *Le Brun* p. 263. 46) *Porter* pl. XXXV. XXXVI. *Chardin* pl. LVIII, G.

47) Niebuhr S. 128. tab. XXI. *Chardin* p. 257. tab. LIX. *Le Brun* p. 270, mit wenig brauchbaren Abbildungen; wegen des Schuttes sahen diese beiden letztern nicht die unterste Reihe. Vor allen *Porter* I. p. 605. pl. 37 sq. 48) Heeren, Histor. Werke. X, 215. 49) Man s. [illegible] p. 271. 50) *Id.* p. 40. 278. 51) *Id.* p. 273.

turen vorfinden; einige haben den Bogen über dem linken Arm, den Köcher auf dem Rücken, andere blos den Speer in beiden Händen; auch die Kopfbekleidung ist verschieden. Es waren auf jeden Fall die eigentlichen Leibwachen des Königs.

Ebenso sind in der zweiten Reihe zuerst 32 Männer der ersten Art, dann wieder 21 speertragende Leibwachen. Vor ihnen sind Cypressenblätter abgebildet, an denen sie gleichsam vorüberschreiten. Die Cypresse war in Zoroaster's Religion ein heiliger Baum; hier könnte sie schon als Symbol des Friedens und der Ruhe gelten; auch die Bewaffneten tragen ihre Waffen nicht zum Kampfe gerüstet, nur zum Schmucke und zur Auszeichnung.

Die Figuren der obersten dritten Reihe sind nicht mehr sicher zu bestimmen, weil die oberen Theile heruntergebrochen sind. Die hier gewesene Inschrift ist erloschen.

Viel interessanter noch sind die Figuren auf der Westseite der Mitteltreppe (d).

Auch in diesen Reihen, von denen die oberste wiederum nur halb erhalten ist, ist die Anzahl der Figuren etwa dieselbe, diese selbst aber sind ganz verschieden. Es sind lauter Abtheilungen von 6, die durch ein Cypressenblatt von einander getrennt werden; die erste Figur trägt ein weites, faltiges Gewand, eine Tiara, den Dolch im Gürtel, einen langen Stab in der Hand; andere jedoch von diesen Führern haben eine flache Mütze und ein enges oder weites Kleid. Es sind die σκηπτοῦχοι der griechischen Nachrichten [52]). Jeder dieser Anführer hält seinen Nachfolger bei der Hand; diese zweiten Personen, wie die später folgenden jeder Abtheilung, sind verschieden gekleidet, jede Abtheilung hat ihre eigene Tracht; die zweite Person trägt selbst nichts, die darauf folgenden aber sehr verschiedene Dinge in den Händen oder sie führen Thiere herbei, wie Ochsen, Pferde, oder lenken endlich Wagen [53]). Es gehen diesen Reihen keine Doryphoren vorher, diese waren aber hier über den Stufen der Treppen angebracht, über jeder Stufe einer.

Über die Erklärung dieser Darstellung ist man im Allgemeinen längst einig; ein persischer Kämmerer führt den Gesandten eines der unterwürfigen Völker an der Hand; dem Gesandten folgen die Abgeordneten des Volkes mit Geschenken für den König. Bei welcher Veranlassung diese Geschenke gebracht wurden, ist weniger sicher zu errathen; man könnte an den Neujahrstag denken, oder an den Geburtstag des Königs. Ebenso wenig gelungen ist die Deutung der einzelnen Völker, ja sie ist im Zusammenhange gar nicht versucht worden. Es brachte gewiß jedes Volk das Beste und Schönste seines Landes; aber theils sind viele der kleineren Geschenke undeutlich, theils gehören mehre der Thiere in vortrefflicher Art mehr als einem Lande des persischen Reiches, wie das Pferd; dann kennen wir zwar aus Herodot die Kriegsrüstung der persischen Völker; hier erscheinen sie aber, obwol nicht ohne Waffen, doch nicht zum Kriege gerüstet, und die tägliche Tracht dieser Völker ist uns von den wenigsten bekannt. Doch ließe sich manches durch Vergleichung mit einem später zu erwähnenden Basrelief und der dazu gehörigen Inschrift wol noch erläutern.

Es sind nach Porter im Ganzen 20 Abtheilungen gewesen, so viele, als Darius Satrapien einsetzte. Wenn man diese hier wiederfinden wollte, vergäße man, daß jene Eintheilung oft verschiedene Völker unter eine Satrapie zusammenfaßte und auf die jährliche Steuerabgabe ging; hier erscheint aber eine außerordentliche Darbringung von Geschenken, wie sie im Perserreiche neben den regelmäßigen Abgaben vorkamen.

Die Inschrift an dieser Seite ist von Niebuhr und Porter copirt [54]). Ich gebe sie hier ergänzt, übersetzt und mit Berichtigung früherer Erklärungen:

Deus magnus Auramazdes; is hanc terram creavit, is illud coelum creavit, is mortales creavit, is fata mortalium creavit, is Xerxem longaevum constituit multorum regem, longaevum multorum rectorem.

Posui Xerxes, rex magnus, rex regum, rex populorum multa (dona) advehentium, rex existentis (?) terrarum orbis magni, sustentator, auctor (?), Darii regis filius, Achaemenius, nobili genere natus.

Xerxes, rex magnus, ille mihi opus posui; tum hoc ibi alterum [55]) opus meridiem versus, ex voluntate Auramazdis. Me qui feci tuere, o Auramazdes, semper cum diis, tum hoc regnum, tum hoc opus.

Die außer Ormuzd angerufenen Götter sind gewiß die θεοὶ ἐγχώριοι oder πατρῷοι, welche in Gebetsformeln der Perser bei den Alten vorkommen [56]). Ohne Zweifel ist dem Xerxes auch die Errichtung der Osthälfte der Façade in der dort gewesenen Inschrift zugeschrieben gewesen; hätten wir diese, würden wir wissen, ob der Ausdruck gegen Süden richtig gefaßt ist, oder ob er nicht eher östlich bedeutet; denn diese beiden Abtheilungen der Façade liegen sich östlich und westlich; ist südlich richtig, geht das Wort opus (karta) auf den Palast G, der allerdings auch von Xerxes herrührt. Eine genaue Untersuchung aller Stellen, wo Inschriften gestanden, und vollständige Sammlung aller auch der kleinsten Überreste, wäre zur vollständigen Erklärung äußerst wünschenswerth; ihre Formeln sind so wenig wechselnd, daß der Eigenname des Königs und die kurze jeder Inschrift eigenthümliche Phrase gewöhnlich hinreichen, die ganze Inschrift herzustellen.

Auch an den Wänden γ δ, weiter gegen Ost und West, an den einfachen Treppen (β α) finden sich Sculpturen, unter denen sich der Kampf des Löwen mit dem Einhorn auch wiederfindet [57]). An der Wand γ, die sehr zerstört ist, kam noch eine Fortsetzung der Geschenke brin-

52) *Brisson* p. 809. 53) *Porter* pl. 37—43. *Chardin* LVIII. a. u. b. Niebuhr (tab. XXII. XXIII) gibt nur eine Auswahl. Le Brun (Nr. 126) ist wenig brauchbar.

54) Niebuhr A. Der Anfang fehlt, läßt sich aber, da er nur feststehende oft wiederkehrende, Formeln enthält, mit Sicherheit herstellen. s. meine altpersischen Keilinschriften. S. 165. 55) Âpataram scheint mir nämlich nur eine andere Form des sanskritischen aparam, dessen Ableitungsaffix ein verkürztes ist, ra für tara 56) *Brisson* p. 847. 57) Niebuhr S. 134.

Baumeister dieser Anlage suchten keine ängstliche Regelmäßigkeit und wir wollen darin ihrem Beispiele folgen.

Ehe wir weiter gehen, noch eine Bemerkung über die Höhe der zweiten Terrasse. Vom Porticus stieg die Treppe um 10 Fuß; die Säulen liegen ein wenig höher, als die obere Rampe der Treppe, das Gebäude G 10 Fuß höher, als die Säulenhalle. Die zweite Terrasse liegt also bei den jetzt zu erwähnenden Gebäuden etwas über 20 Fuß über der ersten.

Das Gebäude G liegt grade südlich vom Westtheile der Säulenhalle; man stieg durch eine Treppe[66]) hinan, an deren Wänden, wie bei den schon beschriebenen ebenfalls Basreliefs waren; auch unter diesen kehrt der Kampf des Löwen mit dem Einhorn wieder, nebst einer großen Inschrift, die noch nicht copirt ist[67]). Das Gebäude selbst liegt, wie alle andere, in Ruinen; nur einzelne Theile der Wände mit Fenstern, Thüren, Thürpfosten stehen noch aufrecht[68]). Es hatte 170 Fuß Länge, 95 Breite. Außer der erwähnten Treppe waren im Norden an den Ecken noch zwei Treppen; bei g steht noch ein Thürpfosten; die Westseite hatte eine große, geschmückte (f), an der Südseite bei den Ecken (h i) ebenfalls kleinere; an der Ostseite (bei o p) scheint ein Vorbau mit Thüren gewesen zu sein. Nach den Treppen zu urtheilen war die Hauptfronte gegen Westen, hier war auch eine schöne Aussicht in die Ebene.

Es wiederholen sich hier in den Basreliefs schon bekannte Darstellungen mit einigen, die uns noch neu sind; es ist die Basis des Gebäudes stark mit Schutt bedeckt und erst durch dessen Wegräumung wird man eine vollständigere Übersicht der hier vorkommenden Scene geben können. An den Treppenwänden sind auch hier Doryphoren[69]) und ein Zug von Männern, welche Gaben hinauftragen, jedoch andere, als die früher vorgekommenen, ein Lamm, eine Melone und anderes[70]); sie sind aber hier hinaufgehend dargestellt und es fehlt, wenn Niebuhr, wie zu vermuthen, genau berichtet, der den Gesandten vorangehende Kämmerer; es scheinen vielmehr alle Männer dieselbe Tracht zu haben; was Niebuhr davon als Weiber unterscheidet, müssen hier, wie sie auch sonst bei ihm ebenso misverstanden worden, Eunuchen sein. Diese Sculpturen sind bei den Treppen h i. Es sind also keine Völker, sondern eher die täglichen Nahrungsmittel, die hinaufgetragen werden; auf ein Gebäude zum täglichen Gebrauche deuten auch die Eunuchen. An den Thürpfosten bei der Thüre g ist der König abgebildet[71]), 7½ Fuß hoch, gehend, hinter ihm ein Sonnenschirmträger und ein Fliegenwedelträger, der in der Linken ein Tuch trägt; beide sind kleiner und reichen dem Könige kaum bis an die Schulter. Es war, wie in Indien, Vorrang königlicher Personen, Sonnenschirm und Fliegenwedel über sich tragen zu lassen. Der König selbst trägt in der rechten Hand einen gerade gehaltenen, langen Stab, sein Scepter; in der linken einen Becher. An der geraden, hohen Mütze, wie an der Brust, den Händen und Schultern sind Löcher, die ohne Zweifel einst dazu dienten, den Schmuck von Gold und kostbaren Steinen darin zu befestigen. Die Haare und der Bart sind mit großer Sorgfalt geordnet. An einem andern Thürpfosten ist ganz dieselbe Darstellung, nur trägt der König hier statt des Scepters einen Kessel[72]).

Der König erscheint auch öffentlich mit jenen zwei Begleitern, aber nicht mit dem Kessel und ohne Scepter; dieses, sowie die Eunuchen, welche Nahrungsmittel hinauftragen, weisen darauf hin, daß dieses Gebäude wol einen Speisesaal enthielt; es war nicht ein Wohnhaus, denn der schreitende König deutet an, daß der König das Haus zwar besuchte, nicht gewöhnlich aber darin wohnte.

An einem andern Pfosten (p) ist die Figur der Person, welche einen jungen Löwen emporhebt und mit dem Arme an die rechte Seite drückt, während er in der linken Hand einen Dolch hält, jedoch ohne den Willen an den Tag zu legen, das Thier damit durchbohren zu wollen. Der König (denn dieser muß es wol sein; gegenüber bei o ist der schreitende König abgebildet) ist hier nur 5½ Fuß hoch. Diese Vorstellung findet sich sonst als viertes Stück zu den Kämpfen des Königs mit drei verschiedenen Ungeheuern, und wird dort besser besprochen werden können.

Das Gebäude hatte drei Abtheilungen; auch dieses deutet auf eine mehr häusliche Bestimmung desselben; der nördlichste dieser Räume war in zwei ungleiche Theile getheilt. Die Mauern sind zwischen 4—5 Fuß dick, sogar die 12 Fuß hohen Thürpfosten sind aus einem Stücke gemacht, wie die Fenster und blinden Fenster, oder richtiger Nischen, die 6 Fuß breit, 7¾ Fuß hoch sind. In den Fenstern sind noch die Löcher sichtbar, in denen die Angeln der Fensterladen fest waren. Diese Fenster und Nischen haben oben und an den Seiten Keilinschriften[73]).

An den Thürpfosten der Zimmer (bei l) wiederholt sich das Bild des Königs mit seinen zwei Begleitern; bei denen bei m n des mittleren Raumes, sowie an der gegenüberliegenden Ostwand desselben Zimmers stellen sich uns die verschiedenen Kämpfe des Königs mit den Ungeheuern dar[74]). Die Nord- und Südwand dieses Zimmers hatten wieder die Darstellung des Königs, aber nach Porter[75]) nicht schreitend, sondern auf seinem Throne sitzend und über ihm schwebend sein Genius oder Ferver. Viel weniger ist von den Wänden der übrigen Theile des Gebäudes übrig und von Basreliefs nichts, das nicht schon erwähnt wäre.

Außer der erwähnten Fensterinschrift finden sich hier noch folgende. Über dem Könige mit seinen Begleitern die von Niebuhr mit B C D bezeichnete. An einem Pilaster der Südwestecke des Gebäudes eine, von Niebuhr erwähnte (S. 141), von Rich copirte Inschrift[76]). Dann

66) Chardin p. 282. 67) Chardin erwähnt ihrer a. a. O. *Porter* I, 641. 68) Niebuhr tab. XXVI. 69) *Porter* I. pl. 46. 70) Niebuhr S. 136. 71) Ders. tab. XXV, e.

72) Niebuhr tab. XXV, g. 73) Ders. S. 138. Die Inschrift bei *Le Brun* Nr. 134. Kämpfer S. 347. 74) Niebuhr S. 149. 75) I. p. 656. pl. 48. Niebuhr übergeht diesen Unterschied. 76) Rich tab. XIII, XIV. XV. Die Copie von Le Brun (Nr. 131) ist auch hier schlecht.

Weiter aber auch nicht, aus zwei Gründen. Erstens beschränkt sich die Ähnlichkeit der persischen Wunderthiere mit den indischen, nehmen wir etwa den Greif aus, auf die ganz allgemeine, daß nicht wirkliche Thiere auf wunderbare Weise aus Theilen verschiedener wirklicher zusammengesetzt wurden. Zwar haben die Perser jene indischen Wunderthiere wol gekannt, da Ktesias sie in Persien kennen lernte; sie konnten sie aber ebenso gut von ihren westlichen Nachbaren, den Babyloniern und Assyrern, nehmen, von denen auch ihr Schriftsystem entlehnt war, und hier ist die Erinnerung an Daniel's Wunderthiere sehr passend, weil der Prophet beweist, daß in Babylon solche Wunderthiere bekannt waren; babylonische Teppiche stellten solche dar, in der babylonischen Kosmogonie kamen schon allegorische Wunderthiere vor, und unter den wenigen Denkmalen bildender Kunst von Babylon und Ninive erscheinen auch wunderbare Thiergestalten. Dann haben zweitens die indischen Wunderthiere keine moralisch-allegorische Bedeutung, es sind Schöpfungen der unermüdet thätigen Phantasie; die Inder gaben wol ihren Göttern einzelne Thiersymbole, es werden wirkliche Thiere den Göttern als symbolische Bezeichnungen beigegeben, aber eine Symbolik ethisch-religiöser Bedeutung durch Wunderthiere kennen wir in Indien nicht. Die Perser der alten Zeit stellten ihre Götter gar nicht bildlich dar und kleideten nur ihre Vorstellungen von physikalischen und moralischen Kräften, vorzüglich von den bösen, in die Gestalt wunderbarer Thiere. Der gute Genius des Königs erscheint stets in rein menschlicher Bildung.

Ich glaube daher sowol dem inneren Charakter der altpersischen Wunderthiere, als dem historischen Zusammenhange der Culturgeschichte der asiatischen Völker ihr Recht widerfahren zu lassen, wenn ich jene Thiere als, vielleicht eigenthümlich umgewandelte, allegorische Bezeichnungen babylonischer Vorstellungsweise hinstelle.

Doch es ist Zeit, die kolossalen Thiergestalten zu betrachten, welche an der ersten Terrasse schon und sonst öfters, als Wächter der Thore uns entgegentreten. Es ist zuerst das sogenannte Einhorn nach Niebuhr's Benennung, die wir schon deshalb bedenklich fanden, weil verschiedene Wunderthiere mit einem Horne begabt sind. Porter's genaue Untersuchung bestimmte es als einen Stier; es ist auf jeden Fall ein Wunderstier, da es nur ein Horn hat [15]); Heeren besteht darauf, es sei die Gestalt dem Pferde, oder dem wilden Esel oder endlich auch dem Nashorne nachgebildet. Das zweite Riesenthier hat dieselbe starke Stiergestalt, hat aber kräftig emporgehobene Flügel, eine Tiara auf dem Kopfe, daher wahrscheinlich einst ein menschliches Gesicht, von dem noch der Bart übrig ist [16]). Es ist mit dem größten Fleiße gearbeitet, namentlich die Federn der Flügel und die Haare des zierlich geordneten Bartes mit bewundernswerther Genauigkeit. Es hatte also königlichen Schmuck. Heeren glaubt in ihm den von Ktesias beschriebenen Martichoras, d. h. Menschenfresser, zu erkennen; doch auch hier zeigt sich das Hinkende dieser Beziehungen; denn eine genaue Betrachtung der Abbildungen verräth keine andere Ähnlichkeit mit Ktesias' Beschreibung, als das Menschengesicht. Ktesias' Martichoras hat Löwenfüße, unser Riesenthier aber Stierhufe, und schon die Benennung Menschenfresser muß bedenklich machen bei einem Thiere, welches offenbar als Hüter der königlichen Paläste dasteht. Wir wollen es lieber mit anderen die persische Sphinx nennen.

In Ermangelung der Inschriften, die uns auch wol bei diesen Thieren einen belehrenden Wink geben würden, wollen wir die Erklärung dieser Thiere aus ihren Attributen suchen. Durch das Diadem und den nach Art des Königs selbst geschmückten Bart stellt sich die Sphinx als königliches Thier dar; es ist nun aber der Stier in der Zoroastrischen Lehre das Oberhaupt der reinen Thiere; daher die Sphinx den Körper des Stieres erhielt; das Menschengesicht gibt ihr aber den Verstand der Menschen, und die Flügel stellen die Möglichkeit der schnellen Bewegung dar. Ich sehe daher in diesem Thiere ein Symbol der heiligen Gewalt des Königthums, der Herrschaft, und zwar eines guten Königthums, weil es durch den Stier, durch das Thier des Ormuzd bezeichnet wird; die Weisheit der Regierung und ihre weithin wirkende Gewalt sind durch das Menschengesicht und durch die Flügel bezeichnet [17]). Das Ganze war also ein Symbol des guten, weisen, weitreichenden Herrscherthums.

Das erste Thier, den einhörnigen Stier, hat man als Bild der Schnelligkeit und Stärke gefaßt, vorzüglich wol, weil Ktesias' Einhorn so schnell gewesen sein soll; denn der Stier, den wir annehmen müssen, steht kräftig, wie im Gehen begriffen, von Schnelligkeit ist kein Symbol da, noch wird der Stier als schnell gelten können, das Horn zeigt aber auf einen nicht gewöhnlichen Stier hin. Erwägen wir nun, daß der Stier im Zendavesta gilt als das erste Thier der Schöpfung, von dem alles Lebende ausgeht, also als Symbol der Fruchtbarkeit und des Hervorbringens; es ist das Thier, welches die Erde willig für den Menschen bearbeitet und dafür mit einer Silberglocke am Halse geschmückt wird [18]). Im Gegensatze zu seinem Nachbar ist dieses Riesenthier aber ohne königlichen Schmuck, es ist also wol eben ein Symbol der vom Könige beherrschten, der Unterthanen, aber der willig für den König arbeitenden, der thätigen und der Vieles erzeugenden.

Wenn diese Deutungen richtig sind, so ständen als Wächter der großen Paläste allegorisch die beiden Grundpfeiler eines mächtigen Regiments da, das mit Weisheit und Kraft herrschende Königthum und eine gehorsame, vieles durch seine Thätigkeit hervorbringende Unterthanenschaft. Diese Symbole fassen zusammen, was später in einzelnen Bildern auseinandergelegt wird; der König thro-

15) *Porter* pl. 31. 35. Niebuhr XX, a. *Le Brun* Nr. 122. Ich glaube, daß der Wunsch Ktesias' Einhorn oder wilden Esel wiederzufinden, Heeren's Urtheil bestochen hat. 16) *Porter* pl. 32. 33. Niebuhr XX, b.

17) Diese Deutung erweitert nur die von Heeren (S. 211); da er den Stier nicht anerkennt, fehlt bei ihm natürlich die Beziehung auf das Oberhaupt der reinen Schöpfung. Blos als solches wollte es Rhode erklären. Siehe die heilige Sage des Zendvolkes. S. 219. 18) Zendavesta II, 363.

Es sind jedoch, der Tracht nach zu urtheilen, nicht verschiedene Völker, sondern Perser. Auf jeder Seite des einen Katafalks stehen zwei Speerträger, auf dem anderen ergreift ein Mann auf jeder Seite das Postament der Seitensäule, wie klagend, und der Rahmen, welcher den Katafalk einfaßt, zeigt Speerträger, auf jeder Seite sechs. Der Katafalk war mit einem kostbaren Teppiche bedeckt, von dem die Frangen über den Rand herunterhangen; auch der Sarkophag des Kyros war mit babylonischen Teppichen behängt [45]). Auf dem Katafalke steht rechts ein Altar mit loderndem Feuer, ihm gegenüber der König, dem Feuer zugewendet, oder umgekehrt der König rechts, der Altar links; der König trägt hier eine einfache, schmucklose Kleidung, keine Tiara mehr, denn er regiert nicht mehr; in der Linken hält er seinen Bogen, der nun keine Senne mehr hat, die Rechte ist zum Beten erhoben. In der Mitte schwebt oben der Ferver, auf seinem Flügelpaare; der allein sichtbare Oberleib ist rein menschlich gebildet, wie der König gekleidet, und hat dieselbe flache Mütze; die rechte Hand ist betend erhoben, in der Linken zeigt sich wieder der Ring der Weltherrschaft. Er ist einmal dem Feuer, in der zweiten Darstellung dem Könige zugewendet. Über dem Altare schwebt eine Kugel [46]).

Es ist klar, daß hier der verstorbene König vorgestellt ist; es fehlt jetzt der königliche Schmuck, auch die königliche Begleitung des Sonnenschirms und des Fliegenwedels. Nach der Lehre der Mager ist das Leben ein steter Kampf, der Gute muß im Dienste der guten Geister kämpfen; die heimische Waffe der Perser war aber der Bogen; der König hat jetzt seinen Lebenskampf ausgekämpft, sein Bogen hat keine Senne mehr. Er denkt jetzt nur an sein Loos im zukünftigen Leben; der Ferver, der ihn im Tode wie im Leben begleitet, betet mit ihm und sie richten ihr Gebet an die beiden höchsten Gottheiten nach Ormuzd, an die Sonne und an das Feuer, welches im Zendavesta der Sohn des Ormuzd heißt [47]). Daß hier ein König vor uns stehe, zeigen auch die Träger der Katafalks; die Perser, die während seiner Regierung ihm die Hauptstütze seiner Macht waren, bewahren ihm auch nach dem Tode ihre Treue. Über die Ruhe des Grabes wachen die Speerträger; auf diese Bewachung wären auch die Hunde zu deuten, wenn sie wirklich da sind. Als Wächter ließe sich auch das Wunderthier nehmen, es hat offenbar eine drohende Stellung; doch hatte es gewiß auch in seiner Zusammensetzung genauere Beziehungen im einzelnen auf die hier vorgestellte Scene, welche zu bestimmen ich aber nicht unternehme.

45) *Arrian* VI, 29. 46) Le Brun spricht auch von einem Monde auf einer dieser Darstellungen (p. 277), doch scheint dieses ein Irrthum. 47) Daß bei den Persern ein Todtencultus stattfand, wenigstens für die Könige, geht aus *Arrian* VI, 29 hervor, in Pasargadä angesiedelte Mager hatten die Verpflichtung dafür zu sorgen und waren von Darius von Ekbatana dahin verpflanzt. *Plin.* VI, 29. Der Cultus war vorzugsweise an das Feuer, welches die Mager überall begleitete, gerichtet; dann an die Sonne; denn das Pferd, welches jeden Monat am Kyrosgrabe zu opfern war, ist ein Sonnenopfer. *Brisson* p. 339.

Da das ewige Feuer bei dem Tode eines Königs ausgelöscht wurde [48]), hier aber noch brennt, so muß die dargestellte Scene wol das nach seinem Tode an seinem Grabe für ihn besonders angezündete Feuer bezeichnen; denn der König ist offenbar schon gestorben, nicht im Sterben begriffen.

Daß die persischen Könige begraben wurden, ist durch die Geschichte bezeugt; wir kennen schon Diodor's Zeugniß, und Heeren hat aus Ktesias nachgewiesen, welche Achämeniden bis zu dessen Zeit in Persepolis begraben worden waren [49]); dem letzten Darius ließ noch Alexander dort ein Grabmal errichten; im Ganzen sechs; Kyros hatte das seinige bekanntlich in Pasargadä. Das Zoroastrische Gesetz stellt nun aber die Leichname der Verstorbenen an einsamen Stellen aus, den wilden Thieren zur Beute. Ich will hier nicht untersuchen, ob im früheren Alterthume die Perser etwa ihre Todten begruben und erst nach Einführung des Mager-Gesetzes das Ausstellen der Todten annahmen; zu Herodot's Zeit war die persische Sitte diese, die Leichname von einem Vogel oder Hunde zerreißen zu lassen und dann zu begraben [50]). Wir dürfen annehmen, daß auch bei den Königen, obwol vielleicht in gemilderter Form, dieser Ritus beobachtet wurde. Kyros' Begräbniß weicht aber darin von den spätern ab, daß er sein Grab in einem Haine über der Erde hatte, während die Leichname der späteren Könige in tiefen, dunkeln Kammern der Erde der Verwesung überliefert wurden, entfernt von der Nähe der Lebenden, und wenn in Persepolis die Gräber am Berge Rachmed nicht sehr weit von den Wohnungen der Lebenden sind, so ist dieses wieder eine Abweichung von der älteren Sitte; die ältesten Könige waren in Naksch-i-Rustam, in der einsamen Bergschlucht, beigesetzt, nicht, wie bis jetzt geglaubt worden, am Berge Rachmed.

Wir haben im Ganzen Kenntniß von sieben Achämeniden-Gräbern, womit wir freilich nicht für die ganze Dynastie ausreichen, auch wenn wir Artaxerxes III. abrechnen, der nicht in Persepolis begraben wurde; außer ihm und Kyros müssen noch zwei anderswo begraben gewesen sein. Bei den Gräbern im Rachmed-Berge finden sich keine Inschriften, und wir können ihnen nicht einzeln ihre früheren Besitzer mit Sicherheit anweisen; das Folgende wird aber zeigen, daß hier die späteren Könige beigesetzt waren.

Aus der angeführten Stelle des Diodor, wie aus einer nachher mitzutheilenden des Ktesias, wissen wir, daß die Todtenkammern geschlossen waren oder richtiger keine gangbaren und sich zeigenden Zugänge hatten; denn was Diodor schreibt, sie hätten keine durch Kunst gemachten Zugänge, ist gedankenlose Schreiberei, da hier keine natürlichen Öffnungen sind und alles durch Kunst gemacht ist; nur waren die Öffnungen nicht gemacht, um einen Zutritt zuzulassen und wurden nach dem Begräbnisse verschlossen. Aus Ktesias [51]) lernen wir, daß Darius I. schon bei Lebzeiten sich sein Grab hatte machen

48) *Brisson* p. 351. 49) a. a. O. S. 255. 50) I, 140. cf. III, 16. 51) *Pers.* c. 15.

Pracht der inneren Einrichtung und des Schmuckes, der bei diesen Bauten verschwendet war, vorstellen können. Der neueste Untersucher der Ruinen, selbst ein Architekt [83]), hat die Behauptung aufgestellt, daß sich an den Basreliefs noch vielfache Spuren einer reichen Verzierung mit Farben, Gold und Edelsteinen zeigen; eine Ausstattung, die uns vielleicht in barbarische Überladung überzugehen scheinen mag, bei der aber die Perser nur dem Beispiele in der Kunst weit berühmter gewordenen Völker folgten. Von den Bildern des Königs haben schon frühere Berichterstatter bemerkt, daß zu solchem Schmucke die Vorkehrungen noch sichtbar sind; die genauern Untersuchungen hierüber sind noch abzuwarten.

In Beziehung viertens auf den Styl der persischen Architektur drängt sich die Bemerkung auf, daß das Terrassen-förmige in der Anordnung etwas Charakteristisches sei, bei den Persern aber als eine Nachahmung erscheine [84]). Die hängenden Gärten in Babylon sind ein berühmtes Beispiel solchen Terrassenbaues, und die Nachricht ist bekannt, wonach die medische Königin des Nebukadnezar dadurch ihre Sehnsucht nach ihren heimathlichen Bergen zu stillen suchte. Auch die Burg von Ekbatana zeigte eine solche ansteigende Anordnung der Theile; wir haben schon oben darauf hingewiesen. Ein ähnlicher emporstrebender Geist spricht sich in den schlanken, zierlichen Säulen aus, und man erkennt mit Recht darin, sowie in der Vorliebe für luftige Säulenhallen den Geist des kräftigen Bergvolks, das kühnen Strebens voll war und ein Freund seiner luftigen Berghöhen.

Der Baustyl der Grabmäler ist ein eigenthümlicher und aus den religiösen Vorstellungen der Perser abzuleiten; ob auch hier die Meder mit ihrem Beispiele vorangingen, ist nicht mehr nachzuweisen. Es trugen aber die Perser diesen Sepulcralstyl über auf die von ihnen beherrschten Länder, die zum Theil auch wol noch in vorpersischer Zeit schon ähnlichen Gebrauch hatten. Man hat schon früher an die Grabmäler in Telmessus erinnert [85]); neuere Abbildungen bestätigen diese Verwandtschaft [86]).

Was die Sculpturen betrifft, so zeigt eine sorgfältigere Untersuchung stets mehr die beinahe ängstliche Sorgfalt, womit auch die kleinsten Einzelnheiten, Haare, Nägel u. s. w., ausgeführt sind [87]). Nur eine lange Vorübung konnte eine solche Meisterschaft in der technischen Behandlung des harten Gesteins geben. Hierbei, aber auch schon bei der Vollendung des Mauerwerks, aus so gewaltigen Steinblöcken zusammengesetzt, drängt sich die Bemerkung auf, daß die Perser selbst, vor Kurzem noch ein ungebildetes Hirten- und Jägervolk, und nachher dem Kriege, der Jagd, dem Landbau und den Genüssen der Herrschaft hingegeben, nicht selbst die Baumeister und Bildhauer können geliefert haben, die in Persepolis thätig waren. Hat man aber fremde Künstler anzunehmen, so führt die oben angeführte Stelle Diodor's auf Ägypten, woher Kambyses sich Baukünstler habe kommen lassen.

Die Ägypter verstanden vortrefflich, den Meißel zu gebrauchen und den Stein zu behandeln, und Kambyses konnte keine bessern Techniker finden. Der Styl Ägyptischer Kunst ist aber ein so verschiedener, daß den Künstlern, wenn sie Ägypter waren, vorgeschrieben worden sein muß, nach andern Mustern zu arbeiten. Die Babylonier baueten in Ziegelsteinen und waren wol kaum geübt in der Technik, welche bei Persepolis erfodert wurde. Man könnte eher an eine Theilnahme assyrischer Künstler denken; denn der Berg von Van zeigt noch Anlagen, namentlich von Treppen, die in festen Felsen ausgehauen und mit Keilinschriften bedeckt sind; diese sind ohne Zweifel älter als die persische Herrschaft, und wenn sie auch nicht, wie die Sage will, der Semiramis angehören, können sie nicht jünger sein, als die babylonisch-chaldäischen Könige. Doch sind sie ohne Sculpturen [88]). Auch die spärlichen Überreste medischer Palast-Anlagen in Ekbatana und Gaza (Takht-i-Suleiman) geben keine Aufklärung. Ich wage also nur aus historischen Gründen den Satz festzuhalten, daß die Perserkönige sich nicht persischer Hände bei ihren Bauten in Persepolis bedienten, ohne entscheiden zu wollen, woher der eigenthümliche Styl der Kunst stamme, der in ihnen hervortritt. Ich bestimme hiermit zugleich den Sinn, worin ich glaube, daß von altpersischer Kunst die Rede sein kann.

Diese Kunst ist nun aber nicht blos merkwürdig wegen der Vollendung ihrer äußern Technik oder als historische Berichterstatterin über das Wesen und die Bestrebungen des altpersischen Alterthums; auch als schöne Kunst nimmt sie eine hohe Stelle ein. Die massive und wie zur ewigen Dauer bestimmte Kraft des Mauerwerks hat keine Spur von Plumpheit und durch die Verbindung mit den schlanken, schön verzierten Säulen muß das Ganze den Eindruck dauerhafter Tüchtigkeit und kräftig aufstrebender, doch geregelter und zierlicher Leichtigkeit und Grazie gemacht haben. Trotz ihrer etwas phantastischen Capitäle kann man das Maß und die Schönheit der Säulen nicht genug loben. Am wenigsten möchten die Basreliefs alle Kunstbedingungen erfüllen, wenn wir mehr als technische Vollendung verlangen. Es sind nicht reich belebte, durch contrastirende Leidenschaften fesselnde und einem gemeinsamen Mittelpunkte zugewendete Handlungen, die dargestellt sind; der König schreitet ruhig einher oder sitzt ruhig auf seinem Throne, die Leibwachen stehen unbeweglich da oder schreiten, wie die Gesandten mit ihrem Gefolge einförmig zum Empfange hinauf. An den Grabfaçaden und unter dem Königsthrone sind die Träger auf eine Weise angeordnet, die zwar regelmäßig, aber in der Wirklichkeit unmöglich ist. Die Sculptur ordnet die einzelnen Bilder nicht nach einem malerischen Grundsatze; sie ist hier ganz im Dienste der Baukunst, welcher sie als Erklärerin untergeordnet ist. Doch liegt jener Mangel an Bewegung nicht sowol im Mangel an Fähigkeit,

83) Der bekannte Reisende Texier, in einem Briefe im Journal des debats. 27. Jun. 1840. 84) Heeren a. a. O. S. 289. 85) Ders. S. 267 nach *Choiseul-Gouffier*, Voyage pittoresque. I. p. 118. pl. LXVII. 86) *Fellows*, Asia minor. p. 226. 87) *Texier* l. c.

88) Man sehe jetzt Mémoire sur le lac de Van et les environs, par *Fr. Ed. Schulz*, im Journ. Asiatique. III, 9. p. 257 sq.

durfte den Rest seines Lebens friedlich in der Stadt Barme bei Ekbatana verleben[14]). Die Eroberung von Kleinasien hat schon eine Menge von fremdartigen Bestandtheilen zu dem neuen Zend-Reiche der Perser gebracht. Auch die Griechenstädte des Festlandes von Kleinasien sind dabei durch Harpagus, den Feldherrn des Cyrus, unterworfen worden. Lächeln mochte der Perserkönig an der Spitze seiner Hunderttausende über die Einfalt der fernen Spartiaten, die ihm in Sardes wissen ließen, daß sie es nicht dulden würden, wenn er Griechen zu unterjochen wagen wolle[15]). Cyrus selbst aber stürmte wieder in das Innere von Asien zurück, um das Reich von Babylon zu vernichten. Labonnedus, Babylons letzter König, verlor eine große Schlacht gegen die Perser und suchte Schutz hinter den Mauern seiner Stadt. Die Perser verstanden nicht, wie man feste Städte bezwingen könne; aber die Massen, über welche Cyrus gebieten konnte, halfen seiner Unkenntniß nach. Er ließ das Wasser des Euphrats, der Babylon in zwei Hälften schied, in die Sümpfe und Seen der Nachbarschaft leiten, und auf dem trockenen Grunde des Stromes drangen die Perser in die Stadt. So fiel im J. 538 das alte Reich von Babylon. Der Tempel des Baal zu Babylon ward von den Persern damals noch geschont, obwol Götzen und Bilder den Ormuzddienern ein Gräuel der Verwüstung waren. Die Israeliten aber empfingen die Erlaubniß zur Heimkehr und erhielten auch die Kleinodien des Tempels zurück. In ganz verschiedener Weise erzählen nun Herodot und Ktesias den Untergang des großen Kriegsfürsten Cyrus. Der erste läßt ihn über den Araxes gehen, um die Massageten und ihre Königin Tomyris zu besiegen. Dort sei eine furchtbare Schlacht geschlagen worden, in der endlich die Massageten gesiegt, Cyrus gefallen[16]). Dann läßt der überhaupt fast romanenhaft lautende Bericht den Körper des Cyrus auf der Tomyris Befehl grausam verstümmelt werden. Aber die Leiche des Cyrus scheint nicht in Feindeshände gefallen zu sein. Sie lag ja in den Königsgräbern von Pasargadä[17]). Ktesias läßt den Cyrus gegen die Derbicen ziehen, die am kaspischen Meere gewohnt zu haben scheinen, eine Wunde im sieglosen Kampfe empfangen und an ihr verbluten. Darauf kamen die Perser wieder und rächten durch das Blut von 30,000 Derbicen ihres Königs Fall[18]). In dem vorliegenden Falle möchte der Bericht des Ktesias den Vorzug verdienen. Jedenfalls endete der Stifter des Perserreiches im J. 529 sein Leben.

Herodot läßt nun auf Cyrus ohne Weiteres dessen ältesten Sohn Kambyses folgen. Ktesias aber berichtet, Kambyses als der älteste Sohn sei zwar nach dem Willen des Vaters König geworden, aber ein zweitgeborener Sohn, Tanyoxarces, habe Baktrien, Parthien, Karmanien und das Land der Chorasmier ohne Zins und Tribut gleichsam als ein abhängiges Reich empfangen. Zwei andere Söhne noch von einer andern Gemahlin empfingen nach Ktesias kleinere Herrenthümer. Bei beiden Geschichtsschreibern wendet Kambyses, auf dem Wege des Vaters weiter schreitend, seine Waffen zuerst gegen den Pharao von Ägypten, den Herodot richtig Psammenit, Ktesias fälschlich Amyrtäus nennt. Die Macht des Pharao, die besonders auf griechischen und karischen Söldnern beruht, wird in einer Schlacht überwunden, Memphis fällt und, wie es scheint, ohne allen weitern Widerstand, läßt das entartete Volk Ägyptens von den Persern sich unterwerfen. Bei Herodot muß der Pharao Blut trinken, bis er stirbt. Bei Ktesias wird er nur gefangen nach Susa abgeführt[19]). Ganz persisch, ganz dem Geiste der Zend-Völker ist es gemäß, daß Kambyses den Thierdienst Ägyptens mit Schauder betrachtete, daß er den heiligen Stier tödten ließ, daß er die Götter des Landes verlachte und verspottete[20]). Das Erscheinen der Perser in Ägypten hat Schrecken auch in Afrika verbreitet, die Libyer und die Griechen von Barca und Cyrene senden demüthige Geschenke. Kambyses aber will bis an die äußersten Enden der Welt dringen, Carthago, Äthiopien und die Oase, auf der sich Amun's Tempel befindet. Aber gegen Carthago verweigern die Phönicier den Dienst, da sie ihre Tochterstadt nicht bekämpfen könnten. Phönicien war vielleicht erst von Kambyses selbst unterworfen worden. In Äthiopien aber will Kambyses selbst mit einem großen Heere eindringen; aber sein Heer ward in der Wüste von furchtbarer Noth überfallen, da der König, obwol nun in ein ganz wüstes Land gerathen, doch thöricht immer weiter und weiter vorwärts geht. Endlich ward das Perserheer von so großem Hunger befallen, daß der zehnte Mann geschlachtet werden mußte. Darauf erst kehrte Kambyses nach Ägypten zurück. Es war im wüsten Nubien, daß die Perser, ohne Kenntnisse und ohne Überlegung in die Welt hineinstürmend, von solcher Noth befallen worden. Ein anderes Heer, welches gegen Amun's Tempel in der Wüste ausgesendet, ward, also ist berichtet, vom Sande überweht und Niemand davon kehrte zurück[21]). Nun berichtet Herodot, daß Kambyses einen Bruder gehabt, Smerdis genannt. Diesen habe er aus Ägypten zurückgesendet und durch ein Traumgesicht bewogen, welches die künftige Größe des Smerdis verkündet, in Susa durch den Perser Prexaspes tödten lassen[22]). Der Mord sei verheimlicht worden. Einen Mager habe Kambyses als Reichsverweser zurückgelassen, und der habe, weil Kambyses zu lange in Ägypten verweilt, seinen Bruder, der dem Smerdis sehr ähnlich gesehen, behauptend, daß er Smerdis sei, als König aufgestellt. Nun sei von Persien aus ein Befehl nach Ägypten und an das Heer, daß Niemand mehr dem Kambyses gehorsamen solle, gesendet worden. In einer andern Weise berichtet Ktesias von diesen Dingen. Nach ihm kommt der Mager Sfendanates nach Persien und erfüllt Kambyses mit Mistrauen gegen Tanyoxarces, den Bruder. Auf Anstiften dieses Magers wird dann dieser so, daß nur sehr wenige Personen darum wissen, getödtet. Sfendanates selbst, der

14) *Ctesias*, Pers. §. 4. 15) *Herod.* I, 152. 177. 16) Ib. I, 201—204. 17) *Strab.* lib. XV. p. 414. *Arrian.* VI. 29. 18) *Ctesias*, Pers. §. 6. 7.

19) *Herod.* III, 10—15. *Ctesias*, Pers. §. 8—10. 20) *Herod.* III, 37. 21) Ib. 25. 26. 22) Ib. 30. 35.

Geist neuer Eroberungen zuerst zu einem Stillstande gezwungen; denn Babylon erhob sich in Aufstand gegen die Perserherrschaft. Die Babylonier traten dabei mit einer furchtbaren Entschlossenheit auf. Sie tödteten selbst einen großen Theil ihrer Frauen, um sich die Vertheidigung ihrer Stadt zu erleichtern. Fast zwei Jahre mußten die Perser kämpfen, ehe sie, im J. 516, Babylon wieder gewinnen konnten[35]). Damals ward der Tempel des Baal in Babylon von den Persern verwüstet. Alexander der Große fand ihn noch in dem Zustande der Verwüstung und der halben Zerstörung[36]). Darauf unternahm Darius die große Heerfahrt gegen die Scythen, wobei Ktesias berichtet, daß Ariamnes von Kappadocien die Scythen auf des Königs Gebot schon früher angegriffen, womit es wahrscheinlich unglücklich abgelaufen war[37]). Mit 800,000 Streitern ging Darius über den Bosporus, während die Flotte nach den Mündungen der Donau segelte. Über diesen Strom ward eine Brücke geschlagen, deren Wache der König der Treue der Jonischen Tyrannen anvertraute. Die Perser drangen an den Ufern des Pontus Euxinus und des Palus Mäotis dahin und kamen noch weit über den Tanais (Don). Vergeblich hoffte Darius bald, daß die Scythen und Sauromaten sich zu einer Schlacht stellen, bald, daß sie sich unterwerfen würden. Die Barbaren, Alles mit sich fortführend und das Land, durch welches die Perser ziehen mußten, nach Möglichkeit ausleerend, zogen sich immer weiter zurück. Die Perser kamen in große Noth und das ungeheure Heer mag meist vernichtet worden sein[38]). Darius kehrte über die Donau und bald darauf auch über den Bosporus nach Asien zurück. Indessen setzten sich die Perser seit dieser Zeit in Europa fest und Megabazus blieb als Satrap von Thracien zurück, und die neue Satrapie von Thracien breitete sich durch allmälige Eroberungen an der Küste hin aus, bis die Grenzen von Griechenland erreicht waren[39]). So blieb die Heerfahrt doch nicht ganz erfolglos. Dagegen mag nun etwa um dieselbe Zeit auch eine Heerfahrt in die Indusländer unternommen worden sein. Indien erscheint schon unter Darius mit unter den zinszahlenden Satrapien. Aber wie weit nach Indien hinein die persische Herrschaft sich erstreckte, darüber läßt sich nichts mit Bestimmtheit sagen. Doch scheint, daß eine unmittelbare Herrschaft der Perser nur bis zum Indusstrome reichte. Darüber hinaus, im Panjab, mochten indische Könige noch Tribut an die Perser zahlen, ohne daß sie als eigentlich zum Reiche der Perser gehörend angesehen werden können[40]). Aber sie mögen ihn nur kurze Zeit und nur dann gezahlt haben, wenn sie mußten. Morgenländische Schriftsteller geben nachmals als einen Grund der Heerfahrt Alexander's des Großen über den Indus an, daß die indischen Könige dem Reiche den gewöhnlichen Tribut verweigert. Mächtige Satrapen unternahmen oftmals solche Heerfahrten zur Erweiterung des Reiches, welche zugleich Erweiterung ihrer eigenen Macht war, zuweilen selbst, wie es scheint, ohne Königs Befehl und wie auf eigene Faust. So sendete Argandes, den Kambyses über Ägypten gesetzt, ein Heer zur Unterwerfung Libyens aus. Aber die Perser eroberten dabei nur die Griechenstadt Barca, deren Bewohner nach Baktrien verpflanzt wurden[41]). Cyrene wollten sie auch angreifen, aber es ward nichts daraus, und Cyrene zahlte seit Kambyses doch Tribut, war jedoch dabei dem Perserreiche nicht eigentlich unterworfen. Auch mag dieser Tribut nur eine kurze Zeit, und nur dann, wenn man eben mußte, gezahlt worden sein[42]). Darius selbst hatte sein Absehen besonders auf Griechenland, auf Europa gerichtet. Über das Einzelne dieser Kämpfe zwischen den Persern und den Griechen ist jedoch der Aufsatz „Persische Kriege" nachzusehen. Daß der erste Versuch zur Unterjochung Griechenlands mislang, erregte den Zorn des mächtigen Königs. Es ward, nachdem im J. 490 der Schimpf der Schlacht von Marathon hatte erduldet werden müssen, eine große Rüstung durch das ganze Reich angeordnet, über welcher drei Jahre verliefen. Da fiel Ägypten ab und konnte nicht sogleich niedergekämpft werden. Der Sturz des Reiches der Pharaonen hatte die Priester Ägyptens um ihre politische Macht, welcher die Perser keinen Raum ließen, gebracht. Es waren daher immer die Priester, welche die Empörungen gegen die Perser aufstachelten, welche die nationale Unabhängigkeit wieder herstellen wollten. Darius rüstete sich, um zuerst Ägypten zu bekämpfen. Da brach unter seinen Söhnen Streit um die Nachfolge aus, denn es war Sitte, daß vor einer großen Heerfahrt der Thronfolger förmlich ernannt ward. Darius hatte von einer frühern Gemahlin und ehe er König geworden, drei Söhne, von denen Artobazanes der älteste war. Die Tochter des Cyrus hatte ihm als König vier andere Söhne geboren, von denen wieder Xerxes der älteste war. In dem Streite zwischen Artobazanes und Xerxes berief sich Letzterer besonders darauf, daß er aus dem alten Königsblute stamme. Dieses, sowie die große Gewalt, welche Atossa, die Tochter des Cyrus, überhaupt über Darius hatte, entschied und Xerxes ward zum Thronfolger bestellt[43]). Darius selbst aber starb im J. 486, ehe er die Heerfahrt gegen Ägypten antreten konnte.

Ohne Streit ward nun der Thron der Perser von Xerxes bestiegen. Im zweiten Jahre nach des Darius Tode ward Ägypten wieder besiegt und viel härter behandelt als früher[44]). Die harte Behandlung, welche uns nicht weiter beschrieben wird, traf wol besonders die Priesterkaste, des Aufstandes Anstifterin. Ktesias, dessen Nachrichten überhaupt von den Herodoteischen oftmals abweichen, erwähnt dieses Aufstandes von Ägypten nicht, dagegen hat er die Nachricht von einer neuen Empörung der Babylonier, die den persischen Satrapen Zopyrus erschlagen[45]). Zopyrus war einer der Sieben, durch welche Darius die Herrschaft empfangen. Durch treue Aufopferung hatte er die erste Wiedereroberung Babylons erleich-

35) *Herod.* III, 150—160. 36) *Ael.* Var. Hist. XIV, 3. 37) *Ctesias*, Pers. §. 16. 38) *Herod.* IV, 121—142. 39) Ib. III. 143. 40) Ib. 94.

41) *Herod.* III, 167. 42) Ib. 165. 43) Ib. VII, 2—4. 44) Ib. 7. 45) *Ctesias*, Pers. §. 21.

tert, und war dafür mit der Satrapie belohnt worden. Der Art und Weise, wie Babylon unter den Gehorsam der Perser zurückgekommen, gedenkt Ktesias weiter nicht. Nun wird die große Heerfahrt gegen Griechenland angetreten, bei der Herodot und Ktesias wieder bedeutend von einander abweichen. Denn während der Erstere sagt, daß eine Masse von fünf Millionen Menschen, Krieger und Nicht-Krieger, für diesen Zug in Bewegung gesetzt worden [46]), behauptet der Letztere, daß Xerxes nur mit 800,000 Streitern ausgezogen sei, wobei er jedoch die Bemannung der Flotte nicht mit in Anschlag zu bringen scheint [47]). Die Angaben Herodot's mögen auch allerdings etwas übertrieben sein. Xerxes soll auch für den Angriff auf Griechenland ein förmliches Bündniß mit Carthago geschlossen haben, damit durch diesen Staat die Griechen Siciliens und Italiens beschäftigt würden [48]). Es nimmt aber die große Heerfahrt einen jammervollen Ausgang, der sicher weit weniger der Vaterlandsliebe und der Tapferkeit der Griechen als der Thorheit und dem Ungeschicke zuzuschreiben ist, mit welchem die Perser das Ganze angestellt. Die Griechen machten nun in dem Fortgange der Zeit allmälig die thracische Küste, die Inseln zwischen Griechenland und Kleinasien und die Westküste Kleinasiens von der thatsächlichen Perserherrschaft frei. Das hatte für die Griechen eine weit größere Bedeutung als für die Perserkönige, die sich sehr wenig darum kümmerten, wenn ihr Reich in einem äußersten Grenzpunkte angefressen ward. An allen Grenzpunkten überhaupt war die Perserherrschaft zu allen Zeiten unsicher und schwankend. Dem Könige wurden von den Satrapen Kleinasiens doch die Tribute, die sie an der Küste und auf den Inseln nicht mehr einziehen konnten, in Rechnung gebracht [49]). Konnten sie wirklich nicht zahlen, weil sie auch nichts eingezogen, so blieben sie doch auf dem Schuldregister stehen.

Dadurch nur ist die verunglückte Heerfahrt sogleich und zunächst auch für die Perser von Wichtigkeit, daß sie den Gedanken an eine Eroberung Europa's, überhaupt den Gedanken an die Besiegung der Welt, aufgeben. Es waren jüngst so viele schwere Niederlagen in Nubien, in Scythien, in Griechenland erlitten worden! Xerxes mag sich nach dem griechischen Zuge ganz in seine wollüstigen Paläste zurückgezogen haben. Diese Paläste waren schon eine Stätte von Weiber- und Eunuchen-Intriguen. Es scheint aber das neue königliche Haus noch immer auf schwachen Füßen gestanden zu haben. Denn Artabanus, der Hyrkanier, der bei Xerxes viel gilt, sann darauf, den königlichen Stamm zu vernichten und sich selbst des Thrones zu bemeistern. Xerxes hat drei Söhne, Darius, Artaxerxes und Hystaspes, der als Satrap von Baktra abwesend. Artabanus verständigte sich mit dem Eunuchen Spimatres und sie ermorden zuerst den Xerxes in seinem Gemache, im J. 465. Darauf bringen sie den Artaxerxes auf den Glauben, daß Darius es gewesen, der den Vater ermordet habe. In derselben Nacht noch scheint nun auch Darius mit Hilfe des Artaxerxes niedergehauen worden zu sein. Nun mag eine kurze Zeit verlaufen sein, in welcher Artaxerxes I. in Frieden geherrscht. Artabanus aber schmiedete weitere Plane, denn er gedachte das königliche Haus allmälig zu vernichten. Er verständigte sich mit zwei andern Vornehmen, Megabazus und Aspramitres. Es sollte, wie es scheint, nun auch Artaxerxes I. in der Stille des Palastes ermordet werden. Megabazus aber ward an den Verräthern zum Verräther, und so geschah, daß nicht der König, sondern Artabanus und Aspramitres den Untergang fanden [50]).

Unter Xerxes I. war das Reich der Perser auf seinen Höhepunkt gekommen, unter Artaxerxes I. begann, nachdem schon früher die bösen Anzeichen davon nicht gefehlt, das Sinken. Es möchte daher jetzt die bequemste Zeit sein, den Blick auf die innern Zustände des Reiches zu richten. Denn von den Völkern und ihrem Leben kann eigentlich keine Rede sein, da es über sie an solchen geschichtlichen Anführungen mangelt, die auch im Einzelnen sichere Bestimmungen gestatteten. In der Weise alles Morgenlandes ist auch die Geschichte Persiens nur eine Geschichte der Könige, des Hofes und der Großen. Von den eigentlichen Persern wird uns berichtet, daß sie in mehre Stämme zerfielen. Es waren deren zuerst drei edle, die Pasargaden, Maraphier und Maspier. Unter den ersten, welche die Vorzüglichsten gewesen sein mögen, waren wieder die Achämeniden das vornehmste Geschlecht [51]). Herodot berichtet, daß nur aus ihm die Könige Persiens genommen worden. Also scheint, daß auch Darius und seine Familie ihm angehört. Drei andere Stämme trieben Ackerbau, die vier letzten zogen als Nomaden herum. Niemand berichtet, welches Verhältniß zwischen den edlen und unedlen Stämmen stattfand. Die Meder zerfielen auch in solche Stämme, deren sechs aufgezählt werden [52]). Ob nun auch wol unter den medischen Stämmen die Mager als einer aufgezählt, und es somit scheinen könne, als habe es eine geschlossene Priesterkaste bei den Zend-Völkern gegeben, als sei überhaupt geschlossenes Kastenwesen vorhanden gewesen, so gibt es doch dafür, daß in dem Style Indiens und Ägyptens ein strenges Kastenwesen geherrscht, keinen Beweis. In der Zendavesta kommt nichts vor, was die Mager als eine erbliche Priesterkaste erscheinen lasse [53]). Sie scheinen nach ihr im Gegentheil ein freier Stand gewesen zu sein. Die Stammeintheilung in Edle, Ackerbauer und Nomaden, bei den Persern und Medern ausdrücklich erwähnt, mag sich bei allen größern und bedeutendern Zend-Völkern gefunden haben. Sie ruhet zum Theil selbst auf der Natur des Bodens Persiens, das seßhaftes Leben nicht allenthalben gestattet und das Hirtenleben und Nomadisiren gebietet. Noch in dem gegenwärtigen Perserreiche besteht der eine Theil der Menschen aus den Bewohnern der Städte und Dörfer, der andere, ein Viertheil der gesammten Bevölkerung, aus den nomadisirenden Hirten. Was nun aber das alte Reich der Perser anlangt, so zerfiel es in einer

46) *Herod.* VII, 184. 186. 47) *Ctesias*, Pers. §. 22. 23. 48) *Diod. Sic.* XI, 20. 49) *Thuc.* VIII. 5.

50) *Ctesias*, Pers. §. 27. 28. *Diod. Sic.* XI, 69. 51) *Herod.* I, 125. 52) Ib. 110. 53) Rhode, die heilige Sage des Zend-Volkes. S. 332.

ersten Beziehung in zwei Theile, in den, welcher von Zend-Völkern, und in den, welcher von anderen, den eigentlichen Persern ganz fremden Völkern bewohnt war. Fast alle Zend-Völker gehörten zu dem Reiche der Perser. Nur ein Theil der Cissier auf den Bergen Susiana's, die Kossäer und Parätacener in Großmedien, und die Kadusier in der Nähe des kaspischen Meeres, welche eigene Könige hatten, machten davon, wie es scheint, eine Ausnahme. Den Cissiern auf den Bergen und den Kossäern mußte sogar Tribut gezahlt werden, wenn der Perserkönig durch ihr Land zog. Die wilden Kadusier wurden zu mehren Malen vergeblich angegriffen. Sonst ging die Macht des Königs über die größern Stämme, über die Perser, Arier, Susianer, Meder, Baktrer, Arachosen, Gedrosen, Karmanen, Parther, Hyrkanier und Sogdianer, sowie über die kleinern der Marder, Karduchen, Elymäer, Drangen, Zaranganer, Chorasmier, Dragogen und Urier. Alle diese Völker waren unter einander nahe verwandt[54]), selbst die Dialekte der gemeinsamen Zendsprache wichen wol nur wenig von einander ab, wofür es selbst bestimmte Anführungen gibt[55]). Es hatten nun aber die Perser ihrem Reiche eine unnatürliche Ausdehnung über die Marken der großen Zend-Familie hinausgegeben, also daß im Osten Hindu oder doch den Hindu nahe verwandte Völker, im Norden Scythen, welche von den Persern Sacen genannt wurden, nach Westen zu Semitische Völker, Ägypter, Phryger und Griechen mit zu dem Reichskörper gebracht worden.

Im Anfange sind diese Völker von den Persern vielfach in ihren religiösen Eigenthümlichkeiten verletzt worden, denn die Zend-Völker waren nur an bilderlose Gottheiten gewöhnt. Oftmals verbrannten sie daher die Tempel solcher sichtbar gemachten Götter, die ihnen ein Gräuel waren. Kambyses hatte in Ägypten viele Tempel verbrennen lassen[56]), Darius den Tempel des Baal in Babylon verwüstet, Xerxes ließ auch noch dessen goldenes Bild aus dem großen Tempel von Babylon wegschaffen[57]). Indessen scheinen die Perser bald begriffen zu haben, daß sie die religiösen Eigenthümlichkeiten der andern Völker ihres Reiches um des Bestandes desselben willen nach Möglichkeit unangetastet lassen müßten. Gegen Ägypten und seine Priester stimmte schon Darius einen mildern Ton an, und die Ägyptischen Priester rühmten daher von ihm, daß er ihrem Collegio gegenüber nicht darauf bestanden, daß des großen Sesostris Bild hinweggenommen und das seinige an dessen Stelle gesetzt werde. Sie behaupteten sogar, daß der König sich in die Geheimnisse ihrer Wissenschaft habe einweihen lassen[58]). Freilich, als Ägypten auf Anstiften der Priester mehr als einmal aufstand und immer wieder niedergeworfen ward, fiel die Strafe besonders auf sie, von denen der Aufstand ausgegangen war.

An der Herrschaft aber hatten alle die Völker, welche nicht zum Zend-Stamme gehörten, keinen Theil. Selbst die Heerhaufen, welche sie stellen mußten, standen wol unter ihren besonderen nationalen Anführern, aber diese selbst waren wieder dem Oberbefehle von Persern, vor denen sie auch weiter nichts als Knechte sind, untergeordnet[59]). Das große Heer, welches Xerxes gegen die Griechen führt, wird von lauter edlen Persern angeführt. Es scheint aber dieser Vorzug der eigentlichen Perser sich nicht bis zum Untergange des Reiches behauptet zu haben. In den hohen Reichswürden haben die edlen Perser vor den Edlen der übrigen Zend-Stämme den Vorzug nicht lange behauptet. Baktrer, Meder, Hyrkanier, Susianer und Andere erscheinen ebenso gut als die eigentlichen Perser in den hohen Reichswürden. Fremde, die nicht zum Zend-Stamme gehörten, scheinen davon ganz ausgeschlossen gewesen zu sein. Man sieht, die Perserkönige haben eine Ahnung davon, daß ein nationales Band vorhanden sei, aber zu vollem Bewußtsein darüber sind sie nicht gekommen. Wieder in einer andern Beziehung zerfällt das Reich der Perser in zwei an Umfang und Größe sehr ungleiche Theile. In dem einen ist der große König der Perser unmittelbarer Herr, in dem andern ist er nur mittelbarer. Der letztere aber ist der beiweitem kleinere. Bei den Chorasmiern, Kossäern, Cissiern und in Armenien, Cilicien, Paphlagonien, Bithynien, Kappadocien, Karien, Pontus, in den phönicischen Städten des Festlandes und auf der Insel Cypern sind einheimische, nationale Fürsten von den Persern gelassen worden. Bei einigen dieser kleinen Reiche, namentlich bei Armenien und Pontus, ist es indessen zweifelhaft, ob die einheimischen Fürsten oder Königsgeschlechter nicht erst aus persischen Erbstatthaltern emporgewachsen. Wären sie es, so sind sie doch in der spätern Zeit des alten Perserreiches als einheimische und nationale Fürsten anzusehen. Alle diese stehen um den großen Perserkönig wie demüthige Knechte. Zwei Dinge gaben dem persischen Reiche den Charakter der Schwäche und der Haltlosigkeit. Er ruht zuerst darin, daß es kein reines Nationalreich war, indem es außer der Zend-Familie noch viele fremde Völker, die mit Nothwendigkeit nach nationaler Unabhängigkeit zurückstreben mußten, umfaßte. Er ruhte ferner darin, daß die Perser doch manchen Völkern ihres Reiches ihre einheimischen Fürsten gelassen, welche noch kräftiger als die Völker selbst, diese Unabhängigkeit zurückersehnen mußten.

An der Spitze nun dieses Reiches stand der König der Perser, der ohne weitern Zusatz den Titel „der große König" oder „der König der Könige" führte. Es war in der Theorie Nichts vorhanden, wodurch die Gewalt des großen Königs eingeschränkt sei; er konnte thun, was er wollte, sein Wille war das bürgerliche und selbst das religiöse Gesetz[60]). Beinahe wie ein Gott auf Erden ward der Perserkönig angesehen. Niemand durfte sich ihm nahen, ohne das Haupt tief zur Erde zu beugen, und die Hände hinter dem Rücken zu verbergen. Das Glück, den König zu sehen, ward selten dem Volke, in der Regel nur den Vornehmen zu Theil. Vor dem Könige galt Nichts und Niemand Etwas; Alle waren in gleicher Weise seine Sklaven, wie Alles, was überhaupt

54) *Herod.* VII, 62. 55) *Strabo*, XV, 2. §. 1. 56) *Diod. Sic.* I, 46. 57) *Herod.* I, 183. 58) *Diod. Sic.* I, 58. 95.

59) *Herod.* VII, 96. 60) Ib. III, 31.

[illegible]

Königinnen wurden als zur Thronfolge berechtigt angesehen. Das Herkommen verlangte wol, daß immer der erstgeborne Sohn Nachfolger des Königs sei; doch war der Wille eines Königs auch hierin, wie in allen andern Stücken, frei. Ein unermeßlicher Troß von Menschen bildete den königlichen Hof, und wenn er sich bewegte von einem Lande zum andern, so war es wie die Fahrt eines großen Heeres. Die Bewachung der königlichen Person war, wie es scheint, ausschließlich den eigentlichen Persern anvertraut. Sie bildeten mehre Haufen, die man königliche Leibgarden nennen könnte. Schon Cyrus hatte 10,000 Streiter aus den Persern erlesen, die bestimmt, des Königs Person immer und allenthalben zu bewachen. Nicht aus den Gemeinen, sondern aus den Edlen und Vornehmen wurden sie genommen, und ihre Zahl stets vollständig erhalten, weshalb sie auch den Namen „die Unsterblichen" führten. Sie zerfielen wieder in besondere Haufen, unter denen die Melophoren, Somatophylaken und Doryphoren genannt werden[66]). Eine ungeheure Menge von Edlen lebte an des Königs Hofe. Sie erscheinen zuerst unter dem Namen der „an Ehre Gleichen" (ὁμότιμοι) und die mögen wol stets nur aus den edlen Persern und aus dem Stamme der Pasargaden gewesen sein[67]). Diese stehen im Palast der Person des Königs am nächsten. Eine Anzahl von ihnen, zum Schutz und zu jedem Dienste bereit, befindet sich stets unmittelbar vor den Thüren der königlichen Gemächer. Dann erscheinen „die Verwandten des Königs," die συγγενεῖς, deren Zahl sich auf 15,000 belaufen haben soll[68]). Auch von ihnen wird zwar angedeutet, daß sie nur aus eigentlichen Persern bestanden, doch ist es wenigstens für die letztern Zeiten des alten Perserreiches nicht wahrscheinlich. Aus den Verwandten werden die großen Reichswürden besetzt, und in diesen erscheinen ja auch Mitglieder anderer Zend-Stämme. Die Verwandten dienten dem Könige zu Hof- wie zu Staatsdiensten, worin das Morgenland und eine ungebildete Zeit überhaupt keinen Unterschied machte. Die, welche mit dem besondern Vertrauen des Königs beehrt waren, führten den Namen „die Augen, die Ohren des Königs"[69]). Es ist wol anzunehmen, daß aller Adel der bedeutendsten Zend-Stämme in eine nahe Verbindung mit dem Könige gebracht, äußerlich und politisch an den Hof herangezogen war. Die Jugend des Adels ward theils an dem Hofe des Königs selbst, theils an den Höfen seiner Statthalter (Satrapen) erzogen in körperlichen Übungen, in dem Glauben Zoroaster's unterwiesen und nach dessen Sittengesetz geleitet. Vom 17. Jahre an, wenn sie herangewachsen, begann man die Jünglinge zunächst in solchen Staatsgeschäften, die körperliches Geschick und Schnelle erfoderten, anzuwenden. Die, welche am königlichen Hofe nach einer bestimmten Regel und unter bestimmter Aufsicht auferzogen wurden, bildeten auch, wenn der König auf die Jagd ging, die Hälfte

[illegible] *Diod. Sic.* [illegible] *Chardin.* [illegible] 63) *He-* [illegible] *Athen.* XIII, [illegible] XII, 39, 55.

66) *Herod.* VII, 83. *Heracl.* Cumae. ap. *Athen.* XII, 54. 67) *Xen.* Cyropaed. II, 1. 68) *Herod.* III, 120. *Diod.* Sic. XVII, 37. *Arr.* VII, 17. 69) *Xen.* Cyropaed. VIII, 4. *Id.* Anab. I, 9. §. 3.

Theil noch in der Gewalt der Perser gewesen zu sein scheint, ward eine Schlacht geschlagen, in der sie vor den Ägyptern und Atheniensern sieglos blieben. Die Trümmer und Reste der Perser flüchteten in die Burg von Memphis, wo sie belagert wurden. Artaxerxes I. foderte nun schon die Spartiaten auf, einen Einfall in das Gebiet von Athen zu thun, damit er Luft bekomme. Aber noch läßt sich Sparta mit dem großen Könige nicht ein [90]). Jetzt ward, denn auch Achämenides war von den Ägyptern getödtet worden, jener Megabazus, der an dem Verräther Artabanus zum Verräther geworden, mit großer Heeresmacht gegen Ägypten gesendet. Nun erst wurden Siege gewonnen und die Perser allmälig wieder Herren des Landes, Inarus und die Griechen aber in Byblus eingeschlossen, wo sie sich lange vertheidigten, endlich aber doch zur Capitulation gezwungen sind. Die Reste der Athenienser erhielten freien Abzug nach Cyrene. Inarus dagegen ward gefangen nach Persien geführt. So endet der abermalige Aufstand Ägyptens im J. 456. In den morastigen Theilen des Landes soll sich aber ein Mann, Amyrtäus genannt, noch unabhängig behauptet haben [91]).

Fünf Jahre verlaufen nach diesem Ereignisse, da bricht Artaxerxes I., von seinen Frauen bewogen, die Capitulation, welche Megabazus, der Satrap von Syrien, mit Inarus geschlossen, und läßt diesen kreuzigen. In der Theorie ist Jeder Sklave des Königs, der mächtigste Satrap ebenso gut wie der Gemeinste, in der Praxis aber gestaltet sich die Sache oftmals anders. Megabazus fühlte durch den Bruch der Capitulation seine Ehre verletzt, ging in seine Satrapie von Syrien und empörte sich dort gegen den großen König. Es kann von der Macht solcher Satrapen eine Vorstellung geben, daß Megabazus im Stande ist, ein Heer, das nur an Fußvolk 150,000 Streiter zählt, zusammenzubringen. Er ist einer der Perser gewesen, die den Vorzug griechischer Streiter vor den morgenländischen am frühesten begriffen. Er scheint daher Griechen in seinem Heere gehabt zu haben. Alle königlichen Truppen, die gegen Megabazus gesendet, blieben zuerst sieglos, und mehre Jahre lang behauptet er sich mit Glück gegen die ganze Macht des großen Königs. Doch zuletzt endet der Kampf, ohne daß wir genau erführen, wie? Megabazus hatte Verzeihung empfangen und lebte am königlichen Hofe, wo er auch starb. Vielleicht verlor er nicht einmal seine Satrapie von Syrien, vielleicht ging sie sogar auf seinen Sohn Zopyrus über. Es kommen überhaupt mehre Beispiele vor, daß die Satrapien wie erbliche Reichslehen von dem Vater auf den Sohn übergehen. Wenigstens wird erzählt, daß nach des Megabazus Tod, seiner Söhne einer, Zopyrus genannt, sich auch gegen den König empört habe, und das hätte er ja wol nicht thun können, wenn er nicht in dem Besitze einer Satrapie gewesen wäre. Zopyrus aber wird erdrückt und König Artaxerxes I. stirbt im J. 424 [92]). Er hatte nur einen Sohn, den Xerxes, den eine der königlichen Gemahlinnen g ren, hinterlassen. Xerxes II. stieg nach persischer S auf den Thron. Von den Frauen des Harems aber ren noch mehre andere Söhne da, Sogdianus zuerst, b Ochus, der vom Vater mit Parysatis, der Schwester, mählt worden und Satrap von Hyrkanien war; noch dritter endlich, Arsites genannt. Nur 45 Tage herrsc Xerxes II., da ward er von Sogdianus ermordet und ist der echte Stamm des Darius, das echte Königsbl schon untergegangen. Sogdianus hat nur etwa ein bes Jahr den Thron behauptet. Ochus muß auch i eine Satrapie gehabt haben. Oftmals an den könig Hof berufen, um seine Treue zu erweisen, kam er und griff endlich zu den Waffen. Der Befehlshabe Reiterei, die Satrapen von Ägypten und Armenien zu ihm ab und setzten ihm das königliche Diadem Sogdianus scheint ohne Kampf das Reich aufgegeben haben. Er überlieferte sich seinem Gegner und ward mordet [93]). Ochus nahm nun, denn alle Könige g sich bei der Thronbesteigung einen neuen, den Namen Geschlechtsältesten, Darius an [94]).

Unter diesem Darius II. bietet das Perserreich, so die sehr dürftigen Nachrichten zu schließen erlauben, ni weiter als eine Kette von Empörungen bald königl P.inzen, bald mächtiger Satrapen, bald unterworf Völker, das Innere des königlichen Palastes aber ni als Schwäche, Feigheit, Frauen- und Eunuchenherrsc dar. Zuerst empört sich wieder ein Bruder des Kön jener Arsites, der irgend eine Satrapie besessen ha mag. Mehre Große, besonders Artyphius, ein Sohn Megabazus, ist mit ihm. Im Palaste war der alte nigliche Stamm, wol nicht ohne vieler Großen Mitw kung, vernichtet worden. Sie wollten sich die Bequ lichkeit machen, aus dem unechten Stamme heraus, ei König nach dem andern aufstellen zu können, damit königliche Macht überhaupt immer schwächer würde. Schauplatz aber des Kampfes gegen Arsites schein Kleinasien gewesen und seine Stärke in griechischen S nern bestanden zu haben. Der königliche Feldherr A syrus, in zwei Schlachten erst besiegt, wird nicht d Waffen, sondern dadurch Meister, daß er die griechis Söldner seines Gegners sich erkauft. Arsites und A phius werden gefangen und durch glühende Asche tödtet. Pisoudnes, Satrap von Kleinasien, empört ebenfalls, was vielleicht noch mit dem Aufstande des sites zusammenhangt, und auch er kann von Tissapher nicht anders als durch die Bestechung, die er gegen griechischen Söldner anwendet, unterdrückt werden [95]). länger, je mehr fangen die Satrapen an, sich selbst Übermuth gegen den großen König zu betragen. solcher Satrap, Teritouchmes, auf den auch schon die S trapie seines Vaters wie ein fürstliches Erbe übergeg gen, wagt sogar, Amistris, die königliche Tochter, die i zur Gemahlin gegeben worden, grausam ermorden

90) *Diod. Sic.* XI, 74. 75. 91) *Thuc.* I, 109. 110. *Diod. Sic.* XI, 77. *Ctesias*, Pers. §. 33. 34. 92) Ib. §. 37—43.

93) *Ctesias*, Pers. §. 44. 45. *Diod. Sic.* XII, 64. *Ctesias*, Pers. §. 46. 47. *Diod. Sic.* XII, 71. 95) *Ct* Pers. §. 50—55.

lassen. Auch er denkt darauf an Abfall, wird aber noch rechtzeitig niedergehauen. Der Hof läßt nun die Familie des Teritouchmes lebendig begraben oder bei lebendigem Leibe zersägen. Auch Medien war unter Darius II. wieder einmal abgefallen, aber leicht abermals unterworfen worden [96]). Ägypten aber, von Amyrtaus eingenommen, vermochten die Perser jetzt nicht zu besiegen, und der Hof konnte sich entweder gar nicht um Ägypten bekümmern, oder mußte sich mit einem Tribute des neuen Pharao Amyrtäus begnügen. In dem Innern des Palastes versuchte einmal sogar einer der drei Eunuchen, von denen Darius II. sich beherrschen ließ, Artoxares, den König aus dem Wege zu räumen und sich an dessen Stelle zu setzen, fand aber bei dem Versuche den Untergang [97]). Wenn Alexander der Große nicht das alte Perserreich gestürzt, es würde wol, wie nachmals das Reich der Khalifen, durch die Statthalter aus einander gebrochen sein. König Darius II. aber starb im J. 405. Von der königlichen Gemahlin Parysatis, die stets sehr großen Einfluß auf ihn gehabt, waren zwei Söhne da. Arsaces war der ältere, aber er war geboren, als der Vater noch nicht König war, Cyrus war der jüngere, geboren, als der Vater König war. Nach dem Herkommen und nach früheren Beispielen hatte Cyrus deshalb in der Thronfolge den Vorzug. Auch schien er von dem Vater zu großen Dingen bestimmt zu sein, denn er war mit einer wichtigen Sendung nach Kleinasien beauftragt worden. Die Perser waren in dem Laufe der Zeit immer aufmerksamer auf das Volk der Griechen geworden, denn die griechischen Soldtruppen hatten sich bei ihnen in eine furchtbare Achtung gesetzt. In dem letzten Theile des Peloponnesischen Krieges ging nun den Persern die Hoffnung auf, wieder in den Besitz der Küste Kleinasiens zu kommen. Sparta wollte Athens Macht brechen und sie konnte dadurch am sichersten gebrochen werden, wenn man die unterwürfigen Bundesgenossen Athens in Kleinasien, auf den Inseln und in Thracien frei machte. Sparta aber getraute sich nicht, dieses Werk allein zu vollenden, und rief daher die Hilfe der persischen Satrapen in Kleinasien dazu auf. Der Satrap Tissaphernes, welcher dem großen Könige mit Tributen in Rückstand geblieben, weil Athen die Küste und die Inseln beherrschte, schloß mit Sparta drei Bündnisse, vermöge deren alles Land, das früher dem König gehört, an die Perser zurückkommen sollte [98]). Unter dieser Bedingung wollte Tissaphernes Geld zum Kriege gegen Athen geben. Er that's, aber nicht so wie Sparta wollte und wie es für diesen Krieg nothwendig war, denn er fürchtete, Sparta werde die Perser am Ende nur betrügen, das Geld nehmen und wenn Athens Macht gebrochen, die Küste für sich behalten. Die Sache war bis zu den Ohren des großen Königs, Darius II., gekommen, und der hatte Cyrus, den Sohn, nach Kleinasien gesendet, um diese Staatssache zu leiten. Cyrus schlug einen andern Weg ein, gab reichlich Geld, und so gelang es, Athens Macht zu brechen. Doch erst im zweiten Jahre nach Darius' II. Tode ward der Peloponnesische Krieg ganz geendet.

Cyrus aber war noch vor des Vaters Tode an den Hof zurückgerufen worden, wie es schien, um zum Thronfolger bestimmt zu werden, wofür auch Parysatis kräftig arbeitete [99]). Dieses Mal aber entschieden andere Einflüsse über den König, und Arsaces war zum Thronfolger bestimmt worden. Cyrus sollte nun die Satrapie in Lydien und den Heerbefehl in Kleinasien empfangen. Als nun Darius II. gestorben, nahm Arsaces den Namen Artaxerxes II. an. Wenn nun Cyrus vielleicht auch nicht sogleich daran dachte, sich des Thrones doch noch zu bemeistern, so fürchtete es doch Artaxerxes II., bei dem auch Tissaphernes noch als Ankläger gegen Cyrus auftrat. Es wäre Cyrus einst niedergehauen worden, wenn Parysatis ihn nicht mit ihrem eigenen Leibe geschützt [1]). Die Königin-Mutter vermittelte, daß er in seine Satrapie gesendet ward. Cyrus, der sich selbst für einen großen Mann gehalten zu haben scheint, ging mit dem festen Entschlusse, sich auf den Thron zu erheben. In Kleinasien angekommen, traf er seine Anstalten und suchte besonders griechische Soldtruppen zu erlangen, denn das hatte auch er begriffen, daß nicht die Masse, sondern die Art der Krieger den Sieg entscheide [2]). Gegen 16,000 Griechen brachte er allmälig zusammen, indem Sparta seine Entwürfe in aller Weise unterstützt, denn es ist diesem Staate darum zu thun, eine Verwirrung in dem persischen Reiche, in welcher er sich in den Besitz der griechischen Küstenstädte Kleinasiens setzen könnte, zu erzeugen [3]). Tissaphernes verklagte nun zwar Cyrus und seine Plane unaufhörlich am königlichen Hofe, aber Parysatis ist dort dessen Beschützerin. Cyrus trieb endlich den Tissaphernes sogar mit Waffengewalt aus den Ionischen Städten, aber nicht einmal das rüttelte den schlaffen Artaxerxes II. aus seiner ruhigen Sicherheit auf [4]). Zuletzt bricht Cyrus, seine feindlichen Absichten so lange als möglich verhehlend, auf und dringt in das Innere Asiens hinein [5]). Sein Heer war allmälig, die Griechen ausgenommen, bis auf 100,000 Streiter gestiegen. Artaxerxes II. hatte, als er sah, daß der Bruder sich wirklich empört, sich erst in das eigentliche Persien zurückziehen wollen, damit ein möglich großes Heer zusammengezogen werden könnte. Endlich folgte er aber doch besserem Rath und entschloß sich, nicht in Persien, sondern schon im vordern Asien die entscheidende Schlacht zu liefern. Mehr als eine Million Streiter hatte Artaxerxes II. für diesen Kampf zusammengebracht, und doch wäre er wol, als er bei Kunaxa in Babylonien mit Cyrus zusammentraf, besiegt worden, wenn nicht dieser selbst, im J. 401, durch einen Zufall den Tod gefunden [6]). Dieser Tod löste das ganze Unternehmen in Nichts auf. Vielfache Verbindungen sind nun zwischen Persern und Griechen eingetreten, und die letztern haben die Überlegenheit ihrer Waffen,

96) *Xen.* Hell. I, 2. §. 19. 97) *Ctesias*, Pers. §. 53. 98) *Thuc.* VIII, 18. 37. 58.

99) *Xen.* Hell. II, 1. §. 13.
1) *Plut.* Artax. 2. 2) *Xen.* Anab. I, 7. §. 10. 3) *Plut.* Artax. 6. 4) *Xen.* Anab. I, 9. §. 7—12. 5) *Diod. Sic.* XIV, 20. 21. 6) *Plut.* Artax. 8—13.

hatte er zum Thronfolger bestimmt, mußte ihn aber tödten lassen, weil er ihm nach Reich und Leben trachtete. Dann mußte er erfahren, daß sein jüngster Sohn Ochus einen andern Sohn, Namens Ariaspes, durch schändliche Cabalen, wie sie nur in der tiefsten Verworfenheit dieses Hofes und des alten Königs selbst möglich waren, bis dahin gebracht, daß er sich selbst den Tod gegeben. Endlich mußte er, alt und schwach geworden, dulden, daß Ochus den geliebten, von einer Haremsfrau erzeugten Sohn, Arsames, niederhauen ließ [13]). Der blutige Ochus stieg nun nach so vielen Unthaten auf den Thron und nahm den Titel Artaxerxes III. an. Unter diesem leuchtete das alte Perserreich zum letzten Male in einem blutigen Glanze auf. Nachdem die Empörung des Satrapen Artabanus, der nach Macedonien zu König Philipp entwichen sein soll, und nicht ohne die größten Anstrengungen, unterdrückt worden [14]), erhoben sich Phönicien und Cypern, furchtbar nach dem jüngsten Aufstande behandelt, von Neuem in Empörung. Nectanebus, Pharao von Ägypten, schloß sich ihnen an und sendete griechische Truppen unter Mentor zu Hilfe. Auch Artaxerxes III. kämpfte in diesem Kriege besonders mit griechischen Söldnern, denn auf sich selbst scheinen die Perser kaum noch gezählt zu haben. Er siegte noch einmal durch Verrath und durch Geld. Tennes, König von Sidon, welchem Phönicien den Heerbefehl gegeben, verrieth die Seinen, und Mentor, der Grieche, verrieth die Abgefallenen ebenfalls. So wurden die Perser wieder Herren von Phönicien. Wie man dort die Perserherrschaft betrachtete, das geht ja wol sattsam daraus hervor, daß die Bewohner von Sidon sich sammt Weib und Kind lieber selbst tödteten, als daß sie sich den Persern noch einmal unterworfen. Darauf brach das Perserheer auch in Ägypten ein, und siegte hier besonders durch den Unverstand und die Feigheit des letzten Pharao Nectanebus, der nach Äthiopien entrann, sowie der Kampf sich ungünstig wendete. Wie hungerige Wölfe stürzten die Perser über Ägypten her; Alles ward geplündert, was zu plündern war, und selbst die Tempel blieben nicht verschont, selbst die heiligen Bücher wurden fortgeschleppt und den Ägyptern später nur für schwere Summen wiedergegeben [15]). Die verübten Gräuel mußten besonders in den fremden Völkern des Reiches eine brennende Sehnsucht nach einer Änderung erzeugen, und ihnen Jeden, der kommen würde, um das alte Perserreich zu zerstören, als einen Befreier erscheinen lassen. Je näher das Ende des alten Reiches der Perser kommt, um desto unsicherer werden die Berichte über dasselbe und um desto mehr müssen sie aus Schriftstellern, deren Sorgfalt und Treue zu bezweifeln, gezogen werden. Die Bewegung, welche uns als nur über Ägypten, Cypern und Phönicien gehend geschildert worden, muß sich doch noch weiter verzweigt haben; denn wir hören, daß Mentor, der Grieche, in den Provinzen noch andere Kämpfe zu bestehen hat, damit der Gehorsam allenthalben wieder hergestellt sei [16]). Jedenfalls ging der macedonischen Eroberung eine große innere Verwirrung und Zerrüttung voraus, die nicht unbedeutend zum schnellen Falle des alten Reiches beigetragen hat. Das geht auch daraus hervor, daß mehre Perser an den Hof von Macedonien geflohen sind, oder sich an denselben haben ziehen lassen [17]).

Nur noch eine kurze Zeit ist dem Geschlechte des Darius Hystaspes zum Leben vergönnt, und sie scheint mit blutigen Gräueln ausgefüllt worden zu sein. Artaxerxes III. besudelte sich, wird erzählt, mit dem Blute vieler Vornehmen und des königlichen Stammes [18]). Wol mag diese Angabe Wahrheit enthalten, denn der königliche Stamm war gewiß reich an Mitgliedern gewesen, bei der macedonischen Eroberung aber erscheint außer dem König Darius Codomannus und seiner unmittelbaren Familie Niemand mehr. Bagoas, ein Eunuch, der Chiliarch, läßt Artaxerxes III. im J. 338 durch einen Arzt wegräumen und stellt Arses, den jüngsten von dessen Söhnen, auf den Königsstuhl. Die ältern Söhne Artaxerxes' III. werden ermordet, damit Niemand da sei, welcher der Herrschaft des Eunuchen im Wege stehe. Das Reich der Perser ist zu der untersten Stufe des Serai- und Haremwesens herabgesunken. Etwa zwei Jahre mag Arses unter der Leitung des Bagoas den Namen eines Herrschers geführt haben; denn im J. 336 ließ Bagoas auch ihn aus dem Wege räumen. Da er wieder einen brauchte, in dessen Namen er walte, so stellte er den Darius Codomannus, einen Seitenverwandten des königlichen Hauses, auf den Thron. Darius Codomannus soll abstammen von Ostanes, einem Bruder des Artaxerxes, womit wahrscheinlich irgend ein unehelicher Sohn Darius' II. gemeint ist. Bagoas erkannte bald, daß er sich dieses Mal vergriffen, und wollte sich daher des neuen Königs wieder durch Gift erledigen. Der letzte Darius, der früher auch gegen die Kadusier nicht ohne Tapferkeit gefochten haben soll, war aber nicht grade ein Mann, der ein Spiel mit seinem Leben und seinem Königthume treiben ließ. Da er die Sache entdeckt, zwang er den Eunuchen, den Giftbecher selbst zu leeren [19]). Nur eine kurze Zeit ist der Thron der Perser diesem Darius noch gegönnt.

Hier endet nun die erste Periode der Geschichte Persiens überhaupt, und die zweite beginnt, die einen Zeitraum von etwa 206 Jahren umfaßt. Man kann dieser zweiten Periode den Namen der macedonisch-seleucidischen geben. Das alte Perserreich wird durch den Angriff des Macedoniers Alexander des Großen vernichtet, ein neues Perserreich mit einer fremden Überkleidung, ein Reich, welches man das persisch-macedonische nennen könnte, soll entstehen, aber Alexander's früher Tod erstickt die junge Schöpfung noch während ihrer Geburt. Es bemeistern sich dann nach einem vielverworrenen Kampfe die Seleuciden des größten Theils der Völker und des Bodens, auf dem das alte Perserreich gestanden. Die Seleuciden sind eine wirkliche Fremdherrschaft, eine Fremdherrschaft

13) *Plut.* Artax. 26–30. 14) *Diod. Sic.* XVI, 52. 15) Ib. 40–51. 16) Ib. 52.

17) *Quint. Curt.* VI, 4. 5. 18) *Justin.* X, 3. 19) *Diod. Sic.* XVII, 5. *Justin.* X, 3.

Befreier auf. Alexander benutzte das gut. Er kündete sich als Befreier an, und obwol sich bald zeigte, daß er ein neues Reich auf dem Umsturze des persischen gründen will, so sollte doch dieses ungleich größere Freiheit für die Völker als das alte enthalten. So stürzte die Perserherrschaft in Kleinasien leicht zusammen, ohne daß man jedoch sagen könnte, daß die macedonische sogleich an ihre Stelle getreten. Die Macedonier herrschten nur soweit, als die Furcht vor ihren Schwertern reichte, und es reichte diese keineswegs allenthalben hin. Die meisten Barbaren hofften wol nur auf den Umbruch des Perserreiches und betrachteten alles Andere als vorübergehend. Alexander brachte nun den Winter in Kleinasien zu, und obwol die Perserflotte, aus phönicischen Schiffen bestehend, bald nach der Schlacht am Granikus an den Küsten erschienen[25]), so brach er doch mit dem Frühjahre nach Syrien auf, darauf rechnend, daß die Phönicier, von den Persern erst jüngst wieder unterworfen und grausam behandelt, eben große Anstrengungen für den Großkönig nicht machen würden, zumal wenn er selbst bis zu den phönicischen Städten vorgedrungen und der Perserherrschaft in ihnen ein Ende gemacht. Darius war bei der Landung der Macedonier in Kleinasien noch in Susa. Das allgemeine Aufgebot an alle Völker des Reiches ist ergangen, doch können die Contingente aus den östlichen Provinzen nicht abgewartet werden. Im Frühjahre ist Darius in Babylon. Er will eine entscheidende Schlacht liefern, damit der Feind nicht noch mehr festen Fuß im Reiche fasse. Im Gefühle seiner Nichtigkeit hat Darius erst den Heerbefehl nicht selbst übernehmen, sondern denselben dem Griechen Mentor überlassen wollen. Das ist durch den Tod dieses Mannes gehindert worden[26]). Amyntas, ein zu den Persern geflüchteter Macedonier, räth dem großen König vergeblich, die Schlacht nur auf den Ebenen von Syrien zu liefern, wo seine Reiterei und seine Überlegenheit ihm von Vortheil sein mußte. Der thörichte Großkönig rückte, wie Alexander will, in die Gebirge und Engpässe am Meere, da wo Cilicien und Syrien sich von einander scheiden, hinein, denn er fürchtete, die Macedonier würden seinem ungeheuern Heere entlaufen. So wird im J. 333 die Schlacht bei Issus geschlagen. Auf dem gebirgigen Terrain, in den Engpässen hat das persische Heer in nutzloser Tiefe hinter einander aufgeschichtet werden müssen. Es scheint, nur die wirklichen Perser und die griechischen Soldtruppen konnten eben wegen des Terrains in die eigentliche Schlachtreihe gebracht werden. Diese mögen an Zahl dem macedonischen Heere gar nicht viel überlegen gewesen sein. Die Macedonier stürmen, jedoch nur nach hartnäckigem Widerstande, diese Scharen nieder, und sofort löst sich Alles in Flucht und ungeheure Verwirrung auf. Die zusammengetriebenen Völker hatten an dem Erhalt des Reiches nicht das mindeste Interesse, und Jeder ergriff die erste Veranlassung zur Flucht, welche bei dieser Masse und bei diesem Troß bald zur vernichtenden Verwirrung werden mußte. Darius soll, zitternd für die eigene Person, der Erste mit im Fliehen gewesen sein[27]).

Sowie diese für die Perser unglückliche Schlacht geschlagen, offenbarte sich, auf wie unsicherem Boden ihr Reich stand. Schon fingen die Vornehmen desselben an, sich dem Sieger zuzuwenden und Verbindung mit ihm zu suchen; schon verzagte Darius daran, sein Reich mit den Waffen zu behaupten, und bot alle Länder des Reiches im Westen des Euphrats, sammt der Hand seiner Tochter, die, wie die ganze Familie des Darius, bei Issus in macedonische Gefangenschaft gerathen, dem Sieger an. Sicher bot Darius die Länder jenseit des Euphrats nicht als ein ganz unabhängiges Reich, sondern als eine große Satrapie mit dem Königstitel. Aber schon aus diesem Anerbieten mußte Alexander erkennen, wie es mit dem Perserreiche stand, und darum wies er das glänzende Gebot doch ab[28]). Der Macedonier wendete sich nach dem Siege bei Issus, ohne sich vor der Hand weiter um Darius zu kümmern, da das ganze Perserheer durch die Niederlage in Auflösung gebracht worden, nach Phönicien. Phönicien, Cypern und Palästina unterwerfen sich nicht allein, sondern sie empfangen ihn auch als Befreier. Seltsam sticht gegen die Freude, mit der die andern phönicischen Städte den Macedonier aufnehmen, der lange, ja verzweifelte Widerstand ab, den die Stadt Tyrus leistete. Dieser Widerstand ward aber weder aus Liebe zu den Persern, noch durch Furcht vor ihnen hervorgerufen, denn von den Persern ist Tyrus auch abgefallen und spricht das bestimmt aus[29]). Obwol allein vor Tyrus sieben Monate verloren gegangen, war Alexander doch wegen der Perser und ihrer neuen Rüstungen völlig ruhig, und unternahm eine Heerfahrt nach Ägypten. Er scheint zu wissen, daß Darius nicht wieder über den Euphrat kommen werde, wozu dieser auch entschlossen gewesen sein soll. Es wird erzählt, auch nach dem Abbruche der Unterhandlungen habe der Perserkönig immer noch gehofft, daß sich Alexander mit den Ländern jenseit des Euphrats begnügen würde[30]). Niemand vermag zu sagen, ob nicht vielleicht auch noch Täuschungskünste gegen die Perser angewendet, ob sie nicht mit dieser Hoffnung betrogen worden sind. Ägypten unterwirft sich ebenfalls nicht allein ohne Widerstand, sondern selbst mit Freude. Alexander zog in die Wüste zu Amun's Tempel, um sich dem Volke von Ägypten als einen Diener des Amun zu empfehlen. Und nun, erst im Frühjahre 331, brach er wieder gegen den armen Großkönig auf. Nach der Schlacht bei Issus scheint Darius erst in Babylon sich aufgehalten zu haben. Ein neues Aufgebot war an die Völker des Reiches ergangen[31]); aber der Ertrag davon war, im Verhältniß zu früheren, nur ein geringer. Die geringste Angabe verdient den meisten Glauben, und nach dieser hatte Darius in seiner letzten Schlacht nur 240,000 Streiter[32]). Die Griechen über-

25) *Arr.* I, 18. 26) *Diod. Sic.* XVII, 30. *Quint. Curt.* III, 2.

27) *Arr.* II, 4—11. *Diod. Sic.* XVII, 32—36. *Plut.* Alex. 19. 20. 28) *Arr.* II, 14. 25. *Plut.* Alex. 29. 29) *Arr.* II, 16. *Diod. Sic.* XVII, 40. 30) *Arr.* III, 7. 31) *Plut.* Alex. 32. 32) *Quint. Curt.* IV, 12.

trieben sonst die Zahlen auf der Seite der Gegner und verminderten sie auf Seiten Alexander's, damit dessen Siege wie Wunder durch die Welt leuchten möchten. Außer den 45,000 Macedoniern und Griechen, die genannt und angeführt werden, hat Alexander offenbar auch schon den Heerbann aus vielen Provinzen des westlichen Perserreiches genau so wie ein Perserkönig begehrt und erhalten. Also scheinen bei Arbela oder Gaugamela jenseit des Tigris die Streitkräfte einander ziemlich gleich gewesen zu sein. Die Macedonier siegten auch hier wieder dadurch, daß sie sich mit der größten Kraft auf das Mitteltreffen der Feinde, dahin, wo Darius stand, warfen und es erschütterten. Da ergriff der Perserkönig wieder die Flucht, und sofort löste sich abermals Alles in vernichtende Verwirrung auf. Die Schande der Feigheit möchte von dem letzten der alten Perserkönige nicht abgenommen werden können. Ob nun wol Darius nicht mehr im Stande, sich im offenen Felde zu zeigen, kann doch das persisch-macedonische Reich noch immer nicht als gegründet betrachtet werden, denn noch ist für Alexander die Hauptsache, die wirkliche Unterwerfung des beiweitem größten Theiles des Reiches, der Ostprovinzen, die im Wesentlichen von Zend-Völkern bewohnt sind, übrig [33]).

Die griechischen Schriftsteller haben absichtlich vermieden, hervorzuheben, wie diese Unterwerfung gelungen, damit nicht die Thaten des großen Alexander's aus dem Zauberreiche der Wunder in das Land des Erklärlichen gezogen würden. Aber es wird für uns nichtsdestoweniger klar, wie der Macedonier zum wirklichen Besitz des Reiches gekommen. Es ist weniger durch Waffengewalt, als dadurch geschehen, daß er sich im Anfange gut setzte mit den Vornehmen des Reiches, daß er sie in dem Besitz der Satrapien ließ. Der größte Theil des persischen Adels, wie er sah, daß das alte Reich auseinanderginge, dachte gleich an Verrath und suchte besonders sich selbst zu retten [34]). Diese Stimmung verstand Alexander trefflich zu benutzen. Welcher Satrap sich unterwarf, der behielt seine Satrapie; wo sich einer nicht unterworfen und deshalb entfernt werden mußte, da wird doch ein anderer vornehmer Barbar an seine Stelle gesetzt, und nur als Ausnahme, wenigstens über die Zend-Völker, werden Macedonier als Satrapen aufgestellt [35]). Überhaupt ward dem Adel gezeigt, daß wenig in dem Reiche geändert werden sollte. Darum leistete er nur einen geringen Widerstand. Zwar fehlt es an einem solchen keineswegs ganz, es kommen selbst Fälle vor, daß Reichsgroße, die sich dem Macedonier bereits unterworfen, wieder von ihm abfallen, aber auch hohe Treue fand dieser unter ihnen, und oft konnte er die Wiederabgefallenen durch andere Barbaren niederkämpfen lassen, ohne daß er macedonisch-griechische Streitkräfte dazu anzuwenden brauchte. In einer oder der andern Weise, entweder durch Waffengewalt, oder durch kluge Politik, zumeist aber durch letztere, fallen bald nach der letzten Schlacht viele Satrapien. Babylon zuerst, wo die Maced
als Befreier willkommen sind, dann Susa, Persien,
dien, Aria, Parthien, Hyrkanien, Baktrien, Aracho
Drange und Paropamisus; ferner die Lande der Par
cener und der Marder. In dem eigentlichen Persien,
die nationalen Gefühle sich noch am stärksten aussprec
mußten, fanden die Macedonier einen indessen zieml
harten Widerstand. Der Satrap Ariobarzanes und d
Volk, sie vertheidigten sich mit Hartnäckigkeit, bis
endlich doch niedergekämpft wurden [36]). In Aria fie
Satrap Satibarzanes wieder ab, und Arsames, der P
den Alexander an seine Stelle gesetzt, wiederholte
Abfall, jedoch auch vergeblich [37]). Alle Satrapien,
Ausnahme von Aria, Arachosien und Drange, die
dem Macedonier gewonnen, wurden an persischen
verliehen. Während der Unterwerfung dieser Ostpro
zen war der flüchtige Darius schon von Allen verlas
nur die Satrapen von Baktra und Arachosien w
nicht aus Treue, sondern um ihn zu verderben, noch
ihm, weil Bessus von Baktra hoffte, in der Verwir
das Perserreich für sich neu begründen zu können.
beiden Satrapen tödteten Darius im J. 330 auf
Flucht vor den Macedoniern in Baktra, und Bessus su
sich in Baktra und Sogdiana zu halten. Er nahm
Titel „König Artaxerxes" an. Aber nichts beweist n
als grade dieser Versuch, wie schwach die persische N
nalität, und wie bereit der persische Adel, sich an
Fremden anzuschließen, der wenig in dem Reiche än
zu wollen schien. Zwei Perser selbst, Spitamenes
Dataphernes, brachten den Artaxerxes gefesselt zu
Macedoniern [38]). Baktra und Sogdiana unterwarfen
nun auch, und die Macedonier erreichten die nordöstlic
Grenzen des Reichs. Karmanien und Gedrosien blie
jetzt noch unberührt und sind erst auf der indischen H
fahrt unterworfen worden. Nunmehr mag das R
welches gewissermaßen ein neues genannt werden kön
das persisch-macedonische Reich als dastehend betrac
werden. Es ist nur eine Fortsetzung des alten,
Alexander der Große hat weder Regierungs-, noch Or
nisationsweisheit entwickelt. Die Satrapien, wenigs
in den Zend-Ländern, sind in den Händen des persis
Reichsadels geblieben; es stehen jetzt macedonische Schla
haufen unter macedonischen Befehlshabern neben den
sischen Satrapen [39]). Sie scheinen besonders in Stä
und Burgen gelagert zu haben. Nur die Person
Königs ist eine andere geworden, und einige Marin
einige Stützpunkte, auf denen diese Fortsetzung des a
Perserstaates beruht, haben sich geändert.

Zuerst scheint Alexander zu wissen, daß das Per
reich aus zwei wol von einander zu unterscheiden
Hauptmassen, Zend-Völkern und solchen, die nicht z
Zend-Stamme gehören, bestanden hat. Bei den letzt
nun sollen die nationalen und religiösen Eigenthümlich
ten in seinem Reiche besser als in dem alten persis
geachtet werden. So ward in Lydien und in Ägyp

---

33) *Arr.* III, 8—16. *Diod. Sic.* XVII, 53—63. *Plut.* Alex. 31—34. *Quint. Curt.* 34) *Quint. Curt.* V, 8. 35) *Arr.* III. 16. 19. 25. 28. *Quint. Curt.* V. 1.

36) *Arr.* III. 18. *Diod. Sic.* XVII, 68—70. 37) .
III. 25. 38) Ib. 29. 30. *Just.* XII. 5. 39) *Arr.* III, 2

die innere alt-nationale Verfassung, welche von den Persern gestört oder ganz aufgehoben worden, wieder aufgerichtet [40]); als Satrapen werden in solchen Ländern entweder Eingeborene oder Macedonier, nicht persische Reichsgroße, genommen. In Ägypten erklärte sich Alexander nicht allein als einen Diener, sondern selbst für den Sohn Amun's [41]); in Jerusalem betete er Jehovah an und erließ für das Sabbatjahr den Tribut [42]); in Babylon war er ein Diener des Baal, und gebot, den von den Persern verwüsteten Tempel wieder auszubauen [43]). Daß nun die Völker, welche dem Zend-Stamme nicht angehören, zu einer freiern Stellung in dem Reiche erhoben, das konnte schon als ein neuer Stützpunkt angesehen werden, indem nun Zend-Stämme und Nicht-Zend-Stämme in einen Gegensatz zu einander traten. Einen zweiten Stützpunkt sollte bei allen Völkern des Reiches überhaupt die Milde und eine strenge Obsicht über die Satrapen geben. Die Tribute wurden wahrscheinlich nach einem geringern Anschlag als bei den Persern bestimmt, und Alexander sah mit Strenge darauf, daß die Satrapenregierung nicht in willkürlichen Druck ausartete. Deshalb soll das damalige Morgenland Alexander gesegnet und gepriesen haben. Jetzt aber fluchen ihm die Parsen als dem ersten und dem Propheten Muhammed als dem zweiten Zerstörer ihres alten Reiches. Einen andern Stützpunkt suchte Alexander in einem dem Morgenlande fremden Elemente, das er über dasselbe zu verbreiten trachtete. In einer zwiefachen Weise sollten Griechen und Macedonier in dem alten Perserreiche sich verbreiten, als Bewohner zuerst fester Städte und Burgen; diese wurden deshalb auch besonders an Küsten, an Pässen, an Übergangspunkten angelegt, weil sie Stützpunkte sein sollten; zweitens als ein Theil des stehenden Heeres und der königlichen Garden. Sicher hat Alexander die Absicht gehabt, die Hegemonie, die er über das eigentliche Griechenland bereits gewonnen, in ein wirkliches Herrnthum, wie er es über das alte Macedonien hatte, umzuschlagen. Dann konnten in noch größerer Zahl, als es schon jetzt geschah, Griechen bald für diesen, bald für jenen Zweck in das Morgenland gezogen werden. Diese Dinge hinweggerechnet, blieb zuerst nach Möglichkeit Alles, wie es sonst gewesen. Alexander machte sich soviel er konnte zu einem Perser. Er legte dieselben Titel an, die von den alten Perserkönigen geführt worden [44]); er betrachtete sich als ihren rechtmäßigen Nachfolger und rächte als solcher die Ermordung des Darius; er suchte sich in den alten Königsstamm einzuschieben, indem er Barsinen, die Tochter des Darius, zur königlichen Gemahlin erhob; er umgab sich mit dem persischen Hofwesen, und selbst der Harem der 360 Frauen fehlte nicht [45]); er ließ dem persischen Adel seine Stellung und seine Pflichten am Hofe; er war, neben den macedonisch-griechischen, auch von persischen Garden umgeben. Dabei sollten jedoch die Perser, und überhaupt die Barbaren, welche zum Waffendienste entboten wurden, allmälig an macedonische Weise gewöhnt werden. Als ein Diener des Ormuzd und ein Sohn der Sonne wird sich Alexander unter den Zend-Stämmen sicher auch gepriesen haben. Das eigentliche Persien scheint ebenfalls vom Tribut frei geblieben zu sein. Durch die Annahme des persischen Wesens ist aber Alexander in viele Widersprüche hineingekommen, die zum Theil schon während seines kurzen Lebens sich geltend machten. Den Völkern des Morgenlandes gegenüber wollte er ein Gott sein, wie die Perserkönige, und er kann nun auch, seinen Macedoniern gegenüber, nicht nur ein fürstliches Haupt, wie seine Ahnen gewesen, bleiben wollen. Er mußte versuchen, auch für sie ein Gott zu werden, und es ging daraus Unzufriedenheit und Verschwörung unter dem macedonischen Adel, Grimm und Empörung unter den Griechen hervor [46]). Andere Widersprüche würden sich bei längerem Leben des Königs auch noch geltend gemacht haben. Alexander konnte nicht zugleich als Diener des Ormuzd, des Baal, des Amun, Jehovah's und der Götter Macedoniens und Griechenlands angesehen werden.

Das gewissermaßen neue Reich war aber kaum gegründet, als Alexander, getrieben von dem Verlangen, über ganz Asien König zu sein, erst über den Jaxartes in das Land der Barbaren des Nordens zog. Die Heerfahrt wird aufgegeben, als man sieht, daß Asien viel größer ist, als gedacht worden. Dann wendete sich der König nach Indien hinein. Die indische Heerfahrt, die vom J. 328 bis zum J. 326, zwei volle Jahre, gedauert, ist auch in der Voraussetzung unternommen, daß Indien viel, viel kleiner sei, als es wirklich ist. Alexander kehrt um, sowie er eine Vorstellung von dem ungeheuern Umfange Indiens empfangen, und begnügte sich, die Rajahs im Panjab unterworfen und zu macedonischen Satrapen gemacht zu haben. Gedrosien und Karmanien sind erst bei oder nach dieser Heerfahrt unterworfen worden. Persische Satrapen hatten sich dort wie unabhängige Könige behauptet. Das Land der Oreiten am untern Indus blieb nur so lange, als Macedonier dort waren, in wirklichem Gehorsam. Die Heerfahrt nach Indien war zugleich eine Probe gewesen, ob das persisch-macedonische Reich in sich selbst schon eine Bürgschaft seiner Dauer besitze. Diese Probe war nicht völlig genügend ausgefallen; es hatte sich offenbart, daß, wenn auch nationale Gesinnung unter den Völkern des Morgenlandes nur in geringem Maße vorhanden, doch unter einem Theile des persischen Adels der Wille und Wunsch, entweder das alte Perserreich wiederherzustellen oder kleinere, unabhängige Reiche zu schaffen, geblieben. In Medien war ein Vornehmer, Baryaxes genannt, aufgestanden und hatte die königliche Tiara angelegt, womit sicher gesagt werden sollte, daß das alte Perserreich wieder hergestellt sei. In Persien hatte sich Orxines eigenmächtig zum Satrapen gemacht, was wol der Anfang der Begründung eines eigentlichen Perserreiches sein sollte [47]). Alle Satrapen, Perser wie Macedonier, scheinen erwartet zu haben, daß

40) *Diod. Sic.* XVII, 21. *Quint. Curt.* IV, 7. 41) *Arr.* VII, 8. 42) *Joseph.* Antiq. XI, 8. 43) *Arr.* III, 18. 44) *Plut.* Alex. 34. 43. 45) *Diod. Sic.* XVII, 53. *Aelian.* Var. Hist. IX, 3.

46) *Arr.* IV, 9. VII, 8. 47) Ib. VI, 29.

Satrapien getheilt, um die Satrapen unschädlicher zu machen[54]), und über die östlichen Provinzen ward der Sohn Antiochos, geboren von der Perserin Apamea, als Unterkönig gestellt[55]). Das war das Einzige, was den Zend-Völkern nachgegeben worden, daß sie einen eigenen Unterkönig, den Sohn einer Perserin, empfingen. Kurz vor seinem Tode gewann Seleucus Nikator auch Kleinasien noch. Hier empfing das Seleucidische Reich an den kleinen Königen von Armenien, Kappadocien, Pontus, Paphlagonien, Bithynien, Cilicien und Karien, zu denen später noch Pergamos kommt, eine sehr üble Zugabe. Auf der Fahrt, die er unternahm, um Macedonien zu erobern, ward Seleucus Nikator im J. 281 ermordet. Unter der Herrschaft seines Sohnes, Antiochos Soter genannt, verschwindet die Geschichte der Zend-Stämme fast gänzlich. Der König erscheint nur in Kleinasien, wo er mit den kleinen Königen und den eingebrochenen Galliern zu streiten hat. Der Zend-Stämme und ihrer Verhältnisse gedenkt Niemand. Nur beiläufig sagt ein alter Schriftsteller, Antiochus Soter habe mit Mühe noch das ganze Reich seines Vaters zusammengehalten. Antiochus Soter ward im J. 261 in Kleinasien erschlagen[56]), und das Reich ging wieder auf dessen Sohn Antiochus Theos über. Auf den Zend-Stämmen, wie auf dem ganzen Reiche der Seleuciden, liegt für uns abermals ein tiefes Dunkel. Antiochus Theos wird auf Anstiften einer seiner Gemahlinnen, der Laodice, die selbst aus dem Geschlechte der Seleuciden ist, im J. 245 ermordet[57]). Laodice läßt dann auch eine zweite Gemahlin, Berenicen, die Schwester des Ptolemäus Euergetes, des Königs von Ägypten, ermorden, und stellt ihren Sohn, Seleucus Kallinicus genannt, auf den Thron. Hierdurch wird eine ungeheure Verwirrung im Reiche der Seleuciden hervorgerufen, in der endlich zuerst wenigstens ein Zend-Volk den Muth, sich gegen die Fremdherrschaft zu erheben, wieder findet[58]). Ptolemäus Euergetes von Ägypten griff den Seleuciden an, und der größte Theil der Provinzen des Reiches ward von dem Ägyptischen Heere überschwemmt oder doch durchzogen. Über Syrien, Phönicien, Babylon und Mesopotamien hinweg drang das Heer des Ptolemäus Euergetes bis nach Susa, Persien, Medien und Baktra, während auch Kleinasien von den Ägyptischen Flotten angegriffen ward. Die Barbaren und die Satrapen scheinen sich dem Sieger mit noch viel größerer Leichtigkeit gefügt zu haben, als sie sich Alexander dem Großen unterworfen hatten[59]). Ptolemäus Euergetes kann sich einen Augenblick als wirklichen Herrn aller wahrscheinlich nur flüchtig durchzogenen Länder betrachten und einen Obersatrapen über sie bestellen[60]). In einer Zeit nun, wo es überhaupt zweifelhaft ist, ob das Seleucidische Reich dauern wird, ließ sich in Kleinasien Antiochus Hierax, des Königs Seleucus Kallinicus jüngerer Bruder, zum König ausrufen[61]). Ptolemäus Euergetes, um einen schnellen Fall des Seleucidischen Reiches herbeizuführen scheint die Unabhängigkeit dieses Antiochus Hierax anerkannt zu haben. Seleucus Kallinicus aber zieht seinen Bruder bald wieder zu sich herüber, indem auch er dessen Königstitel anerkennt. Vor der Vereinigung beider Seleuciden muß Ptolemäus Euergetes zurückweichen und im J. 240 einen zehnjährigen Waffenstillstand schließen, in dem er das behält, was ihm im Augenblicke des Abschlusses von seinen mehr glänzenden als sichern Eroberungen noch geblieben[62]). Cölesyrien, Phönicien, Palästina, mehre kleine Districte und Städte in Kleinasien, das ist Alles, was der Ptolemäer behält und zum Theil noch lange behauptet. Über eine ganze Masse von Ereignissen sind wir nur durch dürftige Worte unterrichtet.

Zwei wichtige Ereignisse aber hängen nun offenbar mit diesen Stürmen zusammen. Der Grieche Theodotus, der Seleucidischer Satrap von Baktra war, benutzte die entstandene Verwirrung und machte sich unabhängig, breitete auch, wie es scheint, seine Macht noch über die Satrapie von Sogdiana aus, nahm aber wol den Titel eines Königs noch nicht sogleich an, sondern erwartete den weitern Gang der Dinge und des Glückes, wie es auf dem Boden des alten Perserreichs von Satrapen so oft geschehen war. Baktra's Abfall und sicher noch weit mehr die allgemeine Verwirrung, in welche das Seleucidische Reich durch den Ägyptischen Krieg gefallen, gab nun endlich auch einem edlen Geschlechte des Perserreiches den Muth, sich wieder zu erheben. Zwei Brüder, Arsaces und Teridates, bewogen Parthien zum Abfall und erschlugen den Seleucidischen Satrapen Pherekles. Die Brüder scheinen mit nordischen Barbaren, mit Dahern, nach Parthien, ihrem Heimathlande, gekommen zu sein und mit ihnen leicht die Macedonier-Griechen, die sich hier befanden, niedergekämpft zu haben. Sie behaupteten Abstammung von den alten Perserkönigen, wie so viele andere, und wol mit Recht, denn wie viele Königstöchter mochten sonst nicht an Edle des Reichs vermählt worden sein[63])! So entstanden die Reiche von Baktra und Parthien, und mit dem letztern erscheint eine kleine, leise Regung des Nationalgeistes der Zend-Völker gegen die Fremdherrschaft. Die besten Zeugnisse sagen, daß das Partherreich in der Verwirrung entstand, welche den Seleuciden durch den Ägyptischen Krieg erregt ward, und das hat zugleich auch die meiste innere Wahrscheinlichkeit[64]). Jener Krieg aber dauerte vom J. 245 bis zum J. 240; eine noch genauere Zeitbestimmung zu gewinnen, ist unmöglich. Arsaces, der Gründer des Reiches, scheint nur zwei Jahre König gewesen zu sein, obwol die Nachrichten darin nicht übereinstimmen. Teridates, sein Bruder, folgt ihm, und nimmt nun auch den Namen Arsaces an. Die Partherkönige adoptirten also die Sitte der Perserkönige, die bei der Thronbesteigung den Namen wechselten, und sie nahmen den Namen „Arsaces“

54) *Appian*. de reb. syriac. 72. 55) *Memnon*. hist. Heracl. excerpt. 12. 56) *Euseb*. Chronic. Armen. p. 345. *Memnon*. hist. Heracl. excerpt. 15. 57) *Pylarch*. apud *Athen*. XII, 45. *Appian*. de reb. syriac. 65. 58) *Just*. XXVII, 1. 59) *Polyb*. V, 58. Monum. Adulit. apud *Chishull*, Antiquit. Asiatic. p. 79. 60) *Hieronym*. Sanct. ad Daniel. XI.

61) *Porphyr*. ap. *Euseb*. Graec. p. 187. 62) *Just*. XXVII, 2. 63) *Moses Chorenensis* I, 7. *Arrian*. ap. *Phot*. cod. 28. *Just*. XLI, 4. 64) *Appian*. de reb. syriac. 65.

e nicht leicht bis in sein Land
Er wollte auch die Brunnen,
zerstören lassen, Antiochus der
Die Kräfte, über welche Arsa-
scheinen nun gar nicht bedeutend
eine Schlacht. Antiochus bringt
Arsaces III. aber entweicht nach
g ihm Antiochus nach und die
n Paß über das Gebirge Lebos
sie wurden vertrieben, und das
ite nun nach Hyrkanien hinein.
arische Erzählung, die wir über
ab. Wir erfahren noch aus ei-
ß ein Friede zwischen Antiochus
sen worden [71]). Vermuthen läßt
durch denselben auf den Besitz
ward, denn ein späterer Arsa-
eder erobern. Vermuthen läßt
III., behielt er auch den Königs-
ines Seleucidischen Satrapen auf
itiochus wendete sich darauf ge-
aktra, schlug ihn in einer großen
inn Bund und Freundschaft mit
iergriechen fühlten, daß sie, den
ch auch gemeinschaftliche Interes-
brach Antiochus der Große selbst
), wie es scheint, nur um den
ur Herausgabe von Elephanten
als er sie erhalten, in die West-
205. Ob nun gleich die Reiche
a durch diesen Zug nicht zerstört,
onders Parthien, gedämpft wor-
e Heerfahrt als ein letzter Blick
Seleuciden fiel, betrachtet werden.
ngen tritt eine lange Pause und
Geschichte der Ostprovinzen des
die von den Zend-Stämmen be-
Lücke kann nur zum Theil durch
ausgefüllt werden, zum anderen
thungen zu ergänzen. Das aber
Schicksal der Zend-Stämme in
vird. Nationale Unabhängigkeit,
e Verhältnisse, beginnt sich wie-
chus der Große ist nach der er-
n Osten bis kurz vor dem Ende
im Stande, sich um denselben
ieb ihn der Muth, den er aus
rfahrt nach dem Osten geschöpft
roberungskrieg gegen Ptolemäos
zu beginnen; bald aber werden
chtbar steigende Macht Roms ge-
alle seine Aufmerksamkeit nach
müssen, denn von daher drohe
r große Krieg, den er endlich im
ögern und Beobachten gegen die

Römer beginnt, nimmt im J. 189 einen Ausgang, der das Seleucidische Reich im Westen zur Hälfte vernichtet, da Kleinasien bis an den Taurus abgetreten werden muß. In dieser Zeit hat die Herrschaft der Seleuciden über die Zend-Stämme aufgehört; unter Antiochus Epiphanes sind Mesopotamien und Babylon die östlichsten Satrapien ihres Reiches. Trotz aller Dunkelheit, die auf Allem ruhet, was damals bei den Zend-Stämmen vorgegangen, ist es doch sicher, daß nicht die Parther es waren, von denen eigentlich die nationale Unabhängigkeit zuerst ausging. Denn sie erscheinen unmittelbar nach dem letzten Angriffe Antiochus' des Großen als gar wenig bedeutend. Arsaces III. stirbt im J. 197 und ist offenbar nicht im Stande gewesen, sich über Parthien hinweg weiter auszudehnen. Von seinem Nachfolger Priapatius, als König Arsaces IV. genannt, hört man gar nichts. Arsaces IV. starb im J. 182 und Phrahates, sein Sohn, als König Arsaces V. genannt, beschränkte seine Thaten auf die Unterwerfung des kleinen benachbarten Volkes der Marder. Dahingegen sind, entweder während des Kampfes zwischen Antiochus und den Römern oder in Folge des unglücklichen Ausganges desselben, Medien und Persien von den Seleuciden abgefallen und haben wieder eigene Reiche gebildet. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Artabazanes, der früher schon erschienen, König des obern Mediens, die Zeit der Verwirrung benutzt hat, um sich in den Besitz von ganz Medien zu setzen. Von wem aber das Reich in Persien errichtet worden, darüber läßt sich nicht einmal eine Vermuthung aufstellen. Die beiden Reiche von Medien und Persien erscheinen nochmals zur Zeit des Seleuciden Antiochus Epiphanes, und es ist daher höchst wahrscheinlich, daß sie unter Antiochus dem Großen entstanden sind. Auf den andern Ländern der Zend-Stämme aber liegt ein noch schwereres Dunkel; nicht einmal sichere Vermuthungen kann man über sie aufstellen; nur dies Eine, daß sie dem Reiche der Seleuciden nicht mehr angehörten, läßt sich mit Sicherheit behaupten. Nach dem Ausgange des unglücklichen Krieges gegen Rom erscheint Antiochus der Große noch einmal in den Ostprovinzen. Aber grade dieser Zug beweist, daß die Seleuciden dort Nichts mehr zu herrschen haben. Der Seleucide, welcher Geld brauchte, um die schweren Contributionen an Rom zu zahlen, plünderte in dem Lande der Elymäer, die zwischen Medien und Susa wohnten, einen Tempel und ward sammt seinem Heere dabei von dem Volke im J. 187 geschlagen und erschlagen [73]). Seleucus Philopator, sein Sohn und Nachfolger, scheint nur mit der Wiederherstellung der durch den römischen Krieg ganz geschwächten Streitkräfte beschäftigt gewesen zu sein. Des Ostens konnte er nicht gedenken. Als er im J. 175 erschlagen worden, kam Antiochus Epiphanes auf den Thron.

Es verläuft eine geraume Zeit und der König, im Kriege mit Ägypten, kümmerte sich um die verloren gegangenen Ostprovinzen nicht, weil sie für die Seleuciden schon in den Hintergrund getreten waren. Endlich ward

Justin. XLI, 5. 72) *Polyb.* X,

73) *Diod. Sic.* Fragm. lib. XXIX. *Just.* XXXII, 2.

erbliche gewesen zu sein scheint, begnügen. Für die Satrapen ließ Artaxerxes eine Instruction entwerfen, die ihnen das Betragen, welches sie in allen Fällen zu beobachten hätten, vorschrieb. Diese Instruction sendete nachmals Nuschirvan der Große den Satrapen wieder zu, weil sie in Vergessenheit gekommen war. Der Aufgang der Sassaniden aber ist als eine große nationale Restitution zu betrachten. Mit besonderem Eifer arbeitete Artaxerxes I. an der Wiederbelebung des Glaubens und der Kirche Zoroaster's. Er ließ eine große Versammlung der gelehrten Mager halten, um die Doctrin wieder fest und sicher zu stellen. Es soll diese zuerst 80,000 Männer umfaßt haben. Da aber, wird erzählt, unter so vielen Köpfen eine Einheit nicht habe gewonnen werden können, so sei die Zahl von Artaxerxes I. immer vermindert worden, bis nur sieben der Besten und Gelehrtesten übriggeblieben, unter denen Erdaviraph der bedeutendste gewesen. Von diesen nun sei die Doctrin wieder sicher gestellt worden. Sie mochte durch den Untergang vieler Schriften Zoroaster's in der macedonisch-seleucidischen und parthischen Zeit unfest und schwankend geworden sein. Auch die Kirche ward wieder zu ihrem früheren Glanze zurückgebracht, und es scheint, daß die Mager, an deren Spitze ein oberster Pontifex stand, unter den Sassaniden von größerem Einfluß waren, als früher unter den alten Perserkönigen. In einer alten Liturgie wird Artaxerxes I. als Wiederhersteller der Lehre Zoroaster's gepriesen [95]). Alle Sassaniden preisen sich selbst, wo sie können, als die Diener des Ormuzd. Das Altnationale trat wieder in seine Rechte ein, und das griechische Gewand, das über das Reich gebreitet worden, und welches sich unter den Parthern forterhalten, kam in den Hintergrund. Die griechischen Tempel mögen zerstört worden sein. Artaxerxes I. wollte aber auch den äußern Umfang des alten Perserreiches wieder herstellen, und so mußten sich seine Waffen besonders gegen Rom wenden. Vergebens hatte daher der Imperator Roms, Alexander Severus, ihn auffodern lassen, den Frieden zu bewahren. Artaxerxes I. brach im römischen Mesopotamien ein, und 400 vornehme Perser erschienen in Rom, im Namen des neuen Großkönigs der Perser den Römern stolz gebietend, daß sie aus allen Landen weichen sollten, die vor Jahrhunderten zum Perserreiche gehört. Die Boten wurden aber in Rom sehr übel bewillkommnet, gefangen genommen und zur Zwangsarbeit verurtheilt. Alexander Severus bildete drei große Heere, die im Norden, in der Mitte und im Süden in das persische Reich einbrechen sollten. Das nördliche Heer von Chosrov I., dem Könige von Armenien, unterstützt, brach auch in Medien ein, und das südliche bedrohte das eigentliche Persien. Alexander Severus selbst hatte das Perserreich in der Mitte fassen wollen. Aber aus Feigheit und Schwäche unterließ er diesen Angriff, und so ward der ganze Plan vereitelt. Die Römer scheinen indessen auf dem Rückzuge aus Medien sehr schwere Niederlagen erlitten zu haben, die vor dem Senate durch pomphafte Reden von glänzenden Siegen, deren Ergebnisse jedoch nirgends zu finden, verborgen werden sollten. Artaxerxes I., der in diesem Kriege viel Kraft und Thätigkeit entwickelt, gab indessen doch auch, ohne das Mindeste gewonnen zu haben, den Krieg gegen die Römer auf [96]). Den Kampf aber gegen Chosrov von Armenien setzte der Perserkönig, jedoch ebenfalls ohne Erfolg, fort [97]). War es so auch völlig mislungen, das alte Perserreich wieder aufzubauen, so dauerte doch der Gedanke unter den Sassaniden, Alles, was von ihren Vätern besessen worden, den Römern wieder zu entreißen, immer fort, denn sie betrachteten immer das westliche Südasien als ihr rechtmäßiges Eigenthum und Erbe. Artaxerxes I. aber, der Wiederhersteller Persiens, der Stifter des Reiches der Sassaniden, starb im J. 239, wie 14 Jahre seit der entscheidenden Schlacht gegen Artaban verlaufen waren.

Im Ganzen genommen, erscheinet das neue Perserreich in einem günstigern Lichte als das alte. Der Ausdruck „scheint" ist hier freilich noch in einem anderen Umfange zu nehmen als in dem gewöhnlichen. Die Berichte, die wir über die Sassanidenzeit haben, sind dürftig und armselig, sie eröffnen sehr selten einen Blick in die innern Zustände und Verhältnisse des Perserreiches. Römer und Griechen erzählen nur weitläufig die Kriege, welche zwischen dem persischen und dem römischen Reiche geführt wurden, und die spätern Geschichtsschreiber des Morgenlandes können und mögen in die innern Verhältnisse noch weniger sehen. Was aber vorliegt, das berechtigt doch zu der Behauptung, daß es in dem Reiche der Sassaniden besser als in dem alten persischen gestanden. Von der elenden Frauen- und Eunuchenherrschaft hört man nicht mehr, und von der tigermäßigen, mit Erbärmlichkeit und Feigheit gepaarten Grausamkeit, die im alten Perserreiche so heimisch gewesen, hört man nur selten. Verschwunden ist die eintönige Kette der Palastrevolutionen und Satrapenempörungen des alten Perserreiches, in denen Verrath, Treulosigkeit und Tücke die Hauptrollen spielten. Solche Dinge erscheinen nur noch als einzelne seltene Ausnahme. Als der Grundcharakter des Reiches erscheint zuerst wieder das absolute Königthum, das Königthum, welches in der Theorie so ganzes und vollständiges Alleinherrnthum ist. Auf ihren Münzen, in ihren Briefen nennen sich die Sassaniden Abkömmlinge der Gottheit, Brüder der Sonne und des Mondes [98]). Den Christen im Reiche wird es unter Sapor II. zum schweren Vorwurfe gemacht, daß sie die Gottheit der Könige nicht anerkennten, daß sie behaupteten, die Sassaniden wären auch nur gewöhnliches menschliches Blut [99]). Es war ein allgemeines Herrnthum, welches von diesen in Anspruch genommen ward. Sie nannten sich Herren der gesammten Welt. Dieser Prachttitel lautete, wenn er

95) *Silvestre de Sacy* l. c. p. 43. *Hyde*, De religione Persarum. p. 276.

96) *Herodian.* VI, 4—6. *Lamprid.* Alex. Sev. 57. *Zonaras.* ed. Paris. I. p. 619. 97) *Moses Choren.* II, 69. 70. 98) *Amm. Marcell.* XVII, 5. *Theophylact. Simocatt.* III, 8. 99) Acta Martyr. Oriental. Syriac. p. 160. 161.

an den Grundlehren Zoroaster's, mischte er etwas von dem Christenthume auf eine seltsame Weise in sie hinein, Jesus Christus war ihm der reine Geist der Sonne, der den Kampf des Lichtreiches gegen das Reich der Finsterniß unterstützt, bis letzteres dereinst wird vernichtet sein. Mani, der sich den von Christo verheißenen Paraklet nannte, sich mit zwölf Aposteln und 70 Jüngern umgab, trat gegen das Ende der Herrschaft Sapor's I. auf, soll aber weite Reisen nach Sina, Indien und in das mittlere Asien hinein unternommen und erst nach dem Tode Sapor's I. nach Persien zurückgekehrt sein. Dieser starb im J. 270 und sein Sohn Hormuz, Hormisdas von den Griechen genannt, gelangte auf den persischen Thron. Mani kam nun nach Persien zurück. Die Größe und der Umfang der Bewegung, welche durch ihn unter den Anhängern Zoroaster's entstanden, läßt sich nicht mehr genau würdigen und übersehen. Überhaupt aber stattgefunden hat eine solche Bewegung sicher, und König Hormuz nahm, wie es scheint, an ihr für Mani Theil. Es mag damals unter Hormuz geschehen sein, daß sich eine Manichäische Kirchengesellschaft, von den rechtgläubigen Christen wie von den Magern ketzerisch genannt, in dem persischen Reiche förmlich organisirte. Hormuz aber starb schon im J. 272 und sein Sohn Bahram I., bei den Griechen Varanes geheißen, kam zur Herrschaft. Auch dieser soll Anfangs Mani begünstiget, bald aber sich gegen ihn gewendet haben.

Es mochten die Sassaniden geraume Zeit gemeint haben, daß Mani's Reformation die Zend-Stämme gewinnen würde. Daher die halbe Begünstigung, welche ihr zu Theil ward. Als sich aber diese Aussicht nicht verwirklichte, traten sie von ihm zurück. Bahram ließ ein Gespräch zwischen Mani und den rechtgläubigen Magern anstellen. Der angebliche Paraklet ward für besiegt erklärt und, da er nicht widerrufen wollte, getödtet [10]). Eine sichere Zeitbestimmung ist für diese Begebenheit nicht zu gewinnen. So wurden von nun an, wie von den spätern christlichen Imperatoren Roms, die Anhänger Mani's schon jetzt als Ketzer und Abtrünnige vom nationalen Glauben im Reiche der Sassaniden behandelt. Bahram I. scheint um die Zeit der Hinrichtung Mani's ebenfalls, wahrscheinlich im J. 276, gestorben zu sein. Bahram II., sein Sohn, wird Schahinschah. Die griechischen und lateinischen Schriftsteller reden stets, ohne sich um die inneren Verhältnisse des persischen Reiches zu kümmern, von den Kriegen zwischen Rom und Persien, die im Grunde von einer sehr untergeordneten geschichtlichen Wichtigkeit sind, da es sich in ihnen stets nur um den Besitz einiger Grenzdistricte handelt, wenn auch die Römer sich zuweilen zu dem Gedanken an die Zerstörung des persischen Reiches, die Sassaniden zu dem Entwurf, alles Erbe ihrer Ahnen zurückzuerobern, erheben. Die Morgenländer führen uns nur die weisen Sprüche der Sassaniden und einige Berichte von Ereignissen und Zuständen an, deren Zusammenhang und Gründe sie völlig unerörtert lassen. Bahram II. soll zuerst als Tyrann geherrscht, durch die Ermahnung aber des Oberpriesters bald auf besseren Weg gebracht worden sein. Die Römer dringen unter dem Imperator Carus in Persien ein, während Bahram II. mit inneren Bewegungen und einem Kriege am Indus beschäftiget [11]). Selbst Seleucia und Ktesiphon fallen in die Gewalt der Römer. Und doch geben sie, als der Imperator Carus auf dieser Heerfahrt einen zufälligen Tod gefunden hatte, das ganze Unternehmen gegen Persien auf. Indessen sah Bahram II. noch von einer andern Seite einen andern Unfall über sich und sein Reich kommen. Seit der Zeit Sapor's I. befanden sich die Perser in dem Besitze von Armenien. Lange haben sie gearbeitet, dieses Land festzuhalten, und lange will es ihnen nicht gelingen. Die Perser hatten nun Adel und Volk Armeniens nicht allein durch ihre politische Herrschaft, sondern auch durch ihre religiöse Intoleranz beleidigt. Armenien soll zur Annahme der Lehre Zoroaster's und des Feuerdienstes gezwungen werden. Da erschien des ermordeten Chosrov's Sohn, Teridates, ein Mann von riesenmäßiger Kraft, im J. 286 wieder in Armenien und es erfolgte eine nationale Reaction gegen die Perser, die Teridates, nachdem er sich wieder auf dem Throne seiner Väter befestigt, in ihrer Heimath selbst aufsuchte [12]). Unterdessen war Bahram II. im J. 292 gestorben und sein Sohn Bahram III. hatte nach ihm nur wenige Monate auf dem Throne gesessen, indem der Tod ihn bald hinwegnahm. Es stritten zwei Brüder Bahram's III., Hormuz und Narses, um die Herrschaft, Narses aber scheint bald Meister seines Bruders geworden zu sein. Nun wenden sich die Perser wieder gegen Armenien, und Teridates wird aus dem Lande getrieben. Da griffen die Römer in diese Angelegenheiten ein und der Augustus Diocletian sendet unter dem Cäsar Galerius ein Heer nach Persien. Aber die Römer erlitten am Euphrat eine schwere Niederlage und mit Mühe konnte Teridates das Leben retten [13]). Galerius rächt indessen bald wieder den Schimpf, den die römischen Waffen erfahren, Narses erleidet eine schwere Niederlage, und hat noch den Schmerz, zu sehen, daß sein Harem in die Hände der Römer gefallen. Der Sassanide mußte einen bittern Frieden mit Rom schließen, allen Ansprüchen auf Mesopotamien und Armenien entsagen und fünf kleine Provinzen am linken Ufer des Tigris abtreten [14]). Nicht lange nach dem Kriege gegen Rom entsagte Narses dem Reiche im J. 302 und zog sich in die Einsamkeit zurück. Hormuz II., sein Sohn, ist der achte König in der Reihe der Sassaniden. Etwa zehn Jahre herrschte er, ohne daß etwas von Bedeutung in seiner Zeit geschehen.

Bei seinem Tode, im J. 312, ist die Königin guter Hoffnung und die Großen des Reiches foderten die Mager auf, zu sagen, ob ein Knabe oder ein Mädchen kommen werde. Die Mager verkündeten, daß es ein Knabe

10) *Mirkhond*. ap. *Silvestre de Sacy*, Antiquités de la Perse. p. 295. 296.

11) *Eutrop*. IX, 18. *Vopisc*. Vita Cari 8. *Zonaras*. ed. Paris. I. p. 638. 12) *Moses Choren*. II, 76. 79. 13) Paneg. Vet. III, 1. 14) *Zonaras*. ed. Paris. I. p. 641.

ganz verbannt gewesen sein; nur sind unsere Berichte über die innern Zustände zu dürftig, als daß er immer gesehen werden könnte. Palasch scheint sehr geringes Ansehen in dem Reiche genossen zu haben. Die Hunnen werden, aber nicht durch den König, sondern durch Sufaray, den Befehlshaber der Grenze, genöthigt, dem Tribut zu entsagen, wobei auch Covad wieder frei wird. Palasch beleidigt die Mager, indem er den Gebrauch der Bäder in Persien einführen wollte; die Mager betrachteten ja das Wasser als heilig. Nun griff Covad zu den Waffen, der Adel und die Magier ließen Palasch, der gestürzt und geblendet ward, fallen, und so ward Covad König im J. 488 [38]). Die Herrschaft des Schahinschah Covad, ist die Zeit einer großen innern Bewegung, die von uns nicht mehr vollständig gewürdigt und verstanden werden kann. Mazdak, der Mager, erhob sich mit seiner Irrlehre, und Leben und Staat erfuhren durch ihn eine tiefgehende Erschütterung. Denn es scheint die Lehre Mazdak's, soweit sich nach den unvollständigen Nachrichten urtheilen läßt, eine hauptsächlich politische gewesen zu sein [39]). Er lehrte die Richtigkeit des Standesunterschiedes unter den Menschen und wollte ihn vernichten, eine völlige, ultrademokratische Gleichheit an dessen Stelle setzen, wobei er soweit ging, Gemeinschaftlichkeit der Güter und der Frauen als nothwendig anzunehmen. Daß in einem so durchaus aristokratischen Lande wie Persien einmal auch der äußerste demokratische Gegensatz hervortrat, läßt sich ja gar wol begreifen. Mazdak soll sich überdies gleich Mani für den absoluten Dualismus entschieden, gegen Luxus und Kleiderpracht geeifert und begehrt haben, daß der Mensch nur von Früchten lebe. Die Anführung, daß Mazdak die Gleichgültigkeit aller Handlungen gelehrt, mag auf Irrthum, Übertreibung oder Verleumdung beruhen. Covad entschied sich nun für die Lehre Mazdak's, und soll an Zertrümmerung des alten Staates gearbeitet, eine Menge Neuerungen eingeführt, selbst die Gemeinschaft der Frauen durch ein Gesetz geboten haben [40]). Der König mag sich für Mazdak nur aus dem Grunde, weil er in seiner Lehre ein Mittel sah, die Macht der Aristokratie zu brechen, entschieden haben. Nicht allein im eigentlichen Persien, sondern auch in Persarmenien wollte Covad die Lehre Mazdak's aufzwingen, worüber die Christen sich abermals in einem blutigen Aufstande erhoben. Die Christenverfolgungen haben übrigens seit Isdegerd II. in sofern aufgehört, als die Christen nicht mehr von dem Christenthume selbst hinweg, sondern nur zum Nestorianismus, der im Römerreiche Ketzerei ist, gezwungen werden sollten. Es erhebt sich aber, vom König, wie es scheint, in ihrem Dasein bedroht, die Aristokratie und Covad ward im J. 498 abgesetzt und Dschamasp, ein Bruder des Palasch, auf den Thron gestellt; Covad soll nach der Entscheidung der Aristokratie zwar nicht des Lebens beraubt, aber für immer auf ein Schloß, das Schloß der Vergessenheit genannt, gethan werden. Von dort aber entrann er zu den Hunnen und bemeisterte sich mit ihrer Hilfe seines Thrones, den Dschamasp freiwillig verließ, wieder [41]). Das geschah im J. 501, nachdem Dschamasp etwa zwei Jahre das Herrnthum besessen [42]).

Die Bewegung, welche Mazdak's demokratische Lehre in Persien geschaffen, kennt man im Einzelnen nicht, ihre Größe aber und ihr Umfang läßt sich doch aus dem Umstande vermuthen, daß bei der Revolution, durch welche Covad gestürzt worden, auch Mazdak gefaßt worden, die Aristokratie aber nicht gewagt hatte, ihn zu tödten. Covad aber scheint nach der Wiederherstellung seine Gunst dem Mazdak und der Sekte, die er um sich gebildet, allmälig entzogen zu haben, begreifend entweder, daß die Aristokratie überhaupt nicht gebrochen, oder daß, um sie zu brechen, dieser nicht der rechte Weg sei. Nichtsdestoweniger mag die Sekte immer bedeutender und die Bewegung immer größer geworden sein. Es hat aber der König vier Söhne. Den ältesten, Koases, haßte der Vater und gedachte ihn vom Throne auszuschließen. Der zweite, Zames, war einäugig und dadurch nach persischer Sitte vom Throne ausgeschlossen. Den dritten, Chosru, liebte der Vater und ihm sollte daher der Thron zugewendet werden. Einmal bat Covad den oströmischen Imperator Justinus, daß er den Chosru adoptiren sollte, womit er ihm jedes Falles nur römischen Schutz und römische Freundschaft sichern wollte. Die Römer aber wiesen die seltsame Bitte zurück, fürchtend, daß Chosru durch die Adoptions-Rechte auf ihr Reich gewinnen sollte [43]). Der vierte von den Söhnen hieß Phtasuras. An diesen wendeten sich die Anhänger des Mazdak, gewannen ihn für ihre Lehre, wollten ihn zum König machen, und Phtasuras ging auf diese Entwürfe ein. Da, wird erzählt, verstellte sich Covad und gab sich das Ansehen, als wolle er den Mazdakiten nachgeben. Er ließ deshalb eine große Versammlung veranstalten, wobei der Adel des Reiches, die christlichen Bischöfe und die Mazdakiten mit ihrem Oberpriester, Indazar oder Indarazar genannt, geladen, als sollte die Throneinsetzung des Phtasuras vor sich gehen. Die Mazdakiten gingen in die Falle und kamen, der König aber hatte zugleich ein Heer versammelt und ließ sie niederhauen. Darauf gingen allenthalben hin königliche Schreiben, daß die Mazdakiten getödtet und ihre Bücher verbrannt werden sollten [44]). Ob Mazdak selbst unter Covad oder erst unter Chosru untergegangen, läßt sich nicht entscheiden; denn die Einen berichten das Erstere, und die Andern das Zweite. Außerdem führte Covad mehre Kriege gegen Ostrom, die aber nur in den Augen der Genossen jener Zeit von einiger Wichtigkeit sein konnten. Er überlebte seine Wiederherstellung 30

38) *Agathias* IV. 27. *Procop.* de bell. Pers. I, 6. *Theophan.* Chronog. ed. *Niebuhr* p. 214. 39) *Hyde*, De religione Persarum p. 282 sq. *D'Herbelot*. Biblioth. Orient. II. p. 588. 40) *Agathias*, IV, 27. *Procop.* de bell. Pers. I, 5. *Cedrenus* I. p. 624. ed. *Niebuhr*.

41) *Mirkhond* ap. *Silvestre de Sacy*, Antiquités de la Perse. p. 455. *Theophan.* Chronog. ed. *Niebuhr*. p. 214. *Agathias* IV, 28. 42) *Theophyl. Symocatt.* IV, 6. *Procop.* de bell. Pers. I, 6. 43) *Procop.* l. c. I, 11. *Theophan.* Chronog. ed. *Niebuhr* p. 258. 44) *Theophan.* l. c. p. 262. *Joan. Malalae* Chronog. ed. *Niebuhr*. p. 444. *Cedrenus* I. p. 639 ed. *Niebuhr*. *Zonaras*, ed. Paris. II. p. 60.

seinen Feuertempel habe[77]), aber seitdem sind sie fast alle in Trümmer auseinandergegangen und haben keine Verehrer mehr. Die dem Glauben der Väter treu Gebliebenen zogen sich vor dem Einbruche der Moslemen und vor der Verfolgung, die mit ihnen kam, kämpfend und immer erliegend, in die fernen Provinzen des Sassanidenreiches, besonders nach Paropamisus und Karmanien zurück. Und von da, besonders von Karmanien oder Kerman, sind sie nach Indien entwichen, das heilige Feuer, die heiligen Symbole und die heiligen Schriften mit sich führend. Die Perser oder Parsen in Indien nennen sich selbst Mazdiesnan, d. h. die den Ormuzd anrufen; von den Moslemen werden sie Guebern, Kafern, Geber, d. h. Ungläubige, genannt. Auch auf dem Heimathboden sind noch einzelne Colonien von Guebern übriggeblieben. Ihre Zahl aber schwindet von Jahr zu Jahr mehr zusammen. Sie nehmen, immer gedrückt und immer verfolgt, entweder den Islam noch an, oder fliehen ihren Brüdern nach Indien nach[78]). Der beiweitem größere Theil der Nachkommen der alten Zend-Völker, mit Arabern, Sarazenen, Turkomannen und allerlei Volk vermischt, nun dem Islam seit langen Jahrhunderten angehörend, verachtet und flucht die alten Stammgenossen, welche dem Glauben der Väter treugeblieben sind.

Das Hereinbrechen der räuberischen und wilden Söhne der Wüste, der Araber, Sarazenen und Turkomannen, und die Vermischung mit ihnen, ist den Zend-Stämmen nur nachtheilig geworden. Der alte Sinn, nach Zoroaster's Gebot auf Arbeit, Fleiß, Thätigkeit und Regsamkeit gerichtet, hat sich verloren und, wenn auch noch viele gute Züge des Alten übriggeblieben sind, doch im Ganzen in Faulheit, Tücke und Raubsucht umgewandelt. Die Moslemen und die Araber haben einen bessern Staat, als die Zend-Völker vor ihrem Erscheinen hatten, weder begründen können, noch begründen wollen, und der Islam selbst hat den Segen, den er auf der einen Seite durch die Lehre von Gottes Einheit brachte, auf der andern durch die grimmige Glaubensspaltung, die er zwischen den beiden Hauptsekten der Sunniten und der Schiiten gesäet, und durch die Art und Weise, wie jene erhabene Lehre praktisch gemacht worden, halb wieder vernichtet. Der Islam und die Araber, sie sind zwar im Stande gewesen, umzustürzen, aber sie sind nicht im Stande gewesen, frische und lebenskräftige Schöpfungen an die Stelle des Umgestürzten zu setzen.

Um die Zeit, da die Sassaniden zusammenbrachen, herrscht erst von Damascus, dann von Bagdad aus das Khalifengeschlecht der Abbassiden über die gesammte Muhammedanische Welt und auch über die Zend-Völker, welche den bittern Umwandlungsproceß, den die Araber und der Islam mit ihnen vornehmen, über sich müssen ergehen lassen. Es verlaufen beinahe zwei Jahrhunderte, ohne daß ein bedeutendes geschichtliches Moment, welches Persien oder die Zend-Völker überhaupt besonders beträfe, hervortritt. Ob sich nun aber wol auch die beiweitem größere Zahl der Menschen allmälig zum Islam wenden muß, so erhält sich doch, besonders in den östlichen Provinzen des Sassanidenreiches, wo die alte Zendweise erst nach einem harten Kampfe weicht, der Geist der Opposition, wenn auch nicht gegen den Islam überhaupt, doch gegen die Form desselben, welche sich des Thrones und der Herrschaft bemeistert, gegen die Sunna. In dem Osten wird versucht, den Islam mit dem Magismus zu verbinden, in dem Osten ist der Haupttummelplatz der Schiiten. Aber auch in die Mitte des Sassanidenreiches hinein verbreitet sich die Sekte der Schii gewaltig. Der ersterbende alte Nationalgeist der Zend-Völker scheint im Sterben sich noch geltend machen zu wollen. Er opponirt den Herrschenden noch, kann er auch nur als eine Form des Islam gegen eine andere, die herrschende Form der Sunna, opponiren. Aber vom Anfange des 9. Jahrh. an, wie sich nun der Islam bereits so festgesetzt, daß Alles, was auf diesem Boden entstehen und sich behaupten will, nur in inniger Verbindung mit ihm auftreten kann, beginnt sich auch die persische Nationalität wieder äußerlich gegen die weltliche Herrschaft der arabischen Khalifen zu regen. Das Reich der Abbassiden geht überhaupt vom 9. Jahrh. an durch die ungetreuen Statthalter, welche den Nachfolgern des Propheten nur die kirchliche und einen matten Schein der weltlichen Hoheit lassen wollen, aus einander. Aber auf dem altpersischen Boden allein hat dieses Erheben gegen die unmittelbare weltliche Herrschaft der arabischen Khalifen zu Bagdad auch einen nationalen Charakter, denn fast alle, welche hier auf den Trümmern des Khalifats neue Reiche zu begründen suchen, behaupten von den Sassaniden abzustammen, und somit rechtmäßigere Herren als selbst die arabischen Abbassiden zu sein. Aber diese erste Regung des persischen Nationalgeistes in seiner neuen Gestalt führt noch zu keiner bestimmten Schöpfung, denn Einer verdrängt den Andern und Einer vernichtet den Andern, bis er selbst wieder von einer neu hereintretenden fremden Gewalt vernichtet wird. Kaum sind, seit dem J. 820, die Thaheriden in den nordöstlichen Provinzen aufgetreten, als sie auch wieder um das J. 880 von den Soffariden sich gestürzt sehen. Und die Soffariden, obwol sie ihre Herrschaft auch über das eigentliche Persien (Fars, Farsistan) ausgedehnt, behaupteten eine größere und glänzende Herrschaft doch nur eine ganz kurze Zeit. Denn schon im J. 900 waren sie durch die Samaniden wieder gebrochen und auf einen kleinen Raum beschränkt, auf dem sie bedeutungslos verbleichen. Die Samaniden hatten einen Augenblick großen Glanzes, in dem ihr Reich von prächtigen Städten, wie Bokhara, Balkh, Samarkand, Herat u. a. m., angefüllt, sich von den Küsten des kaspischen bis an das persisch-indische Meer erstreckte und die schönsten Theile des alten Zend-Gebietes umfaßte. Aber schon am Ende des 10. Jahrh. schwand durch neue Dynastien, die sich auf diesem Boden erhoben, das Reich der Samaniden zusammen, und am Anfange des folgenden, im J. 1004, fand das Geschlecht den Untergang. In den Provinzen am kaspischen Meere und im Norden hatten sich unterdessen die Ziaden, in dem ei-

77) *Ibn Haukal*, Oriental. Geograph. ed. *W. Ousely* (London 1810). 78) *Morier*, A Journey through Persia in the years 1808 and 1809. p. 434.

eine sehr große Zahl, und es scheint mehr als ein Viertheil der Bevölkerung des Reiches aus ihnen zu bestehen.

Das dichte Nebeneinanderstehen der Seßhaften und der Wanderstämme gibt dem persischen Reiche ein sehr eigenthümliches Gepräge. Von einer einigen Nation ist schon in den untern Kreisen des Lebens nicht die Rede; die persischen Tadjiks, die in tiefer Verachtung stehen und dienstbar sind, und die turkomannischen Ilats sind sich schroff entgegengesetzt. In den höhern Kreisen des Lebens aber erscheinen uns drei verwandte Hauptstämme in dem Reiche, die alle drei aus der alten Zend-Familie emporgewachsen, zwischen welche aber die Zeit getreten, die sie weiter von einander entfernte, als sie sich früher gestanden, die Kurden, die Afghanen und die eigentlichen Perser. Der Name der Kurden stammt offenbar aus dem Alterthume und ist aus dem Namen eines altpersischen Volkes, der Karduchen, das am Tigris hauste, verdorben. Die Kurden, nur zu einem Theile unter dem persischen, zum andern unter dem türkischen Reiche stehend, wohnen nicht allein in Kurdistan, sondern sie sind als Colonisten noch weiter über das Land verbreitet. Kurden sind besonders an der Westgrenze und in Chorasan angesiedelt worden. Ihre Sprache gehört zur persischen Sprachfamilie und ist der eigentlichen neupersischen nahe verwandt, obwol sie ungleich roher als diese und viel weniger als Schriftsprache fortgebildet ist. Sie verhält sich zu der neupersischen Sprache wie ein roher, unausgebildeter Volksdialekt. Die kurdischen Großen gebrauchen gern noch die altpersischen und Sassanidischen Namen, wie Bahram, Chosru, Covad, Parwiz u. a. m. [84]). Unter sich selbst sind sie wieder in sehr viele Stämme getheilt, deren Häupter den Titel „Muzzim" führen, und deren Zusammenhang mit dem persischen Reiche sich zuweilen auf Null reducirt. Die Kurden sind zum Theil Sunniten, und auch das hat auf ihre Stellung zu dem Reiche eingewirkt. Neuere Reisende haben einige Kurdenstämme noch in dem Zustande der größten Rohheit gefunden; im Ganzen genommen sind sie aber doch ein kräftiges und edelgeartetes Volk, bei dem auch die Frauen eine viel größere Freiheit genießen, als bei andern Moslemen. Die Kurden sind wol aus den höhern Stämmen der Zend-Völker, die in der Nähe des Tigris wohnten, hervorgegangen. Es läßt sich indessen darüber nichts als eine jedoch sehr wahrscheinliche Vermuthung aufstellen. Wie die Kurden im Ganzen genommen im Westen, hausen die Afghanen im Osten, wo sie das Grenzvolk zwischen Persien und Indien bilden. Sie selbst nennen sich Puschtaneh. Die Sprache, welche von ihnen gesprochen wird, hat sich der ursprünglichen Zend-Sprache viel näher gehalten, als die neupersische, ihre Verfassung ist auch noch ganz die alte Zend-Verfassung, sodaß ihre Abkunft von den alten Zend-Völkern des Ostens nicht bezweifelt werden kann [85]). Wie die alten Perser zerfallen sie noch in die zwei Hauptclassen der seßhaften und der nomadisirenden, und wie bei jenen beruht auch bei ihnen noch Alles auf Stammverschiedenheit und Stamm- und Familienverfassung. Die Familie hat ihr Haupt wie der ganze Stamm das seinige. Das Oberhaupt des Stammes heißt Khan, und die Würde geht durch Erbe, aber auch durch Wahl der Familienhäupter weiter. In der großen Anzahl von Stämmen, in welche die Afghanen zerfallen, zeichnen sich die Durani und die Gildschi als die größten und die bedeutendsten aus. Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit, gepaart mit Muth, Ausdauer und Tapferkeit, ist ein Grundzug in dem Charakter der Afghanen [86]). Als in der Mitte des 18. Jahrh. ein besonderes afghanisches Reich aus dem persischen sich bildete, waren auch die Afghanenschahs aus dem Stamme der Durani nicht im Stande, diesem Unabhängigkeitssinn ein Ende zu machen. Sie mußten die innere Verfassung der andern Stämme unangetastet lassen und sich mit einigen Abgaben und dem Heerdienste begnügen, der ihnen oft auch nur dann geleistet ward, wenn die Durani stark genug waren, ihn zu erzwingen. Die afghanischen Stämme scheinen ohne Ausnahme Sunniten zu sein. In der Mitte zwischen Kurden und Afghanen wohnen die eigentlichen Perser, deren Hauptsitz und Mittelpunkt noch immer das alte Persien ist, die Provinzen Farsistan und Laristan. Die Stammverschiedenheit ist bei ihnen etwas mehr als bei Kurden und Afghanen in den Hintergrund getreten, aber noch immer in solcher Geltung, daß die Menschen sich nicht mit dem allgemeinen, sondern mit dem Stammnamen nennen. Die gegenwärtigen Perser haben sich alle seßhaft gemacht. Sie bilden die höhern Stände des Landes, die, unter denen die Tadjiks stehen, und den vornehmern Theil der Bevölkerung der Städte. Wie die Kurden und Afghanen sind auch sie wol, mit Arabern gemischt, im Ganzen aus den edlern Stämmen der Zend-Völker entstanden. Die Europäer mußten ein nicht ungünstiges Urtheil über die Perser fällen. Sie erschienen und erscheinen ihnen als einer der besten Theile der muhammedanischen Welt. Eine gewisse Milde liegt in dem Nationalcharakter, dem es auch an Biegsamkeit ebenso wenig als ihrem Geiste an Auffassungskraft gebricht. Dabei sind die Perser aber auch abergläubisch, lügnerisch, trugvoll und zweideutig den meisten Europäern, die zu ihnen kamen, erschienen [87]). Manche altpersische Weise hat sich noch unter ihnen erhalten, und der Islam ist nicht im Stande gewesen, überhaupt alles Nationale auszutilgen. Die eigentlichen Perser sind Schii und stehen den Christen weit weniger schroff als die sunnitischen Türken entgegen. Selbst an den sunnitischen Afghanen wird die Toleranz, welche sie in der Regel den Christen wie den Hindu erweisen, gerühmt. Die ganze Masse der Bevölkerung mag gegen die Jahrhunderte der alten Perserzeit und der Sassaniden um ein sehr Bedeutendes geschmolzen sein, und mit Einschluß der Kurden und der Afghanen

84) *Rich*, Narrative of Kurdistan. I. p. 163. 85) *Klaproth*, über Sprache und Ursprung der Afghanen. 1810. *Wilken*, über die Verfassung, den Ursprung und die Geschichte der Afghanen. Abhandlungen der königl. Societät der Wissenschaften. (Berlin 1820.)

86) *Elphinstone*, An Account of the Kingdom of Caubul. p. 324—448. *Henry Pottinger*, Travels 1816. 87) *Ker Porter*, Travels in Georgia, Persia, Armenia and ancient Babylon. 1821. I. p. 480. II. p. 39.

freiheit und das Versprechen der Sicherheit des christlichen Cultes.

Als Beherrscher seines inneren Reiches erhob sich Abbas der Große einigermaßen über seine Vorgänger. Er suchte die Städte, besonders Ispahan, wo er seine gewöhnliche Residenz aufgeschlagen, zu verschönern, den Handel mit Indien und Europa zu beleben, überhaupt das Land in einen blühenden Zustand zu bringen. Dabei zeigte er sich, wenigstens den Christen gegenüber, tolerant; die Georgier und die Armenier erhielten überall Freiheit ihres Cultes. Den Parsen und den Juden aber ward eine gleiche Toleranz nicht zu Theil und den Sunniten gegenüber ist sie vollends gar nicht vorhanden. Freilich gegen die einheimischen, dem Reiche angehörenden, Sunniten konnte eine Verfolgung nicht gewagt werden, aber auf fremdem Boden erging zuweilen Mord und Blut über diese Sunniten. So gebot Schah Abbas der Große bei der Eroberung Bagdads alle Sunniten niederzuhauen. Das Hauptstreben des Schahs im Innern aber war, zuerst die Macht der Stämme, besonders der kurdischen und turkomannischen, zu brechen. Er zerspaltete sie in kleinere Stämme und Unterabtheilungen, und vertheilte sie auf einen möglichst weiten Raum. Darum wurden Kurden damals auch an die Nordgrenzen des Reiches verpflanzt, wo sie sich noch finden. Schah Abbas der Große suchte überhaupt die Häupter der Stämme um den Einfluß zu bringen, den sie bis jetzt behauptet, und brachte deshalb die Staatswürden nach Möglichkeit an Menschen, die ganz von ihm abhingen, indem er sie aus dem Sklavenstande emporsteigen ließ. Auch scheint er gefühlt zu haben, daß es seinem Reiche an einer nationalen Einheit fehle; er fürchtete Gefahr für den Reichsbestand von der herrschenden Vielheit und Zerrissenheit, fühlte sich außer Stand, dieser, einer Frucht langer Jahrhunderte, abzuhelfen, und ergriff, um dem Übel zu wehren, ein Mittel, durch welches das Übel selbst nur verschlimmert werden mußte. Abbas suchte die Völker des Reiches nach Möglichkeit unter einander zu mischen. Darum wurden Georgier und Armenier aus ihrer Heimath geschleppt und in dem Innern des Reiches zerstreut, darum kurdische und turkomannische Stämme hier- und dorthin verpflanzt. Es sollten in Stadt und Land allenthalben Gegensätze und Parteiungen herrschen, in denen das Reich der Ssaffi sich erhalten könnte. Die gerühmte Gerechtigkeit des großen Schahs Abbas artete auch nur zu oft in blutige Grausamkeit aus, und diese offenbarte sich am entsetzlichsten in den Verhältnissen zwischen ihm und seinen Söhnen. Schah Abbas stellte, von finsterem Mistrauen gequält, die Söhne nicht mehr, wie die ersten Ssaffi, über die großen Statthalterschaften. Es ist von nun an bis zu dem Untergange der Ssaffi Sitte geblieben, daß die Prinzen des Hauses, bis der Augenblick gekommen, der sie auf den Thron ruft, eingemauert bleiben. Und so kommen denn nur feige Schwächlinge, die durch die Freuden des Opiums und des Harems abgemattet sind, zur Herrschaft. Der älteste von den Söhnen, Thamasip Mirza, starb vor dem Vater eines natürlichen Todes, der zweite, Ssaffi Mirza, ward ermordet, weil er sich gegen Abbas sollte verschworen haben, und die beiden jüngsten wurden auf dessen Befehl geblendet. Als Abbas der Große im J. 1628 starb[96]), bestimmte er seinen Enkel, Ssaffi Sohn des erwürgten Ssaffi Mirza, zum Thronfolger.

Unter Ismael, dem Gründer des Reiches, und Abbas dem Großen hatte das Geschlecht der Ssaffi nicht geringe Kraft gezeigt. Aber von Schah Ssaffi an, zu dessen Zeit auch die große Staatsveränderung beginnt, deren bereits gedacht worden, verschwindet diese Kraft allmälig und das Geschlecht bietet bis zu seinem völligen Untergang nur das Schauspiel der immer mehr überhandnehmenden Schwäche, Nichtigkeit und grausamer Tyrannei dar. Gleich Schah Ssaffi ist ein launenvolles und blutiges Ungeheuer, das seine Lust an Menschenqual und Mord findet. Seine Wildheit kann freilich nicht weit reichen; sie erstreckt sich auf den Hof, seine Umgebungen, seine Familie, aber dahin, wohin sie treffen kann, trifft sie auch furchtbar. Fast alle Prinzen des Hauses wurden geblendet, und Abbas, der eigene Sohn, wäre diesem jammervollen Schicksal nicht entgangen, hätte nicht ein wohlgesinnter Diener den Schah betrogen. Abbas stellte sich blind, so lange der Vater lebte. Fast alle Diener, die Ssaffi anwendete, entgingen dem Tode oder der Blendung nicht, und viele Große des Reiches wurden nicht minder von der grausamen Wuth des Schahs erreicht. Wenn er sich roth gekleidet hatte, so war es ein angekündeter Opfer- und Todestag. Des Schahs Wuth steigerte sich, nachdem er aus dem Serai ein unwirksames Gift empfangen, bis zum wahren Wahnsinn. Auf ein Mal wurden 40 Frauen des Harems lebendig begraben[97]). Noch einige Male zeigte sich Ssaffi indessen an der Spitze seines Heeres und zwei blutige Ungeheuer, der Schah von Persien und Amurad IV., Sultan der Osmanen, standen persönlich gegen einander. Indessen ging der Krieg gegen die Pforte im Ganzen genommen unglücklich. Im J. 1630 waren die Türken bis in das alte Medien, wo sie Hamadan, das alte Ekbatana, niederbrannten, vorgedrungen; acht Jahre später ging auf der einen Seite die Stadt Bagdad, auf der anderen Kandahar, wenigstens für einige Jahre, verloren. Schah Ssaffi starb im J. 1641 und machte seinem Sohne Abbas II., dessen Augen gerettet worden waren, Platz. Abbas II. war ein zehnjähriger Knabe, als er den Thron bestieg, und so lange er minderjährig war, wurden die Sachen in seinem Namen nicht schlecht geleitet; auch Kandahar im J. 1647 wieder genommen und die persische Herrschaft in Afghanistan von Neuem befestigt. Aber nachmals verschwindet für drei Viertheile eines Jahrhunderts fast jedes höhere Interesse aus der Geschichte Persiens. Und als wieder Leben und Bewegung nach dem Ablaufe dieser

96) *Herbert*, Travels into the east 1634. Viaggi di Piet. della Valle 1650. *Tavernier* Voyages 1676. *Purchas*, Pilgrims. 1625. *Ant. de Gouvea*, Relaçam das guerras y victorias del rey da Persia contra o gran Turco (Lisboa 1611). Voyages du Sieur du Loir 1654. Olearius, Neue orientalische Reisebeschreibung 1647. L'Ambassade de Don *Garcias de Silva Figueroa* en Perse. Traduite de l'Espagnol (Paris 1667). 97) Voyages de M. de *Thevenot* (Paris 1689).

nen und den eigentlichen Persern nicht herbeigeführt. In Ispahan selbst fühlte sich Eschref so unsicher, daß er bald zu seinem und aller Afghanen Schutz ein festes Schloß aufbauen ließ. Die allgemeinen Verhältnisse gestalteten sich für die Afghanen in Persien durch Mir Mahmud's Tod nur noch übler, als sie schon früher gewesen. Denn Hussein, des Ermordeten Bruder, machte sich nun zum Herrn von Kandahar, betrachtete Eschref als seinen Feind und ließ ihm keine Truppen mehr zukommen. So waren die Afghanen in Persien von den Quellen ihrer Macht abgeschnitten, und mußten sich mit Nothwendigkeit bald verbluten. Die ungeheuren Wirren aber im Reiche dauerten nicht allein fort, sondern sie mehrten sich selbst mit dem Laufe der Zeit. Vergebens versuchte Eschref durch List bald und mit Gewalt den Schah Thamasip in seine Gewalt zu bekommen, vergebens versuchte er auch die immer weiter in das Herz des Reiches sich hineinfressende Macht der Türken sich vom Halse zu schaffen. Die Pforte hatte bis jetzt den Krieg nicht an die Afghanen erklärt, sondern an die Ssaffi, die schiitischen Ketzer, aber da sie nun bis in das Herz des Reiches drangen, ohne nach dem neuen Reiche der Afghanen zu fragen, mußte Eschref besorgt werden. Seine Botschafter begehrten daher von der Pforte Rückgabe aller Landestheile des Reiches, da die Pforte den Krieg ja nur gegen schiitische Ketzer geführt, das Eigenthum der rechtgläubigen Afghanen also unverletzt bleiben müsse, Persien aber nun eben Eigenthum der Afghanen geworden sei. Die Pforte erklärte darauf den Krieg am 4. Febr. 1726 auch an die Afghanen, und offenbarte damit, daß es die Vernichtung des Reiches sei, was sie beabsichtigte. Die Türken führten nun den Krieg gegen Thamasip Mirza und Eschref zugleich. Indessen leuchteten den Afghanen in Persien noch einige matte Schimmer von Glück. Ein großes türkisches Heer, das unter Ahmed Pascha von Hamadan nach Ispahan vordringen wollte, ward am 20. Nov. 1726 von Eschref, obwol es ihm vier Mal an Streitkräften überlegen, geschlagen. Die Pforte, eingeschüchtert durch diese schwere Niederlage, schloß am 3. Oct. 1727 Frieden mit Eschref. Schimpflich waren die Bedingungen immer, denen er sich fügen mußte; denn ein großer Theil des Reiches mit den Städten Erivan, Teheran, Sultanieh und Tabriz ward an die Pforte abgetreten; doch ward Eschref dafür als rechtmäßiger Herr des übrigen Persiens anerkannt. Auch besiegten die Afghanen noch Seid Ahmed Khan, der, der Familie der Ssaffi angehörend, sich unter den Wirren in Kerman ein unabhängiges Herrnthum gegründet.

Das war aber auch der Höhepunkt des Glückes der Afghanen in Persien; seit dem Frieden mit der Pforte ging es mit reißender Schnelle abwärts. Thamasip Mirza, auf Masanderan, Asterabad und einen Theil von Aderbidjan beschränkt, hatte doch ein kleines Heer zusammengebracht, das Fatteh Ali Khan befehligte. Bei diesem Heere fand sich im J. 1727 Nadir Kuli, der nachmals den Thron von Persien selbst bestiegen, ein. Nadir Kuli war ein Tatar aus dem Stamm der Afsaren, und zuerst Hauptmann einer Räuberbande gewesen, dann in den Dienst eines Statthalters von Chorasan gekommen, aus diesem aber wieder geschieden, um noch ein Mal zu dem wilden und freien Leben eines Räuberhauptmanns zurückzukehren. In diesem Zustande war er, als die Afghanen den Thron von Ssaffi stürzten. Die verworrene Zeit führte bald viele Männer zu Nadir Kuli's Haufen. Er aber erhob sich in der Noth über die engen und gemeinen Schranken des Räuberhauptmanns zu dem Gedanken der Befreiung Persiens vom Joche der Afghanen. Nachdem er seinen Haufen bedeutend verstärkt und Afghanen schon die Schärfe seines Schwertes gefühlt, meldete er sich bei Thamasip, erhielt volle Verzeihung und einen Befehl beim Heere. Es währte nicht lange und Nadir Kuli hatte Fatteh Ali Khan verdrängt und sich den Titel eines Khans und den obersten Heerbefehl gewonnen. Die Zeit war nun großen Unternehmungen und großen Erfolgen ungemein günstig, die Schwäche der Afghanen ward immer offenbarer, die Sehnsucht nach dem Ende ihrer Herrschaft unter den Völkern des Reiches immer brünstiger. Das allmälig sich mehrende Heer ward längere Zeit von Eschref thöricht verachtet. Nadir Kuli Khan eroberte Mesched und Herat in Chorasan, und wendete sich dann gegen die Hauptmacht der Afghanen. Eschref ward am 2. Oct. 1729 in der Schlacht von Damghan geschlagen. In der Nähe von Ispahan ward am 13. Dec. 1729 eine zweite Schlacht geschlagen, in welcher die Afghanen abermals sieglos blieben. In der Nacht nach der Schlacht räumten diese, nachdem Eschref noch den armen Schah Hussein hatte niederhauen lassen, die Stadt Ispahan und Nadir Kuli Khan konnte mit seinem Heer ungehinderten Einzug halten. Bald folgte ihm auch Schah Thamasip, der in Teheran den Ausgang abgewartet. Aber es zeigte sich nun auch gleich, daß Nadir Kuli Khan nicht im Interesse des Schahs die Afghanen bekämpft. Schon mußte der Schah ihm die freie Gewalt, Geld in dem Reiche zu erheben, wie er es brauche, bewilligen. Es war Aussicht da, das Reich wieder herzustellen, aber die Ssaffi waren in den Augen der Menschen gesunken, und der Schimpf, den sie von den Afghanen hatten erdulden müssen, hatte den alten Zauber gebrochen. Auch war von dem königlichen Geschlecht außer Schah Thamasip selbst kein Mann übrig; so sehr war von den Afghanen gegen die Ssaffi gewüthet worden. Nadir Kuli Khan faßte den verwegenen Gedanken auf, sich auf den Thron Persiens zu stellen, und dazu bedurfte er des Heeres, und das Heer war nicht zusammenzuhalten ohne Geld und nicht zu gewinnen ohne Sieg. Nadir Kuli Khan folgte zuerst mit reißender Schnelle den Afghanen, die sich nach Farsistan zurückgezogen, faßte sie bei Astachar, in der Nähe der Trümmer von Persepolis, und schlug sie am 15. Juni 1730 auf's Haupt. Eschref hat auf der Flucht den Tod gefunden. Schah Thamasip fühlte sich schon von dem Glanze Nadir Kuli Khans gedrückt und von seiner Größe gefährdet. Er versuchte diesen Sturm zu beschwören und des Khans Ehrgeiz zu befriedigen, indem er ihm Masanderan, Chorasan, Kerman und Sestan als Statthalterschaften auftrug. Den zugleich empfangenen Titel eines Sultans nahm der Feldherr nicht, und begnügte sich mit dem des Dieners des

als ein neuer Schah dasteht, zeigt er sich nicht gewachsen; nur durch tigerartige Grausamkeit, nur indem er sich auf fremde und halbfremde Truppen stützt, glaubt er sich behaupten zu können. Er beleidigt und stößt die von sich, die seine Hauptstütze sein mußten, und findet daher durch ihren Grimm einen zeitigen Untergang. Nadir Schah weiß auch nicht, daß wer ein rasch gewonnenes Herrnthum behaupten will, verstehen muß, niederer und gemeiner Leidenschaften sich zu entschlagen. Eine wüthende Geldgier scheint sein Inneres zu verzehren. Vorübergehend nur ist der Glanz, der dem Reiche der Perser von ihm gebracht ward. Und als seine kräftige Persönlichkeit den neuen Bau nicht mehr hielt, war der Fall nur um so tiefer. In der Weise vieler Thronräuber mag Nadir Schah gemeint haben, daß Eroberung und Siegesglanz ihm nothwendig sei, um sich und seine Dynastie auf dem angemaßten Throne zu befestigen. Daher wendet er seine Waffen nicht allein an, daß das Reich wieder zusammenkomme, wie es unter den Ssaffi gewesen, sondern er will es auch gewaltig gen Osten und gen Westen ausbreiten. Nadir Schah selbst wendete sich, nachdem er die Kurden gezüchtiget, gegen die Afghanen von Kandahar, dem ältesten Sohn Riza Kuli Mirza ward aufgegeben, die Usbeken von Bochara zu züchtigen. Alle Afghanen wurden von Nadir Schah wieder unter das Reich gebracht. Als er sie wieder besiegt, wendete er seine Vorliebe besonders den Afghanen zu und bildete aus ihnen einen großen Theil seines Heeres. Die, gegen welche er kaum selbst als Befreier aufgetreten war, sollten nun wieder seine Stützpunkte in dem befreiten Reiche sein, weil er unrechtmäßige Herrschaft über dasselbe an sich gerissen. Noch während der Belagerung von Kandahar hatte Nadir Schah Streit mit dem Hofe von Delhi und mit dem Kaiser Muhammed wegen der Afghanen, die sich auf indisches Gebiet geflüchtet, und wegen anderer Beleidigungen, denn er wollte einen Krieg gegen Delhi. Es drängten damals die kräftigen Mahratten gewaltig auf Delhi ein, und Niemand konnte wissen, ob sie das Reich nicht stürzen, ob sie nicht Grenznachbarn Persiens werden würden. Daher mochte es selbst als nothwendig erscheinen, das persische Reich weiter auszudehnen, die Indusprovinzen zu gewinnen, um für alle Fälle gegen Indien eine festere und sicherere Grenze zu gewinnen. Das war jedes Falles die Rechnung, durch welche sich Nadir Schah nach Indien gezogen fühlte. Nizam al Moluk, der Subbah von Dekan, der bei Verwirrung oder Untergang von Delhi auch zu gewinnen hoffte, scheint mit dem persischen Schah in geheimem Einverständniß gestanden zu haben. Es war im J. 1738, daß Nadir Schah mit mehr als 150,000 Streitern schnell und ehe man in Delhi an die Möglichkeit eines Krieges glaubte, in das Reich des Großmoguls hineinfuhr. Der Schah eroberte Kabul und die reichen hier aufgehäuften Schätze stachelten seinen Geiz. Darauf ging der Weg über Peschawer nach dem Indus, der im Anfange des Jahres 1739 überschritten ward. Nadir Schah durchschritt nun das Panjab, wie Alexander der Große, aber verwegener und kundiger als dieser, drang er über Lahore kühn gegen Delhi vor. An dem Hofe dort scheint erst spät an die Möglichkeit eines Angriffes gedacht worden zu sein; das Heer ist nicht zusammen und man muß den Feind bis in die Nähe Delhi's kommen lassen, ohne eine Schlacht wagen zu können. Erst bei Kurnal, 50 Meilen von Delhi, liefert Devran Khan, des Großmoguls Vezier, im Febr. 1739 die Schlacht. Die Elephanten halfen dem indischen Heere nicht, das persische gewann einen entscheidenden Sieg. Devran Khan starb an den in der Schlacht empfangenen Wunden. Der Kaiser Muhammed behauptete sich zwar noch in einem festen Lager; seine Lage aber scheint durchaus verzweifelt gewesen sein, Verrath des Nizam al Moluk mag hinzugekommen sein, um ihn vollends zu brechen. Ohne daß man genau erführe, wie es damit zugegangen, fällt der Kaiser in Nadir Schahs Gewalt und muß mit ihm nach Delhi ziehen, wo das persische Heer am 3. März 1739 einrückte. Aller Widerstand hörte wahrscheinlich auf Muhammed's eigenen Befehl auf. Nadir Schah läßt sich nun von dem Kaiser die Gebiete im Westen des obern Indus mit den Städten Kabul, Ghasan, Peschawer abtreten, und nahm in Delhi eine furchtbare, theils methodische, theils gewaltsame Plünderung, vor, die über das Eigenthum des Kaisers wie der Unterthanen ging. Die baaren Schätze, die Juwelen, die Geräthe, die Kanonen, die Kriegsvorräthe, Alles, was sich fortbringen ließ, ward fortgeschleppt. Der Bericht eines Reisenden schätzt den Werth des von Nadir Schah aus Delhi und Indien Fortgeschleppten auf 80 Millionen Pfd. Sterl. 300 Elephanten, 10,000 Kameele und 10,000 Rosse führten die Siegesbeute hinweg.

Nadir Schah zog am 4. Mai 1739 aus Delhi wieder ab. Es ward verkündet, daß Persien drei Jahre hindurch dem Schah keine Abgaben zu zahlen habe. Aber es ist nicht allein dies Versprechen nicht gehalten worden, es hat auch Nadir seinem eigenen Heere die in Indien gemachte Beute listig abgejagt. Alle zusammengeraubte Schätze kamen in die Feste Kelaat in Chorasan; sie sind unter den Stürmen nach Nadir Schahs Tode spurlos, ohne daß sie für Persien heilbringend gewesen, verschwunden. Während des Schahs Abwesenheit in Indien war Riza Kuli Mirza, der älteste Sohn, Reichsverweser gewesen. Dieser hatte den armen Schah Thamasip, und was noch von dem unmittelbaren Geschlecht der Ssaffi übriggeblieben, in währender Zeit ermorden lassen, gegen die Usbeken aber ohne entscheidendes Glück gekämpft. Darum brach Nadir Schah, nachdem er die abgetretenen Indusprovinzen zu Gehorsam gebracht, gegen diese auf. Die Perser eroberten Balkh wieder, das während der Afghanenherrschaft mag verloren gegangen sein, drangen über den Oxus und bedrohten den Khan von Bokhara in seiner Heimathstadt. Der Khan ward genöthiget, die Hoheit des persischen Reiches anzuerkennen. Darauf ward auch Chiwa, das in unsern Tagen von den Russen vergeblich bedroht worden, gezüchtiget. Also erschien das persische Reich freilich wieder in einem Glanze, wie in den ersten Zeiten der Ssaffi, aber je höher dieser Glanz stieg, desto mistrauischer schien der Schah gegen sein eigenes Reich, gegen die Völker desselben, die seine Stütze sein sollten,

Schah. Vier davon waren Afghanen, fünf Hindu und über eine Million Perser. Unterdessen hatte in dem westlichen, in dem eigentlich persischen Reiche eine entsetzliche Verwirrung begonnen. Die Ssaffi waren untergegangen, Nadir Schahs Haus hatte noch keinen festen Boden im Reiche gewonnen, und so schien der Thron von Persien der verwegenen Kühnheit und Stärke Preis gegeben. Die langen Kämpfe, die um diesen Thron gestritten worden, sind ein eintöniges Gemälde von Tücke, Treulosigkeit, Verrath und Grausamkeit, über welches die Geschichte gern flüchtig hinwegschreiten möchte.

Nach dem Tode Nadir Schahs hatte sein Heer sich größtentheils zerstreut und daher waren seine drei Söhne, Nassirollah, Iman Kuli und Schah Rokh, ohne sichere Stützpunkte. Da kam Ali Kuli Khan, Nadir Schahs Neffe, bemeisterte sich der Feste Kelaat, wo des Ermordeten Schätze lagen, ließ die beiden ältesten Söhne des Ohms erwürgen, und sparte den dritten, den jungen Schah Rokh, nur deshalb auf, damit er im Nothfall in dessen Namen herrschen könne. Auch den geblendeten Riza Kuli Khan, Nadir Schahs Sohn, und 16 andere Prinzen des Hauses ließ er niederhauen. Schah Rokh ward in der Stadt Mesched in Chorasan eingeschlossen und sein Tod ebenfalls verkündet. Ali Kuli Khan ließ sich zum Schah ausrufen und nahm den Titel Adil Schah oder der gerechte König an. Er verkündete unter heftigen Klagen über Nadir Schahs blutige Tyrannei eine milde Herrschaft und eröffnete, um Anhang zu gewinnen, die reichen Schätze von Kelaat. Aber zu zeitig versenkte er sich in die Lüste des Palastes und des Harems in Masenderan. Noch hatte er nicht ein Jahr den Namen eines Schahs geführt, als sein eigener Bruder Ibrahim Mirza sich gegen ihn erhob. Das Heer, welches Adil Schah zusammengebracht, ging auf den ersten Ruf zu Ibrahim Mirza über. Adil Schah ward gefangen und Ibrahim ließ ihm die Augen ausreißen. Ibrahim Mirza war zuerst unter dem Vorwande, als wolle er nur Schah Rokh auf den Thron erheben, aufgestanden. Als aber dieser, der auch mit den Ssaffi zusammenhing, da seine Mutter eine Tochter Schah Hussein's war, und dem darum viele Gemüther zugewendet, zu Mesched in Chorasan am 20. Sept. 1748 zum Schah ausgerufen ward, warf Ibrahim Mirza die Maske ab, und ließ sich am 17. Nov. 1748 zu Tabriz ebenfalls zum Schah ausrufen. Zwischen den beiden Schahs entbrannte nun ein wilder Kampf, der am Ausgange des Jahres 1749 damit endete, daß Ibrahim und Adil in die Gefangenschaft der Feldherren des Schah Rokh fielen und niedergehauen wurden. Schah Rokh war nun 16 Jahre alt, und es schien einen Augenblick, als würde Persien zur Ruhe kommen. Da erhob sich bei Mesched selbst, wo Schah Rokh wohnte, denn Ispahan hörte nun allmälig auf, das Haupt des Reiches zu sein, Seid Muhammed, der auch von den Ssaffi abstammte. Schah Roka's Heer ward bei Mesched geschlagen, Seid Muhammed drang in die Stadt, ließ Schah Rokh blenden, und sich selbst unter dem Namen Suleiman zum Schah ausrufen. Aber Juseff Ali, Feldherr des Geblendeten, hielt an dessen Sache fest und Suleiman hatte den Thron kaum bestiegen, als er auch von diesem besiegt, gestürzt und niedergehauen ward. Im Anfange des Jahres 1750 ward der geblendete Schah Rokh so zum zweiten Male auf den Thron gestellt. Schon jetzt war das Reich wie halb aufgelöst; die wandernden Stämme, welche so stets nur in einem lockeren Zusammenhange mit demselben standen, die Statthalter der Provinzen und der Städte, kümmerten sich kaum noch um die ohnmächtigen Schahs, die sich in Chorasan, Irak und Farsistan erhoben oder erhoben worden. Aber an Ehrgeizigen fehlte es nicht, die entweder im Namen unkräftiger Schahs walten oder auch den Thron selbst besteigen wollten. Wenn der Eine emporgekommen, so meldete sich auch schon der Andere zu seinem Sturze. Juseff Ali wollte die Leitung der Dinge im Namen des geblendeten Schah Rokh behaupten, aber zwei mächtige Häuptlinge erhoben sich bald gegen ihn, Mir Alim Khan, der Araber, und Djaffar Khan, der Kurde. Sie wollten einen blinden Knaben nicht als Schah dulden und noch weniger den Juseff Ali als seinen Reichsverweser. Schon im Mai des Jahres 1750 war Juseff Ali gestürzt und vernichtet, Schah Rokh zum zweiten Male entthront. Djaffar Khan aber ward kurze Zeit darauf von Mir Alim Khan vernichtet. Grade während dieser Vorgänge im eigentlichen Persien war Ahmed Schah, der Afghane, in Chorasan eingedrungen und hatte Herat genommen [2]). Die Wirren in Persien waren so groß, daß er wol für einige Zeit auf den Gedanken kommen konnte, die Afghanenherrschaft über ganz Persien wieder herzustellen. Darum ging er, nachdem Herat gefallen, weiter in das Herz des Reiches vor. Mir Alim Khan fand in einer Schlacht vor ihm den Untergang, und die Afghanen belagerten darauf Mesched, in welcher Stadt sich Schah Rokh befand. Da die Stadt lange widerstand, versuchte Ahmed Schah, ob er die anderen Provinzen des Reiches gewinnen könnte, ward aber von Muhammed Hassan Khan, Statthalter von Asterabad, der sich auch über Masenderan ausgebreitet, kräftig zurückgewiesen, worauf er den Gedanken, das ganze Perserreich für sich selbst zu erobern, aufgab. Ahmed Schah eroberte darauf Mesched, und jetzt nur noch darauf sinnend, Schwäche in Persien zu erhalten, stellte er den geblendeten Schah Rokh zum dritten Male auf Da erhoben sich zwei Kurdenhäuptlinge, Ali Merdan und Muhammed Kerim, und stellten den jungen Ismael, der von einer Tochter Schah Hussein's abstammte, einen achtjährigen Knaben, als Herrscher auf und führten ihn nach Ispahan, in die alte Königsstadt. Ismael war ein Abkömmling der Ssaffi; darum fiel ihm zu, was überhaupt noch an dem Reiche hielt, Schah Rokh war blind und ein Schützling der verhaßten Afghanen geworden, Ahmed Schah selbst hatte den Gedanken, Persien für sich zu gewinnen, aufgegeben, denn leichtere Eroberungen schienen im Osten zu lachen. Er wollte jetzt nur noch Sicherheit für das neue Afghanenreich gegen die Perser, und darum beliebte er eine abermalige Theilung der persischen Macht. In den Theilen Chorasans,

2) *Elphinstone*, An Account of the Kingdom of Caubul p. 547—550.

auch nicht als eine Gesammtmasse zu fassen und zu besiegen. Dem Kampfe mit einem großen Heere wichen sie aus, wo sie nur konnten. War das Afghanenheer im Panjab, so flohen die Siek in Wälder und Wüsten, war es fort, so erschienen sie wieder, waren wieder mit Raub und Mord da[4]). Bald ward Ahmed Schah abermals nach Indien gerufen, denn die Mahratten erhoben sich nach seinem Abzuge abermals gegen das Reich von Delhi, kamen selbst bis vor die Hauptstadt und belagerten sie. Die Siek im Panjab wurden ebenfalls kühner; zwischen ihnen und den Mahratten gestaltete sich eine Verbindung, welche Ahmed Schah für höchst gefährlich halten mußte. Im J. 1759 begann er einen neuen Kampf. Die Mahratten wurden aus dem Panjab, wohin sie schon gedrungen, vertrieben. Verbündet mit den Rohillas besiegte Ahmed Schah die Mahratten in der großen Schlacht bei Paniput am 7. Febr. 1761. Die schwere Niederlage, welche die Mahratten hier erlitten, vernichtete vor der Hand ihre Entwürfe auf Delhi und Nordindien. Aber auch dieses Mal weilte Ahmed Schah nicht lange in Delhi, denn abermals riefen ihn die Sieks zurück. Diesen Feind zu vernichten, ist dem rüstigen Schah aber nicht gelungen, wenn es ihm auch zuweilen, wie im J. 1762, gelang, einzelne starke Haufen derselben zu fassen und zu vernichten. Der tapfere und rüstige Ahmed Schah, der Gründer des großen Afghanenreiches, ist im Juni des Jahres 1773 gestorben. Das Reich, welches er hingestellt, ist indessen doch auch nur ein lockerer Bau. Es stehet auf dem afghanischen Stamme der Durani und die übrigen Stämme der Afghanen sind dieser Vorherrschaft der Durani feind, obwol sie unter denselben ihre innere Verfassung völlig unabhängig fortbehalten. Die Beludschen, Usbeken, Perser und Hindu, die von Ahmed Schah erobert worden sind, haben kaum von ihm und von seiner Thätigkeit und Kraft immer bei dem neuen Reiche erhalten werden können. Unter Timur Schah, dem Sohne und Nachfolger Ahmed Schahs, zeigte das Afghanenreich sich nicht mehr in dem Glanze seiner ersten Jugend. Kaschemir stand mit dem Reiche der Afghanen nur noch in schwachem Zusammenhange, im Panjab herrschten schon die Sieks, und Timur Schah, der seine Residenz von Kandahar nach Kabul verlegte, kam nicht wieder über den Indus, denn der Schah war ein träger und schlaffer Mann, dem der freie Sinn, der sich stets unter den Afghanenhäuptlingen und den Afghanen überhaupt erhielt, nur Furcht und Bedenklichkeit eingeflößt. Lieber stützte er sich auf persische als auf afghanische Garden[5]). Timur Schah starb am 20. Mai 1793 nach wenig bedeutendem Leben.

Etwas indessen hat er in die Verhältnisse des westlichen Persiens eingegriffen. Zwischen die beiden größeren Reiche in die Mitte gestellt, führte das Geschlecht Nadirs Schahs in Chorassan zu Mesched ein unberühmtes Dasein. Ahmed Schah, der Afghane, hatte die Nachkommen Nadir Schahs in seine drückende Schutzherrlichkeit genommen. Außer der Stadt Mesched und den nächsten Umgebungen derselben scheinet Schah Rokh kaum noch etwas beherrscht zu haben. Nach dem Tode Ahmed Schahs brach nun in Mesched Zwist zwischen zwei Söhnen Schah Rokh's, zwischen Nasir Ulla Mirza und Nadir Mirza, aus. Nasir Ulla Mirza, aus Mesched von dem Bruder vertrieben, hatte sich vergebens um Hilfe an Kerim Khan gewendet. Timur Schah behauptete das Vormundschaftsrecht über Nadir's Nachkommenschaft und Mesched fort. Nadir Mirza hatte sich dort zum Herrn gemacht und Schah Rokh noch einmal vom Throne steigen müssen. Die Afghanen aber haben ihn unter Timur Schah noch einmal in sein kleines Reich wieder eingesetzt. Das westliche oder eigentlich persische Reich ist unterdessen nach dem Tode Muhammed Kerim's abermals Schauplatz langer und furchtbarer Kämpfe um den Thron geworden. Muhammed Kerim, der den Dämon der Zwietracht und der Stammzerrissenheit glücklich beschworen, hinterließ drei Söhne, Abul Futteh, Muhammed und Ibrahim. Der letzte Ssaffi, Ismael Schah, muß unter Kerim's Herrschaft gestorben sein; denn Niemand gedenkt seiner, Niemand gedenket des Geschlechtes der Ssaffi mehr. Die Familie Muhammed Kerim's zerfleischte sich nun selbst und bahnte dadurch der gegenwärtigen Dynastie, welche dem Stamme der Kadjaren angehört, den Weg zum Throne. Die Söhne Kerim's, von dem wüsten Kampfe bald verschlungen, haben nur eine leidende Rolle in diesem Kampfe gehabt. Abul Futteh ward freilich gleich nach Muhammed Kerim's Tode in Schiraz zum Schah ausgerufen, aber die Gewalt fiel sogleich an Zeki Khan, einen der Brüder Kerim's. Aber gegen ihn erhoben sich auch sofort zwei andere Glieder des Hauses, Zaduk Khan, der Bruder, und Ali Murad, der Neffe des Vekihl. Zuerst fand Zeki Khan, dann auch Zaduk Khan in diesem Streite den Untergang, und Ali Murad Khan war im J. 1781 Meister über seinen Gegner geworden. Die Söhne Muhammed Kerim's waren unter diesen Wirren verschwunden. In gewöhnlicher Weise sind ihnen die Augen ausgerissen worden; nur ist ungewiß, ob diese Grausamkeit an ihnen von Zaduk Khan oder von Ali Murad verübt ward. Keiner von den Prinzen des Hauses Kerim's, die bis jetzt aufgetreten, hat sich indessen den Titel eines Schah angemaßt; sie begnügten sich mit Rang und Titel des Vekihls, als sei es von ihnen gefühlt worden, daß ihre ganze Macht auf einem sehr lockeren Boden stehe. Erst nach dem Untergange seiner Gegner aus dem eigenen Geschlechte legte Ali Murad Khan sich den Titel eines Schahs bei. Indessen war er mit jenem Untergange keineswegs zum Besitze eines ruhigen Herrenthums gelangt. Denn schon hatte sich das Geschlecht, welches eine neue Schahfamilie in Persien gründen sollte, kräftig erhoben[6]).

Unter den turkomannischen Stämmen im Perserreiche spielten die Kadjaren und ihre Häuptlinge schon lange

---

4) v. Hügel, Kaschmir und das Reich der Siek. 1841. I — III. 5) *Elphinstone*, An Account of the Kingdom of Caubul p. 550—564.

6) *Scott Waring*, A Tour to Scheraz (London 1807). Pallas, Bemerkungen auf einer Reise in die südlichen Statthalterschaften Rußlands 1799.

Augen und Kräfte aus Indien nach Chorasan gezogen werden mußten [9]). Hier führte der geblendete Schah Rokh, Nadir Schah's Sohn, noch immer unter dem oft unwirksamen Schutze der Afghanen eine unberühmte Herrschaft über die heilige Stadt Mesched und ihre Umgebungen, während die anderen Theile Chorasans entweder, wie die Stadt Herat, von den Afghanen selbst, oder von unabhängigen Häuptlingen eingenommen waren. Nun wendete Muhammed, der neue Schah von Persien, seine Waffen gegen Chorasan, eroberte Mesched, zerstörte Nadir Schah's Grabmal und tödtete den armen Schah Rokh im J. 1796. Nadir Mirza, Schah Rokh's Sohn, aber war zu den Afghanen entronnen, und Zemaun Schah gab die indische Heerfahrt auf, um den Persern weiteres Vordringen in Chorasan zu wehren. Auch wichen die Perser vor den Afghanen damals wieder aus Chorasan zurück.

Nicht lange nach diesen Ereignissen ward Muhammed Schah von Persien im J. 1797 von zwei Dienern, die er zum Tode bestimmt, im Schlafe ermordet. An diesem Morde hatte ein Mann, der sich mit der Hoffnung des Thrones ergötzte, Saduk Khan genannt, großen Antheil. Aber durch die Treue des Veziers, Hadschi Ibrahim, gelang es Muhammed's Neffen, Fath Ali Khan, den der Ermordete auch für die Nachfolge bestimmt, sich auf Persiens Throne, jedoch nicht ohne manchen harten Strauß, zu behaupten. Eins der bedeutendsten Momente der allerneuesten Geschichte liegt in dem unverkennbaren Sinken aller Völker und Staaten, welche auf dem Islam stehen. Das Gefühl, daß es mit ihnen zu Ende gehe, ist auch in allen Moslemen, die zu denken vermögen. Fath Ali Khan sieht in dem Laufe eines langen, fast bis auf diese Tage laufenden Lebens manches Muhammedanische Reich zusammenbrechen, manches seinem Falle eilenden Schrittes entgegengehen. Persien liegt in dem Herzen der Muhammedanischen Welt, und ist daher von den Angriffen, denen andere schon erlegen oder nächstens erliegen werden, zwar nicht ganz und völlig gesichert geblieben, aber doch nicht, wie die Muhammedanischen Reiche Indiens über den Haufen geworfen, nicht, wie das Reich der Osmanen, schon in seinen innersten Grundfesten erschüttert worden. Sind aber auch große erschütternde Angriffe von Außen ausgeblieben, die Fäulniß des Innern, die Botin des nahenden Falles, ist auch in Persien vorhanden. Gleich an dem Antritte seiner Herrschaft werden die Augen Fath Ali Khan's nach dem Osten gezogen. Der Fall des Reiches der Afghanen, der immer näher und näher rückte, schien den Persern Aussicht auf den Wiedergewinn Chorasans zu eröffnen. In blutigen Kämpfen um die Herrschaft vernichtete die Familie Achmed Schah's das Reich und beinahe sich selbst. Zemaun Schah war im J. 1797 wieder in Indien eingebrochen, theils um die Sieks zu vernichten, theils um den Moslemen Indiens die Hände gegen die Mahratten zu reichen. Unterdessen empörte sich einer seiner Brüder, Mahmud, der Statthalter von Herat. Zemaun Schah kehrte eilends zurück und Mahmud ward genöthiget, zu Fath Ali Schah von Persien zu entweichen. Die Perser unterstützten Mahmud wol, aber nicht eben mit Eifer, hoffend, daß die Parteiung und der Kampf unter den Afghanen sie wieder in den Besitz der Ostprovinzen bringen würde. Aber der Stamm der Durani selbst wendete sich zu Mahmud, und so ward Zemaun Schah vom Glück und vom Siege verlassen. Im Jahre 1800 endete seine Herrschaft. Er fiel in Mahmud's Gewalt, der ihm die Augen ausstechen ließ. Von nun an ging das Reich der Afghanen mit schnellen Schritten in schweren Wirren aus einander. Der schwache Mahmud, dessen Hauptstütze sein Vezier Fattih Khan aus dem Stamme der Durani, war kaum auf den Thron gestiegen, als sich wieder ein anderer Bruder, Schuja-ul-Mulk, gegen ihn erhob. Da erschienen die Perser wieder in Chorasan, wo sie sich schon einige Mal zu setzen versucht. Nadir Mirza, Sohn des geblendeten Schah Rokh, beherrschte damals wieder Mesched. Die Perser eroberten die Stadt, tödteten Nadir Mirza und Alles, was noch von dem Samen Nadir Schah's übriggeblieben war. So ging das kleinste von den drei Reichen, in welche sich nach dem Tode Nadir Schah's das Reich der Ssaffi aufgelöst, im Jahre 1802 zu Grunde [10]).

Es währte aber noch drei Jahrzehnte, ehe die Kadjarendynastie über die Stämme in Chorasan eine feste Herrschaft begründen konnte. Unterdessen hatte sich Georgien schon im J. 1801 freiwillig dem russischen Scepter unterworfen. Da der Schah es nicht dulden wollte, brach der Krieg zwischen Persien und Rußland aus. Dieser Krieg ist erst im J. 1813 durch einen Frieden geschlossen worden. Es war zum ersten Male, daß die Perser in einen Krieg von längerer Dauer und größerer Wichtigkeit mit einer europäischen Macht verwickelt wurden. Ob nun wol Rußland im ersten Jahrzehent dieses Jahrhunderts seine Aufmerksamkeit und seine Kräfte bald auf Frankreich und bald auf die Pforte zu richten hatte, und stets nur einen geringen Theil seiner Streitkräfte gegen Persien verwenden konnte, so mußten die Perser doch die Überlegenheit europäischer Heere in den Provinzen westlich vom kaspischen Meere oftmals schwer empfinden. Daher war auch bei ihnen, wie bei den Osmanen, das europäische Heerwesen vom ganzen europäischen Wesen, dessen Überlegenheit ihnen so fühlbar ward, das, was wenigstens die Denkenden unter ihnen zuerst zu haben begehrten, weil es ihnen zumeist in die Augen stach.

Theils der russische Krieg, theils das Gefühl ihrer Schwäche ließ Fath Ali Schah und seine Perser dem weiteren Gange der Dinge in dem Reiche der Afghanen fast müßig zusehen. Diese eine Hälfte des alten Reiches der Ssaffi stürzte in den nächsten Jahren jammervoll aus einander. Schah Mahmud ward schon im J. 1803 von Schuja wieder vom Throne geworfen, von dem Sieger

9) *Elphinstone*, An account of the Kingdom of Caubul p. 565—570. v. Hügel, Kaschmir und das Reich der Siek. III. S. 350.

10) *Elphinstone*, An account of the Kingdom of Caubul. p. 574 580. Eine gute Übersicht der neuern afghanischen Geschichte enthält die Abhandlung: The seat of war in Cabool im Asiatic Journal. New ser. Vol. XXVII.

tung vorfinden; allerdings nur eine geographische, denn eine Beschreibung der Denkmale könnte nur Gegenstand besonderer Artikel sein. Unter Alterthum ist aber hier, wie in Asien überhaupt, die Zeit vor Muhammed zu verstehen; mit seiner Erscheinung endigt die Zeit des orientalischen Alterthums.

Das persische Alterthum zerfällt nun aber in zwei zwar verwandte, doch deutlich unterschiedene Perioden, in die Achämenidische und Sassanidische, zwischen denen die Seleuciden- und Arsacidenherrschaft eine lange Zwischenzeit bilden. In der sichern Geschichte erscheinen die Perser zuerst unter Phraortes, dem Sohne des Deioces, der sie sich unterwirft[56]); bis dahin waren sie ein rohes, abgehärtetes und tapferes Volk geblieben, sich noch in Leder kleidend, Bewohner eines rauhen Berglandes, in dem sie in wilder Freiheit lebten[57]). In der Entwickelungsgeschichte der Perser ist jene Berührung mit den Medern der entscheidende Wendepunkt. Aus der Theilnahme der Perser an den Kriegszügen der Meder erklärt sich, daß Kyros seine Landsleute ihrer eigenen Armuth und Entbehrungen, des Reichthums und der Genüsse der Meder kundig genug fand, um sie durch eine Hinweisung auf das, was sie durch Bezwingung ihrer reichern Nachbarn gewinnen könnten, zum Ringen nach Selbständigkeit und Macht zu begeistern. Denn wenn die Überlieferungen über die Anfänge der Unternehmungen des Kyros[58]) historischen Gehalt und Sinn haben, ist dieses darin enthalten. Die Dichtungen über Kyros' erste Thaten hier entwirren zu wollen, kann jedoch nicht meine Absicht sein. Mit ihrer Macht wuchs bald die Prachtliebe der Achämeniden; Kyros gründete Pasargadä zum Andenken an seinen entscheidenden Sieg; sein Sohn Kambyses fing schon die Bauten in Persepolis an. In dem, was wir über die Überreste der zuletzt erwähnten Stadt gesagt haben, haben wir zugleich darauf hingewiesen, daß, wie in den meisten Staatseinrichtungen, auch darin die Meder den Perserkönigen zum Vorbilde dienten, ihr Heimathland mit großartigen Burgen zu schmücken. Wir haben oben gesehen, daß auch in Taoke und Gabä die Alten von Prachtbauten der Perserkönige sprechen; es ist glaublich, daß das geliebte Heimathland noch mit manchem andern Denkmale geschmückt war, von dem uns die Alten nichts erwähnt haben. So geben sie uns keine Nachrichten von Murghâb, woselbst, wo nicht der alte Kyros, doch ein Achämenide begraben war. Persien ist so wenig außerhalb der großen Heerstraßen von europäischen Reisenden genau durchforscht, daß noch manches Denkmal alter Zeit dort seines Entdeckers harren mag. Doch haben wir von einigen solcher Stellen allgemeine Angaben[59]); und wenn auch bei Fasa und Darabgerd südöstlich von Schiraz die Überreste von Pasargadä noch nicht aufgefunden worden sind, so darf man nicht zu voreilig schließen, daß sie nicht an dem einen oder dem andern Orte zu finden seien; denn es finden sich dort Sassanidische[60]) und diese kommen beinahe nur vor, wo einst Achämenidische waren.

Unter den Sassaniden erhob sich zum letzten Male das eigentliche Perserthum, als selbständig und herrschend. Die griechisch-syrischen Könige und die parthischen hatten die ursprünglichen und einheimischen Elemente iranischen Wesens und Lebens nicht sowol verfolgt, als vernachlässigt und verfallen lassen; die Sassaniden waren aber Eiferer der alten Zeit und strebten, wie in der Lehre, so auch allen Richtungen des Lebens die Periode der Achämeniden wieder zu beleben; auch durch Kunstwerke wollten sie sich, wie ihre Vorbilder, verewigen. Doch waren ihre Mittel beschränkt gegen die Blüthe der alten Zeit, die Kunst war überall im Verfalle und so stehen ihre Werke sehr gegen die der ältesten Zeit zurück; auch wo nicht die Pehlvisprache mit ihrem Semitischen und von der alten Keilschrift ganz abweichenden Alphabete es in Inschriften nicht bezeugt, geben die Werke selbst meist deutlich die spätere Zeit zu erkennen. Es war vorzugsweise die Persis, das Heimathland der Achämeniden, das diese spätern Könige durch Städteanlagen und Denkmale zu verherrlichen bemüht waren. Wir geben von den Überresten dieser Periode nur eine ganz kurze Übersicht.

Bei Fasa und Darabgerd auf dem Wege nach Karamanien südöstlich von Persepolis, deren eins uns die Lage von Pasargadä bezeichnet, sind Sassanidische Denkmale[61]). Eine Tagereise vor Fasa ein Feueraltar mit verwitterten Pehlviinschriften; zwischen Fasa und Darabgerd die sogenannte Zohaksburg, wovon nur wenig übrig. Kurz vor der letzten Stadt ist die sogenannte Burg des Dareb, ein in Felsen ausgehauenes Castell. Anderthalb Stunde von der letzten Stadt sind auch am geglätteten Felsen Basreliefs ausgehauen, die Siege der Schapurs oder Sapors über den Kaiser Valerian darstellend[62]).

Bei Firuzabad, südwestlich von Fasa, einer alten Stadt, deren Gründung dem Stifter der Sassanidendynastie zugeschrieben wird, sind weitläufige Ruinen, die noch nicht genauer untersucht sind; Ateschkadahs und Basreliefs werden darunter erwähnt[63]).

Großartiger und zugleich bekannter sind die Denkmale von Schapur; diese liegen 3—4 Meilen nördlich von Kazerun, einer Stadt, die selbst viele Spuren älterer Blüthe aufzuweisen hat. Das alte Schapur lag in einem schönen Bergthale; auch die Sassaniden, wie die Achämeniden waren große Liebhaber der Jagd. Doch war hier mehr als eine Jagdresidenz; denn die Ruinen sollen einen Umfang von sechs englischen Meilen haben. Am deutlichsten erhalten ist die Burg, die auf einem steilen Felsvorsprunge angelegt und durch gewaltiges Mauer-

56) *Herod.* I, 102. 57) Ib. 71. 58) Ib. 126. 59) Bei Urted, einem Berge, 40 Farsakh südwestl. von Schiraz und in Kelat; nahe dabei sollen Sculpturen und Inschriften noch sein. Ebenso in Laristan und Rehawend. *Rich*, Journey to Persepolis p. 258. Auch in Reizä sind noch unbesuchte Denkmale des Alterthums vorhanden. *Rawlinson* in Journal of the Royal geographical society X, I. p. 88.

60) *Ouseley*, Travels II, 132. I, 263. II, 87. 61) *Ouseley* II, 76 sq. 62) *Id.* II. pl. XXXV. 63) *Macdonald Kinneir*, geographical memoir. etc. p. 68.

[illegible] und Thürme befestigt war. An den Felswänden in [illegible] mit einem großen [illegible] von Figuren [illegible] Tafeln [illegible] [illegible] Erwähnungen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Basrelief in der [illegible].

[illegible] und genauer [illegible] uns die Sassaniden-denkmale [illegible] Nakschi-Radscheb [illegible] bekannten englischen Reisenden, [illegible] und [illegible], sorgfältige Beschreibungen und Abbildungen [illegible].

[illegible] nennen die jetzigen Bewohner eine [illegible] aus der Sassanidenzeit, die sich unterhalb der Achämenidengräber an dem gleichnamigen Orte finden; das Wort bedeutet Bild des Rustam und diesen Helden des neuern persischen Epos glaubt die jetzige Unwissenheit [illegible]. Der Ort liegt im Thale des Polwarflusses nahe bei dessen Eintritt in die Merdascht-ebene, in gerader Linie eine Meile nördlich von Persepolis [illegible]. An der [illegible] steilen Felswand sind in der Mitte die Façaden von vier Achämenidengräbern ausgehauen, unterhalb am Fuße des Felsens sind die Basreliefs der Sassaniden angebracht; Pehlwiinschriften stehen ihnen zur Seite; die Bilder sind zum Theil jetzt durch Schutt bedeckt [illegible]. Es können nicht Todtenkammern hier unten für die Sassaniden gewesen sein; in der That beziehen sich die Basreliefs nicht auf Todte, sondern auf Lebendige. Es sind im Ganzen sechs Reliefta-feln, von denen zwei sich auf Bahramgur zu beziehen scheinen[65]; zwei andere wieder auf die Siege des Schapur und die Erniedrigung seines Gefangenen, des Kaisers Valerian; eine fünfte ist durch die genau von Niebuhr copirte und von de Sacy entzifferte Pehlwiinschrift[69]) gesichert als Darstellung des Stifters der Sassanidendynastie, des Ardeschir oder Artaxerxes I.; die beigefügte griechische Übersetzung bezeugt, daß für diese Werke die Hilfe griechischer Künstler herbeigezogen werden mußte. Eine sechste Tafel, die sich an die vorhergehende anschließt, bezieht sich wahrscheinlich auf denselben König. Es ist sehr zu bedauern, daß andere Inschriften, die hier sind, nicht oder nicht so genau copirt worden [illegible], daß ihre Entzifferung möglich gemacht worden ist.

Wenn wir es natürlich finden [illegible], daß *die Wiederhersteller der persischen Macht und Einheit [illegible]keit* sich in ihren Denkmalen den alten mächtigen *Beherrschern* des Landes beizugesellen liebten; wenn [illegible] *dazu* ihnen zusagten, einen schon vorhandenen [illegible] geweihten Platz für ihre Denkmale benutzen zu [illegible], so zeigt sich doch darin eine Unangemessenheit, daß die Ruhestätten der alten Todten mit Bildern von [illegible] der Krieger beunruhigten und dazu mit [illegible], die jenen der alten Zeit keineswegs gleichkommen.

Es bleibt nur das Denkmal von Nakschi-i-Radscheb, das [illegible]enannte Bild eines nicht einmal in der neuern Sage berühmten Helden. Der Ort liegt Nakschi-Rustam [illegible] gegenüber auf der andern Seite des Polwar, ebenfalls nördlich von Persepolis und an derselben Bergwand, aus welcher die alte Königsburg der Achämeniden hervorsprang [70]). Es ist auch ein Fels, der zu einer Kammer vertieft ist, an deren Wand Reliefs angebracht sind; im Ganzen drei Abtheilungen von Figuren, die [illegible] auf Schapur I. gehen und bekannte Darstellungen wiederholen [71]). Auch hier sind griechische und Pehlwiinschriften, die von Niebuhr copirt, von de Sacy entziffert sind und uns die anspruchsvollen Titel Schapur's aufzählen.

Diese Übersicht beweist genugsam, daß die Sassaniden *vorzugsweise das Heimathland des alten Perservolkes* ehrten und zum *Aufenthalte wählten, obwol auch sie* bekanntlich andere Residenzen hatten; von vielen andern ihrer Anlagen haben wir nur die Erwähnung [72]). [illegible] Aufenthalt in der Persis rief die Erneuerung der ältern Hauptstadt Persepolis hervor unter dem neuen Namen Isstakr, wenn wir überhaupt annehmen dürfen, daß Alexander's Zorn mehr hier zerstört hat, als die Festhalle, worin die Achämeniden in ihrem Stolze geschwelgt hatten, und als die einzelnen Zerstörungen, welche bei der Einnahme in der offenen Stadt vorfielen. Von Indien zurückgekehrt besucht Alexander Persepolis [73]) und zwar in einer Stimmung, in der er eher an Wiederherstellung, wie in Pasargadä, denn an weitere Zerstörung dachte. Er macht Peucestes zum Satrapen und Persepolis erscheint auch nachher als dessen Residenz [74]). Die Satrapen der Seleuciden werden ebenfalls hier residirt haben und da, wie wir schon oben erwähnt haben, die Persis unter den Parthern eigene einheimische Unterkönige hatte, so ist eher an Erhaltung und Herstellung, als an das Gegentheil zu denken. Doch waren diese Könige so wenig mächtig, daß sie wol nicht große Werke ausführen konnten. Die Sassanidische Stadt schloß sich der ältern an, ohne ganz dieselbe Stelle einzunehmen. Warum nicht die alten Paläste benutzt wurden, wissen wir nicht, aber sowol die Sage, als die Denkmale bei Nakschi-Radscheb und die in der Nähe vorhandenen Überreste

64) Außer Ouseley und Morier haben von diesen Denkmalen zwei Reisende gehandelt, deren Schriften mir nicht zur Hand sind: *Lawsden*, Journey from Meerat to London 1822 und *Buckingham*, Travels in Assyria, Media, Persia (London 1830). 65) *Kaempfer*. Amoenit. exot. p. 365. 66) Niebuhr, II. S. 155. Eine genauere Bestimmung ist in dem Artikel Persepolis gegeben worden. 67) Niebuhr, II. tabl. XXXII. *Porter*. I. pl. XVI. *Chardin*. VIII. p. 386 sq. 68) *Ouseley* II. 295. 69) *S. de Sacy*. Mémoires sur quelques antiquités de la Perse p. 105.

70) s. Niebuhr, II, 153 und die genaueren Angaben in dem Artikel Persepolis. 71) Niebuhr, II. tabl. XXXII. *Porter* I. pl. XXVII, XXVIII. 72) *Rawlinson*, Journal of the geogr. Soc. X. p. 86. 73) *Arr.* VI, 30. 74) *Diod.* XIX, 22

bezeichnen diese Lage als die der Stadt Istakhr [75]). Man suchte wahrscheinlich einen geschütztern Ort und fand diesen am Eingange zu dem Flußthale des Polwarflusses. An dem Berge, der Istakhr genannt wird, und auf den benachbarten Höhen finden sich noch Überreste von Castellen, die zur Vertheidigung der Stadt dienten. Noch bei dem Untergange der Sassaniden und der Eroberung durch die Araber erscheint Istakhr als große, blühende Stadt, die noch unter den ersten Khalifen fortbesteht; erst die Anlage der jetzigen Hauptstadt Schiraz scheint ihr völlig die Einwohner entzogen zu haben. (*Lassen.*)

b) Neuere Geographie und Statistik. Obgleich sich das gegenwärtige persische Reich weder mit der alten persischen Weltmonarchie, noch selbst mit dem Persien des Mittelalters und einiger späteren Zeiten hinsichts seines Länderumfanges zu messen vermag, so ist es doch noch immer eins der bedeutendsten ostasiatischen Reiche und hat eine hohe politische Wichtigkeit, in sofern es weniger durch seine Macht als durch seine Lage das Zusammenstoßen der Engländer und Russen verhindert, von welchen jene nordwärts, diese südwärts sich zu vergrößern streben. Schenkten wir daher bereits dem alten Persien auch in geographischer Hinsicht unsere Aufmerksamkeit, so verdient das neuere Persien in derselben Hinsicht gewiß keine geringere Beachtung, und wir wollen uns bemühen, das Land wie seine Bewohner in möglichst gedrängter Kürze und mit derjenigen Treue darzustellen, welche die oft so sehr von einander abweichenden, ja sich häufig gradezu widersprechenden Nachrichten der Berichterstatter irgend zulassen.

I. Name, Lage, Grenzen, Größe, Eintheilung. Der Name Persien [1]) ist den Eingeborenen selbst gänzlich unbekannt. Sie nennen ihr Reich von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten Iran [2]) und, dadurch bewogen, haben jetzt die bedeutendsten teutschen Geographen den Namen Persien aufgegeben und dafür den Namen Iran angenommen, z. B. Ritter, Hassel, Berghaus u. A. Persien (auch Westpersien im Gegensatz von Ostpersien, d. i. Afghanistan und Beludschistan namentlich von englischen Geographen genannt) liegt zwischen 62° 10′—82° 2′ östlicher Länge und 26° 55′—39° 8′ nördlicher Breite, und wird im Norden von Rußland, dem kaspischen See, Chiwa und Bokhara, im Osten, von Bulk (Balk), Kandahar (Kabul), Afghanistan und Beludschistan, im Süden von dem indischen Ocean und dem persischen Meerbusen, im Westen aber durch ebendiesen und die asiatisch-türkischen Provinzen begrenzt. Über die Größe des Flächenraums, welchen Persien einnimmt, schwanken die Angaben zwischen 21,960, 22,734 und 23,096 □Meilen [3]); auch wird sich in dieser Hinsicht, so lange wirkliche Vermessungen fehlen, nichts Genaues bestimmen lassen, da Berechnungen nach Karten immer unsicher bleiben. Persien wird in Beglerbegschaften oder Provinzen, über welche ein Beglerbeg gesetzt ist, und diese wieder in Districte oder Bällucks mit einem Zaubit (Sabit), welcher die Würde einer Magistratsperson und eines Einnehmers in sich vereinigt, eingetheilt. Es muß uns hier genügen, die eilf Provinzen, in welche Persien jetzt, da es Grussien und Aran, sowie Theile von Ghilan an Rußland verloren hat, eingetheilt wird, nur kurz zu erwähnen, da einzelne bereits in besonderen Artikeln bearbeitet in der Encyklopädie vorliegen, andere eine ausführliche Darstellung nöthig machen. Es sind aber diese Provinzen nach Hassel und Anderen folgende: 1) Aderbijan (Aserbidschan, Aserbeidschan, d. i. Feuerland, welchen Namen die Provinz bekam, weil Zoroaster hier der Sage nach geboren sein [in der Stadt Urmia] und seine Feuerreligion zuerst bekannt gemacht haben soll, erstreckt sich von 62° 10′—65° 59′ östlicher Länge und von 36° 10′—38° 55′ nördlicher Breite, enthält einen Flächenraum von 1431 □Meilen mit zwei Millionen Einwohnern, zerfällt in zehn Districte, (Tebris [Tabris], Maragha, Germrud, Khalchal, Ardebil, Karadagh, Mischkin, Serab, Khoi, Urmia), hat Tabris (Tauris, Tebris) zur Hauptstadt und entrichtet 508,083 Tomâns Geld und 58,141 Kalwars und 53 Batmans an Naturalien jährliche Abgaben; 2) Ghilan (Guilan), welcher Name den flachen, am See liegenden Theil des Landes, im Gegensatz zu dem am Gebirge liegenden (Dilem) bezeichnen soll, während ihn andere von den Ghilen

---

75) *Ouseley* II, 317. 377. Niebuhr, II, 154. *Morier*, Second Journey p. 326.

1) Der Name Persien wird gewöhnlich von der Provinz Fars oder Pars, denn die Buchstaben F und P werden in der persischen Sprache häufig verwechselt, daher Isfahan und Ispahan, abgeleitet und von den Europäern meist dem ganzen Lande beigelegt. In dem letztern Sinne ist aber dies Wort den gegenwärtigen Bewohnern von Iran gänzlich unbekannt, obgleich einige asiatische Schriftsteller behaupten, daß Pars wirklich früher das ganze Königreich bezeichnet habe. Sie beziehen sich deshalb auf eine Stelle des Koran, in welcher ein aus Ispahan stammender Begleiter Muhammed's Selman von Fars oder Pars genannt wird. Auch in der heil. Schrift heißt Iran פָּרָס, z. B. 2 Chron. 36, 20. 22. Esra 4, 5 fg. 6, 14. Dan. 5, 28. 6, 12. 28, und die Bewohner des Landes werden in ihr פַּרְסִי genannt, z. B. Neh. 12, 22, wofür sich Dan. 6, 28 das emphatische פַּרְסָיָא findet, und es ist ziemlich gewiß, daß die Schriftsteller der Bibel, Griechenlands und Roms das ganze Iran Fars, Pars, Persia genannt haben. 2) Iran. Dies Wort bezeichnet die ursprünglichen Wohnsitze des Zendvolkes, welche sich im Osten des Tigris, in dem obern Tibet, in Theilen von Kaferistan und Kabul, im eigentlichen Assyrien, in Medien, Parthien, Persien, Hyrkanien oder Mazenderan fanden, und von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten haben die Perser ihr Land wahrscheinlich nie anders als Iran genannt. Über das Wort selbst sprach sich der Mollah Firoze, ein gelehrter Priester der Parsen zu Bombai, folgendermaßen aus, als ihm Col. Malcolm die von Sylvester de Sacy versuchte Erklärung einer Inschrift zu Tak oder Tauk-e-Bostan vorlegte, in welcher König Schahpur König von Iran und An-Iran genannt wird: „Eer," sagte er, „ist ein Pehlviwort und bedeutet Gläubiger. Eeran (Eeri, Eeriene, Ari, Ariena, Arier, Iran) ist der Plural dieses Wortes. A oder An ist in der Pehlvisprache das *α* privativum der Griechen, weshalb An-Eran (An-Iran) Ungläubige bezeichnet. Wird daher Schahpur in der Inschrift König von Iran und An-Iran genannt, so heißt dies soviel als König der Gläubigen und Ungläubigen, oder König der Perser und Nichtperser.

3) Pinkerton, welcher Ost- und Westpersien als ein Reich betrachtet, gibt ihm von Osten nach Westen eine Länge von mehr als 1200 und von Süden nach Norden, d. h. vom ostindischen Meere bis zu den Wüsten in der Nähe des Aralsees, eine Breite von 1000 engl. Meilen.

werk und Thürme befestigt war. An den Felswänden in der Nähe sind Reliefs ausgehauen mit einem großen Reichthume von Figuren; es sind sechs solcher Tafeln bekannt geworden, von denen fünf mehre Abtheilungen haben. Es sind die Siege des Sapor's, seine Gefangennehmung des Kaisers Valerian, Darstellung der überwundenen Völker, unter denen auch elephantentreibende, also Inder, sind, endlich Jagdscenen [64]). Die orientalischen Schriftsteller schreiben Schapur I. die Gründung dieser Stadt zu und die Denkmale machen diese Nachricht zu einer gewissen. Auch von der umgeworfenen kolossalen Statue eines Königs in einer großen künstlichen Berghöhle ist die Rede; dann noch von einem Basrelief in der Nähe [65]).

Viel länger und genauer sind uns die Sassanidendenkmale von Naksch-i-Rustam und Naksch-i-Radscheb (Rejib) bekannt; die bekannten trefflichen Reisenden, Niebuhr und Porter, haben von ihnen sorgfältige Beschreibungen und Abbildungen geliefert.

Naksch-i-Rustam nennen die jetzigen Bewohner einige Sculpturen aus der Sassanidenzeit, die sich unterhalb der Achämenidengräber an dem gleichnamigen Orte finden; das Wort bedeutet Bild des Rustam und diesen Helden des neuern persischen Epos glaubt die jetzige Unwissenheit hier abgebildet. Der Ort liegt im Thale des Polwarflusses nahe bei dessen Eintritt in die Merdaschtebene, in gerader Linie eine Meile nördlich von Persepolis [66]). An der von Natur schon steilen Felswand sind in der Mitte die Façaden von vier Achämenidengräbern ausgehauen, unterhalb am Fuße des Felsens sind die Basreliefs der Sassaniden angebracht; Pehlviinschriften stehen ihnen zur Seite; die Bilder sind zum Theil jetzt durch Schutt bedeckt [67]). Es können nicht Todtenkammern hier unten für die Sassaniden gewesen sein; in der That beziehen sich die Basreliefs nicht auf Todte, sondern auf Lebendige. Es sind im Ganzen sechs Reliefstafeln, von denen zwei sich auf Bahramgur zu beziehen scheinen [68]); zwei andere wieder auf die Siege des Schapur und die Erniedrigung seines Gefangenen, des Kaisers Valerian; eine fünfte ist durch die genau von Niebuhr copirte und von de Sacy entzifferte Pehlviinschrift [69]) gesichert als Darstellung des Stifters der Sassanidendynastie, des Ardeschir oder Artaxerxes I.; die beigefügte griechische Übersetzung bezeugt, daß für diese Werke die Hilfe griechischer Künstler herbeigezogen werden mußte. Eine sechste Tafel, die sich an die vorhergehende anschließt, bezieht sich wahrscheinlich auf denselben König. Es ist sehr zu bedauern, daß andere Inschriften, die hier sind, nicht oder nicht so copirt worden sind, *daß ihre Erklärung möglich gemacht worden sei.*

Wenn wir es natürlich finden müssen, daß *die Wiederhersteller der persischen Macht und Unabhängigkeit sich in ihren Denkmalen den alten mächtigen Beherrschern des Landes beizugesellen liebten*; wenn wir auch *dazu* ihnen zugeben, einen schon vorhandenen und zugerichteten Platz für ihre Denkmale benutzen zu dürfen, so zeigt sich doch darin eine Unangemessenheit, daß sie die Ruhestätten der alten Todten mit Bildern von den Wirrsalen der Krieger beunruhigten und dazu mit Bildern, die jenen der alten Zeit keineswegs gleichkommen.

Es bleibt nur das Denkmal von Naksch-i-Radscheb, das sogenannte Bild eines nicht einmal in der neuern Sage berühmten Helden. Der Ort liegt Naksch-i-Rustam schräg gegenüber auf der andern Seite des Polwar, ebenfalls nördlich von Persepolis und an derselben Bergwand, aus welcher die alte Königsburg der Achämeniden hervorsprang [70]). Es ist auch ein Fels, der zu einer Kammer vertieft ist, an deren Wand Reliefs angebracht sind; im Ganzen drei Abtheilungen von Figuren, die alle auf Schapur I. gehen und bekannte Darstellungen wiederholen [71]). Auch hier sind griechische und Pehlviinschriften, die von Niebuhr copirt, von de Sacy entziffert sind und uns die anspruchsvollen Titel Schapur's aufzählen.

Diese Übersicht beweist genugsam, daß die Sassaniden *vorzugsweise das Heimathland des alten Perservolkes ehrten* und zum Aufenthalte *wählten, obwol auch sie* bekanntlich andere Residenzen hatten; von vielen andern ihrer Anlagen haben wir nur die Erwähnung [72]). Ihr Aufenthalt in der Persis rief die Erneuerung der ältern Hauptstadt Persepolis hervor unter dem neuen Namen Isstahr, wenn wir überhaupt annehmen dürfen, daß Alexander's Zorn mehr hier zerstört hat, als die Festhalle, worin die Achämeniden in ihrem Stolze geschwelgt hatten, und als die einzelnen Zerstörungen, welche bei der Einnahme in der offenen Stadt vorfielen. Von Indien zurückgekehrt besucht Alexander Persepolis [73]) und zwar in einer Stimmung, in der er eher an Wiederherstellung, wie in Pasargadä, denn an weitere Zerstörung dachte. Er macht Peucestes zum Satrapen und Persepolis erscheint auch nachher als dessen Residenz [74]). Die Satrapen der Seleuciden werden ebenfalls hier residirt haben und da, wie wir schon oben erwähnt haben, die Persis unter den Parthern eigene einheimische Unterkönige hatte, so ist eher an Erhaltung und Herstellung, *als an* das Gegentheil zu denken. Doch waren diese *Könige* so wenig mächtig, daß sie wol nicht große Werke ausführen konnten. Die Sassanidische Stadt schloß sich der ältern an, ohne ganz dieselbe Stelle einzunehmen. Warum nicht die alten Paläste benutzt wurden, wissen wir nicht, aber sowol die Sage, als die Denkmale bei Naksch-i-Radscheb und die in der Nähe vorhandenen Überreste

64) Außer Ouseley und Morier haben von diesen Denkmalen zwei Reisende gehandelt, deren Schriften mir nicht zur Hand sind: *Lawsden*, Journey from Meerat to London 1822 und *Buckingham*, Travels in Assyria, Media, Persia (London 1830). 65) *Kaempfer*, Amoenit. exot. p. 365. 66) Niebuhr, II. S. 155. Eine genauere Bestimmung ist in dem Artikel Persepolis gegeben worden. 67) Niebuhr, II. tabl. XXXII. *Porter*, I. pl. XVI. *Chardin*, VIII. p. 336 sqq. 68) *Ouseley* II, 295. 69) *S. de Sacy*. Mémoires sur quelques antiquités de la Perse p. 106.

70) s. Niebuhr, II, 153 und die genaueren Angaben in dem Artikel Persepolis. 71) Niebuhr, II. tabl. XXXII. *Porter* I. pl. XXVII, XXVIII. 72) *Rawlinson*, Journal of the geogr. Soc. X. p. 86. 73) *Arr.* VI, 30. 74) *Diod.* XIX, 22.

entbehrt, weshalb sich ihre wenigen Gewässer entweder in Binnenseen sammeln oder im Sande verlieren, weite Salzsteppen und Sandwüsten, denen übrigens nichts fehlt, als Regen, um fruchtbar zu sein.

Die Gebirge Persiens laufen theils vom Ararat (Arghitag) Armeniens, theils vom Kaukasus aus und begrenzen die einzelnen Provinzen, welche sie oft mit ihren Verzweigungen ganz anfüllen. Die hauptsächlichsten dieser Gebirge sind das südöstlich unter 39° der Breite vom Ararat ausgehende Zaghrosgebirge, welches von einem bogenförmigen Gewölbe, durch welches die einzige Straße aus dem türkischen Gebiete nach dem persischen Kurdistan führt, auch Aiagha Tag, Tak, Tauk, d. i. Bogen, Dach genannt wird. Von diesem westlichen Grenzgebirge, dessen höchste Spitzen oft eine Höhe von 6000—8000 Fuß über der Landesfläche erreichen, springt weiter östlich das Elwend- oder Erwendgebirge ab und füllt einen Theil von Irak und Aserbeidschan aus. Im Süden verflacht sich das Taukgebirge unter 34° 30′ Breite, oder es geht vielmehr, sich mehr südöstlich in das Innere wendend, in das Luristangebirge über, welches, doch immer noch als Randgebirge der Hochebene, die Provinzen Luristan und Kusistan durchzieht. Als eine andere Fortsetzung des Taukgebirges können wir das Buktir-, Buhktiari-, Baktiarischgebirge betrachten, welches sich vom Luristangebirge bis nach Schiras erstreckt. Zu dem Buktirgebirge gehören der Vulkan Adervan[4]) und der Dinar in seinem Süden und der Darmawend, welcher letztere als ein Ast bis nach Kerman reicht, während das zerrissene Hesaarderegebirge sich bis nach Ispahan hinzieht. Das Ajuduk- oder Adshudukgebirge füllet Farsistan an und erreicht in seinen Zweigen, vermittels des Abukhamin und Kafes die Grenzen von Beludschistan. Im Norden der Hochebene findet sich das Elburs-, Elburz-, Alborsgebirge mit dem 30 Meilen weit sichtbaren, aber noch unerstiegenen Demawend, welches Mazenderan umschließt und bis an das kaspische Meer reicht. Außer diesen größern Gebirgszügen finden sich noch viele kleinere in dem Inneren mehrer Provinzen, welche wir wenigstens dem Namen nach anführen wollen, da ihre nähere Beschreibung in die der einzelnen Provinzen gehört. So finden wir in Irak das Gebirge Aprassin, welches sich südwestlich an der Wüste Nauben-Dejlan (Naubendan) hinzieht, das bereits genannte Erwend- oder Elwendgebirge[5]) mit dem Beschbarmak oder Fünffingerberge, das Gebirge Nasmen oder Kerdsch, ferner die Gebirge von Kerkes, Tabrek, Kaschim, Jaschew, Dakim, Kuschim, sowie die Berge Aschkerem, Nemekuh, von welchen der erstere wegen seiner Schlangen, der andere wegen seines Salzes berühmt ist. In Taberistan zeigt sich uns außer dem bereits erwähnten Demavend noch der Karen, Lawud, Kuh Tarik, Kuh Mirem und Madnofriad; in Mazenderan der Dschehan Nemah; in Ghilan das Gebirge Talishin, wie der hier befindliche Theil des Elburz heißt; in Aserbeidschan der Schend, Seilan, Kaflankuh, Maschuk, Mischad, Ahar und Siah Kuh; in Khusistan der Serdkuh, Kohasp, Schuterkuh; in Fars der Derak, Rahmet, Darabschert, Murhan, Bardschan, Schahpur, der Firuschabadfelsen, der Thertschek, Balischtun, Mahmus, Dirachti, Kondarbaluscht, Benna, Kuhbasi, Ramdscherd, Schesper, sowie die Vorgebirge Domba, Kenn und Nabon; in Kerman der Kafes, Derjai, das Vorgebirge Murabuk, der Buskurd, das Vorgebirge Jask und das im Norden befindliche Basergebirge, in Kuhistan der Kuh-Schehmiur, der Kenabed und Schemend; in Korassan endlich der Tebsen, Kuh (Koh d. i. Berg) Gulistan, Kuh Schetan und Kuh Saan. Von Kandahar bis Korassan fehlen nach M. Forster Bergzüge gänzlich, dagegen fand er im Norden von Dochabad und Terschis (Turschiz) Bergketten, welche mit Schnee bedeckt waren. Auch drei englische Meilen östlich von Khanahudy streicht eine ziemlich hohe Bergreihe von Norden nach Süden.

Unter den Gebirgspässen heben wir folgende aus. Von Irak gelangt man durch die Pässe von Kharwar (Kowar), Keramli, Kurzan und Pil Rubar über den Demavend nach Taberistan und Mazenderan, während die Pässe Sawadschi, Tengserensa, Teng Nimrud über den Karen, der Teng Schimbirbur über den Luwat führen. Die beiden erstgenannten Pässe bildeten die berühmten kaspischen Thore (pylae caspiae) der Alten. In Fars finden wir die Pässe Kutel Mallu, Tengi, Purkan, Kuteli Dochter und Piresen, Tengi Allah Ekber, Tengi Saadi, Kuteli Ersendschan, Muran, den Paß von Baft, von Sukrab (porta persica), die Pässe al Mahmui, Tengi Khurrem und Tengdelan, welche über die Gebirgszüge und zwar von Abuschir (Buschir), Kasrun und Ispahan nach Schiraz und Schahpur, Kerman, Laristan u. s. w. führen und so die Verbindung des Hochlandes in seinem Innern, sowie mit den jenseit der Grenzgebirge gelegenen Provinzen befördern.

Daß Persien in Hinsicht der Bewässerung äußerst arm von der Natur ausgestattet ist, haben wir bereits erwähnt, und trotz seines ausgedehnten Flächenraums hat es nur zwei etwas bedeutende Seen aufzuweisen[6]). Diese sind 1) der Urmia (Maraha, Urumia auch Tebris [Tabris]) in der Provinz Aserbeidschan, 2) der Baktegan (Bakhtegan) im Osten von Schiras. Der erstere, welcher auch Deria-Schahi, d. i. Königssee genannt wird, liegt südwestlich von Tabris, soll 300 englische Meilen im Umfange haben, wofür ihm Hassel eine Länge von 130 und eine Breite von 65 Miglien oder von 32½ und 16¼ Meilen in der Länge und Breite und einen Umfang von sechs Tagereisen gibt, enthält die drei kleinen Eilande

4) Persien hat mehre Vulkane, und diese, sowie seine zahlreichen heißen Quellen, zeigen deutlich, daß es auf einem großen Feuerherde ruht. Wirklich ist das Land auch oft von Erdbeben heimgesucht worden, und ein solches zerstörte 1727 Tebris, wo gegen 70,000 Menschen das Leben verloren. Im J. 1780 traf diese Stadt dasselbe Schicksal mit einem Menschenverlust von 40,000 Seelen, und ein gleich heftiges Erdbeben zerstörte am 25. Juni 1824 die Stadt Schiras fast gänzlich, wobei 4000 Menschen umkamen.

5) Das Elwend- oder Erwendgebirge hat merkwürdige Grotten oder Höhlen und ist der Orontes der Alten.

6) „Hier und auf der arabischen Halbinsel ist die größte Masse trockenen Bodens gelagert," sagt K. Ritter, „und auf einem Flächenraum, der zweimal größer als Frankreich ist, die größte Armuth an fließenden Gewässern.

des herbei [10]). Im Herbste ist die Hitze hier noch drückender als im Sommer, dagegen ist das Klima im Winter und Frühjahre äußerst angenehm. Starke Kälte tritt fast nie ein, auch fällt Schnee selten auf der Südseite der mehr erwähnten Gebirgskette, dagegen bringt der Südost, welcher der zweite hier herrschende Wind ist, im Winter und erstem Frühlinge, wo er oft sehr stark, jedoch selten länger als drei oder vier Tage weht, gewöhnlich Regen mit sich. In ihrem Inneren sind die Provinzen Kerman und Laristan und zwar am meisten diejenigen Districte, welche an die Wüste von Seistan grenzen, gleichfalls großer Hitze ausgesetzt, dasselbe gilt auch von einem großen Theile der Hochebene während des Sommers, doch genießen der District und die Stadt Schiraz [11]) und die übrigen jenseit des Gebirges liegenden Theile von Fars eines schönen Klima's. Dieses richtet sich hier hauptsächlich nach der höheren oder tieferen Lage der Thäler, welche die Provinz durchschneiden, doch ist weder Hitze noch Kälte übermäßig. Noch schöner ist das Klima in der weiter nordwärts gelegenen Provinz Irak, und vorzüglich genießt Ispahan [12]) einer Temperatur, welcher sich keine andere Stadt Persiens zu erfreuen hat. Wenn man überhaupt der Trockenheit der Luft in Persien es zuschreibt, daß während des Sommers kein Thau die Pflanzen benetzt und thierische Körper eher austrocknen als verfaulen, so ist Ispahan vorzüglich in dieser Hinsicht begünstigt. Die meiste Zeit ist die Luft so rein und trocken, daß man ihr das glänzendst polirte Metall preisgeben kann, ohne den Rost fürchten zu dürfen. „Nur einige Wochen im Jahre ist der Himmel Ispahans mit Wolken bedeckt, selten fällt starker Regen und der Schnee verschwindet bald wieder. Die Jahreszeiten folgen regelmäßig und fast bis auf die Stunde genau auf einander, und wenn der Frühling beginnt, so legt die Natur ihr lieblichstes Gewand an, und wenn man die Klarheit der Flüsse, den Schatten-lustiger Spaziergänge, die duftende Üppigkeit der Gärten, die grünende Schönheit der weitaus gedehnten Felder Ispahans in Erwägung zieht, so ist man geneigt, dem Perser Recht zu geben, wenn er sagt, daß Ispahan berauschend auf die Sinne wirke," sagt Malcolm.

Die weiter als Ispahan gegen Norden gelegenen Städte können es hinsichts des Klima's nicht mit dieser Stadt aufnehmen. Die Natur des Nordens tritt mehr und mehr hervor; der Winter beginnt hier im November und hält bis zum März an. Meistens ist er sehr streng und führt Eis und Schnee mit sich, welcher letztere auf den drei Tagereisen von Ispahan entfernten Gebirgen gewöhnlich acht Monate lang liegen bleibt. So suchen harte Winter schon Hamadan heim, obgleich der Winter Persiens im Allgemeinen ein Regenwinter ist, welcher in dem übrigen Iran in der Regel nur zwei Monate lang Schnee herbeiführt, das Thermometer am Tage selten unter 0 fallen läßt, während in der Nacht die Kälte oft auf 7, 8, 10 Grad steigt und Stürme mit Blitz und Donner gemein sind. Dagegen ist der Sommer bei Kaschan und Kûm, welche Städte an den Grenzen von Wüsten liegen, wieder äußerst drückend, und in Teheran [13]), welches unmittelbar am Fuße desjenigen Gebirges liegt, durch welches Irak von Mazenderan geschieden wird, herrscht ein solcher Witterungswechsel, daß die Stadt für ungesund gilt, weshalb auch dann die Zahl ihrer Bewohner oft von 50,000 auf 10,000 herabsinkt, indem jeder, dem es irgend möglich ist, in die Gebirge wandert. Aserbeidschan [14])

10) In Taberistan weht dagegen während des Winters, wo auch Regen häufig fällt, ein periodisch sein sollender Wind oft 1, 2, 3 oder 7 Tage hinter einander, welcher Menschen, durch die Gewalt, mit welcher er bei einer schneidenden Kälte von den Gebirgen Mazenderans einherbraust, soll tödten können. 11) Der Sommer in Schiras ist warm, die Hitze jedoch niemals übermäßig, aber die Nächte sind, selbst während des wärmsten Wetters, kühl und angenehm. Als Malcolm sich im J. 1800 in Schiras befand, stand Fahrenheit's Thermometer in den heißesten Tagen des Juni zur Mittagszeit im Hause auf 94°, im Zelte auf 100°. Im J. 1810 stieg das Quecksilber um die erwähnte Zeit niemals über 83° und fiel nicht unter 74°. Früh um 8 Uhr stand das Thermometer im Allgemeinen etwa auf 60°. Im Herbste fuhr die Hitze fort, aber im Winter wurde es kalt und das Quecksilber sank unter 0. Am Ende des März bedeckte Reif den Boden. Der April war entzückend schön, das Thermometer stand bei Sonnenaufgang gewöhnlich auf 50°—55°, um 2 Uhr Nachmittags auf 80°—84° und um 9 Uhr Abends auf 64°. Fars gehört übrigens zu den gesundesten Provinzen, was wenigstens seine innern Districte anbetrifft. 12) Der Fluß, an welchem Ispahan liegt, heißt Sendeh rund, d. i. Lebensfluß, und er ist ein solcher in der That für die Stadt, da er, in zahllose Arme getheilt, ihre Felder und Gärten befruchtet und ihre Häuser mit dem nöthigen Wasser versieht. Was wir über die Beschaffenheit der Luft in Ispahan sagten, das hat schon Engelb. Kämpfer in seinem bekannten Werke bemerkt, wo er S. 163 sagt: „Aerem haurit sudo perpetuo felicem, aequalis temperiei, siccum et saluberrimum. Videbis cadavera hic exarescere prius, quam putrescant; ferrum quamvis humore aspersum rubiginem non contrahere etc." Was wir über die Trockenheit der Luft sagten, das erklärt sich leicht aus dem in den meisten Theilen Persiens herrschenden Wald- und Wassermangel, und daß die mit der Trockenheit verbundene Reinheit der Luft auch die Stärke des Lichts erhöhen und dessen Wirkungen vergrößern muß, ist natürlich und begreiflich. Daß man daher in einigen Districten Persiens selbst in der Nacht beim Lichte der Sterne größere Schrift zu lesen vermag, daß Sternschnuppen häufig sind und das Zodiakallicht sich, nach Niebuhr's Bemerkung, nirgends so deutlich zeigt, als in Persien, das darf uns nicht wundern. „Über dem trockenen Boden," sagt Ritter, „schwebt das iranische Trockenklima dieser alten Erde mit dem ätherfreien Sonnenhimmel, dem Jahreszeitenwechsel und den frischen, reinen Berglüften."

13) Die mittlere Temperatur in Teheran war 1810 im April nach Fahrenheit's Thermometer gegen Mittag 66°; im Mai stand das Quecksilber frühmorgens auf 67°, um 2 Uhr Nachmittags auf 76°, um 10 Uhr Abends auf 72°; der Sommer war außerordentlich heiß, der Winter sehr kalt, überhaupt das Klima einem großen Wechsel unterworfen. Als Malcolm im J. 1810 sich im Lager zu Dhaung befand, welches 68 engl. Meilen von Teheran entfernt ist, stand Fahrenheit's Thermometer um Mittag auf 92°, um 3 Uhr Nachmittags auf 60° und um 8 Uhr, als man nach Sugziâbâd marschirte, wurde es plötzlich, indem sich der Wind nach Nordwest umsetzte, so kalt, wie im Winter. Dieser Wind wird zuweilen Baud-e-Schaheryâr, öfter Baud-e-Caucâsân, d. i. Wind von Caucâsân, wie ein Gebirgsstrich im Norden von Kaswin (Kazveen) heißt, genannt. Er weht, oft sturmähnlich, nur im Winter und thut, wenn er anhält, dem Getreide großen Schaden. 14) Ta- (Te-) bris, die Hauptstadt dieser Provinz, liegt unter 38° 10′ nördl. Br. Als Malcolm im J. 1810 sich in der Nähe dieser Stadt befand, stand das Thermometer bei Sonnenaufgang zuweilen auf 68°, Nachmittags um 2 Uhr auf 94° und Abends um 10 Uhr auf 56°. Der Wind wehte zu dieser Zeit hef-

setzt wird, worauf man die Pferde täglich zwei Mal striegelt, auch oft wäscht und sonst reinigt. Um die Schnelligkeit ihrer Pferderace zu prüfen, sind Wettrennen bei den Persern sehr, und besonders am Nourozefeste, sowol in der Residenz als in anderen Städten Persiens gewöhnlich. Die zu durchlaufende Bahn ist selten kürzer als sieben und länger als 21 englische Meilen, und Knaben von 12 und 14 Jahren geben die Jockeys ab. Bei diesem Rennen werden jedoch nur Stuten zugelassen, denn dieser bedienen sich die Perser allein bei ihren Kriegszügen, und nur die arabischen Wanderstämme machen eine Ausnahme, indem sie den Hengsten den Vorzug geben. Der Preis für ein Pferd von der gewöhnlichen Race, von welcher jährlich gegen 5000 Stück nach der Türkei und Ostindien ausgeführt werden sollen, schwankt zwischen 90 und 300 Thalern, dagegen wird ein turkomanisches oder korassanisches Pferd, bei welchem man weniger die Gestalt, als die Race berücksichtigt, mit 600 Thalern und theurer bezahlt. Diese Race, welche die dritte persische ist, zeichnet sich durch Größe und Kraft weit vor den beiden anderen aus. Sie hat zwar auch arabisches Blut; allein da sie sich besserer Weiden erfreut, als Arabien bieten kann, auch die einheimischen Stammpferde weit kräftiger sind, als die arabischen, so übertreffen diese Mischlinge ihre Erzeuger an Größe und Kraft. Diese letztere ist der Grund, daß diese Pferde die größten Anstrengungen aushalten und im Vertrauen auf diesen Umstand unternehmen die Stämme, welche diese Race ziehen, Plünderungszüge nach dem Ostufer des kaspischen Meeres und der Umgegend von Kaschan und Ispahan, wobei sie sich weniger auf ihre Zahl als auf ihre Rosse verlassen. Diese, welche gewöhnlich 15—16 Hand hoch sind, werden oft gradezu für solche Raubzüge auferzogen und abgerichtet und von einem, in dieser Hinsicht vollendeten, Pferde sagen die Turkomanen: „Das Fleisch dieses Pferdes sei Marmor." Die Chuppers oder reitenden Eilboten der Regierung — die Fußboten, welche oft täglich mehre Tage hinter einander 50—70 englische Meilen zurücklegen, heißen Cassids — bedienen sich daher vorzugsweise dieser Pferde und legen oft auf ihnen täglich 20 teutsche Meilen zurück. Im Jahre 1800 trug ein turkomanisches Pferd einen solchen Chupper innerhalb sechs Tagen 500 englische Meilen weit von Schiras nach Teheran, und ein anderer brauchte, um von der letzteren Stadt nach Buschir am persischen Meerbusen zu gelangen, oder 700 englische Meilen zurückzulegen, nur zehn Tage. Fast eine gleiche Sorgfalt, wie für die Pferde, trägt man auch für Esel und Maulesel. Man besitzt von den ersteren eine sehr schöne, aus Arabien eingeführte, Race. Das Haar derselben ist glatt, sie trägt den Kopf hoch und bewegt sich muthig und leicht. Die Maulesel sind zwar klein, aber von schönen Verhältnissen, äußerst thätig und ausdauernd. Von denjenigen Mauleseln, welche zum Lasttragen benutzt werden, sagt Moritz von Kotzebue: „es sei unglaublich, was so ein Maulesel tragen könne, und mit welchem gleich schnellen Schritte er vorwärts gehe. In letzterer Hinsicht habe das Kameel einen wahren Philosophengang, aus dem es durch Nichts herauszubringen sei." Die zum Reiten bestimmten Maulesel gehen ebenfalls einen guten Paß und legen fünf bis sechs englische Meilen in einer Stunde zurück. Eine Art weißer Esel fand Morier in Ispahan. Weit weniger Fleiß wendet man auf die Viehzucht. Man hat Rindvieh, welches dem europäischen gleicht, Büffel und Buckelochsen. Das erstere zeichnet sich weder durch Größe noch Schönheit aus, der Ochse wird nie als Lastthier, sondern allein zum Pflugziehen und Wasserschöpfen gebraucht. Äußerst bedeutend ist die Schafzucht, und man hat auch, vorzüglich in den nördlichen Provinzen, unter den Schafen viele Fettschwänze. Allein obgleich Schaffleisch ein Hauptstück in einer persischen Küche bildet, und namentlich viele Wanderstämme hinsichts Nahrung und Kleidung fast ganz von ihren Schafheerden abhängen, so denkt doch Niemand daran, die vorhandene Race zu veredeln. Nur in Kerman hat man feinere Wolle, in den übrigen Provinzen ist sie meistens grob und gibt einen guten Filz, sowie Regenmäntel. Die Milch der Schafe wie der Kühe wird auch zu Butter und Käse verwendet. Auch die Ziegenzucht wird betrieben, und man hat eine den europäischen, eine andere den angorischen Ziegen ähnliche Art dieser Thiere. Die erstere wird auf die gewöhnliche Art benutzt, die andere liefert zwei Haarsorten, von welchen die feinere aus Kerman zu Shawls und anderen feinen Geweben benutzt wird. Schweine zieht man nur in einigen der nördlichen Districte und man bezahlt eine Ziege mit zwei bis drei, ein Schaf mit acht und eine Kuh mit 16—20 englischen Schillingen. Sonderbar genug stehen auch die Hunde bei den Persern in Ehren, ob sie gleich als Muhammedaner diese Thiere von sich weisen sollten. Man bedient sich ihrer meistens als Hirten- und Jagdhunde, und die letzteren zeichnen sich besonders durch große Schönheit und Schnelligkeit aus.

Von wilden Vierfüßlern finden sich in Persien der Löwe in den westlichen Districten, seltener der Tiger, welcher nur zuweilen aus Indien, und dann selbst bis in die nördlichen Provinzen herüberstreicht, der Leopard, Panther, Bär und Wolf, die Hyäne, der Schakal (Siechaal bei den Persern, Tschekalka in der Gegend von Tiflis genannt) in den südlichen Provinzen, der Fuchs, Hase, wilde Esel und wilde Schweine, die Bergziege, der Steinbock, Viverren mit der Genettkatze, Gemsen, welche sich aus Armenien herüberziehen, und das Stachelschwein. Die Palmenhaine am persischen Meere ernähren Affen, und Springhasen finden sich im Norden. Hirsche, Rehe und Antilopen (Gazellen) bilden die gewöhnlichen Jagdthiere; am meisten wird jedoch der Bezoarbock gejagt, um den nach ihm benannten Stoff zu gewinnen.

Alle unter denselben Breitengraden sich findenden Vögel trifft man auch in Persien an. Von dem Hausgeflügel findet man vorzüglich Hühner und Tauben; erstere sowol, als die letzteren, denen man, wie bei uns, bei manchen Städten, z. B. bei Ispahan, besondere Taubenhäuser baut, weil man ihren Mist namentlich für den Melonenbau am zuträglichsten hält, werden vorzüglich gepflegt. Gold-, Silber- und gemeine Fasanen sind gleichfalls häufig in Persien, sowie wohlschmeckende Rebhühner. Dem Truthahn scheint das Klima Persiens nicht

rand umgeben, damit das ihm zugeführte Wasser nicht vor der Zeit ablaufen kann. Das Land selbst in Persien ist aber theils Staats-, theils Privateigenthum. Das dem Staate gehörige Land ist sehr bedeutend. Es wird nach Chardin in königliches Domainen- und in Gouvernementsland abgetheilt. Die königlichen Domainen sind unmittelbar für den König bestimmt, indem ihre Einkünfte auf die Erhaltung der Paläste und Schlösser, sowie auf Bestreitung der Kosten, welche einzelne Theile des Hofstaates und Haushaltes des Schahs erfodern, verwendet werden, während die Gouvernementsländereien, welche Khâlesâh heißen, allgemeineren Staatszwecken dienen[27]). Das den Privaten gehörige ist theils abgabenfrei, theils muß es Abgaben oder einen geringen Erbzins entrichten, oder es bildet Lehngüter, welche auf 99 Jahre ausgethan werden, wo dann bei Erneuerung des Lehns nach Chardin (Vol. V. p. 382 der neuen Ausgabe) eine Jahrrente bezahlt wird. Geben Privatländereien, welche erblich sind und Wakf genannt werden, Abgaben, so berücksichtigt man die Lage derselben in Beziehung auf das Wasser. Wird dieses aus einem Strome, Flusse oder Bache bezogen, so werden 20 Proc. des Ertrags entrichtet, nachdem die Aussaat und zehn Proc. für Schnitter und Drescher abgezogen worden sind. Wird das Wasser einer Wasserleitung benutzt, so werden 15 Proc., und geschieht dies aus einem Brunnen oder Wasserbehälter, nur fünf Proc. unter den angegebenen Bestimmungen bezahlt. Die Eigenthümer pflegen dann diese Abgaben gewöhnlich von der Regierung zu pachten, um keine Streitigkeiten mit den Einnehmern zu haben. Die Kronländereien werden von den Bewohnern der Provinzen unter im Ganzen für sie günstigen Bedingungen als Ackerland oder Weideland benutzt. Hängen diese Ländereien nur vom Regen ab, und besorgt der Anbauer die Aussaat, so gibt er zehn, und 20 Proc. ab, wenn das letztere von Seiten des Staates geschieht. Die Ernte ist aber bei solchen Ländereien sehr unsicher, indem sie oft überreichlich, oft ganz und gar ausfällt. Daher lassen Privaten solche vom Regen allein abhängende Ländereien gewöhnlich unbestellt liegen. Geschieht dies nicht, so geben sie fünf Proc. des wirklichen Ertrages ab. Hängen dagegen die Kronländereien nicht allein vom Regen ab, so wird die Ernte von einem dazu bestellten Beamten gemessen, hierauf die Aussaat, wenn sie die Regierung geliefert hat, zurückgegeben, oder, wenn der Bebauer sie bestritten hat, abgezogen, dann der Rest, nachdem vorher noch zehn Proc. für die Schnitter und Drescher abgezogen worden sind, zu gleichen Theilen unter den Bebauer und den König vertheilt, denn nur in einigen Districten erhält der letztere ⅔ des Ganzen. Das Ebengesagte gilt jedoch nur von der Sommerernte (Schutvi), welche in Irak, Aderbijan und einem Theile von Fars von der Mitte Juni bis zu Ende Juli dauert, während sie in den trockenen Districten Persiens früher fällt. Was die Winterernte anbetrifft, so ist Reis das einzige Korn, welches nach den erwähnten Bestimmungen erbaut wird. Bei den Kronländereien wird die Aussaat, welche in Khuzistan und einigen anderen Provinzen Ende Novembers oder Anfang Decembers beginnt, zu jeder, in der Winterzeit zu bestellenden, Fruchtart von dem Bebauer geliefert und der König erhält den dritten Theil der Ernte. Privatländereien geben zehn Proc. vom Ertrag der Winterernte ab. Vom Gemüse wird gewöhnlich der Fünfte in Gelde entrichtet.

Auf die eben beschriebene Art werden im Allgemeinen die Abgaben von den Kron- und Privatländereien in den meisten persischen Provinzen entrichtet, obgleich sich hie und da einige unwesentliche Abweichungen finden. Nach dem herrschenden Gebrauche sollen die Abgaben halb in Geld und halb in natura entrichtet werden, und es wird dann für jeden baar bezahlten Tomân ein Khurwâr oder eine Eselsladung Getreide gerechnet, welche wiederum 100 Tebrizkörben oder 700 Gewichtpfunden gleich ist. Der Preis eines Khurwârs beträgt, wenn er, was gewöhnlich geschieht, in Gelde bezahlt wird, einen Tomân, sodaß der Betrag in natura dem in Gelde gleich ist; allein es hat Fälle gegeben, daß die Regierung sich statt des Khurwârs Getreide 1½—2 Tomâns bezahlen ließ, wo dann die erwähnte Gleichheit wegfiel. Einige Dörfer, deren Bewohner arm sind, entrichten oft den ganzen Regierungsantheil in natura, während wohlhabende Dörfer und Pächter es vorziehen, denselben ganz in Gelde zu bezahlen, um die Einmischung der lästigen Untereinnehmer zu vermeiden. Übrigens bestimmt man die zu entrichtenden Naturalien nicht, indem man die zehnte (fünfte) Garbe nimmt, sondern man berücksichtigt die Zahl der Ochsen, welche man auf den Anbau verwendete. Auch ist statt des früheren Zehnten der fünfte Theil jetzt eingeführt.

Der bei dem Anbaue großer Landstriche hinsichtlich der Abgaben herrschende Gebrauch hat jedoch keine Anwendung bei reich und stark gedüngten Feldern und Gärten in der unmittelbaren Nähe der größern Städte. Einfriedigung ist hier gebräuchlich und es findet allein und oft sehr hoher Geldpacht statt. So entrichtete zu Malcolm's Zeit das Jurrib (¾ engl. Acre) Land in der Nähe von Ispahan, welches als Garten- oder Melonenland benutzt wurde, mehr als 30 Kronen Pacht. Auf eine

27) Die Kronländereien sind in Persien größtentheils entweder entstanden aus den eingezogenen Gütern der Großen, welche während der häufigen Rebellionen oft mit ihren ganzen Familien das Leben verloren oder aus dem Lande vertrieben wurden, oder aus confiscirten Gütern hoher Staatsverbrecher, oder aus eingezogenen Kirchengütern. Vor Nadir Schah waren diese letztern so bedeutend, daß Hanway ihren Ertrag auf ein Fünftel der gesammten Staatseinnahme oder auf sechs Millionen Thaler berechnet. Der genannte Fürst versammelte daher gleich nach seiner Thronbesteigung eine große Anzahl Geistliche und fragte sie, wozu sie ihre ungeheueren Einkünfte verwendeten. Als sie erwiederten, daß sie mit ihnen Priester, Collegien und Moscheen er- und unterhielten, in welchen letztern sie fortwährend für das Heil ihrer Beherrscher beteten, so sagte Nadir: „Eure Gebete sind offenbar dem Allmächtigen nicht angenehm, denn das Reich gerieth grade zu der Zeit in den größten Verfall, als euer Stand am meisten begünstigt wurde. Meine Soldaten haben dagegen das Reich gerettet und blühend gemacht, sie sind also sichtbar Gott angenehme Werkzeuge und euer Reichthum muß ihnen zu Gute kommen.“ Sogleich befahl er die Einziehung der Kirchengüter, und nur ein kleiner Theil derselben ist späterhin zurückgegeben worden.

Silberbrocade Persiens haben ihren alten Ruf behauptet, dasselbe gilt auch von den Teppichen, welche in Europa sehr theuer bezahlt werden. Auch die aus Kermanwolle gewebten Shawle sind oft schön, obgleich sie es mit den in Kaschmir gewebten nicht aufzunehmen vermögen. Die Seidenweberei in mannichfaltiger Vermischung der Stoffe blühet ebenfalls, und immer noch bereitet man aus Kameel- und Ziegenhaaren, selbst bei einigen Wanderstämmen, dauerhafte Stoffe. Das Tuch bezieht Persien dagegen, und namentlich zur Bekleidung der Armee, größtentheils aus England, ebenso müssen ihm feine baumwollene Zeuche zugeführt werden, wogegen es, was Leinwand und Seilerarbeiten anbetrifft, den eigenen Bedarf ziemlich befriedigt. Von Papier liefert Persien feines Seiden- und gröberes Baumwollenpapier, auch ziemlich gute Töpferwaaren und eine Art feuerfestes Steingut. Hinsichtlich der gröberen Eisenwaaren und des Glases ist Persien von England und Rußland abhängig, da man Spiegel und Krystallwaaren nicht zu liefern vermag. In Holzarbeiten sind die Perser geschickt, am geschicktesten aber in der Koch- und Backkunst, obgleich nicht alle persische Gerichte dem europäischen Geschmacke zusagen möchten. Dagegen werden die persischen Confituren, die verschiedenen Eisarten, sowie die eingemachten Früchte sehr gerühmt.

Der Handel Persiens ist nur im Inlande stark, mit dem Auslande dagegen unbedeutend. Die ihn betreiben, sind weniger die eigentlichen Perser, welche jedoch die reichsten Großhändler liefern, als vielmehr die im Lande lebenden Armenier, Juden und Ostindier (Banianen)[31] und die Länder, mit welchen Persien in stärkerer oder schwächerer Handelsverbindung steht, sind das türkische Asien, Rußland, das östliche Persien, Arabien und Ostindien. Die Exporten, welche nach diesen Ländern gehen, sind hauptsächlich Salz und Seide, Pferde, Felle, Leder, welches die Perser immer noch gut aus Schaf-, Esel-, Pferde-, Kameel-, Rind- und Kalbhäuten und Fellen zu bereiten und zu Saffian, Chagrin u. s. w. zu verarbeiten verstehen, Waffen, die eben erst erwähnten Gewebe aus Seide und Schaf- und Baumwolle, Ziegen- und Kameelhaaren, Essenzen, Gewürze, kurz fast alle Producte des Landes. Dennoch stehen die auszuführenden Gegenstände in keinem Verhältnisse mit den einzuführenden und Persien befindet sich in Hinsicht der letzteren bedeutend im Nachtheile. Es bezieht aus Rußland jetzt über Tiflis (früher meist über Astrachan und Balfruth, die Hauptstadt Mazenderans) kurze Stahlwaaren, Tuch, Uhren, Juwelen, feine Glaswaaren, selbst Waffen, und aus Indien Zucker, Indigo, Gewürze, Leinwand, Zitz, chinesisches Porzellan, Tuch und andere europäische Waaren, und soll namentlich nach Ostindien mehre Millionen Thaler senden müssen. Vortheilhaft ist dagegen der wachsende Transitohandel, welcher seine Waaren in allen Richtungen durch Persien sendet und wobei das ganze Land gewinnt. Die Transportmittel sind englische und arabische Schiffe auf dem persischen Meerbusen, russische auf dem kaspischen Meere, da Persien selbst, wie wir bereits sahen, ohne alle Schiffe ist, Kameele, Esel und Maulesel, und man reist meist in großen Karavanen, da die Wanderstämme sehr beutesüchtig sind[32]. Die Münzen, deren man sich beim Handel bedient, sind größtentheils ausländische. Als Rechnungsmünze dient der bereits erwähnte Dinar, die größte persische Goldmünze ist der Toman, welcher jetzt ziemlich einem Pfunde Sterling gleich ist, ob er gleich früherhin das Doppelte gegolten zu haben scheint, und unter den Silbermünzen sind die doppelten und einfachen Schahjis zu 3 und 1½ Groschen die gewöhnlichsten. Seltener schon findet man Abasis, welche einfach gleich sind fünf Schahjis. Als Maße dienen die königliche und die kurze Elle, von welchen die erstere gleich ist 35 französischen Zollen, die letztere aber ⅔ der ersteren beträgt. Entfernungen werden nach Farsangen gemessen, Getreide und andere ähnliche Gegenstände nach Eselsladungen (Khurwârs) und beim Ackerland das Jurrib, welches ¼ eines engl. acre enthält, und Tebrizkörben u. d. m. Zu Gewichten dient der Mahn (Batman), Tebrizmahn, der Tscharek, Ratel, Derhem, Meskal und Gran, auf welche wir verweisen.

VI. **Einwohner**, nach ihrer Zahl, Eintheilung und Abstammung. Was die Einwohnerzahl Persiens anbetrifft, so sind die Angaben über dieselbe ebenso verschie-

31) Die Kaufleute in Persien sind zahlreich und wohlhabend, und genießen, hinsichtlich ihrer Person sowol, als ihres Eigenthums, eine größere Sicherheit als andere Bewohner des Reichs. Sie verdanken dies den Einkünften, welche der König von dem Handel in mannichfachen Formen bezieht und die nicht nur sehr bedeutend sind, sondern einen besondern Werth dadurch erhalten, daß der Kaufmannsstand seine Abgaben größtentheils in baarem Gelde oder doch in werthvollen Gegenständen entrichtet. Die persischen Kaufleute sind auch fast durchgängig gebildeter, vorurtheilsfreier und selbst zuweilen gelehrter, als ihre übrigen Landsleute, weshalb auch ihre Gesellschaft von den höhern Ständen sehr gesucht wird, ohne daß sie sich dadurch zu Ehrgeiz oder zur Theilnahme an politischen Verbindungen verleiten lassen, weil ihnen Klugheit und Erfahrung sagen, wie gefährlich dies nicht blos für den Einzelnen, sondern auch für den ganzen Stand sein würde. Alle Kaufleute verstehen zu lesen und zu schreiben, doch bedienen sie sich nie der gewöhnlichen Schriftarten, sondern immer der Ziffern, und zwar hat jeder Kaufmann seine besondern. Der Grund dieses Zifferngebrauches liegt in dem Mangel an Posten und der dadurch bestehenden Unsicherheit hinsichts der Briefbestellung. Auch unterzeichnen sie weder einen Brief, noch einen Wechsel mit ihrem Namen, ja sie schreiben beide oft nicht ein Mal mit eigener Hand, da ihre Beglaubigung einzig und allein von dem Siegel abhängt. Dieses enthält den Namen und Titel der Person, welcher es gehört, sowie das Datum, an welchem es gestochen ist. Daher hält der Siegelstecher ein Register über jedes Siegel, welches er verfertigt, und darf, im Falle dieses, sei's durch Zufall oder Diebstahl, verloren geht, nie ein zweites, dem ersten völlig gleiches, anfertigen, damit jeder Betrug unmöglich wird. Der Kaufmann aber, welcher den Siegelverlust erleidet, benachrichtigt auf's Schnellste alle seine Correspondenten, und erklärt alle mit diesem Siegel bedruckten Schriften für ungültig. Der Hauptsitz der Armenier ist die Vorstadt Julfa in Ispahan, wohin sie Abbas der Große von Alt-Julfa am Araxes verpflanzte. Aber auch in Tebris leben viele, sowie sie sich denn überhaupt über das ganze Reich verbreitet haben. Die Juden leben gedrückt in Persien. Die Banianen genießen schon mehr Freiheit und sind auch reicher.

32) Die vorzüglichsten Handelsstädte in Persien sind Abuschir, Rescht und Bender Abassi am persischen Meerbusen, Ispahan, über welches die meisten ostindischen Waaren bezogen werden, Schiras, Nischapur, Tabris, Kermanschah, Hamadan, Kaschan, Teheran.

nige Persiens ihre Reichshistoriographen hatten, so haben die jetzigen diese ebenfalls, außer dem Hofdichter, Erzähler [37]), Possenreißer und Narren. Diese letzteren genießen, wie dies früher auch an europäischen Höfen der Fall war, eine große Sprechfreiheit, man lacht über ihre Witze und selbst der Schah achtet ihre Vorrechte."

Bei öffentlichen Feierlichkeiten und vorzüglich beim Empfange fremder Gesandtschaften glaubten die Könige Persiens immer einen vorzüglichen Glanz entfalten und sich in ihrer ganzen Größe zeigen zu müssen, allein trotz dem zeigte sich nach von Kotzebue immer eine gewisse Kleinlichkeit und Ärmlichkeit. Das Verfahren mit Gesandtschaften am Hofe des vorigen Königs von Persien war fast immer folgendes. Die fremden Gesandten mußten, sobald sie den Bezirk des königlichen Aufenthaltes erreichten, ein tiefes Stillschweigen beobachten und selbst die Pferde durften kaum scheinen den Nacken erheben zu wollen. Sobald der Gesandte abgestiegen war, wurde er in ein kleines Zimmer geführt, wo ihn einer der höheren Staatsbeamten, gewöhnlich der Ischick Agassi oder Obercerémonienmeister, empfing. Hier mußte er warten, bis der Schah auf dem Throne saß, worauf er sich in die Audienzhalle begab. Dieser glänzende Raum, dessen Fußboden acht Fuß höher war, als der Erdboden, befand sich in einem Garten. Von der Thüre des letzteren an standen die Prinzen, Minister, Häuptlinge, Edeln, Hofleute und königliche Garden, wiederum streng nach dem Range geordnet und mit ihren glänzendsten Kleidern angethan. Doch dies Alles war nichts, im Vergleiche mit dem Glanze des Thrones und des mit Diamanten [38]) und Perlen bedeckten Monarchen. Der Gesandte wurde von zwei Beamten geleitet, deren goldemaillirte Stäbe die Insignien ihres hohen Ranges waren. Diese erinnerten den Gesandten, daß er zwei Verbeugungen machen müsse und der Yeshkâgâssi-bâschi nannte, als man in die Nähe des Thrones gelangt war, den Namen des Gesandten, sowie seines Fürsten, und rufte, daß der erstere mit seinem Gefolge das Glück zu haben wünsche, sich dem Staube der Füße seiner Majestät zu nähern. Der Schah sprach darauf laut Hosch keldi, Hosch keldi, d. i. willkommen, willkommen, und der Gesandte setzte sich in einiger Entfernung vom Throne nieder. Nach Überlieferung des Beglaubigungsschreibens wiederholte der Monarch sein Hosch keldi und ließ sich mit dem Gesandten in ein vertrauliches Gespräch ein, worauf ihm die Mitglieder der Gesandtschaft vorgestellt und die Geschenke überreicht wurden, welche der Monarch mit der völligsten Gleichgültigkeit aufnahm. Die Audienz schloß damit, daß der Monarch dem ersten Minister befahl, für die Gesandtschaft alle mögliche Sorge zu tragen und diese entließ [39]).

Die Lebensweise der persischen Könige ist übrigens in allen Zeiten und unter allen Verhältnissen dieselbe. Weder Krieg noch Frieden haben Einfluß auf dieselbe und der König lebt im Lager ebenso, wie in der Residenz oder auf seinen Lustschlössern. Die einzige Veränderung, welche der Krieg hervorbringt, ist die Verminderung des Harems, welche erfolgt, sobald er selbst ins Feld zieht [40]). Da die Könige Persiens früherhin nie fuhren, was auch jetzt noch selten geschieht, obgleich die englischen Kutschen Beifall zu finden scheinen, sondern immer nur ritten, so wurde den königlichen Marställen die größte Aufmerksamkeit gewidmet und wir zweifeln nicht, daß dieses auch jetzt noch der Fall sein werde. Der Meer-a-khour (Miraker) oder Großstallmeister führt die Oberaufsicht über die Marställe, welche Geschenke aus allen Theilen des Reiches fortwährend mit den herrlichsten Thieren füllen. Bei Reisen wer-

---

37) Der Perser liebt gleich den meisten übrigen Morgenländern Erzählungen, und deshalb sind Erzähler sehr gesucht und geehrt. Diese besitzen meist viel dramatisches Talent, ein treues Gedächtniß und sind mit den besten Dichtern, sowie mit den Erzählungen und Fabeln der ältern und neuern Zeiten bekannt. An keinem Hofe ist die Etikette und das Ceremonienwesen strenger geregelt, als am persischen, selbst Philipp II. und Ludwig XIV. würden hier haben lernen können. Wenn der letztverstorbene Schah auf dem Thron saß, so standen seine Söhne, Minister und Hofleute, streng nach ihrem Range geordnet, mit gekreuzten Händen vor ihm und beobachteten seine Blicke, deren jeder ihnen als ein Befehl galt. Redete der Schah einen von ihnen an, so erfolgte die Antwort, ohne daß ein anderes Glied des Körpers sich außer den Lippen zu rühren wagte. Beim Sprechen bediente er sich häufig der dritten Person, indem er sagte: „Der König beliebt, der König befiehlt," und die Minister und Stammfürsten begannen gewöhnlich ihre Anreden mit den Worten: „Gegenstand, auf welchen die Welt ihre Blicke richtet." Überhaupt ist die Sprechweise, China ausgenommen, nirgends so geregelt, als in Persien, und in den gewöhnlichsten Redensarten wird der höhere und niedere Rang in allen Abstufungen nirgends so genau bezeichnet, wie in diesem Lande. Dennoch dürfte der Einfluß der Engländer und Russen, deren geistige Überlegenheit die Perser nicht blos fühlen, sondern selbst anerkennen, bald auch in der eben erwähnten Hinsicht manche Veränderung erzeugen, wie dies theilweise schon geschehen ist, wenn er sich anders zu erhalten vermag. 38) Kein Hof in der Welt besitzt vielleicht einen solchen werthvollen Diamantenreichthum, als der persische. Die ausgezeichnetsten Steine rühren von der Plünderung Delhi's durch Schah Nadir her. Zu diesen gehören zwei prachtvolle Solitairs von außerordentlich reinem Wasser, deren einer Dariainur, d. i. das glänzende Meer, der andere Kuinur, d. i. der glänzende Berg, genannt wird. Der Dariainur, welchen der Schah am linken Arme trägt, soll nach der Versicherung des Schatzmeisters 14 Drachmen Apothekergewicht, der Kuinur, welcher das rechte Bein des Königs ziert, 9 Drachmen 20 Gran wiegen.

39) Ein ähnliches Verfahren, wie am Hofe selbst, wird auch von den Vicekönigen in den Provinzen und den Gouverneuren der Städte hinsichts der Gesandten beobachtet. Selbst die kleinlichsten Dinge werden Tage lang berathen, man überlegt genau, wie und durch wen und wo man den Gesandten empfangen will u. dgl. m., denn die Beobachtung des Ceremoniells und der Etikette ist dem Perser durchaus Hauptsache, auf welche er einen größeren Werth als auf alles übrige legt, weshalb sie auch eine große Rolle bei der Erziehung spielt. 40) Im Lager bewohnt der König ein äußerst kostbares und prachtvolles Zelt, welches von Außen mit Saraperdas umgeben, und im Innern durch diese gleichsam in Zimmer abgetheilt wird. Die Saraperdas, welche großen Vorhängen, oder vielmehr spanischen Wänden gleichen, werden aus rothgefärbter Baumwolle gewebt. Die Glieder des Harems, welche den König begleiten sollen, bedienen sich zu ihrem Fortkommen der bereits erwähnten Kujâwals oder Tukht-rowâns (Trachtarawans). Letztere bestehen aus vogelbauerähnlichen Rahmen, welche auf zwei langen Stangen ruhen, die hinten und vorn so hervorragen, daß ein Paar Maulesel hineingeschoben werden können. Die ganze Maschine, in welcher man nur auf persische Weise sitzen kann, ist mit rothem Tuch bedeckt, welches an den Thürstellen aufgeschnitten ist. In Krankheitsfällen bedient sich wol der König selbst dieser Sänften.

ben, bis der jedesmalige König starb indem man dadurch vermeiden wollte, daß sie nicht etwa vor der Zeit nach dem Throne streben möchten, und daher fiel ihre ganze Erziehung den Weibern und den Eunuchen in die Hände, wodurch sie verweichlicht wurden und unwissend blieben. Die jetzige Dynastie nahm freisinnigere Ideen an und entzog die Prinzen, wie es auch bei den übrigen Großen des Reiches geschah, so bald wie möglich dem Harem und ließ sie ganz auf persische Weise erziehen. Diese Erziehungsweise besteht aber in Folgendem. Man beginnt den Unterricht mit den religiösen Formen und den Regeln des Anstandes und der Etikette. Oft schon im vierten Jahre wissen daher die Knaben einige Gebete herzusagen und haben es vollkommen inne, wie die Kniee zu beugen und die Hände zu falten sind, wenn sie ihre Andacht verrichten, und fast ebenso früh ist es ihnen bekannt, wie sie sich gegen Personen von höherem, gleichem oder niederem Range zu betragen haben, wie sie gehen, stehen und sitzen müssen, was beim Kommen und beim sich Entfernen zu beobachten ist. Daher sieht man oft Kinder von dem zartesten Alter sich in einer Versammlung von Männern mit bewunderungswürdigem Ernste und einem gleichen Anstande betragen. Zwischen dem siebenten und achten Jahre fangen die Kinder an, das Persische und Arabische lesen zu lernen, welche letztere Sprache ihnen dann meist schon ebenso geläufig als die französische Sprache es den Kindern unserer Adligen ist. Auch setzt man in Persien einen hohen Werth auf die Kenntniß des Arabischen, theils wegen der vielen Wanderstämme, welche diese Sprache sprechen, theils wegen der beständigen Berührung mit den benachbarten Arabern selbst, theils aber und zwar hauptsächlich, weil der Koran und andere heilige und allen Classen wichtige Bücher in dieser Sprache geschrieben sind. Kennt daher das Kind das arabische A B C, so läßt man es den Koran lesen, macht es mit den wesentlichsten Glaubenslehren bekannt und bringt ihm vorzüglich diejenigen Lehren bei, durch welche sich die Schiiten von den Sunniten unterscheiden, damit es die letzteren bestreiten und hassen lerne. Ist so das religiöse Fundament gelegt und gegründet, so gibt man den Zöglingen persische Bücher in die Hände, vorzüglich den Sadi, weil man diesen für besonders geeignet hält, sowol den Geschmack für Dichtkunst und Fabeln zu wecken, als auch das Herz für den Ruhm der Tapferkeit und der Tugend empfänglich zu machen. Dieser Zweck wird auch gewöhnlich erreicht und darin liegt auch der Grund, daß die Perser so eingenommen und überhaupt so bekannt mit ihren übrigen Nationaldichtern sind. Zu gleicher Zeit läßt man die Schüler einen oberflächlichen Cursus in der Grammatik, Syntax, Logik, Dialektik und Gesetzkunde machen, doch lernen sie selten mehr, als leicht und fließend lesen und schreiben, wenn sie nicht eine besondere Neigung zu den Wissenschaften fühlen, was nicht selten der Fall ist, da die Wissenschaften in allen ihren Verzweigungen zu allen Zeiten in Persien große Verehrer fanden. Körperliche Übungen werden ebenfalls als ein wichtiger Zweig der Erziehung bei den höheren Ständen betrachtet und oft sieht man schon siebenjährige Knaben mit Anstand reiten. Diese Erziehung hat die Folge, daß die persischen Großen viel äußere Politur besitzen und daß ihre Unterhaltung, sobald Zwang entfernt ist, viel Liebenswürdiges hat. Sie sind voll Anekdoten und ihre Erzählungen und Bemerkungen schmücken sie mit Stellen ihrer besten Dichter. Bei den mittleren Classen, wozu hier vorzugsweise Kaufleute und Künstler gehören, fällt der Unterricht dürftiger aus, indem er sich darauf beschränkt, daß man den Koran lesen lernt, oft ohne ihn zu verstehen, mit einigen persischen Fabeln bekannt wird, und sich im Rechnen und Schreiben behelfen kann. Nichtsdestoweniger trägt auch dieser dürftige und mangelhafte Unterricht viel dazu bei, die Sitten der genannten Classen zu ändern und zu verfeinern, was bei dem gemeinen Perser nicht der Fall ist, indem er gänzlich der Erziehung und des Unterrichts entbehrt[55]).

IX. Wissenschaft und Kunst. Indem wir uns, was Sprache und Literatur betrifft, auf den, diesen Gegenständen gewidmeten Artikel beziehen, wollen wir jetzt einen kurzen Überblick über den Standpunkt geben, auf welchem sich die jetzigen Perser hinsichtlich der Wissenschaften und schönen Künste befinden.

Beginnen wir daher nach der in der Note 55 gegebenen Eintheilung mit der Physik und zwar mit deren erster Unterabtheilung, der Medicin. In Hinsicht dieser, sowie der Wundarzneikunde sind die Perser eher rückwärts als vorwärts geschritten. Galen und Hippokrates mit den Erläuterungen des Aly-ben-Senna (Avicenna) sind noch immer fast ihre einzigen Lehrer. Den ersteren nennen sie Galenous, den anderen Bocrat und ihr Hauptgrundsatz ist, „Hitze müsse durch Kälte, Kälte durch Hitze, Trocknes durch Feuchtes und Feuchtes durch Trockenes vertrieben werden. Daher bringen sie alle Krankheiten und Mittel unter vier Classen, welche sie mit den Worten „Heiß, Kalt, Feucht, Trocken" bezeichnen. Unbekannt mit Anatomie und dem Blutumlaufe, kennen sie dagegen die Pockenimpfung, ohne jedoch großen Gebrauch davon zu machen, so große Verheerungen auch diese Plage anrichtet. Quacksalber, welche im Besitz von ererbten Arcanen sein wollen, gibt es daher in Persien in Menge und bei den Wanderstämmen geben sich alte Männer und Weiber, ja selbst Stammhäuptlinge[56])

55) Die Vornehmen erhalten gewöhnlich Privatunterricht durch die Mollahs, und zwar oft bis in das 30. Jahr, oder sie benutzen, was jedoch meistentheils nur von den minder Begüterten geschieht, die Medresses (s. d. A.) oder Collegien, welche sich, reich durch Stiftungen, weshalb der Unterricht unentgeltlich ertheilt wird, ausgerüstet, bei jeder größern Moschee in den größern oder kleinern Städten des Reichs finden. In ihnen werden, außer den oben angeführten Gegenständen, auch die türkische Sprache und Philosophie, d. i. nach persischem Sinne 1) Physik (Mathematik und Medicin), 2) Metaphysik (Theologie und Jurisprudenz, oder in sofern beide auf dem Koran beruhen, der Koran) und 3) Moral gelehrt. Freygang hat dafür Physik (Mathematik, Astronomie, Medizin), Metaphysik (speculative Theologie, Moral, Rechtswissenschaft) und Logik (Rhetorik, Grammatik).

56) So vertrieb ein solches Stammhaupt, das seinen Sitz in den Gebirgen hatte, welche Persien von dem Paschalik Bagdad trennen, das kalte Fieber dadurch, daß er die Kranken unbarmherzig prügelte. In Kurdistan bediente man sich gegen alle Krankheiten eines Abführungsmittels, dessen Hauptbestandtheil das Fett eines Schafschwanzes war. „Dies

ist das Wort Mirza fast dem englischen Gentleman gleich, und man gibt diesen Titel jedem gut erzogenen und gebildeten Manne. Denn ein Mirza muß wenigstens gut lesen und schreiben, eine Rechnung führen können und im Briefschreiben völlig erfahren sein, denn dies letztere ist für einen Mann von Stande ebenso unumgänglich nothwendig, als die Kenntniß der Formen des Ceremoniells und der Etiquette. Diese Mirzas, welche man in den höchsten, wie in den niedrigsten Regierungsdepartements findet, denn nicht nur die Staatsminister und Staatssecretaire führen den Titel Mirza, sondern auch jeder Officier in der Armee, jeder Dorfschulze hat seinen Mirza, tragen als Abzeichen ein Kullumdân, d. i. ein kleines Futteral im Gürtel, welches Federn und Tinte enthält. Um ihre Herabwürdigung zu verhindern, ernennt der Schah zuweilen solche Mirzas zu Khans, dennoch betrachtet sich der geringste Stammhäuptling weit über den begünstigtsten Mirza erhaben. Überhaupt möchte sich das Verhältniß der Mirzas zu den Häuptlingsfamilien, bei welchen sich immer ein gewisser Adelstolz findet, mit dem vergleichen lassen, in welchem die Geistlichkeit Europa's in der Feudalzeit zu den Rittern und Baronen stand [64]).

Die Geistlichkeit, welche nicht blos die Priester, sondern auch die Rechtsgelehrten in sich begreift, ist die eigentliche Volksvertreterin; denn der Monarch fürchtet sie, wenn er gleich nicht im eigentlichen Sinne des Wortes durch sie in der freien Ausübung seines Willens beschränkt ist. Daher steht auch wenigstens die höhere Geistlichkeit, welche größtentheils aus Syuds, d. h. Abkömmlingen des Propheten, besteht, oder wenigstens bestehen will, in großer Achtung und man beruft sich auf sie in allen Fällen, wo die Gerechtigkeit verletzt scheint. Nicht der gleichen Achtung genießt die niedere Geistlichkeit, zu welcher man auch die Hadschis, d. i. die Mekkapilgrime, und die Mollahs rechnet. Diese letztern sind in Persien, was im ehemaligen Frankreich die Abbés waren. Sie treiben verschiedene Beschäftigungen; einige geben sich ganz den Studien hin und die ausgezeichnetsten Köpfe unter ihnen haben einen hohen Rang in der bürgerlichen Gesellschaft, da es sich die Großen des Reiches zur Ehre rechnen, für Beschützer der Gelehrsamkeit zu gelten. Die Mollahs, welche in der gelehrten Welt dasselbe, was die Mirzas in der bürgerlichen Welt sind, zeichnen sich meistens durch Witz, Belesenheit, Lebendigkeit in der Unterhaltung und feines Betragen aus. Daher findet man in jeder reichen oder gebildeten Familie einen Mollah, theils als Hauslehrer, theils als Hausfreund und Gesellschafter. Auch die Lehrerstellen an den Medresses bekleiden die Mollahs. Da sich übrigens Jeder zu diesem Titel berechtigt hält, welcher, sei's auch nur oberflächlich, eine persische Akademie, wenn wir so sagen dürfen, durchlaufen hat, so ist es natürlich, daß sich unter den Mollahs auch *eine Menge* gemeine und niedrige Menschen finden *müssen, welche* den Namen auf alle Weise entweihen. Wirklich *spielen* auch die Mollahs gleich den Hadschis, Derwischen *und* Syuds in allen Erzählungen, in welchen es sich um *Schelmereien* und Spitzbübereien handelt, eine bedeutende *Rolle*, und wir dürfen uns deshalb nur auf den, in neuerer Zeit in England erschienenen und auch in das Deutsche übersetzten Roman Hadschi Baba berufen [65]). Über den Kaufmannsstand haben wir bereits das Nöthige gesagt, die übrigen Stände haben wenig Eigenthümliches, und so gehen wir zu einer Darstellung der Sitten und Gebräuche der Illiats oder Wander- (Krieger-) Stämme über, welche von denen der Tadschiks in vielen Stücken bedeutend abweichen.

XII. **Wander- oder Kriegerstämme.** Diese bilden, obgleich sie den Tadschiks oder eigentlichen Persern an Zahl nachstehen, eigentlich den Kern der persischen Nation, in sofern sie stets das Schwert in der Hand führen und, selbst größtentheils unabhängig, die Tadschiks von sich abhängig machen, denen sie auch die jetzige Regentenfamilie aufgedrungen haben. Die im Allgemeinen äußerst gastfreien Häuptlinge dieser Stämme, welche Walys bei den Kurden, Khans bei den Turkomanen, Scheikhs bei den Arabern heißen, leben in Friedenszeiten gewöhnlich in der Residenz und in den Hauptstädten der Provinzen, *theils aus eigener Neigung, theils gezwungen*, indem der *Hof sie und durch sie wieder die Stämme* besser beherrschen zu können glaubt. Aus *demselben Grunde* sieht es auch der Hof sehr gern, daß unter den verschiedenen Stammhäuptlingen eine große Eifersucht herrscht, und er findet in diesem Zwiespalte seine eigene Sicherheit. Die meisten Wanderstämme verändern, wie alle Nomaden, mit der Jahreszeit auch ihre Wohnsitze und erfreuen sich daher fortwährend eines gesunden und schönen Klima's. Sie schlagen ihre schwarzen, aus grobem Zeuche, welches ihre Weiber meist selbst verfertigen, bestehenden Zelte auf den ihnen eingeräumten Weideplätzen, am liebsten an dem Ufer eines Flusses oder Baches, und zwar so auf, daß sie ein Viereck bilden. Wer ein solches Lager betritt, der hat Mühe, das Zelt des Reichsten von dem des Ärmsten zu unterscheiden. Farbe und Gestalt ist bei allen gleich, nur die Größe ist verschieden. Pferde, Esel, Schafe und andere Hausthiere weiden frei zwischen den Zelten oder außerhalb des Lagers, und während die jungen Männer, wenn sie nicht ihrem Lieblingsvergnügen, der Jagd, nachgehen, im Kreise sitzen und rauchend der Ruhe pflegen, hüten Greise und Knaben die Schafe, und die Weiber verrichten die häuslichen Arbeiten, welche ihnen *allein* obliegen. Schwächere Stämme schlagen dagegen ihr Lager gern in der Nähe eines Gebirges auf, um in *Zeiten* der Gefahr Familien und Heerden dahin flüchten *zu können* [66]).

64) Viele dieser Mirzas sind sehr reich und meist höchst gebildet, dennoch hüten sie sich sehr, mit den Häuptlingen oder ihren Familiengliedern zu rivalisiren. Sie begleiten zwar die Armeen, thun auch selbst wol Kriegsdienste, nie aber machen sie auf kriegerischen Ruhm Ansprüche.

65) Für Leser dieses Romanes, welcher die persischen Sitten so treu darstellt, dürfte es vielleicht interessant sein, zu wissen, daß Abbas Mirza einen jungen Perser, Namens Hadschi Baba, nach England sandte, um daselbst Medicin zu studiren.

66) Statt der Zelte bedient man sich in Dahistan und einigen Districten des nördlichen Khorassans einer Art tragbarer Häuser.

So finden wir mit wenig Veränderung die Wanderstämme im Norden, wo sie die Thäler am Fuße der Gebirge füllen, welche Kurdistan von Irak und Aserbeidschan trennen, wie im Süden am persischen Golfe in ihren Lagern; meistens ist es nur die Sprache der sie Bewohnenden, durch welche man sie von einander unterscheidet.

Fast alle Wanderstämme Persiens sind zu Raub und Plünderung geneigt und sie setzen einen Ruhm darein und erzählen fortwährend von ihren eigenen Raubzügen wie von denen ihrer Vorfahren. Vorzüglich berüchtigt sind in dieser Hinsicht die kurdischen und turkomanischen Horden, welche nicht nur Persien selbst, sondern auch das türkische Asien und die benachbarten russischen Provinzen gleich Heuschrecken überziehen und raubend und mordend verheeren. So sehr nun bei ihnen der Name Räuber in Achtung steht, weshalb sie auch jene Zeiten glücklich preisen, in welchen der Mann nur eines Pferdes, eines Schwertes und des Muthes bedurfte, um bequem und glücklich leben zu können, so tiefe Verachtung trifft den Dieb. Nichtsdestoweniger bestehen einige kleinere Stämme ganz aus Dieben, da ihnen die Mittel fehlen, Raubzüge zu unternehmen, allein dies hindert sie nicht, Ansprüche auf Ehre zu machen.

1) So gern es die Regierung sähe, wenn sich diese Stämme zum Feldbau und zu festen Wohnsitzen bequemen wollten, so abgeneigt sind sie ihm. Zum Glück leben viele Taujecks [67]), d. i. *„Männer friedlicher Beschäftigung"* unter ihnen, *welche ihre Felder bestellen und ihre Heerden hüten helfen.* Diese betreiben auch meist den geringen Handel, welchen die Stämme unterhalten. Dieser ist meistentheils ein Tauschhandel, indem die Illiats Pferde, Schafe und andere Thiere, Teppiche und Gewebe aus Haaren und Wolle in die Hauptstadt und in die Provinzialstädte bringen und dafür Getreide, Tuch, Stahlwaaren und andere ihnen nöthige Gegenstände zurückführen.

2) Der Illiat gewöhnt sich von Kindheit an an Anstrengungen und Gefahren aller Art. Freiheitliebend und eifersüchtig auf die Ehre seines Stammes ist er zugleich Stütze und Stolz des Landes. Mit den Formen und Vorschriften der Religion nehmen es die meisten Illiats nicht sehr genau. Kommt ja einmal ein Mollah zu ihnen, so hören sie ihn ungeduldig an und schreiben alles Unglück auf seine Rechnung, was sich während seiner Anwesenheit ereignet. Das Fleisch der Hasen essen sie frei und öffentlich, selbst den Genuß des Schweinfleisches versagen sie sich nicht, so streng dieser auch im Koran verboten ist und so sehr ihn deshalb die übrigen Perser verabscheuen. Nimmt man den Häuptling und einige seiner Begleiter aus, welche durch ihren Aufenthalt am Hofe und in den Städten einige Bildung sich angeeignet haben, so sind die übrigen Zeltbewohner ganz unwissend und roh, ja viele stehen nicht viel höher als die Thiere, welche sie hüten.

3) Das Gewohnheitsrecht der Wanderstämme ist ganz verschieden von dem der Tadschiks. Gewöhnliche Rechtsfälle entscheidet der Häuptling, oder, wenn er abwesend ist, sein Stellvertreter, wie die bürgerlichen Richter in den Städten. Kommt jedoch eine Person von Bedeutung in das Spiel, so werden die Ältesten [68]) versammelt, die Frage wird reiflich erwogen und durch Stimmenmehrheit entschieden. Jeder Mann von Familie kann auf diese Art des gerichtlichen Verfahrens Ansprüche machen, allein auch niedrigeren Personen, welche rechtlich nicht verlangen können, auf diese Weise gerichtet zu werden, gewährt dies der Häuptling oft, um sich dadurch beliebt zu machen. Weder die Zahl der Beisitzer bei diesen Gerichten, noch die Art ihrer Zusammensetzung ist bestimmt. Die letztere richtet sich immer nach dem Gegenstande, um welchen es sich handelt. Ist Acker- oder Landbesitz im Spiele, so bilden Landbesitzer die Versammlung. Bei Schuldklagen bilden die Hauptältesten, sowie die Freunde der Streitenden das Gericht. Bei einem Morde werden die Verwandten des Ermordeten vor die Versammlung gefodert und erhalten Sitz in derselben, wenn sie zum Stamme gehören. Der Mollah nimmt gleichfalls Antheil an der Sitzung, um nöthigenfalls das heilige Recht zu erklären [69]). Der Rath der Ältesten sucht Streit wegen Mordes [70]) meistens auszugleichen, vorzüglich wenn zwei Stämme dabei betheiligt sind. Gelingt dies nicht, *so tritt Blutrache ein,* welche oft eine Menge Ermordungen und Blutfehden zur Folge hat. Will ein Mörder in seinem Stamme Vergebung suchen, so hängt er ein blankes Schwert an einem schwarzen Stricke um seinen Hals, begibt sich dann zu den Erben und erklärt, daß er komme, seine Strafe zu empfangen, und ist der Erbe zur Ausgleichung geneigt, so verlangt er gewöhnlich Güter und Pferde von dem Mörder, auch eine oder mehre seiner Töchter und Verwandtinnen für sich und die nächsten Verwandten des Ermordeten zur Ehe. Diese Ehen, bei welchen der Mann dem Schwiegervater weder die gebräuch-

67) Diese Taujecks finden sich auch in Afghanistan und in der Tatarei; sie reden überall die persische Sprache, und man hält sie für die Urbewohner derjenigen Länder, welche die Kriegerstämme jetzt im Besitz haben.

68) Jeder Stamm hat außer dem Häuptling seine Ältesten, welche in der Regel mit diesem näher oder weitläufiger verwandt sind, im Frieden die obrigkeitlichen Personen, im Kriege aber die Officiere abgeben und ihre Würde vererben. 69) Der allgemeine Zweck dieser Versammlungen, welche jaunkhu, d. i. Rath der Ältesten, genannt werden, ist die Beilegung der Streitigkeiten unter den Parteien und die Aufrechterhaltung der Ruhe und Eintracht im Stamme. 70) Wenn ein Cauzi (Richter) entscheidet, daß eine Schuldfoderung gerecht ist, so erhält der Schuldner sowol in den Städten, als bei den Wanderstämmen entweder eine mäßige Frist, um seine Schuld abzutragen, oder man bemächtigt sich seines Vermögens, um den oder die Gläubiger zufriedenzustellen. Mörder werden, wenn der Mord feststeht, dem Erben des Ermordeten, sobald dieser zwölf Jahre alt ist, übergeben, welcher dann vergeben, Blutgeld nehmen oder den Mörder tödten kann. Hat der Erbe das zwölfte Jahr noch nicht erreicht, so wird der Mörder so lange eingesperrt, bis dies der Fall ist. Nach dem Koran kann ein Mord mit 100 Kameelen und der Freikaufung eines gefangenen Moslemen gesühnt werden. In Persien hängt dagegen die Höhe des Blutgeldes von der Zahlungsfähigkeit der einen Partei und der Macht der andern, dieses einzutreiben, ab. Allein man berücksichtigt bei einem Morde nicht diesen allein und an sich, sondern auch den Rang des Mörders, und ungeheure Summen sind für die Ermordung eines Häuptlings an einzelne Stämme gezahlt worden.

Truppen, theils für fremde Gesandten oder sich verheirathende Prinzen geleistet werden müssen. Auch wenn eine Wasserleitung angelegt oder ein Palast erbaut werden soll, wird ein Sâdir theils im ganzen Lande, theils in einzelnen Provinzen erhoben. Soll diese Abgabe gleich im Verhältnisse des Malliaat erhoben werden, so erlauben sich doch die Statthalter und Einnehmer manche Bedrückungen und Parteilichkeiten und der Sâdir ist besonders den Grundbesitzern und Städtern beschwerlich, denn die Wanderstämme entgehen ihm, theils weil sie arm sind, theils weil sie sich dasselbe nicht gefallen lassen.

Von diesen Einkünften, welche jedoch nur zum Theil in baarem Gelde entrichtet werden, wie wir in dem vierten Abschnitte sahen, werden die Ausgaben für das Heer, die Staats- und Justizbeamten, die höhere Geistlichkeit, die Moscheen, Medresses, Wasserleitungen und andere öffentliche Gebäude, sowie für den königlichen Haushalt bestritten; dennoch sind, wie bereits gesagt wurde, die Einkünfte größer als die Ausgaben.

XVII. **Kriegswesen.** An der Spitze des persischen Kriegswesens steht ein Staatssecretair, welchem ein Nais Munschiol memalik beigegeben ist.

Die persische Armee, welche selbst in den blühendsten Zeiten des Reiches früherhin meist nur aus Kriegern bestand, welche zusammen gekauft, gelaufen oder getrieben waren, hat in neueren Zeiten manche wesentliche Veränderung erlitten und eine mehr europäische Gestaltung erhalten. Denn was Schah Abbas der Große vergebens versuchte, das setzte der Prinz Abbas Mirza als Statthalter der Provinz Aderbijan (Aserbeidschan) durch seine, Vorurtheile, alte Gewohnheiten und offenbaren Widerstand[88]) mit Glück besiegende Festigkeit durch, indem er ein regulaires Infanterie- und Artilleriecorps schuf, von welchem wenigstens das erstere sich leicht mit manchem europäischen messen können dürfte. Es besteht aber die persische Armee 1) aus den königlichen Haustruppen, welche, etwa 3000 Mann stark, zur Bewachung der verschiedenen königlichen Paläste und Lusthäuser verwendet werden; 2) aus den Gholams (Ghulams) oder „Sklaven." Diese bilden die berittene Garde des Königs und ihr Name schreibt sich davon her, daß man zu ihnen gern schöne Sklaven aus Georgien nahm, obgleich es sich auch die Söhne der ersten und namentlich der Häuptlingsfamilien des Landes zur Ehre rechnen, unter den Gholams zu dienen, weil sie dann gewöhnlich zu Khanen ernannt werden. Die Gholams sind gut beritten, bewaffnet und gekleidet, und erhalten jährlich einen Sold von 20—30 Tomâns, doch selten in Gelde, sondern gewöhnlich in Anweisungen auf die Staatseinnahme. Dies gibt ihnen Gelegenheit zu vielen Erpressungen, und oft zittert ein ganzes Dorf bei der Ankunft eines Gholams. Der König unterhält 3000—4000 dieser Reiter, die Prinzen eine geringere Zahl; 3) aus der regulairen Infanterie, welche wiederum in die Surbâz, d. i. die Unerschrockenen, und in die Jânbâz (Dschanbas), d. i. die Lebensverächter, zerfällt. Die ersteren bilden, wenigstens war dies ursprünglich der Fall, 12 Regimenter, deren jedes 1000 Mann zählt. Abbas Mirza bediente sich bei ihrer Bildung Anfangs französischer, späterhin englischer Officiere. Die Leute wurden in den verschiedenen Stämmen und Städten seiner Statthalterschaft ausgehoben, sodaß eine Stadt oder ein Stamm die Recruten für ein oder mehre Regimenter lieferte, ziemlich europäisch uniformirt und armirt[89]), ganz europäisch dagegen exercirt, und bald sah sich der Prinz für seinen Eifer belohnt. Der Sold dieser Truppen ist bedeutender als der aller übrigen. Die Officiere bekommen jährlich 40—500 Tomâns. Die Gemeinen 10 Tomâns, gewisse Putzstücke und Rationen, wenn sie in Diensten sind. Weniger gut uniformirt, exercirt und besoldet sind die Jânbâz (Dschanbas), obgleich sie dem Range nach höher stehen als die Surbâz, da man sie als die Leibgarde des Königs betrachten kann, von welchem sie auch allein abhängen. Dem Namen nach sollen die Jânbâz, deren Regimenter sich gleichfalls aus den verschiedenen Städten und Stämmen recrutiren[90]), ebenso stark sein als die Surbâz, in der That aber zählen sie kaum 8000—10,000 Mann. Zu der Garde, welche Keschekdschi genannt wird, daher ihr Anführer Seri Keschek Dschian genannt wird, gehört auch ein 6000 Mann starkes und auf persische Weise uniformirtes und armirtes Infanteriecorps, und die ganze regulaire Infanterie ist etwa 20,000—22,000 Mann stark. Eine gleichzeitige Schöpfung des Prinzen Abbas Mirza war die Kameelartillerie, welche ihren Namen davon führt, daß der auf einem Kameele sitzende Artillerist vor sich ein kleines, am Sattelringe befestigtes Feldstück (Falconet) hat, mit welchem er entweder feuert, indem das Kameel steht oder kniet, oder indem er es auf die Erde legt. Die Kameelartilleristen sind 1500 Mann, die regulaire Artillerie 900 Mann stark[91]).

Die Hauptmacht des persischen Reiches besteht jedoch in der irregulairen Reiterei, welche die zahlreichen Wander- oder Kriegerstämme vorzüglich in den nördlichen

88) Selbst die Brüder des Prinzen, namentlich der älteste, waren mit der Einrichtung der regulären Infanterie unzufrieden, und suchten sie auf alle Weise zu stören, indem sie in ihr ein der persischen Nationalität zuwiderlaufendes Institut erblickten.

89) Die Uniform eines gemeinen Surbaz besteht in der persischen Mütze, einer blauen oder rothen Jacke von englischem Tuche, weiten, weißen Hosen und Stiefeln. Die Einführung der letzteren machte dem Prinzen am meisten zu schaffen, da sich seine, an Pantoffeln gewöhnten, Perser ihrer lange Zeit nicht bedienen wollten. Die Officiere sind ähnlich gekleidet; ihr Hauptabzeichen besteht in der, bei den Engländern gleichfalls gewöhnlichen, rothseidenen Schärpe, und dem krummen Säbel. 90) Der Bukhtiari- (Bakthiari-) stamm allein stellt zwei Regimenter, ebenso die Affscharen und Kasscharen (Kujuren). Tebris liefert ein Regiment, dasselbe geschieht von Domballu und andern Städten. 91) Die Kameelartilleristen, welche sich für das straßen- und wegelose Persien vorzüglich eignen, heißen im Persischen Zumburuks (Tschimburaks, Senberedschki), d. h. kleine Wespen, indem Zumbur eine Wespe bedeutet das k aber das Diminutivzeichen ist. Die Uniform dieser Zumburuks besteht bei den Gemeinen in einer blauen Jacke mit baumwollenen Schnüren, welche letztere bei den Officieren aus Gold oder Silber verfertigt sind, der persischen Mütze, den weißen Hosen und den gewöhnlichen Stiefeln. Abbaz Mirza besaß auch ein regulâres, 1200 Mann starkes Reiterregiment.

jedoch als bloße Mundarten derselben gelten zu können. Von solchen sind drei noch lebende Sprachen bekannt; ihre Heimath liegt außerhalb der Grenzen des eigentlich persischen Landes und deshalb möchte auch für sie die Benennung iranische Sprachen passender sein; denn sie sind deutlich Geschwister des Persischen. Ich meine zuerst das Kurdische, die Sprache der Kurden, der alten Karducher oder Gordyener, deren Redeweise zwar der persischen sehr nahe kommt, doch nicht eine bloße Mundart derselben ist [1]). Nach allem, was wir wissen, war schon im Alterthume das Volk der Karduchen ebenso bestimmt vom medisch-persischen Stamme unterschieden, als noch jetzt. Entfernter noch vom eigentlich Persischen ist das Afghanische, das Puschtu oder Pukhtu. Dieses herrscht als einzige Landessprache über Kandahar und Kabulistan, und hat sich jetzt zwar auch bis in das Duab des Indus und des Hydaspes festgesetzt, ohne doch hier ursprüngliche Sprache zu sein; in Herat und Sedschistan gilt es als Sprache des herrschenden Afghanenvolkes neben der der ursprünglichen Bewohner, der Tadschiks. Die Afghanen kommen schon bei Herodot unter ihrem einheimischen Namen Paktyer vor (ich verweise auf diesen Artikel) und zwar mit einer eigenthümlichen, von der persischen verschiedenen Sprache, wie ich anderswo gezeigt habe; es hat also hier die Trennung eine alte historische Begründung. Als Ursitze der Afghanen müssen wir die Gebiete über den Quellen des Kabulflusses, den Paropamisus und das nördliche arachosische Gebirge bezeichnen; von hier aus haben sie sich in Folge politischer Umwälzungen in dem untern Kabulthale nach Osten, nach Herat und Sedschistan nach Westen ausgebreitet. Wenn ihre Sprache sich auch sehr bestimmt von der persischen unterscheidet, so ist sie doch in Beziehung auf andere Sprachgebiete, wie das indische, noch unterschiedener und besitzt Eigenheiten, die den persischen Sprachen eigenthümlich sind. Also auch für sie scheint die Benennung iranisch die passendste [2]).

Die dritte Sprache, die hier zu erwähnen ist, ist die der Balutschen; sie ist die südliche Nachbarin der afghanischen und füllt etwa die Gebiete aus, welche unter den Umfang des alten Gedrosiens fallen. Sie berührt westlich die persische bei der Stadt Bunpur (78° östl. von Ferro). In dem weitern Sinne, wonach Mekran und Balutschistan zu Persien gerechnet werden, wäre auch diese eine persische Sprache und hier wäre die Benennung viel passender; denn auch die Sprache stammt offenbar [3]) bei den Balutschen von Persien her. Doch sind die Unterschiede nicht unbedeutend und so mag es auch hier besser sein, um Misverständnisse zu verhüten, die allgemeinere Bezeichnung iranisch zu wählen.

Haben wir so die Sprachen bestimmt, welche zugleich mit der persischen als die iranischen zusammenzufassen sind, wollen wir zunächst das Gebiet der letztern genauer betrachten. Daß die persische Sprache nebst ihren Geschwistern einen selbständigen Zweig der großen indogermanischen Sprachfamilie bilde, ist beinahe überflüssig zu bemerken.

Die jetzige persische Sprache ist Landessprache in den Ländern Farsistan, Kerman und dem persischen Irâk oder der Persis, Karmania, Media Magna der alten Geographie. Daß sich jetzt in diese Länder einzelne türkische, arabische, kurdische Wanderstämme eingedrängt haben, darf dieser allgemeinen Bestimmung keinen Abbruch thun. In Kleinmedien oder Azerbaidschan herrscht aber jetzt die türkische Bevölkerung so vor, daß die Landessprache nicht als persisch bezeichnet werden darf; namentlich der große Türkenstamm Afschâr hat sich hier und noch viel weiter festgesetzt [4]); es bleibt das Persische hier nur für die Geschäfte und die Vornehmen. In einer andern Beziehung weiß ich nicht, in wiefern nicht noch eine andere Beschränkung der obigen allgemeinen Angabe beizufügen sei. Nämlich das weitläufige Gebirgsland, welches die iranischen Länder, vorzüglich Medien, von den Westländern, dem Gebiete des Tigris und des Euphrats, scheidet, die Zagroskette im weitesten Sinne, ist bewohnt von Völkern, die theils, wie die Kurden in Ardelan und dem nördlichen Theile der Kette, sicher auszuscheiden sind, theils südlicher wohnen, in Luristan und Feili und Bakhtiari heißen [5]); ihnen wird eine eigene Zunge zugeschrieben, die zwar persisch sein soll, von der ich aber über die Grade der Abweichung und Übereinstimmung nichts anzugeben weiß. Da sie die Wohnsitze der alten Kossäer inne haben, und ohne Zweifel von diesen abstammen, diese aber ein medisch-persischer Stamm waren, so ist ihre Sprache vermuthlich im engern Sinne eine persische, nur wol roher und weniger mit fremden Worten gemischt. Eine ähnliche Ungewißheit herrscht in Beziehung auf das Land unmittelbar im Westen Farsistans und auf der Südseite des bakhtiarischen Gebirges, in Khuzistan, dem alten Susiana. Es bezeichnen zwar die persischen Lexikographen die Sprache dieses Landes als eine persische Mundart (wovon unten), was ich aber vermisse, ist eine bestimmte Angabe darüber, wo das Persische hier aufhört und das Arabische anfängt; denn das letztere herrscht bekanntlich an den Mündungen des Tigris und Euphrat und hinüber an dem Küstensaume Farsistans und gewiß auch in den Niederungen Khuzistans.

Dagegen können wir bestimmter von den Ländern im Norden Azerbaidschans reden. In Talisch und Schirwan nämlich an der Westküste des kaspischen Meeres herrscht das Persische noch bis nach Baku an den Ausläufern des Kaukasus. Ebenso an der Südküste jenes großen Binnenmeeres in den Ländern Ghilan und Masanderan bis in die Provinz Astrabad, wo dem Persischen eine Grenze gesetzt wird durch die Turkomanen-

1) Ich darf mich jetzt auf die Untersuchungen von Rödiger und Pott beziehen, in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, Bd. III. S. 1 fg. 2) Auch über das Afghanische haben wir jetzt Untersuchungen von Ewald, in derselben Zeitschrift. II. S. 285 fg. Eine andere kurze afghanische Grammatik steht im Journal of the Asiatic Society of Bengal VIII. p. 1 sq. 3) Eine kurze Grammatik steht in dem eben erwähnten Journal. VII. p. 608 sq.

4) M. s. Ritter, Erdkunde VIII, 401 fg. 5) Ders. VIII, 389.

Khuzistan. Man sieht, daß beinahe jedem Gebiete, wo Persisch gesprochen wird, eine eigene Mundart beigelegt wird, über die Abweichungen derselben von der allgemeinen, gebildeten Sprache erfahren wir aber nichts Genaueres und einige von ihnen mögen nicht ganz mit Recht hier stehen. Am reinsten soll das Persische in Schiraz und Ispahan und der Umgebung beider Städte gesprochen werden. Die Aufzählung geht, und dieses muß ausdrücklich bemerkt werden, auf ganz junge Zeiten.

Als ältere Mundarten werden sieben aufgezählt, also weit weniger [13]). Von diesen ist das Pehlvi nicht im engern Sinne Persisch zu nennen; denn obwol es unter den Sassaniden lange Zeit officielle Sprache war und als solche in ihren Inschriften erscheint, obwol ein Theil der liturgischen Bücher der Gueber oder Feueranbeter darin abgefaßt ist, so ist es doch eine so sehr mit Semitischen Elementen gemischte Sprache, daß wir es nur im weitern Sinne Persisch und lieber Iranisch nennen wollen. Die große Beimischung Semitischer Wörter weist ihm nothwendig ein Gebiet an der Westgrenze der persischen Länder an, wenn auch persische Schriftsteller es zur einstigen Sprache von ganz Medien machen wollen [14]). Als zweite Sprache erscheint Parsi, d. h. Persisch, und von diesem wird gesagt, es sei am reinsten gesprochen worden in den östlichen Theilen des Reichs, in Balkh, Merw, Bukhâra, Badakschan; weniger rein seien die fünf folgenden Mundarten gewesen: Segzi in Sedschistan, Sawuli in *Sawulistan, Khuzi in Khuzistan, Hervi* in *Herat, Sogdi* in Sogd; diese älteren Mundarten sollen aber ausgestorben sein; richtig mag dieses sein, in sofern von einer älteren Gestaltung des Sprachbaues die Rede ist; doch müssen die neueren Mundarten, die in denselben Ländern als jetzt lebend erwähnt werden, doch wol von jenen älteren herstammen, und ich fürchte sehr, daß der persische Lexikograph, dem die Nachricht entnommen ist, eben nichts weiter von diesen Sprachen wußte, als die Namen; er ließ sie also jetzt todt sein [15]). Es werden also im Grunde nur zwei alte persische Sprachen angegeben: Pehlvi und Parsi mit mehren Mundarten. Die arabische Form des letztern Wortes ist Farsi und somit an und für sich kein Unterschied bezeichnet. Parsi wird jedoch oft gebraucht, um das Persische zu bezeichnen, welches von den Parsen, d. h. den Anhängern des Feuercultus, geschrieben worden ist. Dieses ist nicht sowol an und für sich eine ältere oder vom gewöhnlichen Persischen verschiedene Sprache, als der Styl, welcher in den religiösen Büchern der Parsen vorkommt; die Semitischen Wörter sind davon ausgeschlossen und somit ist es reiner, als das sonstige Persische; es bedient sich mancher feststehenden liturgischen Formeln, in denen einzelne ältere Formen der Wörter vorkommen, und der Unterschied vom gewöhnlichen Persischen wird wirklich von persischen Schriftstellern gemacht [16]). Doch wird dieser Unterschied in der Benennung nicht immer beobachtet.

Jenes Parsi oder Farsi, welches am reinsten im östlichen Theile Irans nach der oben gegebenen Nachricht gesprochen worden sein soll, wird auch Deri, d. h. Hofsprache, genannt; auch bei diesem Namen herrscht eine gewisse Unsicherheit in den Angaben. Wenn es heißt, es sei dieses die Sprache zur Zeit Dschemschid's gewesen [17]), so soll die Meinung sein, es wurde in der alten Zeit in Persien gesprochen; denn den Dschemschid wollen wir der Nachricht nicht zum Vorwurfe machen. Nun ist nichts gewisser, als daß am alt-persischen Hofe vor Alexander rein Persisch gesprochen wurde und dieses wäre das wahre Deri; die neuern Perser meinen aber eine Sprache, die grammatisch nicht vom gewöhnlichen Farsi verschieden ist und noch viel später nach der Zeit sogar der Sassaniden gesprochen worden sei; so selbst Firdusi, wenn er von der Übersetzung des indischen Fabelbuches aus dem Arabischen ins Deri und Parsi spricht [18]); wir kennen aber jetzt das Altpersische und wissen, daß es vom neuern gar sehr verschieden war, und wenn die persischen Gelehrten ihr Deri auf die alte Zeit übertragen, beweisen sie nur, daß sie von dem Alterthume ihrer Sprache gar nichts wissen. Deri ist der Etymologie und dem historischen Hergange nach die verfeinerte Redeweise des Persischen, welche bei der Erneuerung des Gebrauchs der persischen Sprache an den Höfen und in der Literatur sich bildete; dieses hängt zusammen mit der Erhebung einheimischer Dynastien gegen die Macht des zerfallenden Khalifats, der Buiden, der Dilemiten, der Suffariden, der Samaniden (von 874 an); der Stifter dieser letztern leitete sich von den alten Sassaniden ab; der einheimischen Poesie ging endlich ihr glänzendstes Gestirn in Firdusi unter dem Mahmud von Ghazna (seit 997) auf, und nach dessen Sprache zu urtheilen, wurde damals das Persische noch sehr rein und ungemischt mit Arabischem gesprochen. Da nun grade in den östlichen Theilen Irans die wiedergewonnene Selbständigkeit des Perserreichs und das Aufblühen einer eigenen Poesie Boden faßten, so erklärt sich in diesem Sinne die Nachricht, die wir oben wiederholten, daß in den östlichen Ländern das reine Parsi oder das Deri zuerst gesprochen wurde. Das eigentliche Farsistan war dem Hauptsitze des Khalifats und den Einflüssen des Arabischen viel ausgesetzter, und so mag dort erst etwas später die ursprüngliche

13) *Hyde*, Histor. reliq. veter. Persar. p. 419. Anquetil du Perron, über die alten Sprachen Persiens, bei Kleuker, Zendav. II, 30. Aus den Mémoires de l'Académie. T. XXXI. 14) So nach ihnen v. Hammer, Wiener Jahrbücher. XIII, 274. IX, 38. 15) Die Nachricht steht in dem Farhangi Dschihangiri, einem im Anfange des 17. Jahrh. in Indien compilirten persischen Wörterbuche, dessen Verfasser vorzüglich aus den Überlieferungen der Perser in Indien schöpfte; diese mischen aber gar vieles aus verschiedenen Zeiten durch einander.

16) s. die Abhandlungen von *Müller*, Essai sur la langue Pehlvie, im Journal Asiatique 1839. III, VII. p. 327. Es gibt Parsi-Übersetzungen von Pehlvi-Büchern. Eine Seite 339 angeführte Stelle gibt folgende Reihe von persischen Sprachen: Sprache des Manthra (des Zendavesta, also das Zend), huswaresch (Sprache des Opfers, der Liturgie, d. h. Pehlvi), Sprache der Häupter des Gesetzes (Parsi), Sprache des Volkes von Fars (d. h. gewöhnliches Persisch. 17) bei Anquetil, a. a. O. S. 37. 18) *Vullers*, Chrest. Schahnam. III, 243.

Perser, der Meder, der Baktrer und der Sogdianer bis auf Kleinigkeiten dieselbe war; von den Karmaniern wird auch in einer andern Stelle ihre persische Sprache ausdrücklich erwähnt. Es sind natürlich kleinere Stämme hierbei unberücksichtigt geblieben und aus dem Stillschweigen des Strabo über diese folgt nicht, daß sie nicht ebenfalls Persisch sprachen, vielleicht jedoch mit größern Abweichungen. Wir dürfen überhaupt, glaube ich, annehmen, daß, wo das Persische sich jetzt noch als Sprache der ältesten Bewohner vorfindet, es auch im Alterthume dieses war. Ich nehme es also unbedenklich noch von den alten Bewohnern Ghilans und Masanderans an; von den Drangianern wird es dadurch wahrscheinlich, daß sie überhaupt wie Perser lebten[26]); die Tadschiks führen auf dieselbe Ansicht. Von den Sagartiern, die sich weit über die große persische Wüste ausbreiteten, gibt eine Herodotische Nachricht dieselbe Vorstellung[27]); die Grenze der persischen Sprache gegen Osten war im Alterthume, wie jetzt, das Afghanische. Von den Ariern finde ich bei den Alten nichts in dieser Beziehung erwähnt; da in Herat Tadschiks sind und die Arier zwischen Medern, Baktriern und Drangianern wohnten, ist die Vermuthung für ihre persische Sprache ebenfalls wahrscheinlich und wir hätten demnach bei den Alten so ziemlich die Sprachgrenzen angegeben gefunden, die wir oben der jetzigen persischen Sprache für ihre örtliche Ausbreitung nachwiesen.

Worin die kleinen Sprachunterschiede der erwähnten vier großen persischen Stämme bestanden, ist uns unbekannt. Wir würden Hoffnung haben, auch darüber etwas zu erfahren, wenn es wahr wäre, daß die persepolitanischen Inschriften zweiter Ordnung medisch wären; ich habe in dem Artikel Persepolis auseinandergesetzt, warum ich glaube, daß diese Vermuthung unbegründet sei; daß im Gegentheile die alt-persischen Inschriften uns zugleich medische sein müssen.

Auf jeden Fall hatte Medien im Alterthume eine rein iranische Bevölkerung. Wenn nun persische Lexikographen das Pehlvi zur alten Sprache Ispahans, Reys, Hamadans und Azerbaidschans machen[28]), so behaupte ich zweierlei: entweder ist die Angabe falsch, oder sie gebrauchen Pehlvi ungenau für altpersisch; denn eine solche Einwanderung von Syrern oder andern Semiten, wodurch die Volkssprache jener Gebiete, welche dem Umfange von Groß- und Kleinmedien entsprechen, hätte so gemischt werden können, wie das Pehlvi es ist, wird nirgends erwähnt. Soll aber blos gesagt sein, daß das Pehlvi als liturgische Sprache in jenen Ländern galt, wird zu wenig gesagt, weil sie als solche eine weit größere Verbreitung hatte. Auch spricht nichts im jetzigen Sprachbestande der medischen Länder für eine solche Semitische Einmischung.

Es kommt durchaus nichts vor, was darauf hinwiese, daß am Hofe der alten persischen Könige etwas anderes, als Persisch gesprochen worden wäre, und dieses Persisch liegt uns gewiß in den altpersischen Inschriften vor. In sofern man annehmen will, daß diese Hofsprache verfeinerter war, als die Sprache des Volks in den verschiedenen persisch redenden Provinzen, mag man sagen, daß am Hofe der Achämeniden altes Deri gebraucht worden sei. Was sonst aber aus spätern persischen Schriften über das älteste Deri angeführt worden, hat gar keine Bedeutung.

Aus jener alt-persischen Sprache sind uns von den Alten außer vielen Eigennamen auch einzelne andere Wörter aufbewahrt worden; auch die biblischen Bücher, namentlich Daniel, geben einige. Diese sind schon früher gesammelt worden, doch keineswegs genügend erläutert, erstens, weil man aus der jetzigen sehr veränderten Sprache die alten Wörter hat erläutern wollen; zweitens, weil man nicht berücksichtigt, daß viele dieser Wörter aus der spätern Zeit der Sassaniden herstammen, also einer Sprache angehören können, in welcher Semitische Einmischung stattfand. Drittens sind diese Wörter vorwaltend Namen für Geräthschaften, Kleidungsstücke, Gottheiten u. s. w. Diese wandern aber leicht von einem Volke zum andern und man sollte also nicht sogleich diese als altpersisch angeführten Wörter ohne Kritik dafür gelten lassen. Für die Geschichte der Sprache sind die Eigennamen aus der Zeit vor Alexander wie die echtesten, so auch die wichtigsten für die Geschichte der Sprache[29]). Sie geben uns den jetzt freilich überflüssigen Beweis, daß schon die altpersische Sprache in ihrem Lautsysteme die Eigenthümlichkeiten besaß, welche wir nach der Analogie des Zends und des Neupersischen bei ihr vermuthen müssen, und so lange unser Vorrath an altpersischen Texten noch so gering bleibt, sind diese Wörter noch immer unentbehrliche Beiträge zur Ergänzung unserer Kenntnisse. Eine erneuerte Untersuchung derselben wäre jetzt, wo wir das einheimische Alphabet besitzen, wünschenswerth und viel leichter; denn die Unvollständigkeit des griechischen Alphabets und die Ungenauigkeit der Überlieferung konnten früher in mehren Fällen irre führen, so lange wir nicht anderswoher eine Richtschnur für unser Urtheil besaßen. Wenn bei Herodot theils Mithra, theils Mitra vorkommt (*Ἀρμαμίθρης*, *Ἰθαμίτρης*), so ist kaum anzunehmen, daß die Sprache selbst schwankte, und ebenso

---

τείνεται δὲ τοὔνομα τῆς Ἀριανῆς μέχρι μέρους τινὸς καὶ Περσῶν, καὶ Μήδων, καὶ ἔτι τῶν πρὸς ἄρκτον Βακτρίων, καὶ Σογδιανῶν· εἰσὶ γάρ πως καὶ ὁμόγλωττοι παρὰ μικρόν. Über Karmanien XV, II. §. 14. Vergl. *Arr.* Ind. 38. 1.

26) *Strab.* ebend. §. 10. 27) Ich habe diese Stelle genauer in d. Art. Persis behandelt. 28) v. Hammer, a. a. O. IX. S. 38.

29) Eine Zusammenstellung solcher persischen Eigennamen mit scharfsinniger Analyse und zum Theil sehr genügenden Erklärungen hat Pott gegeben (Etymologische Forschungen, Einleitung S. XXXV fg.). Den älteren Sammlungen der von den Alten angeführten Wörter kann man mit aller Achtung vor den Namen früherer Gelehrten jetzt nur noch eben den Werth der Sammler beilegen, so ungenügend sind die Erklärungen. Es sind folgende: *Bochart*, Phaleg. I. c. XV. *Brisson*, De regis Persarum imperio. III. p. 615. *Burton*, *λείψανα* veteris linguae Persicae (London 1657. Lübeck 1720). *Reland*, dissert. miscellan. I, 97 u. 269. Daß einige dieser Wörter, namentlich bei den ältern Byzantinern, nur aus dem Pehlvi erklärt werden können, lehrt Müller durch einige hübsche Beispiele (Journal asiat. III, VIII. p. 343.

[illegible] das *Zend* selbst nicht mehr geläufig verstand. Burnouf, der gründlichste Kenner dieser Sprachen, hält es für eine in irgend einer iranischen Provinz zur Zeit der Sassaniden wirklich vorkommende Sprache. Da auf diese Sprachgestaltung auf keinen Fall das Arabische einen zerstörenden Einfluß ausgeübt haben kann, so darf es uns hier zum Beweise dienen, daß die Auflösung des altpersischen Sprachorganismus viel eher dem natürlichen Verwelken einer durch regsamen literarischen Gebrauch nicht geschützten Sprache zuzuschreiben sei, als dem gewaltsamen Kampfe zweier widerstrebender Idiome. Die Vernachlässigung einheimischer Interessen unter den Seleuciden und Arsaciden möchte also schon die altpersische Grammatik haben hinsterben lassen.

Ich habe oben die historischen Gründe angegeben, weshalb ich die Angabe bezweifle, daß das Pehlvi mit seinen Semitischen Elementen eine im eigentlichen Iran gesprochene Sprache gewesen sein könne. Sprachlich kommt hinzu, daß die eigenthümlichen Affixe des Pehlvi keine Spuren in den neupersischen Mundarten hinterlassen haben. Auf der andern Seite hat die erste kritische Arbeit über das Pehlvi [37]) gezeigt, daß der iranische oder persische Theil desselben öfters das Vorbild für die jetzige Gestaltung persischer Wörter uns darbiete; so z. B. fermûden, befehlen, fermâjem, ich befehle; derselbe Wechsel findet sich im Pehlvi [38]); die Bezeichnung des Dativs und Accusativs im Persischen durch râ *wurzelt ihren Anfängen nach im Pehlvi (Müller S. 313)*; *diese* und andre Erscheinungen beweisen einen nähern Zusammenhang des Neupersischen mit dem Pehlvi, sie betreffen wesentliche Eigenheiten der Sprache und können nicht zufällig sein. Auf der andern Seite ist es unmöglich, das Persische aus dem Pehlvi abzuleiten. Hier drängt sich folgende Ansicht auf. Das Pehlvi stellt uns in seinem reinpersischen Theile den Zustand der ältern persischen Sprache dar, der bis gegen die Zeit der Sassaniden sich in den iranischen Ländern gebildet hatte; an der Semitischen Grenze vermischte sich dieser Theil mit Semitischen Elementen und so entstand das Pehlvi; in den innern persischen Ländern bestand dieser Sprachzustand des aufgelösten Altpersischen ungemischt und aus ihm ging nachher die neupersische Sprachform hervor, die uns später entgegentritt; ihr Abstand von dem iranischen Bestandtheile des Pehlvi ist in grammatischer Beziehung kein sehr großer, und diese Vermuthung scheint mir die sprachlichen und historischen Bedingungen zu erfüllen, die an eine Erklärung des gegenseitigen Verhältnisses der verschiedenen persischen Sprachgestaltungen gemacht werden müssen. Ein ziemlich gleichzeitiges Analogon der Sprachauflösung eines noch östlichern persischen Gebiets wäre nach dem obigen im Pazend enthalten und, wie dieses, ist uns das Pehlvi jetzt vorzugsweise nur als Vehikel für die Erläuterung der Zend-Schriften aufbewahrt.

Wenden wir uns jetzt zur jetzigen Sprache. Ich betrachte diese als in gerader Linie von der altpersischen durch die oben angegebenen Stufen der Umbildung abgeleitet; wer noch mit Wahl [39]) glauben will, daß das Altpersische sich unverändert mit einziger Änderung des Alphabets erhalten habe, mit dem wäre für mich der Streit eitel. Daß bei der Erhebung der neupersischen Sprache zum dichterischen Gebrauche von Firdusi und seinen Vorgängern die gesprochene Sprache der östlichen persischen Länder zum Muster genommen worden, mag, wie die persischen Gelehrten behaupten, seine Richtigkeit haben; ich habe schon oben davon gesprochen. Doch kann ich nicht glauben, daß der Unterschied der gesprochenen Sprache in den verschiedenen Provinzen des Landes ein irgend wesentlicher gewesen sei; das Parsi der Gueber-Schriften, welches nicht den östlichen Provinzen zugeschrieben wird, und worin ältere Stücke als Firdusi erhalten sind, zeigt durchaus keinen wesentlichen Unterschied von Firdusi's Sprache, nur einzelne Wörter haben eine ältere, vollständigere Form [40]). Betrachten wir nun kurz die Sprache selbst [41]).

Was nun zuerst das Lautsystem betrifft, so hat die neuere Sprache in ihren Vocalen viel von der alten Festigkeit verloren und gar manche Wörter haben ohne ein sicheres Princip ihre Vocale geändert; von einem Leben der Vocale, sodaß ihre Bewegung mit zur Bezeichnung der Ableitung und Biegung diente, ist keine Spur mehr; die Wechsel, die noch vorkommen, sind nicht mehr verstandene Überbleibsel der alten Zeit oder richten sich nach ganz äußerlichen Bedingungen. Wenn der Infinitiv burden (tragen) den *alten* Vocal a gegen den Imperativ bar eingebüßt hat, oder fermûden (befehlen), gegen fermâ, so hat dieser Wechsel kein sicheres Princip oder seinen Grund in einem Gesetze der Wortbildung, sondern der Labiale ruft in einem Falle das u hervor, in dem andern nicht. Die ersten Erscheinungen solcher Consonanten-Einwirkung kommen im Zend vor, sind dort aber einem Gesetze unterworfen. Man sieht ferner jetzt nicht mehr ein, wie kerden (machen) zu dem Imperativ kun sich verhält, und ein Wort, wie ajin (Regel, eig. Bahn), steht verlassen und unerklärt da, wenn man nicht weiß, daß nach der Vocalbewegung der ältern Sprache es ganz

37) Die öfter angeführte Abhandlung von Müller. 38) S. 304.

39) Allgem. Gesch. der morgenländischen Sprachen. S. 295. Vergl. v. Hammer, Geschichte der Redekünste Persiens. S. 3. 40) Beispiele finden sich auch hiervon einige in der Abhandlung von Müller. 41) Ein Verzeichniß der Hilfsmittel zur Kenntniß der persischen Sprache gibt Adelung's Mithridates I. S. 280. Ich erwähne hier nur folgende: Die Grammatik von Sir William Jones, erschien zuerst 1771, jetzt die 9. Ausgabe von Lee (London 1828). *Wilken*, institutiones ad fundamenta linguae Persicae (Lipsiae 1804), mit einer Chrestomathie. *Lumsden*, A grammar of the Persian language (Calcutta 1810) 2 Vol. fol. (sehr gelehrt und vollständig und besonders nützlich, um die Behandlung der Sprache bei den einheimischen Gelehrten kennen zu lernen). *Vullers*, Institutiones linguae Persicae cum Sanscrita et Zendica lingua comparatae (Gissae 1840). Der Titel gibt die neue Richtung an. Außer den Wörterbüchern von Castellus und Meninski vorzüglich: *Richardson*, Persian, Arabic and English dictionary (Oxford 1777) 2 Bd. 4. 2. Ausgabe von Wilkins. 3. von Johnston (London 1829), kleinere von Gladwin, 1780, von Rousseau (London 1801), von Barretto, 2 Vol. (Calcutta 1804).

Infinitiv, die zweite im sogenannten Aorist enthalten ist. Der Infinitiv hat die sanskritische Form noch erhalten, setzt aber auch hier in bestimmten Fällen [illegible] (den, ten, Sanskrit tum); hiermit hängt das Particip der Vergangenheit auf teh oder deh zusammen, aus dem in der Sanskrits, Zends und Altpersischen entstanden. Aus diesem Particip gehen zwei Präterita hervor, indem ihm das Verbum Substantivum entweder beigefügt oder damit zusammengezogen wird, nach Abwerfung des [illegible] h am Ende (fermûdah am und fermûdam [45]).

Die zweite Hauptform, der Aorist, stimmt in seiner Gestaltung der Wurzel ganz mit dem Imperativ überein, dessen zweite Person Singularis diese ohne Belastung mit einer Endung zeigt und deshalb für die Wurzel selbst ausgegeben wird, was sie nicht sein kann. Die Endungen des Aorists sind ganz dieselben, wie die des [illegible] Präteritums, also wie die Personen des Präsens des Verbum substantivum (am, î, ad, Plural êm, êd, and), nur die dritte Person weicht ab; in dem Verbum substantivum lautet sie ast. Es wird daher zweifelhaft, ob bei dem Aorist die Personalendungen auch aus dem angehängten Hilfsverbum zu erklären sind; die dritte Person Singularis kann nur aus der alten Endung ati, at hergeleitet werden, und in der ersten und zweiten Person des Plurals ist die Vermittelung der Formen des Verbum substantivum wie des Aorists mit den alten Endungen dieser Personen in Beziehung auf das den Personalbuchstaben *m und d vorhergehende ê noch dunkel* [46]); die Personalbuchstaben selbst sind deutlich aus der alten Sprache erhalten. Von andern Endungen ist nur die dritte Person Singularis eines alten Conjunctivs noch übrig, welcher dem ältesten Sanskrit und Zend angehört (âd, z. B. kunâd, faciat; im Sanskrit âti, ât, der sogenannte Let). Mit der Form des Aorists stimmt endlich das Participium des Präsens überein, dessen andeh das alte ant deutlich enthält, dabei aber auch eine Verkürzung in ân und â zuläßt.

Wie durch Hinzufügung von Partikeln und durch die Verbindung des Participiums der Vergangenheit mit den Hilfsverben, die übrigen Tempora, sowie das ganze Passiv entsteht, kann hier nicht dargelegt werden. Das Futurum wird aus dem Hilfsverbum wollen und dem verkürzten Infinitiv zusammengesetzt; ein einziger Überrest des ältern Futurum ist in einer zweiten Form des Aorists oder Imperativs des Hilfsverbums übrig: bâschem, bâschi etc., das Sanskritische bhavischjâmi zeigt die Urform [47]).

Der Wechsel der Form des Verbums zwischen dem Infinitiv und dem Aorist ist merkwürdig, weil er ebenfalls auf älteren Bildungsprincipien beruht und nur aus diesen zu erklären ist. Es sind darin zuerst Überbleibsel der Classen des Sanskrit- und Zendverbums enthalten, wie sie dem Präsens und den damit verwandten Zeiten eigen sind; da in diesen Formen die Wurzel meist mit Zusätzen [illegible] ist und der neupersische Laut sich auf die Präsens-[illegible] der alten Sprachen gründet, kann er aber nicht die Wurzel des Verbums enthalten. Kerden, facere zeigt zunächst deutlich die Wurzel (ker, Sanskrit kri = kar, altpersisch kar-ta), während der Laut kunam [illegible] das er [illegible] verwandelt hat, [illegible] in â-kun-as [illegible] und den Zusatz [illegible] n hat, wodurch dem [illegible] ursprünglichen [illegible] (indischen) Classe angehört (krinôti, krinutê im Sanskrit, kerenaiti im Zend). Diese Bildungsweise [illegible] dem ganzen neupersischen Verbum [illegible] schunûd [illegible] Infinitiv schunûden, schunaviden, Sanskrit çrinu [illegible], çrôtum Infinitiv, çru Wurzel. [illegible] bandh [illegible] der Infinitiv basten und das Particip basteh [illegible] Zend [illegible].

In Beziehung auf diese Elemente seiner Bildung erwartet das persische Verbum eine eindringlichere Untersuchung. Wir haben hier genug gesagt, um zu zeigen, daß die jetzigen, so einfach scheinenden Formen der Sprache nichts seien, als Verstümmelung und Vereinfachung aus dem [illegible] Organismus der ältern Sprache, diesen voraussetzen und nur aus ihm erklärt werden können.

Von den Ableitungsformen der ältern Sprachen hat das Neupersische noch Manches sich gerettet, und in der Fähigkeit der Bildung zusammengesetzter Wörter kann sie sich der deutschen und griechischen noch immer zur Seite stellen; es ist dieses auch ein Erbstück aus der ältesten Stammverwandtschaft.

Erscheint nun auch dem historischen Betrachter die jetzige persische Sprache als eine Ruine aus dem höhern Alterthum, als eine an Formen arme und auf das unentbehrliche beschränkte Gestaltung menschlicher Redeweise, so soll auf der andern Seite nicht verkannt werden, daß ihr aus dieser Verstümmelung auch einige Vortheile erwachsen sind. Sie eignet sich durch die große Einfachheit ihres grammatischen Systems, wie die englische, ganz besonders zu einer Sprache des Verkehrs, die leicht von Fremden zu erwerben ist; der Mangel an Formen schließt kühne Wendungen der Satzbildung aus, nicht aber die Fähigkeit, sich klar, gefällig und gewandt auszudrücken, und hierin hat die Sprache große Vorzüge; die Abschleifung der Formen pflegt dem Wohllaute förderlich zu sein und ist es auch bei dem Persischen gewesen; zu der weibischen Weichheit des Prâkrits ist es nicht herabgesunken. Als eine solche einfache, klare und liebliche Sprache erscheint es namentlich bei Firdusi, von andern Dichtern die ihm kurz vorhergingen oder gleichzeitig waren, sind uns die Originale noch nicht mitgetheilt. Die Sprache ist hier noch rein; denn die arabischen Wörter sind nur in geringer Anzahl aufgenommen, und da sie noch durchgängig der persischen Grammatik in ihrer Behandlung unterworfen werden, wirken sie weder störend auf die Sprache selbst, noch auf den Eindruck bei dem Leser. Es ist dieses die eigentliche Blüthezeit der Sprache.

---

45) Nur die dritte Person Sing. des zweiten Präteritums hat das verb. substant. nicht (fermûd), weshalb man es aus dem Infinitiv ableitet, was historisch gewiß falsch ist. 46) Das Präsens vom Verb. Substant. lautet im Zend: ahmi, ahi, asti, pl. mahi, sta, henti. Die Endungen eines Verbums erster Classe: âmi, ahi, ati (aiti), pl. âmahi, atha (ata) anti (enti). 47) *Vullers* p. 124.

einer innigern Verwandtschaft beider Sprachen nur den Sinn haben, daß sie schon ursprünglich vorhanden war und sich aus der älteren Sprachgemeinschaft auf die jetzige Zeit fortgeerbt habe. Sonst wäre sie im Laufe des Sprachverfalls entstanden, also ein rein zufälliges Zusammentreffen; und auf ein solches zufälliges Zusammentreffen in der sich parallellaufenden Verkürzung der älteren Sprachformen beschränkt sich in der That, was in der persischen und teutschen Sprache eine besondere Verwandtschaft zu sein scheint; ich sage scheint, denn das Nähere dieser Berührung ist in der That stets nur scheinbar und nur aus einseitiger Betrachtungsweise behauptet worden. Name heißt persisch nâm; wenn wir aber den Namen sagen, ist die Ähnlichkeit mit dem lateinischen nomen und dem sanskritischen nâman größer, als mit dem Persischen. Das Altpersische sagte ohnehin auch nâman. Für den Kenner der alten Sprachen indogermanischer Familie braucht die Behauptung keinen Beweis, daß die innigsten Berührungen des Altpersischen mit dem Sanskrit bestehen, daß es aber zugleich in einzelnen Eigenthümlichkeiten zum Griechischen sich hinüberneigt (z. B. in der fuga sibili im Anfange der Wörter) und daß die nähern Berührungen mit dem Altteutschen und Gothischen nicht größer sind, als die mit irgend einer der übrigen verwandten Sprachen.

So trügerisch nun also diese nähere Verwandtschaft des Teutschen mit dem Persischen auch ist, so ist doch darauf vorzüglich die Ableitung der teutschen Stämme zunächst aus persischen Ländern gegründet worden. Die ursprünglichen *Teutschen mögen dort einst* zu Hause *gewesen* sein, nur sollte man nicht diese Beweise gebrauchen. v. Hammer hat diese Ableitung besonders geltend machen wollen, er findet den Namen Germaniens in Karmanien wieder und hat dazu ein noch näheres Dschermania in Khuwarezm entdeckt[50]). Ich habe einen eifrigen Vertheidiger der Identität der Gallier und Teutschen gekannt, der Abends fußstampfend am Rheine auf- und abging und Cäsar's Commentarien in die Fluthen zu schleudern drohete, weil sie dieser Meinung nicht sehr günstig waren. Dem zweiten Capitel von Tacitus' Germania muß v. Hammer ein viel härteres Loos wünschen. Zwar hat er zum fernern Beweise ein Tausend gleich sein sollender teutscher und persischer Wörter zusammengestellt[51]); wenn von wissenschaftlicher Behandlung der Frage die Rede sein soll, habe ich freilich mit diesem Verzeichnisse nichts zu schaffen; sonst wäre ich geneigt zuzugeben, daß die wiener Speisezettel nicht sowol Teutsch als Persisch abgefaßt wären.

Zum Schlusse einige kurze Worte über die persische Schrift, auch ihre Geschichte hat drei Epochen. Unter den Achämeniden und höchst wahrscheinlich unter den frühern medischen Königen wurde die einfachste Gattung der Keilschrift zur Aufzeichnung des Persischen gebraucht. Daneben wurde wahrscheinlich für die Bedürfnisse des gewöhnlichen Lebens neben jener monumentalen Schrift ein Semitisches Alphabet gebraucht[52]); wenigstens bestätigen die Erscheinungen der zweiten Periode diese Vermuthung. In ihr treten in den iranischen Ländern verschiedene unter sich verwandte Alphabete auf, welche alle auf einen syrischen Ursprung zurückzugehen scheinen[53]). Zuerst unter den baktrischen Königen das Alphabet, welches auf ihren Münzen erscheint, von den indoskythischen Königen beibehalten und auch auf Monumenten gebraucht wurde; dieses Alphabet, welches örtlich an den indischen Grenzen vorkommt, kann dorthin nur aus dem Westen gekommen sein und setzt einen frühern Gebrauch in den westiranischen Ländern voraus. Aus derselben Quelle fließen die Alphabete, welche in den eigentlich persischen Ländern in dieser Zeit vorkommen, das Pehlvi-Alphabet der Sassanidischen Inschriften, das Pehlvi-Alphabet der Parsenbücher, endlich das Zend-Alphabet; dieses letztere ist sehr geschickt den Bedürfnissen einer nicht-semitischen Sprache angepaßt.

In der dritten Muhammedanischen Periode ist auch das arabische Alphabet für das Persische angenommen worden, für die darin fehlenden Laute des Persischen nahm man die Zeichen für die zunächst verwandten Laute des Arabischen und unterschied so p, k' (tsch), g und (französisches) j von b, g' (dsch) k und z; die dem Arabischen eigenthümlichen Lautzeichen mußten beibehalten werden, da man zwar in der Aussprache, nicht aber in der Schrift arabische Wörter mit diesen Lauten änderte. Die Nichtbezeichnung der kurzen Vocale ist mit Angewöhnung an das arabische Alphabet zugleich angenommen worden; sie ist im Arabischen zu rechtfertigen aus der Beweglichkeit des Vocals, den die grammatische Kenntniß mit Sicherheit zu ergänzen befähigt; im Persischen, wo der Vocal nicht dieselbe Art von Beweglichkeit in derselben Wurzel hat und die Grammatik nicht die richtige Vocalbezeichnung lehren kann, ist sie allerdings ein Mangel. So ist auch dieses einer, daß ê und ô nicht anders als î und û geschrieben werden.

Die jetzt gebräuchliche Form arabischer Schrift, die auch von den Persern gebraucht wird, heißt bekanntlich Neskhi; doch schreiben die Perser gewöhnlich diese Schrift cursiver und in „hängenden" Zeilen, weshalb sie bei ihnen Ta'lik genannt wird; Nesta'lik hält die Mitte zwischen beiden; in Briefen wird die Schrift sehr flüchtig und undeutlich geschrieben und erhält daher den Namen Schikasteh, oder gebrochen. (*Lassen.*)

D) Persische Literatur.

Verständigen wir uns gleich von vorn herein über den Kreis der Literatur Persiens, von dem hier allein die Rede sein kann, so stellt sich von selbst heraus, daß die ältere Literatur d. h. die ausgeschlossen bleiben muß, welche über die Zeit der Eroberung Persiens durch die Araber hinausreicht. Jene gehört den besondern Artikeln Zend, Pazend, Pehlwi, Deri und Parsi an. Letzteres, als rein persischer Dialekt, der sich unter dem Namen des Deri als Hofsprache bis

50) Wiener Jahrbücher. IX, 34. Geschichte der schönen Redekünste Persiens. S. 157. 51) Wiener Jahrbücher XLIX, Anzeigeblatt S. 13 fg.

52) Nach *Gesenius*, monumenta phoenic. I. p. 74. 53) Zur Geschichte der Griechischen, 2c. Könige. S. 158.

das Persische gründlich erlernen kann, der nicht auch arabisch versteht, und in dem Verständniß dieser Sprache sich mit einiger Leichtigkeit bewegt.

Suchen wir nun weiter die Gebiete auf, in denen sich die neupersische Literatur am freiesten und selbständigsten erging, so sind es unstreitig die schönen und historischen Wissenschaften, die den übrigen den Rang streitig machen. Der Geist des Volkes und die Lieblichkeit seiner Sprache eignet sich auch ganz vorzüglich durch die einfache, jedoch des größten Schmucks fähige Ausdrucksweise für diese Darstellung, und wurde durch Ausbildung der verschiedenartigsten Zweige der heimischen Literatur eine unerschöpfliche Quelle für die Vorliebe des herrschenden Arabers zur Poesie und Erzählung. Jedoch hing mit diesem Auftreten der neuern persischen Literatur die veränderte politische Lage des Volkes zusammen, und der Zeitpunkt, wo diese eintrat, läßt sich ziemlich genau bezeichnen. Bis auf Mamún, den zweiten Sohn Harún El-Reschid's, der von 198 (beg. 1. Sept. 813) bis 218 (beg. 27. Jan. 833) auf dem Throne von Bagdad saß, waren alle Hoffnungen Persiens unvoraussichtlich; mit diesem Herrscher aber, der früher selbst Statthalter in Chorasan gewesen und von dort aus mit seinem Bruder Emin den Kampf bestanden und durch persische Truppen obgesiegt hatte, auch deshalb diesem Lande seine Vorliebe nie verleugnete, machte sich ein unberechenbarer Umsturz in allen Verhältnissen des neuen Reiches bemerkbar, indem Parteienkampf das große Khalifat zum ersten Male umdrohte und zu zerreißen begann. Dazu gesellte sich der besondere günstige Umstand, daß alsbald einheimische Statthalter Persien befehligten, und bei der immer größern Erschütterung des Thrones von Bagdad Gründer von besondern selbständigen Dynastien wurden. Schon zu Mamún's Zeit schickte man den Verwandten gegen den Verwandten in den Kampf, wenn der eine oder der andere Mächtige auf Befehl des Khalifen nicht entsagen wollte. So der aus niederem Stande entsprossene Jaqúb Ben Leith, der Sohn eines Gelbgießers — (صفّار Saffár), daher sein Stamm die Dynastie der Saffariden genannt —, dann Räuber und zuletzt Heerführer, dem es nicht schwer wurde, von 255 (beg. 20. Dec. 868) an, zuerst Sistán sein Vaterland, alsdann das herrliche Chorasan, Kerman, die eigentliche Provinz Persien und Chusistan zu erobern und Nisabur zu seiner Hauptstadt zu machen, alsbald auch Taberistan und Masanderan demselben Geschick zu unterwerfen. Ihm folgte 265 (beg. 3. Sept. 878) sein Bruder Amru, der vom Tatarenhäuptling Ismail, dem Sohne Ahmed's, dem Samaniden, auf Geheiß des Khalifen 285 (beg. 28. Jan. 898) verdrängt und nach 23jähriger Herrschaft in Bagdad hingerichtet ward. Die Dynastien der Samaniden und Buiden oder Dilemiten theilten hierauf hundert Jahre hindurch die Herrschaft der persischen Provinzen mit einigen schwachen Prinzen der Saffariden. Die Buiden stiegen am höchsten, bis die Gasnewiden von 976 bis 1039 ihre Gewalt beschränkten.

Unter dem dritten der Samaniden, dem Enkel Ismail's und Sohne Ahmed's, Nasr, der in Bochara friedlich seine Regierung beschloß, sehen wir den ersten persischen Dichter Abu'lhasan Rudegi, den Blindgeborenen, zu solcher Ehre und Reichthum durch die Gunst seines Fürsten erhoben werden, daß ihn nicht weniger als zweihundert Sklaven bedienten. Leider aber sind von seinen der Sage nach in hundert Bänden (Heften?) gesammelten Gedichten (1,300,000 Distichen) und von seiner metrischen Übersetzung der Fabeln Bidpai's nur wenige Bruchstücke in den Werken späterer Biographen erhalten worden. Neben ihm sang unter den Samaniden wol noch mancher Dichter, nur nicht mit gleicher Fülle und Anerkennung. Die Dilemiten zählten unter ihren Fürsten den 366 (beg. 30. Aug. 976) auf den Thron gelangten und 403 (beg. 23. Juli 1012) verstorbenen Schems-elmeáli Qabús (قابوس), der seinem Bruder Bitún (بيتون) folgte und ein Sohn des Weschmegir (وشمگير) war. Ihn nennt Hadschi Chalfa als Verfasser eines Buches, betitelt: „Die Vollkommenheit der Beredsamkeit" (كمال البلاغة), was eine Rhetorik zu sein scheint, während von seinen Gedichten nichts erhalten worden ist. Wie er selbst Gelehrte freigebig unterstützte, schrieb, um ihn zu verewigen, sein Enkel Keikawús das von Diez (Berlin 1811) übersetzte ethische Werk, betitelt: „Das Buch des Qabús" (Qabús-námeh), voll Weisheitssprüche dieses vielgeprüften Regenten. Von nun an und vielleicht schon früher scheinen mehre der kleinen persischen Statthalter ihre Hofdichter gehabt zu haben, indem Biographen und nach ihnen von Hammer (Gesch. der schönen Redek. Pers. S. 42 fg.) mehre derselben nennen. In größerem Maßstabe aber stellte sich diese Gewohnheit am Hofe der Gasnewiden heraus. Der zweite derselben, Mahmúd, soll nicht weniger als vierhundert Dichter um sich versammelt gehabt haben, unter denen wir Namen aufgezeichnet finden, die fähig waren, den Glanz seines Hofes zu verewigen. Er selbst gestand die Krone der Dichtkunst dem Ansári (gest. 431, beg. 23. Sept. 1039) zu, den er zum Dichterkönig und Schiedsrichter über alle ihm vorzulegende Gedichte erhob. Von diesem wurde nebst andern größern und kleinern Gedichten das älteste romantische Wamiq und Asra, das von Hammer-Purgstall, weil das Original bis jetzt verloren, nach einer türkischen Übersetzung teutsch herausgegeben hat, gesungen, und seine Gedichtsammlung soll 30,000 Distichen des verschiedensten Inhalts, unter ihnen natürlich viele Qasiden zum Lobe der Gasnewiden gezählt haben. Ein anderer Dichter und Zögling des genannten ist Ferrúchi, der, abgesehen von seinen Lob- und andern Gedichten, zuerst die Gesetze der persischen Metrik und Poetik in dem besondern Werke „der Dolmetsch der Wohlredenheit" begründete und durch seine Schreibweise auch die Prosa fördern half. Mahmúd war es übrigens auch, der aus Liebe zur Literatur und auch wol aus persönlichem Ehrgeize die poetische Abfassung eines Heldenbuches (Schah-námeh), in welchem nach dem prosaischen Bastan-námeh die Geschichte der frühern persischen Herrscher bis auf seine Zeit geschildert werden sollte, von meh-

weri und *Chaqáni*, mußte er diesen beiden nach den Aussprüchen morgenländischer Kunstrichter den Vorzug einräumen. Doch ist bei Allen die Gewandtheit zu bewundern, mit der sie aus dem Schatz ihres Wissens immer den gleichen Gegenständen ihres Lobes neue Seiten abzugewinnen wußten. Trotz der überladenen reichen Bildersprache besiegt endlich immer die Lieblichkeit und das zum Theil treffende Colorit der Sprache den zeitweiligen Überdruß an ihren Poesien.

Unserm Sinne fremdartig durch allegorische Sprache und Inhalt sind die **mystischen** Gedichte, die die Beschaulichkeit des Lebens und das Einwohnen Gottes in dem Menschen unter den verschiedenartigsten Bildern, jedes in seiner Weise, zu veranschaulichen suchen. Diese morgenländische Moral, die vorzüglich bei den Persern zu Hause ist, fand die größten Dichter unter den Sufis oder Theosophen. Der Grund liegt vor. In Persien, dem Lande der Dichtkunst, wucherte die Phantasie nach allen Richtungen hin, und das Einkehren des frommen Herzens in sich fand bald seine heilige Sprache und schilderte die Selbstverleugnung des Menschen, um die ewigen Wahrheiten zu finden, in unmittelbarer, durch dumpfes Hinbrüten möglich gedachten Anschauung Gottes in seiner Einheit und Größe. Der Mensch müsse sich in seiner Menschheit auflösen, und in seiner ekstatischen Erwartung das höchste Wesen von Angesicht zu Angesicht schauen durch die innern Bilder in dem geistigen Auge. Die Lehre der Sufi findet sich daher *nirgends vollständiger durchgeführt, als bei den Persern, und die* Sprache dieser Mystiker, sich stützend auf die Worte des Korans, hat durch Ausbildung mächtigen Einfluß auf die arabische und türkische Poesie dieser Gattung geübt. Die Bruchstücke, die aus diesen Dichtern durch Übersetzungen bis jetzt allgemein zugänglich gemacht worden sind, lassen nur wenig noch von der Ausbildung dieser Geheimnißlehre erkennen, der reiche Inhalt dieser Werke jedoch sich aus den Überschriften der Capitel ahnen, wie sie z. B. von Hammer-Purgstall in den „Handschriften (arabische, persische, türkische, Wien, Gerold 1840)" von S. 427 bis 515 gewährt. Außerdem findet sich in **Mahmúd Schebisteri's** „Rosenflor des Geheimnisses" (pers. und teutsch herausgegeben von **Hammer-Purgstall**. Pesth und Leipzig. In Commission bei Hartleben 1838) in der Vorrede III. die Übersicht der über die Lehre der Sufi herausgegebenen Schriften zugleich mit der Bemerkung, daß ein aus den Quellen gearbeitetes System darüber noch fehle. Dieses Vorwort gibt überdies mannichfache Belehrung über das Wesen der Mystik, und das Gedicht selbst stellt ein artiges Zeugniß dieser Lichtlehre auf, die aber hier eingedenk des Korans und der Überlieferung lange nicht den höchsten Grad ihrer oft als unorthodox verschrieenen Selbständigkeit verräth.

War auch jetzt, wo **Dschingischan** mit seinen mongolischen Horden ganz Asien zu überschwemmen drohte und einen großen Theil wirklich überschwemmte, in der rohen Eroberungssucht dieses unwissenden Barbaren nichts weniger als eine Beförderung der Wissenschaft und Belohnung des strebenden Dichters und Gelehrten zu erwarten, wol aber Vernichtung der vorhandenen Denkmäler, die der Geist bereits geschaffen, zu befürchten, die auch wirklich grade da, wo der Sitz persischer Wissenschaft und ausgezeichneter Gelehrsamkeit, in Samarkand und Bochara zu suchen, erfolgte, so sehen wir dennoch dieselbe blühen und sich durch Flucht schützend retten. Nicht mehr jenseit und diesseit des Oxus, also in den östlichsten und südlichsten Ländern Persiens mochte sie und konnte sie jetzt gedeihen, sondern sie wich in das eigentliche Persien und Vorderasien zurück, nach Schiras und Iconium zu den Atabeken Persiens und den Seldschukiden Rums.

Hatte der oben erwähnte Dichter die Reihe der berühmtern **Mystiker** eröffnet, so kommt uns in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. Ferid-ed-din Attár (in der Nähe von Nisabur 613, beg. 20. April 1216, geboren) entgegen, ausgerüstet mit den entschiedensten Gaben seiner Wissenschaft und der nöthigen Begeisterung für seine beschauliche Lehre, deren Sprache er wie sein großer Vorgänger so sehr mysticirt, daß kein Wort in seinen vielen Werken in seiner sinnlichen Bedeutung, vielmehr alle im mystischen Sinne zu nehmen sind, daher selbst Perser, Araber und Türken in der Folgezeit bemüht sein mußten, die Terminologie derselben in eigenen Werken zu verständlichen, ohne deren Studium das Eindringen in jene für uns unmöglich werden müßte. Nicht alle Dichter und Schriftsteller konnten in diese Geheimlehre von der Einheit Gottes gleich tief eingeweiht werden und sein, daher unter ihnen eine Stufenfolge der einzelnen Classen und deren technische Sprache ausgebildet ward.

Attár (عطار), d. i. der Gewürzhändler, was er von Hause aus war, fand in seinem über 100 Jahre dauernden Leben, von dem er einen bedeutenden Theil in klösterlicher Einsamkeit asketisch verbrachte, Zeit, sich zu einem vollendeten Sufi auszubilden. Sein ganzes Thun und Treiben löste sich im Umgange mit mystischen Schriften und Scheichen und andern frommen Männern der Lichtlehre auf. Ihm war es vergönnt, nach seinem Wunsche über 400 asketische Schriften — welch ein Reichthum dieser Literatur schon in damaliger Zeit — zu studiren, 40,000 Distichen, abgesehen von seinen Doppelreimen, zu verfassen, und die berühmteste und vollständigste aller „Biographien der Heiligen" bis zu seiner Zeit (s. **Hadsch. Ch.** II. S. 258. Nr. 2797 تذكرة الاولياء und **Pendnámeh** XXXIX sq.) während 70 voller Jahre zusammenzutragen und daneben eine Menge anderer Werke in dem Sinne seiner Wissenschaft zu schreiben, deren Verzeichniß die Geschichte der schönen Redekünste Persiens (S. 140—141) enthält. Er fiel als Märtyrer unter den Streichen eines rohen Mongolen in der Zeit zwischen 627 (beg. 20. Nov. 1229) und 632 (beg. 26. Sept. 1234), ein ehrenwerther Träger seines Ordenskleides bis an das Ende seiner Tage. Das „Buch des Rathes" (پند نامه) von de Sacy 1829 herausgegeben, dient den Freunden dieser Wissenschaft als Leitfaden zur Beurtheilung seiner Darstellungsweise und der Lehre selbst.

..s mit den bessern Schriften dieser Literatur, .. Indien aus, bekannt gemacht. Das Bor.. (برهان قاطع) mit vorausgeschickter Kur.. ..tik, welches in Großquart 1818 zu Calcutta .. nur dem Umfange nach — an sich ist es ..rauchbares Wörterbuch — ein Vorläufer des Siebenmeers" (Haft Kulzum هفت كلزوم), .. Folianten den sprachlichen Theil zu erschöpfen ..n einem siebenten die Grammatik hinzufügte. .. erschien zu Lucknow 1822, und ging aus der königlichen Verfassers, des Sultans von Oude, .. Beide Werke geben eine befriedigende Ansicht .. Standpunkt der einheimischen linguistischen Stu.. .. lassen uns weitere Arbeiten dieser Art überge.. Borhani Qatiu oder den schneidenden Beweis .. .. in einer türkischen, zu Constantinopel .. Übersetzung von 863 engen Kleinfolioseiten; .. endlich die europäischen Studien der persischen .. die in ihr erschienenen Druckwerke anlangt, ..ndiger, als hier geschehen konnte, in dem Art. ..he Studien (3. Sect. 5. Th. S. 214 fg.) Rede gewesen.

Wenn überdies Handschriften, die noch andere Zweige der Literatur neben den hier erwähnten Hauptwissenschaften der Perser berühren, Veranlassung zu weiterer ..rung literarisch-historischer Fragen geben konnten, so unterblieb diese absichtlich, da ihr Werth neben dem Gegebenen nicht in Betracht kam. (*Gustav Flügel.*)

PERSER (Bildhauerkunst), heißen bei den Engländern männliche Statuen (Atlanten), welche Gesimse und dergleichen zu tragen bestimmt sind. Sie kamen zuerst nach dem Siege, welchen Pausanias über die Perser davon trug, in Athen in Gebrauch, bestanden aus männlichen Statuen mit vorn zusammengebundenen Händen und anderen Zeichen der Sklaverei, und dienten an der Stelle Dorischer Säulen, um das Gewicht Dorischer Simse zu tragen. Nach le Clerc repräsentiren die Perser jedoch nicht blos die Sklaverei, sondern auch die Kraft, Freude, Trauer ꝛc., und stellen dann Götter, Heroen, Faune und Satyrn dar. (*G. M. S. Fischer.*)

PERSE-RASCH (ras de Perse), eine Art des unter dem Namen Rasch bekannten Seidenstoffs. (*Karmarsch.*)

Ende des siebzehnten Theiles der dritten Section.

